Streifzüge

in

Schleswig-Holstein

und

im Norden der Elbe

von

Theodor Mügge.

Erster Theil.

Frankfurt am Main,
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

Druck von Benjamin Krebs.

4.0

Vorwort.

Dieſe Streifzüge im Norden der Elbe ſind aus den Ergebniſſen eines Sommerausfluges entſtanden, welcher mich in zwei Länder führte, die für uns Deutſche ein großes und allgemeines Intereſſe haben. — Seit Jahren hören wir von dem Streite Schleswig-Holſteins gegen Dänemark, das dieſe reichen und fruchtbaren deutſchen Herzogthümer als ſein Eigenthum betrachtet und nicht losgeben will, weil ſie auf ewige Zeiten dem däniſchen Staat als Provinzen einverleibt ſeien; während doch die Schleswig-Holſteiner auf's Beſtimmteſte dagegen proteſtiren, ſich auf ihre geſicherten Rechte und Landesprivilegien berufen,

und Schutz und Hülfe bei Deutschland suchen, dem sie durch Sprache, Abstammung, Sitte, Einrichtungen und Gesetze, durch geistige Entwickelungen wie durch ihr materielles Wohl und Weh angehören.

Obwohl nun dieser Streit der Dänen und der Deutschen in die Zukunft hinausreicht, weil die staatsrechtliche Lösung Schleswig-Holsteins von Dänemark erst erfolgen kann, wenn der Mannsstamm der jetzt regierenden Linie des dänischen Königshauses erlischt, so ist es dennoch wichtig, daß Deutschlands lebendiger Antheil nicht erkaltet, weil die Dänen damit umgehen, in nächster günstiger Zeit entweder Schleswig und Holstein, oder wenn dies nicht geschehen kann, Schleswig allein, als incorporirte Provinz des dänischen Reichs zu erklären; allen verbürgten Rechten zum Trotz, welche dies Herzogthum aufzuweisen hat, um im ewigen, unlöslichen Verein bei Holstein und mit diesem bei Deutschland zu bleiben.

Deutschlands Theilnahme für die bedrängten

Brüder im Norden der Elbe iſt jedoch nicht vergebens angerufen worden. Das in uns erwachte Nationalgefühl mußte uns ſchaamroth erinnern, was unſer Vaterland zu anderen Zeiten ſchon durch länderſüchtige Nachbarn und eigene ſchuldvolle Schwäche verloren hat. Die Zukunft aber muß uns Aehnliches fürchten laſſen, wenn wir nicht endlich allen Nationen zeigen, daß wir einiger und ſtärker ſind, als damals, wo ein ohnmächtiges, zerſtücktes Volk in demüthiger Verknechtung kein anderes Gefühl kannte, als das des unterwürfigen Gehorſams gegen die dreihundert Herren des deutſchen Landes. — Jetzt iſt es wenigſtens um etwas anders geworden. — Rechts- und Vaterlandsgefühle ſind überall erwacht; wir glauben an eine Zukunft unſeres Volks und dieſer Glaube wird zur Erlöſung führen! — Im Kampfe gegen die Geſpenſter der Vergangenheit, wie gegen die erdrückende Rieſenhand, welche auf uns ſo lange laſtet und nur langſam und gezwungen ihre Beute losläßt, in dieſem Kampfe ſind wir endlich ſo

weit gekommen, uns als Volk zu empfinden, und bei eigener Noth und Pein rege Theilnahme an Allem zu nehmen was Deutschland trifft, wo es auch sein mag; weil wir in Leid und Freude fühlen, wie nahe es uns angeht. — So ist es auch mit Schleswig-Holstein. Wir sind seine natürlichen Verbündeten gegen die Dänen. Unsere Sympathien sind gerecht; die deutsche Presse thut ihre Schuldigkeit, so viel sie vermag; in den Volkskammern deutscher Staaten aber in Baden, Würtemberg, Braunschweig und Sachsen, haben sich die besten Männer erhoben und Schleswig-Holsteins Sache als Sache des deutschen Volks erklärt.

Bei dieser Theilnahme, welche in Deutschland immer lebensvoller weiter greift, ist dennoch der größte Theil meiner Landsleute wenig oder nur ganz im Allgemeinen mit den Zuständen Schleswig-Holsteins bekannt. — Darum scheint es kein undankbares Unternehmen, Land und Leute und deren Verhältnisse und Rechte darzustellen, wie

ſie ſind, daß Jedermann lernen und ſich überzeugen möge, wie es damit beſchaffen ſei. — Nordwärts der Elbe, in die kimbriſche Halbinſel, kamen bis jetzt wenige Reiſende. Es iſt eine ferne und ſeit Jahrhunderten faſt vergeſſene Ecke Deutſchlands, die man aufſuchen muß, ganz und gar ihretwegen. Denn zu allen Seiten rauſcht das Meer; das Land iſt klein und ſtill, und bietet wenig Reiz, weder durch romantiſche Naturſchönheiten, noch durch große Städte voll Kunſt und Weltleben.

Dennoch aber iſt hier manches zu finden, das verbunden mit unſern nationalen Sympathien, unſere Aufmerkſamkeit im nicht geringem Grade feſſeln kann. — Deutſcher Sinn, deutſches Leben, eine innige und rührende Anhänglichkeit an Deutſchland weht uns an, und Tüchtigkeit, verſtändiger Muth, ein kräftiges Volksleben ſind in keinem deutſchen Lande mehr zu finden, als hier.

So widme ich denn mein Buch allen Deutſchen, die ein Herz für die Zukunft unſeres großen

Vaterlandes haben, und Schleswig-Holstein, als zu ihm nur und uns gehörend, mit Theilnahme betrachten.

Berlin im März 1846.

I. Kapitel.

Von Berlin nach Mecklenburg.

Es war ein heißer Julitag, als ich mit der Schnellpost nach Hamburg fuhr, und mehr als einmal bereute ich es, nicht lieber eines der kleinen, raſchen Dampfboote der Seehandlung benutzt zu haben, die in vierundzwanzig Stunden, von Potsdam aus, ſich durch alle die tauſendfachen Krümmungen der Havel und Elbe winden, und, wenn ſie nicht etwa auf irgend einer Sandbank ſitzen bleiben, immer rechtzeitig in dem großen Hafenplatz eintreffen. Aber eben das Sitzenbleiben hielt mich davon ab; ſo fuhr ich denn durch die große, norddeutſche Ebene und hatte Muße genug, ihre Schönheiten im Schweiße meines Angeſichts zu betrachten.

Kornfelder, Sand, Föhren, Moor, Seen und Teiche, dunkle Waldleiſten, Dörfer mit zahlloſen Storchneſtern, Wirthshäuſer voll unermeßlicher Fliegenſchwärme, kleine Städte, das berühmte

Kyritz darunter, Diners mit dem unvermeidlichen Kälberbraten, endlich Reisegefährten, schweigsam und gesprächig, unterhaltend oder langweilig — es wechselte Alles, und im Grunde war es auch gar so übel nicht.

Meine ausdauernden Begleiter waren einige Herrn, die Cigarren rauchten, über Eisenbahnen, Wetter, Abenteuer in der Hauptstadt, Politik, Polizei, Gasthöfe, Ronge, Lichtfreunde und Rheingränze sprachen; dazu ein schönes, schüchternes, blaßes Jüngferchen, das, wie ich glaube, zur Hochzeit oder Kindtaufe fahren wollte, und dieserhalb einen ungeheuren Kuchen viele Meilen weit vor sich auf dem Schoße trug. Ich hatte Unterhaltung im Sehen und Hören, und sagte bei jeder neuen Meile: welche Lust gewährt das Reisen, selbst bei vierundzwanzig Grad Hitze im glühenden Bauche einer Schnellpost! Solche Selbstverleugnung muß belohnt werden.

Ganz besonderes Vergnügen aber gewährte es mir, als ein junger Mann mit frischem Gesicht und hellen Augen unser oft geschmähtes Vaterland gegen seinen Nachbar vertheidigte, der in seinem dicken, schwarzen Bart wie ein Menschenfresser aussah, und dergleichen mörderische Gedanken auch

ſicherlich gegen uns im Schilde führte. — Es war ein Franzoſe nämlich, aus dem Süden, ein Weinhändler, oder ſo etwas, der allerlei giftigen Spott über deutſches Land und deutſche Leute vorbrachte. Ein echtes Kind der großen Nation alſo, welche ſo gerne von Neuem ein Stück vom alten, heiligen Reich der Deutſchen verſpeiſte, dabei aber die deutſchen Dickköpfe im Elſaß noch immer nicht ganz verdauen und zu Franzoſen machen konnte; ſie auch niemals dazu machen wird, ſchon darum, weil die ſchwere, deutſche Zunge gar zu ungelenkig für die ziſchende, zerfließende Sprache bleibt.

Der junge Mann war ein harmloſes, deutſches Blut, ohne Liſt und Arg, der Alles ausſprach, was er dachte, des Schlimmen und Schlechten, was es giebt, kein Hehl hatte und ſeinem Gegner dabei in die Hände arbeitete, ohne daß er es wußte. — So ſind wir aber Alle. Unſer Stolz auf Vaterland und Volk iſt in ſeinen innerſten Fugen gelähmt. Wenn wir uns vertheidigen ſollen, wiſſen wir nie recht, wo wir beginnen müſſen. Es fällt uns ſo viel Schmerzliches ein, eine ſolche Demuth, und von der andern Seite Zorn und Angſt kommen über uns, daß gewöhnlich aus dem Vertheidiger ein Ankläger wird, der wild und

toll um sich schlägt, und mit Verwünschungen auf tausend Zustände und Verhältnisse endet. — Das ist nun wohl kein Beweis von der viel gerühmten deutschen Geduld; aber giebt es denn nicht Manches, worüber selbst ein Deutscher ungeduldig werden kann? Giebt es nicht Fragen, welche die bittersten Empfindungen aufwecken?

Und doch hat sich seit Jahren viel mehr noch im Bewußtsein des Volks geändert, als was thatsächlich sich verwandelte. — Ein Baum der Hoffnung ist mit grünen Knospen in vielen tausend Herzen aufgeblüht. Der Deutsche empfindet sein Vaterland, man kann sagen er ahnt seine Nähe, und eine Sehnsucht hat ihn ergriffen, wie Einen, dem im Traum ein schönes Zauberbild erschien, woran er, erwacht, immer weiter denken muß.

Der Schimmer dieser Hoffnungen, die mit jedem Tage an Stärke wachsen, sprach sich auch in den Antworten des jungen Mannes aus. — Sie haben Recht, sagte er unter Anderm mit zürnenden Blicken zu dem Franzosen, der an den Fingern herzählte, wie miserabel es uns gehe; aber der deutsche Michel wird endlich aufwachen; endlich wird er doch wissen, daß es Zeit ist, sich nicht länger so schlecht behandeln zu lassen, und er reibt

ſich ſchon die Augen, merkt ſchon da und dort worum es ſich dreht. — Sie kennen Deutſchland nicht, mein Herr, Sie wiſſen nicht daß es uns endlich ernſt damit iſt, praktiſch zu werden und vorwärts zu kommen. — Deutſche Einheit! da ſteckt der Knoten. — Kein Oeſterreich, kein Preußen mehr, ein einiges Deutſchland, das frei iſt, wie ſeine Berge! — Der alte, würdige Erzherzog Johann hat es geſagt; Gott ſchenke ihm dafür lange, frohe Tage! Beim Dombau-Feſt in Köln hat er Königen und Herren ſeinen wackern Spruch, wie ein echter Ritter den Fehdehandſchuh, in's Geſicht geworfen, und die es hörten und laſen, denen gellt es noch in den Ohren. — Ein Deutſchland! alle Wetter, komme wer da will, Deutſchland wird ſich nicht fürchten!

Der Nachbar mit dem großen Barte machte ein ſpöttiſches Geſicht. — Wie heißt die Stadt dort? fragte er in ſeiner franzöſiſchen Ausſprache und deutete auf den Thurm, der im Abendnebel vor uns aufſtieg.

Das iſt Perleberg, verſetzte ſein Gegner, eine ſehr wackere, patriotiſche Stadt, welche einen hitzigen Streit um die Eiſenbahn führte, die ihr entzogen wird, und erſt vor Kurzem mit großen

Kosten ein neues Rathhaus erbaut hat; noch ehe sie dies aber that, vor Jahren im alten Rathhause einst den merkwürdigen Beschluß faßte, die Landtage der Provinz nicht mehr mit einem Abgeordneten zu beschicken.

Sie wollten also zwei Deputirten wählen, die ehrgeizigen Bürger? rief der französische Herr.

Bitte um Verzeihung, sagte der junge Mann mit seiner norddeutschen, wunderlichen Höflichkeit, sie wollten gar keine.

Parblen! und warum?

Weil die weisen Leute behaupteten, daß der Eine schon zu viel koste und zu nichts hülfe.

Der Franzose lachte, ich sah zum Fenster hinaus. Ein paar dunkle Gestalten gingen quer über Feld, in ihre Mäntel gewickelt, an uns vorüber.

Was sind das für Männer? fragte der Mann aus dem Süden. Sie tragen Gewehre auf der Schulter.

Es werden Grenzjäger sein, meinte Jener in der Ecke.

Douaniers! rief mein Nachbar lebhaft. Ist das Ausland so nahe?

Jenseits der Hügel dort geht es nach Mecklenburg hinein, war die Antwort. Es wird scharf

aufgepaßt bei Tag und Nacht. Die Paſcher ſind fixe Leute und ſpaßen nicht.

Gehört Mecklenburg zu Deutſchland? fragte der Franzoſe.

Ja freilich, ſagte der junge Mann ganz verwundert, es iſt ein deutſches Land, ſo gut wie dies hier, hat denſelben ſchönen Sand, dieſelben ſchwarzen Fichtenwälder. Aber freilich, das Mehl iſt billig, das Fleiſch iſt billig, das Salz auch. Du lieber Gott! die Leute thun es mal nicht anders; jeder ſucht ſo wohlfeil, wie möglich, zu dem zu kommen, was er braucht.

Und ſie werden todt geſchoſſen dafür! ſchrie der bärtige Herr triumphirend.

Wie es ſich eben am beſten macht, erwiderte ſein Nachbar. Wenn die Paſcher ſich nicht fangen laſſen, wenn ſie davon laufen, oder gar ſich wehren wollen, ſetzt es Blut und Wunden. Zuweilen kommen aber auch die Zollwächter ſchlimm fort, werden todt geſchlagen und gemartert ohne Erbarmen. Die Grenzſteuer bringt das ſo mit ſich.

Mein Herr, ſagte der Franzoſe lachend und ſtieß mich an, das iſt ein ſchönes Beiſpiel Eurer deutſchen Einheit und Eures Vorwärts!

Es iſt bei Euch nicht um ein Haar beſſer, er-

widerte ich. Es gehört mit zu den Vorzügen der Civiliſation, ſich nicht willkührlich, ſondern geſetzlich todtſchlagen zu laſſen.

Warum verſchmähen die mecklenburger Barbaren auch die Segnungen des Zollvereins, rief der junge Menſch lebhaft. — Dies Mecklenburg iſt ein Jahrhundert hinter uns zurück. Es iſt eine wirkliche Burg aus dem Mittelalter; ein Land in welchem, wie Hugo's berühmte Rechtsgeſchichte ſagt, jeden Tag ſieben mal Fleiſch gegeſſen wird; wo man ſehr wohlfeilen Wein trinkt, ſehr vortreffliche Butter macht, wo jeder Edelmann ſteuerfrei iſt, und wo unermeßlich große dicke Menſchen wachſen in Fülle der Geſundheit; gutmüthige brave Leute. Ich habe Vettern und allerliebſte Baſen da drüben.

Ein köſtliches Land, ſchrie der franzöſiſche Weinhändler.

Ja gewiß, ein durchaus geſegnet gutes Land, ſagte der Andere erboſt; voll Wieſen und Auen, reichen Kornfeldern, Wäldern voll Wild, Seen voller Fiſche, und an den Küſten ſchöne Häfen, die den Engländern und deren Waaren geöffnet ſind. Es iſt ein idylliſches Land, eine Art Paradies, ein Land der Sehnſucht für den echten Germanen, der den verſchönenden Roſt der Jahrhunderte liebt. —

Geſetze, zwei oder dreihundert Jahre alt aus den glücklichſten Zeiten des heiligen römiſchen Reichs; eine Verfaſſung, die nichts zu thun hat mit dem Schwindel der modernen Gleichmacherei; Adel und Ritterſchaft mit alten ſchönen Vorrechten und Sonderrechten; große Güter von vielen tauſend Morgen Flächenraum; freie Bauern dagegen ſo gut wie gar keine. — Dazu Städte, wo Verwaltung und Juſtiz in ungeſtörter Vereinigung in den Händen der geſtrengen Bürgermeiſter ruhen, die auch auf den Landtagen ſitzen. Induſtrie, dies verzogene Kind der Gegenwart, nicht vorhanden; Gewerbe vor Zunftzwang behütet; Intelligenz ein unbekanntes Wort; Advokaten dagegen, wie ein Netz überall ausgeſpannt; Prozeſſe unerſchöpfliche Goldgruben, und Alles ſo alt, ſo verworren, ſo mährchenhaft, wie Tauſend und eine Nacht. — Kurz, mein Herr, Sie können es nicht ſehen und nicht fühlen, aber die Grenzpfähle ſteigen bis in den Himmel hinauf und ſchneiden dort den Aether ab. — Es iſt ein Stück Luft aus dem ſechzehnten Jahrhundert, was noch immer über dem alten Obotriten-Lande ſchwebt.

Ein allgemeines Gelächter folgte dieſer geographiſchen Notiz; hätte aber der Poſtillon nicht eben

geblaſen und der ſchwere Wagen auf dem Steinpflaſter der guten Stadt Perleberg nicht gar zu fürchterlich geraſſelt, ſo hätte ich dem aufhorchenden Franzoſen hinzufügen können, daß bei alledem in dem gefährlichen Lande gar manche brave und tüchtige Männer wohnen, die ſehr wohl wiſſen, wo der Schuh ſie und uns Alle drückt; die es aber nicht ändern können und nur gelegentlich ein leiſes, liberales Knurren hören laſſen, das ſelten einmal über den mecklenburgiſchen Himmel hinausdringt. Denn das gehört auch zu den Vorzügen dieſes Wunderlandes, daß bis jetzt die Verderbniß der Zeit es nicht dahin bringen konnte, einen jener Tummelplätze der Lügen und Bosheiten, Zeitung genannt, hier zu Stande zu bringen: freilich vielleicht nur darum, weil die einſichtige Regierung jede Erlaubniß dazu ſtandhaft verſagt.

Ein paar Stunden ſpäter fuhren wir in Mecklenburg ein, und es war wirklich ſo, wie es der junge Menſch in der Ecke geſagt hatte; es war deutſches Land und deutſche Leute mit treuherzigen, guten Geſichtern, die wir antrafen. — Die gelehrten Herren haben hinter ihren Bücherhaufen hervor bittere Streite geführt, ob es Heinrich dem Löwen in den langen fürchterlichen Kriegen, worin

er hier und im ganzen Wendenlande an der Oſtſee, bis Holſtein hinab, mit Feuer und Schwert gewüthet, gelungen ſei, das wendiſche Blut gänzlich auszurotten? — Sie hätten geſcheuter gethan, herzukommen und zu ſehen, ob irgend noch ein Reſt wendiſcher Sitten und Gebräuche ſich erhalten habe, aber ſie hätten ſicher nichts gefunden. Holland, Friesland, Sachſen und Weſtphalen haben dem ganzen deutſchen Norden die Bewohner gegeben, als das tapfere Wendenvolk in dreihundertjährigen Kämpfen den Deutſchen unterlag. — Was an Ueberbleibſeln dann noch vorhanden, hat ſich mit den Siegern längſt verſchmolzen, und nur an einigen, von Naturverhältniſſen begünſtigten Stellen, findet man die ſchwachen Spuren jener großen, kühnen Volksſtämme in wenigen armen kleinen Dörfern beiſammen, wie z. B. in der Lauſitz.

Daß aber der norddeutſche Sand in Mecklenburg nicht fehlt, beweiſen die langen gelben Dämme, auf denen die Eiſenbahn bei Grabow hinzieht; — die Wälle und Mauern einer neuen Civiliſation, von der die Menſchheit wieder einmal Glück, Frieden und Freiheit erwartet. — Es wurde fleißig gearbeitet, Brücken gebaut und der Bahnhof dicht

an der Stadt errichtet, was man den patriotiſchen Beſtrebungen einiger Männer verdankt, die weiter hinausſahen, als ihre Landsleute. Im Uebrigen ſpannt man die Hoffnungen zu hoch, wenn man meint, Eiſenbahnen ſeien Goldadern für jeden Ort, der von ihnen berührt wird. Die Erfahrung zeigt uns jetzt, wie ſehr man ſich darin täuſcht. Nur den Endpunkten, den großen Handelsplätzen, und ſolchen Städten, die Lebenskraft zur weitern Entwickelung in ſich tragen, fällt der Nutzen zu; für die übrigen aber kann das Neue ſogar nachtheilig wirken und eine größere Verödung und Abnahme des Wohlſtandes herbeiführen, als man anderſeits durch die Theilnahme an dem ſchnellen Verbindungsmittel gewinnt. — Die Chauſſeen werden, wenn dieſe Eiſenbahn fertig iſt, einen großen Theil ihres jetzigen Frachtverkehrs verlieren, die knallende Peitſche des Fuhrmanns wird nicht ſo häufig mehr den geſchäftigen Gaſtwirth an die Thür locken; auch der Handwerker in der kleinen Stadt wird an Kundſchaft einbüßen, denn leicht reiſt man nach Berlin, oder Hamburg, kauft dort ein, und lernt neue Bedürfniſſe kennen. Der Luxus vermehrt ſich, der Zwiſchenverkehr wächſt, die Preiſe der Lebensmittel ſteigen, und doch bringen die pfeil-

ſchnell dahin fliegenden, kommenden, und nach wenigen Minuten wieder verſchwindenden Wagenzüge keine Gäſte mit, welche bleiben und verzehren. Dampfwolken allein ſenken ſich auf Land und Stadt, aber ſie wirken nicht befruchtend. Indeß iſt es doch jedenfalls eine wichtige Bevorzugung, wenn ein Arm des eiſernen Gürtels, der nach und nach die ganze civiliſirte Welt umſchlingen ſoll, eine Stadt berührt. Er wird zu Entwickelungen der Thätigkeit auffordern, und wenn irgend ein induſtrieller Funke vorhanden iſt, wird er ihn erwecken und zur Flamme anblaſen. Er iſt ein Weg zu jedweder Bildung, ein Weg zur Theilnahme an allen Fortſchritten, ein Mittel, Trägheit und Gleichgültigkeit zu verſcheuchen und aus Scheintod zum Leben zu wecken.

Darum iſt auch ganz beſonders für Mecklenburg dieſe Eiſenbahn nützlich und nöthig. Man hat in den letzten Jahren hier fleißig Chauſſeen erbaut, und das iſt ein rühmliches Beſtreben, was ſeine guten Früchte tragen wird. Daß auch die Ritterſchaft auf den Landtagen dies eifrig betrieb, und eine anſehnliche Unterſtützung von 20,000 Rthlr. für jede Meile bewilligte, iſt ein gutes Zeugniß für ſie, und hat mich wenigſtens glauben gemacht,

daß sie eigentlich gar nicht so anmaßend und unwissend sei, wie man es ihr nachsagt. Einige Anwandlungen kann man ihr wohl nachsehen, wenn man die Verhältnisse betrachtet. Man denke sich ein Land in welchem erst im Jahre 1820 die Leibeigenschaft, de jure wenigstens, aufgehoben ist, während sie de facto eigentlich noch immer fort besteht. Man denke sich Bauern, die meist ohne Eigenthum sind, Pächter, Tagelöhner, Knechte, die ganz von dem gestrengen Herrn abhängen, der sie nach Belieben mißhandeln kann, ohne daß es für sie einen Richter auf Erden giebt, wo Recht zu erhalten wäre; man denke sich den Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf seinem wohlerworbenen, großen Eigenthume, mitten in wohlerworbenen Rechten, zu denen früher, wie ich meine, auch das jus primae noctis gehörte; man denke sich dies ganze Land, in welches der, im Jahre 1160 christlicher Zeitrechnung verstorbene, selige Wenden-Fürst Niklot, Stammvater der jetzigen Großherzöge, im Fall er wieder auferstände, ohne große Schwierigkeiten in Gottes Namen weiter regieren könnte; — und wenn man dies Alles zusammenfaßt, muß man sich wundern, daß diese Felder und Auen wenigstens so blühend und reich sind, daß in Mecklenburg die

Landwirthſchaft auf eine ſo hohe Stufe der Entwickelung gekommen iſt, und vielleicht kann man es ſelbſt als ein Glück preiſen, daß mittelaltrige Rechte wenigſtens den Rittern und Städten erhalten wurden und nicht Alles dem Abſolutismus der Fürſten anheim fiel; obwohl dies meine Meinung durchaus nicht iſt. Denn der Abſolutismus iſt eine nothwendige Uebergangsſtufe, um aus Sonderrechten und Sonderfreiheiten zu allgemeiner ſtaatsbürgerlicher Freiheit zu gelangen. Man kann ſich aber nicht wundern, wenn in Mecklenburg da und dort, in den letzten Jahren Scenen der brutalſten Gewalt und der Rache vorkamen, über welche man bei feſteren Rechtszuſtänden zuſammenſchaudert. Man erinnert ſich, wie ein mecklenburgiſcher Gutsbeſitzer von ſeinen eignen Hofleuten langſam zu Tode gemartert wurde. Gepeitſcht und zertreten mußte er zuletzt auf Glasſtücken tanzen und man ſpielte ihm dazu auf, faſt wie dem Grafen von Helfenſtein im deutſchen Bauernkriege; wahrſcheinlich aber iſt der Prozeß darüber noch nicht entſchieden, denn in Mecklenburg übereilt man ſich in keinem Dinge. So wurde auch vor kurzem ein Bürgermeiſter von den Bürgern aus der Stadt gejagt und es fehlte nur noch, daß er Urfehde hätte ſchwören müſſen,

um das mittelaltrige Stück vollständig zu machen. — Solche Vorgänge sind die Gegenwirkung der Zeit, die sich selbst zu helfen sucht, wenn ihr andere Mittel abgeschnitten sind, wenn die alten, festgehaltenen Zustände keinen Schutz und Schirm mehr gewähren und das erwachte, erbitterte Bewußtsein des Schlechten sich im Volk dagegen empört. Man darf jedoch auch hierin nicht zu hart urtheilen, denn allzuleicht vergißt man über dem Splitter den Balken im eigenen Auge. Haben wir nicht selbst jüngst in Schlesien Vorgänge erlebt, die sich ganz würdig an diese reihen? — War nicht dort ein edler Graf, der als Gutsbesitzer seine Polizeimacht so eigenthümlich handhabte, daß er muthmaßlichen Dieben die Bastonade geben und sie gut orientalisch foltern ließ, was ein paar dieser lumpigen Elenden so wenig vertragen konnten, daß sie davon starben? — Freilich verurtheilte ein Oberlandes-Gericht ihn dafür zu sechsjähriger Einsperrung, aber er hat keine Stunde gesessen. — Nicht schlechter ging es einem Edelmanne aus dem Havellande, der einen gemeinen Kerl, welcher sich nicht prügeln lassen wollte, sondern sich unterstand, wieder zu schlagen, als der gnädige Herr schlug, vor einiger Zeit an den

Beinen in ſeiner Scheune aufhängen ließ. Auch er wurde rechtskräftig verurtheilt, aber das Urthel nicht ausgeführt. Nimmt man nun dazu, was von der Rechtspflege der Landräthe und Gutsbeſitzer anderweitig von Zeit zu Zeit verlautet; gedenkt man der ſchrecklichen Erzählung, die vor kaum einem Jahre, auch aus Schleſien, alle Zeitungen füllte, von Wilddieben, die von eifrigen Forſtbeamten niedergeſchoſſen und dann auf Holzſtößen verbrannt wurden, Erzählungen die niemals widerlegt worden ſind; hört man von den nächtlichen Kämpfen in den Grenzſtrichen, oder will man gar danach fragen, was in Oeſterreich und anderswo geſchieht, wo der Bauer noch ganz als Knecht in der Abhängigkeit der Scholle und ihres edlen Eigenthümers lebt, der ſeine Jagdhunde oft höher, als jenen achtet: ſo kann man ſich nicht zu ſehr vor den Verhältniſſen in Mecklenburg entſetzen, in dieſem Lande alterthümlicher Zuſtände, wo der Uebermuth der Herrn mehr zu entſchuldigen iſt, als da, wo die ſo oft gerühmten beſſern Rechtsverhältniſſe einen größern Schutz gegen Mißhandlungen vorausſetzen laſſen.

Es gewährt aber einen eignen Reiz, zu erfahren, wie alt und wunderbar feſtgekittet in dieſem

Mecklenburg noch so Vieles ist. Es ist gleichsam eine Musterkarte der dem Menschengeschlechte angestammten Trägheit, die etwas Göttliches hat, weil keine Stöße, keine Leiden, keine Heimsuchungen der fürchterlichsten Art im Laufe von Jahrhunderten sie erschüttern konnten. — Diejenigen, welche die Hoheit des menschlichen Geistes anbeten, mögen hierher gehen und sich überzeugen, welchem schwerfälligen Gotte ihre Verehrung geweiht ist, und wie diese erhabene Vernunft, auf viele Menschenalter hinaus, in demuthsvoller Bescheidenheit dienend im Winkel steht und Wasser trägt, wenn nur sonst dafür gesorgt wird, daß die Kaste der Heloten nicht hungert und nicht friert, auch ihre sonstigen thierischen Begierden nicht verkürzt werden.

In Mecklenburg kommt der einzelne Mensch, als solcher, im Staate gar nicht in Betracht, der Stand, die Corporation thut Alles. Der Patrimonial-Staat hat seine Kreise gezogen, und ordnet darin alle Klassen der Gesellschaft, bis zu den untersten, äußersten Stufen derselben, nach besondern Rechten, in welchen sich jede Klasse selbstständig bewegt. Und nach diesen Rechten wird jeder gesetzlich unpartheiisch behandelt. In seiner

Ungleichheit kaſtenartig abgetrennt nach Beſitz und Eigenthum, Stand und Gewerbe, iſt ihm zugeſagt, daß unabhängige Richter ohne Rückſicht auf Geburt und Stand ihm zum Recht helfen ſollen. — Wäre dieſer Staat des Mittelalters in allen ſeinen Theilen fortgerückt, hätte er die neue Zeit in ſich aufgenommen, und die alten Freiheiten und Sonderrechte zu allgemeinen Rechtszuſtänden verſchmolzen, ſo könnte Mecklenburg ein Vorbild für andere deutſche Staaten ſein. So aber iſt es ſeit zwei Jahrhunderten ſtehen geblieben, wo es ſtand. Der Abſolutismus iſt nicht dazu gelangt, die Rechte der Stände mit eiſerner Gewalt zu zerſchlagen und eine Centraliſation zu bewirken, in welcher der Fürſt der einzige Berechtigte ward. Er iſt nicht dazu gelangt, eine bureaukratiſche Gewalt zu begründen, ſondern er hat die Herrſchaft fortgeſetzt mit Adel und Städten getheilt, ſogar im Jahre 1807, als Friedrich Franz zum Rheinbunde getreten war und er die Verhältniſſe leicht ändern konnte, ſtand er freiwillig davon ab, und die Staatsurkunde vom 28ſten November 1817 änderte nichts an dem Herkömmlichen; ſie erklärte und beſtimmte nur näher, was in Streitfällen geſchehen ſolle.

So ſehen wir denn alle die alten, vergilbten Verträge früherer Jahrhunderte noch in voller Kraft: die Union von 1523, die ſternberger Reverſalien von 1572, die güſtrowſchen Reverſalien von 1622, der landesgrundgeſetzliche Erbvergleich von 1755, die Roſtocker Vergleiche, der letzte von 1788, u. ſ. w. — Und wie eigenthümlich ſind die Verhältniſſe der von zwei verſchiedenen fürſtlichen Linien beherrſchten Länder. Die Ritterſchaft beider Herzogthümer bildet ein Ganzes; vier und vierzig Städte ſind in drei Kreiſen mit drei Vorderſtädten vereint, die Landtage gemeinſam, das Obergericht gemeinſam, die Maſſe des Volks aber überall gleich unbeachtet, ohne Bodenbeſitz, alſo auch ohne Anſprüche. Die Stände aber bewahren ihre Rechte den Fürſten gegenüber in einem engeren Ausſchuß, der ſeit 1620 permanent erklärt iſt, und in Roſtock ſeinen Sitz hat. Und dieſe Stadt Roſtock ſelbſt iſt eine Art Republik, ein Staat im Staate, mit eigener Gerichtsbarkeit, Polizeimacht, eigener Beſchatzung, eigener Flagge, Münzrecht, Stapelrecht, Acciſe, die ſie mit dem Landesfürſten theilt; wie denn überhaupt auch Wismar wieder beſondere Rechte hat, und jede Stadt faſt mit ihren mehr oder minder großen Privilegien

von der andern ſich unterſcheidet. — Acht Landräthe und drei Erblandmarſchälle ſtehen an der Spitze der ſtändiſchen Corporation, ſieben ernennt der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf Vorſchlag der Stände, die zu jeder Landrathſtelle drei Herren vom eingebornen und erbſäſſigen Adel präſentiren, den Achten liefert der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, was, da Schwerin ungefähr 600,000 Einwohner, Strelitz 100,000 hat, das ziemlich richtige Zahlenverhältniß iſt. Die acht adligen Landräthe haben Geheime-Raths Rang und bilden die Vermittler zwiſchen Ständen und Regierung, welche in allen wichtigen Sachen ihnen Mittheilungen macht. Der permanente Ausſchuß in Roſtock iſt dagegen allein den Ständen verpflichtet, erhält Mittheilungen durch die zwei Landräthe, welche zu ihm gehören, beſteht aber außer dieſen aus drei Deputirten der Ritterſchaft aus den drei Kreiſen, dem Deputirten der Vorderſtädte und dem Bürgermeiſter von Roſtock.

Alljährlich werden nun Landtage gehalten und zwar nur im Schwerin'ſchen Lande, wechſelnd in den kleinen Städten Sternberg und Malchin, alles nach alterthümlichen, uralten Sitten und Gebräuchen. Ja, man hat ſich bis jetzt noch nicht entſchließen kön-

nen, die Eröffnungs-Ceremonien auf dem Judenberge bei Sternberg einzuſtellen, ſo oft auch darauf angetragen wurde. — Jeder landtagsfähige Gutsbeſitzer hat das Recht zu kommen und ſeinen Sitz einzunehmen, Rath zu ertheilen über das was vorgelegt wird, auch ordentliche und außerordentliche Ausgaben zu bewilligen. — Da ſollte man denken, mit einem ſolchen Rechte in der Hand wäre eine weiſe und einſichtsvolle Staats-Oeconomie leicht zu verbinden, denn den Ständen wäre es vorbehalten das Budget zu prüfen. — Keineswegs. Man ſagt den Herren ganz einfach, wir brauchen ſo und ſo viel, nachdem wir aus dem Ueberſchuß der Domainen, von denen wir abgezogen, was zum fürſtlichen Gebrauch nöthig war, ſo und ſo viel erübrigten, ſeid alſo ſo gut und gebt den Reſt. — Wir treffen hier abermals das uralte Verhältniß, daß der Fürſt mittelſt der Staatsdomainen ſich und den Staat erhalten ſoll, der von den Landeseingeſeſſenen erſt unterſtützt wird, wenn die Domainen-Einkünfte nicht reichen. Die Domainen in Mecklenburg umfaſſen aber mehr als die volle Hälfte alles Grund und Bodens im Lande, ein ungeheuerer Beſitz, der in ſeinen Rechtsverhältniſſen zur großherzoglichen Rentnerei, dem

Volke, das nur als voller Eigenthümer volle Rechte hat, damit entzogen bleibt. Wie dieſe Domainen verwendet werden, darüber erfolgt keine Rechenſchaft, andrerſeits aber erwächſt für die Stände aus dieſen Patrimonialverhältniſſen eine unmittelbare Theilnahme auch an der Verwaltung. Die Ritterſchaft ſchickt ihre Contributionen und die von den Ständen bewilligten Abgaben nicht der Regierung ein, dieſe erhebt ſie auch nicht durch ihre Beamten, ſondern ſie fließen durch die Stände in die Landeskaſſen nach Roſtock, von wo aus die großherzogliche Rentnerei erhält, was ihr zukommt, das übrige aber unter ſtändiſcher Aufſicht zu denjenigen Werken verwendet wird, wozu es beſtimmt wurde. — So nehmen ſtändiſche Commiſſarien auch Theil an Allem, was des ganzen Landes Wohlergehen betrifft; an Straßenbau, Armenweſen, Straf- und Gefängnißweſen, an Recrutirung u. ſ. w. Alle Verordnungen und Geſetze, die für alle gelten ſollen, müſſen auf den Landtagen vorgelegt werden; was der Ritterſchaft- und Landſchaft-Gerechtſame etwa ändern will, kann die Majorität verwerfen.

Daß nach ſolchen Beſtimmungen aber nicht leicht etwas geändert werden kann, wird Jedermann ein-

ſehen. Wer ſoll hier etwas ändern? Der Fürſt hat in dieſer Verfaſſung Macht und Uebergewicht genug, um, wenn er jedem läßt was er und ſeine Corporation einmal beſitzt, ziemlich unbeſchränkt ſeinen Neigungen zu folgen und namentlich jeder läſtigen Controle für ſeine Ausgaben und Geldverwendungen enthoben ſein. — Die Ritterſchaft, bevorrechtet und ſteuerfrei, wie ſie iſt, vollſtändig Herr auf ihren Gütern, Herr über ihre kleinen Pächter und Bauern, müßte ganz und gar vom Böſen beſeſſen und vom modernen Schwindel ergriffen ſein, wenn ſie ein Titelchen der wohlerworbenen Rechte hinwerfen wollte, alberner Freiheits- und Gleichheitsgedanken wegen. Ungleichheit iſt das ewige, große Naturgeſetz, was durch alle Räume der Schöpfung geht, und kein vernünftiger Menſch wird einem auf geſegneten Waizenboden wohnenden Baron zumuthen können, er ſolle aus Büchern und Zeitungen leſen und lernen, was die revolutionairen, barbariſchen Zuſtände in andern Ländern unglücklicher Weiſe hervorgerufen haben. Wenn aber eine ſolche innere Umwandlung in Mecklenburg nicht erfolgen kann, in einem Lande ohne große Städte, ohne Induſtrie, ohne Intelligenz, dort wo der Rittergutsbeſitzer die

überwiegende Macht beſitzt, wo die Städte und ihre Bürgermeiſter ſich ſo wohl befinden, wo die Lebensmittel ſo gut und ſo billig ſind, wo die Abgaben nicht hart drücken, wo der materielle Wohlſtand im Allgemeinen ſoweit das geiſtige Bedürfniß überwiegt, die Vergnüglichkeit an Speiſe und Trank ſo ſegensreich den Gedankenkummer auflöſt in beglückende Selbſtgenügſamkeit, die nur Anderen langweilig erſcheinen mag; im Volke ſelbſt aber ſo gar wenig Begriffe über ſein Daſein im Staate vorwalten: ſo iſt es doch wohl erklärbar, daß wenn nicht ein Stoß von Außen dies ehrwürdige Haus einmal in Schwanken und Fallen bringt, es noch unendlich lange währen kann, ehe die Zeit ſelbſt es zermürbt, daß es verfault in ſich zuſammen ſtürzt.

Wenn ich Mecklenburgs Zukunft weiſſagen ſollte, ſo würde ich ſagen: Du wirſt fortbeſtehen, o Land der guten alten Sitte und Treue, bis einſt ganz Deutſchland einmal zu einem neuen Volksleben ſich vereint hat; dann erſt werden die Strahlen einer jungen Sonne auch hier die Schatten ſchmelzen, und vielleicht führt man den letzten Ritter einſt als Reliquie im Lande umher und zeigt ihn dem erſtaunten Volke. — Bis dahin iſt jedoch

noch lange, ſehr lange Zeit! Allein bei alle dem hat der ehrwürdige Staat doch vor Kurzem ein Zeichen gegeben, daß die Stürme der Gegenwart nicht ſo ganz ſpurlos an ihm hingehen können. — Der Mecklenburg-Schwerin'ſche Staatskalender von 1844 hat ein Budget veröffentlicht, nach dem Zuſchnitt des preußiſchen zwar, aber doch ein Budget, aus dem man allerdings nichts lernen kann, keinerlei Einſicht erhält, jedoch zum erſtenmale wenigſtens die Summen der Einnahmen und Ausgaben im Ganzen und Großen aufgezählt findet. — Die Domainen bringen demnach 1,488,698 Rthl. ein, wovon aber als Nettoeinnahme nur 946,066 Rthl. übrig bleiben. — Die Koſten betragen daher 742,632 Rthlr., eine ungeheure Summe von beinahe 80 Procent der Brutto-Einnahme, die den Beweis liefert, wie unvortheilhaft der Domainen-Beſitz für den Staat ſein muß. — Die Steuern bringen 373,237 Rthlr. Brutto mit einer Belaſtung von 73,519 Rthlr. Angaben; beinahe $^1/_5$ alſo Erhebungskoſten. — Das Soldatenweſen erfordert 442,544 Rthlr., faſt genau eben ſo viel, wie die ganze Civiladminiſtration, außerdem noch für das Bundes-Militair 16,303 Rthlr. Endlich verbraucht die Großherzogliche Chatoulle für ſich 115,165 Rthlr.

und der Hofhalt 273,920 Rthlr., zuſammen alſo 389,085 Rthlr. Da die Rein-Einnahmen des Staats ſich auf 1,587,430 Rthlr. belaufen, ſo verbraucht der Landesherr faſt ein volles Viertheil davon, was unſeres Erachtens doch faſt ein wenig zu viel ſcheint, aber mit dem Weſen des Landes im guten Einklange ſteht, denn aus den Domainen fließen immer noch 550,000 Rthlr. in die Kaſſen. Man hat ſich alſo zu bedanken, daß nicht weniger übrig bleibt. — Uebrigens iſt es gewiß merkwürdig, wie genau die Ausgaben und Einnahmen hier, wie auch im preußiſchen ſogenannten Budget, bei Heller und Pfennig ſtimmen. — 3,162,751 Rthlr. ſind Brutto eingekommen und gerade eben ſo viel ausgegeben; ſo auch die oben angeführte Netto-Einnahme und Ausgabe; zwiſchen Brutto und Netto aber liegt ein Unterſchied von vollen 100 Procent, vor dem man erſtaunen muß und der vielleicht nur von einem Mecklenburger erklärt werden kann. — Schulden hat der ehrwürdige Staat auch noch einige, aber wiederum in ganz eigenthümlicher Weiſe. Mecklenburg iſt nämlich das einzige deutſche Land, wo Heinrich Heine's bekanntes Wort, daß das nationalſte die Nationalſchuld ſei, nicht paßt. — Es

giebt — und das ist wirklich ein Glück und doch eines was wenig hilft — hier keine Nationalschuld, sondern Fürst und Stände, aus denen der Staat besteht, machen jeder ihre eigene Schulden, und tilgen sie jeder für sich, der Fürst aus den Domainen, die Stände aus den Abgaben, aus der allgemeinen außerordentlichen Contribution. Diese eigentliche Staatsschuld beträgt aber nicht, wie es im Budget angegeben, 601,017 Rthlr., sondern mit den alten Schulden der Landes-Creditcommission, mit den Ausgaben für Schiffbarmachung der Elbe und für Chausseen, sowie mit der für die Hamburger Eisenbahn bewilligten Landeshülfe von 180,000 Rthlr. ist dieselbe auf 3,600,000 Rthlr. anzusetzen. — Noch beträchtlicher ist die Großherzogliche Kammerschuld, die der Reluitions-Kasse, wie sie hier zu Lande heißt. — Diese wächst, statt sich zu vermindern; denn im Jahre 1843 betrug sie 4,456,025 Rthlr., seitdem aber sind 700,000 Rthlr. dazu gekommen, wofür man das Schloß in Schwerin hauptsächlich gebaut hat. — Für diese großherzoglichen Schulden sind Aemter und Vogteien verpfändet, und schon seit dem Jahre 1766 werden Schulden darauf gemacht und getilgt.

Die eigentlichen landständiſchen Schulden ſind endlich noch eine dritte Schuldenklaſſe, die ſehr wohl noch reichlich 500,000 Rthlr. beträgt und aus Hufenanlagen u. ſ. w. verzinſt und abgetragen wird.

Wer es nicht zu unbequem findet, dieſe kleinen Nachweiſe über das geheimnißvolle Staatsweſen Mecklenburgs zu leſen, das nicht ohne Intereſſe iſt, beſonders weil man ſo wenig davon weis, dem es iſt wohl nicht unlieb, zugleich auch zu erfahren, daß Mecklenburg-Strelitz ſich bis jetzt noch nicht entſchließen konnte, den ungewöhnlich freiſinnigen Fortſchritt ſeines nah verwandten Nachbars nachzuahmen. Man weiß von den Strelitziſchen Einkünften und Ausgaben, genau genommen, gewiß nicht mehr, wie von denen China's oder Japan's. Gerüchten nach, ſollen dieſe Einkünfte jedoch ungefähr 500,000 Rthlr. betragen, wovon der großherzogliche Hof ein gutes Drittheil, ungefähr 170,000 Rthlr., für ſich verbraucht. Dies wäre verhältnißmäßig alſo noch bedeutend mehr, als was Schwerin erfordert, und bezeugt, was deutſche Länder überhaupt leiſten können. — Sechs und dreißig Millionen Franzoſen haben lange bittere Streite geführt, als ihr erwählter König eine Civilliſte

von 18 Millionen Francs begehrte; er mußte sich zuletzt mit 12 Millionen begnügen. Deutschland, mit einer ungefähr gleichen Bevölkerung, hat mit Einschluß der regierenden Bürgermeister, acht und dreißig Fürsten und deren Höfe zu erhalten; einige hundert Minister, viele tausend Geheimräthe, Räthe, Hof- und Staats-Diener, und trotz dessen untersteht sich ein Mann, wie dieser Herr David Hansemann in Aachen, der Welt beweisen zu wollen, Frankreich sei mehr denn dreimal reicher, als Deutschland. — Ich dächte, das einzige, hier angeführte Factum müßte den vollständigen Gegenbeweis liefern. — Der Hamburger Vergleich vom 8. März 1701 nahm die ganzen Einkünfte des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz auf 31,000 Rthlr. an, und jetzt verwendet das Fürstenhaus allein für sich das Sechsfache. — Wie muß der Reichthum gestiegen sein im heiligen Reich der Deutschen, das dies Alles aufzubringen im Stande und doch vergnügt und munter, getreu und gehorsam bleiben kann. — Schulden haben die Landstände in Mecklenburg-Strelitz nur 39,000 Rthlr., die des Fürsten sind unbekannt, man munkelt von 800,000 Rthlr. — Zu ihrer Tilgung ist jetzt eine geheime Commission in Neu-Strelitz eingesetzt, und da überhaupt so ziem-

lich Alles bei uns geheim ist, jedermann auch seine Schulden soviel wie möglich verbirgt, so ist es ganz in der Ordnung, daß Strelitz davon keine Ausnahme macht.

Was aber immer einen ziemlich sichern Maßstab für den Culturstandpunkte eines Volkes giebt, ist die Besteuerung. In den meisten Ländern liegt sie im Argen; und selbst in solchen, welche nach den gewöhnlichen Begriffen längst zur Freiheit und Mündigkeit gekommen sind, sehen wir oft mit Erstaunen, wie schlecht geordnet das Steuerwesen ist; wie sehr ungleich die Last der Abgaben sich vertheilt, wie der Arme das Meiste beitragen muß, wie Kopfsteuern, Consumtionssteuern, Steuern auf das Nothwendigste, auf Salz, Brod, Fleisch und der größte Theil des beliebten indirekten Steuerbetrages dem armen Volke und den Handwerksklassen zufallen, während der Wohlhabende und Reiche verhältnißmäßig am wenigsten, der Kapitalist meist nichts zur Staats-Erhaltung giebt. Es ist freilich die allerschwierigste Aufgabe in dem alten Europa, die Steuern gerecht zu ordnen, denn alle unsere Staaten sind aus Feudalverhältnissen hervorgegangen, deren Reste kein Wasser und kein Blut bis jetzt fortspielen konnte. Nicht

die Völker haben bis jetzt ihre gesellschaftlichen Zustände geordnet, sondern, wo der Absolutismus zerbrochen ward, trat eine Kaste der besitzenden auf und wer kann ihr Unrecht geben, wenn sie in ihrer Weise besserte, und nach ihren Begriffen eine Umwandlung der Dinge versuchte, ohne Herkömmliches und Geheiligtes zu zerstören.

Solche engelgleichen Wesen sind die Menschen nicht, daß sie ihr Christenthum in edelster reinster Liebe und Wahrheit im Herzen trügen, allem, was ihr Glück und ihre Vorzüge bildet und was ihnen angeboren und angeerbt, entsagten, und das gleiche Recht aller Menschen dafür in die Welt einsetzten. — Die es verkündigt haben sind daran untergegangen und es geschah ihnen, wie sie es verdienten. Entweder sie erlagen dem Haß, oder man verlachte sie als Narren; beides mit vollem Recht. — Denn mit dem Blick auf die Entwickelungen und Errungenschaften, ist es Unsinn, daran zu glauben, wir könnten die tief eingewurzelten und seit Jahrtausenden langsam aufgewachsenen Verhältnisse der menschlichen Ungleichheit ausreißen mit unsern Ideen vom Menschenrecht, und mit einem Sprunge die ungeheure Kluft hinter uns lassen, die unser auf so vielen verschiedenen Stufen

ſtehendes Geſchlecht von dem paradieſiſchen Lande trennt, in dem es weder Leidenſchaften, noch Sorgende und Unterdrückte gibt.

Aber man kann dahin ſtreben, Schritt für Schritt nach Recht und Wahrheit zu ſuchen, und unabläſſig kämpfend mit der Fackel des Lichts in die finſtern Schluchten dringen, wo die alte Nacht nicht weichen will. — Wenn es kummervoll uns überfällt, daß ſoviel Zeit dazu gehört, ehe eine einzige Wahrheit zur Anerkennung gelangt, ſo muß es uns tröſten, daß der Pendel der Weltenuhr nach Jahrtauſenden ſich bewegt, daß das Menſchengeſchlecht viel Zeit hat zur Reife, und daß wenigſtens die Ueberzeugung uns ins Grab begleiten darf, daß die Geſchichte kein bloßer Kreislauf der Dinge iſt, ſondern Recht und Wahrheit vorwärts ſchreiten, ob es zuweilen auch ſo ſcheinen mag, als könnte die Unvernunft den Sieg erringen und die alte Nacht wiederkehren.

Aber wie es langſam geht, wie ſchwer ſich ein einziger Eiſenring der Vorurtheile abſtreifen läßt, das beweiſt jedes Blatt der Geſchichte. — Kann es da Wunder nehmen, daß Frankreich aus ſeinen blutigen Revolutionsjahren, aus beinahe ſechszig Jahren voll Kampf und Wunden, bis auf die

Stunde nichts davon getragen hat, als daß dreimalhundert Tausend Privilegirte über Wohl und Weh der sechsunddreißig Millionen Franzosen mitregieren, Deputirte in die Kammer schicken, wo sie nach den Aufträgen ihrer Committenten für deren Vortheile sorgen, und ein schmähliches Steuersystem aufrecht halten, was das eigentliche Volk auf's schwerste bedrückt! — Sehen wir auf Preußen, wo es freilich nicht besser, sondern noch schlechter steht, wo die indirekten Steuern fast die Hälfte der ganzen Landes-Einkünfte aufbringen, wo der arme Mann kein Stück Brod in den Mund stecken kann, ohne Steuer zu zahlen, wo jedes Gewerbe belastet ist, während die ganze ungeheuere Masse des beweglichen Kapitals nicht einen Pfennig zahlt; ja sehen wir auf alle Staaten Europa's, wir werden mehr oder minder dasselbe klägliche Schauspiel wieder finden. Die Alten waren weiter in der schweren Kunst eines gerechten Steuerwesens. Bei den Athenern theilte man die Bürger in sechs Klassen nach ihrem Vermögen, und je nach diesem mußten sie zur Staatserhaltung beitragen. Sie weigerten sich auch nicht dies zu thun, sondern hielten es für eine gerechte Pflichterfüllung, ja sie geizten nach der Ehre zur ersten Klasse zu gehören. —

Die Armen zahlten nichts, hatten aber dennoch ihren Antheil an gemeinſamen, ſtaatsbürgerlichen Rechten. In neueſter Zeit iſt England auf die einzige richtige Bahn gekommen, von der man ausgehen ſoll, um für die Staats-Erhaltung zu ſorgen. Robert Peel hat die Einkommſteuer durchgeſetzt, mittelſt welcher alle Vermögende zum Tragen der Abgabenlaſt gleichmäßig herangezogen werden. Wie viel Geſchrei hat das gegeben, wie viele Klagen! Aber der engliſche Premier ließ ſich davon nicht anfechten. In der einen Hand hielt er die Steuerbill, in der andern ſein Entlaſſungsgeſuch, und man hatte keinen Mann im ganzen Lande, der ihn erſetzen konnte. — Robert Peel, der Sohn des Webers von Tamworth, hat ein Stück Herz in ſich für die Leiden ſeines Volkes; das hat er in den Fabrik-Angelegenheiten mehr als einmal gezeigt, ſo in der Kornbill und in Sachen der unglücklichen Irländer, aber die Verhältniſſe ſind doch mächtiger, als er, und wenn es nicht England wäre, dies ſeltſame, große, wunderbare Alt-England, wo die Menſchen bei tauſend Kaſten, bei tauſend Trennungen durch verrottete Vorurtheile, trotz Geld, Beſitz, Geburt, Eigennutz, Hochmuth, Corporationsdünkel u. ſ. w.

doch alle wieder von einem gemeinſamen Bande der Freiheitsliebe und eines urkräftigen Rechtsbewußtſeins umſchlungen ſind, durch welches ſie ſich alle als Engländer fühlen, es wäre unmöglich irgendwo zu thun, was Robert Peel thun kann.

Nun aber dies Mecklenburg, wo die Gutsbeſitzer ihre Hufenſteuer zahlen für ſich und ihre Pächter und Bauern, mit denen der Staat nichts zu thun hat, und die dann wieder nach Verhältniß ihren Herren ſteuern müſſen, entweder für den Grund, den ſie bewirthſchaften, oder Kopf- und Nebenſteuer! — Dies erſtreckt ſich auch auf die Domainen, wo die Regierung Gutsherr iſt. — Die Städte ſteuern nach dem Jahr 1755 und der Erhöhung von 1783, und zwar jedes Haus einen Thaler, ganz unbekümmert, wie es beſchaffen iſt, wo es liegt u. ſ. w. Die Grundſtücke zahlen von der Saat, vom Heu, oder vom Hopfen; die Pferde, die Ochſen, Kühe, Schaafe, Schweine, Bienenſtöcke entrichten ihr Theil; aber den Ziegen geht es am ſchlechteſten; die Mecklenburger müſſen ſie von alten Zeiten an gehaßt haben, denn jede dieſer kleinen, bärtigen Creaturen ſteuert ſo viel, wie vier Kühe. — So iſt auch jede Getraideart

beſchatzt, die zur Mühle kommt. Die Gewerbsleute ſollen von jedem Thaler ihrer Waare einen Schilling geben, ein Fremder zwei Schillinge, ein Wirth jährlich zwei Thaler, ein Künſtler oder Handwerker einen Thaler; auch ein Taglöhner einen Thaler; Weiber und Mädchen, ſo auf eigene Hand liegen, und nicht Luſt zum Dienen haben, ebenfalls einen Thaler jährlich; aber Comödianten, Seiltänzer, Marionettenſpieler, Marktſchreier, Oculiſten, Bruchſchneider, Bärenführer und dergleichen, müſſen täglich einen Thaler geben.

Welche Ausſichten für die mecklenburgiſche Kunſt! Welche Ausſichten für die Talente! — Ich las das gerade im Staats-Kalender, als die Poſt in der Reſidenz Ludwigsluſt einfuhr, die mit ihren rothen, niedrigen Ziegelhäuſern und breiten, ſchnurgraden Straßen, wie eine unendliche Caſerne ausſieht. Es giebt nichts langweiligeres, wie dergleichen Städte, die auf eines Gebieters Wink entſtanden ſind, und in ihren öden Gaſſen nicht die geringſte Lebenskraft entwickeln können. Ob nun Ludwigsluſt durch die Eiſenbahn geholfen wird, die hier vorübergeht, iſt eine Frage, mit der man ſich beſchäftigt. Ein Handelsplatz wird es wohl nie werden, aber es kann ſich mehr beleben, wenn

von hier aus eine Eisenbahn über Schwerin nach Rostock und Wismar geführt wird, und in diesen Hafenplätzen die drückenden Seezölle aufgehoben werden, welche ihnen so vielen Schaden zufügen.

Vorläufig hat man Ludwigslust durch eine Garnison ein wenig zu unterstützen gesucht und diese Vaterlandsvertheidiger unterscheiden sich sehr wenig von ihren Vorbildern, den preußischen Dragonern. Der verstorbene Großherzog war in allen Dingen gern ein Preuße, ganz besonders aber war er es in Nachahmung des Kleider- und Haarschnitts, und was sonst zum Exercierreglement gehört. — Er soll ein sehr gutmüthiger Herr gewesen sein, der Niemanden wissentlich ein Leid zufügte, immer freundlich war, auch die Kunst und die Künstlerinnen liebte; aber in militairischen Angelegenheiten spaßte er nicht. Stets gieng er in der preußischen Generals-Uniform mit Stern und Degen, hielt Wachtparaden in Schwerin, die den Berliner beinahe gleich kamen, baute Kasernen und wundervolle Ställe, machte Manöver, verknallte Pulver, rasselte mit Kanonen durch das friedliche Land, und die braven, breitschulterigen, guthmüthigen Bursche, die das Schicksal getroffen, für das Heldenthum abgerichtet zu werden, mußten

den Gänsemarsch mit derselben grausamen Pünktlichkeit üben, wie die Leibgarden zu Potsdam an der Havel. — Jetzt wird wohl dieser militärische Geist ein wenig nachgelassen haben, denn der junge Herrscher des Landes soll es mehr lieben mit Büchern und geistlichen Schriften seine Zeit zu füllen, als mit Waffengeräusch oder dem Blasen der Jagdhörner; und hier in diesem ehrwürdigen Staat fehlt es glücklicher Weise weder an kriegerischen, dem edlen Waidwerk ergebenen Junkern, noch an frommen rechtgläubigen Pastoren, die über Lichtfreunde und moderne Philosophen, Atheisten, Communisten, Sozialisten, und wie die schrecklichen Geschöpfe weiter heißen, mit denen man jetzt, wie früher mit sogenannten Freigeistern und Demagogen, die Kinder zu Bette jagt, ihr Anathem schleudern.

Und dennoch giebt es hier in dem stillen Lande sehr viele, die blutwenig glauben und wie überall in Deutschland sich, entweder in vollkommenster Indifferenz befinden und in den Tag hinein leben, oder, wenn sie geistig erregter sind, sich der neuen Religion jener allgemeinen Menschenliebe zuwenden, die ihr Heil mehr auf Erden, als in dem unbekannten Jenseits sucht. Es ist oft über die

vielen Advokaten geschimpft worden, die in manchem deutschen Staate im Uebermaaße sich vorfinden, aber es ist nichts desto weniger wahr, daß diese Männer am meisten dazu beitragen die Köpfe zu wecken und ihre Landsleute aus der Erstarrung herauszurütteln; überhaupt aber, daß sie es vornehmlich sind, die überall jetzt an der Spitze des Kampfes stehen, den die Völker gegen die unbeschränkte Fürstengewalt und deren Verbündete führen. — Kenntniß der Gesetze, Klugheit und Taktik in Benutzung der Umstände, Bildung, Vorsicht, Gewandtheit in Rede und Schrift, endlich Unabhängigkeit der bürgerlichen Stellung, das Alles findet sich bei Advokaten, mehr oder minder, vereint, und befähigt sie, als Vorkämpfer aufzutreten. Wo die Advokaten nicht unabhängig sind, wie z. B. in Preußen, wo sie als Beamte betrachtet, von Staatswegen angestellt und ohne Weiteres nach der neuen Gesetzgebung vom Justiz-Minister entlassen werden können, sobald sie sich unnütz machen, da freilich gehört ein ganz besonderer Muth dazu, freisinnig für die Volkssache aufzutreten. In Mecklenburg ist es anders. Jeder, der seine Prüfung bestanden, kann sich niederlassen, wo er Brod zu finden denkt; so ist es auch in

den Herzogthümern Schleswig-Holstein, und deßwegen sind, dort wie hier, die Advocaten Stützen der Volkssache und gehören zu deren lebens- und geistvollsten Vertretern. — Es liegt in Mecklenburg wohl auch nicht an ihnen, sondern am Recht und an den Gesammtzuständen, die sie nicht ändern können, wenn man darüber klagt, daß der Rechtsweg so überaus schleppend ist, namentlich für Auswärtige so schreckend, daß diese es meist vorziehen in Mecklenburg niemals einen Prozeß anzustellen und allgemein diese Länder in dem Ruf stehen, daß kein Recht dort zu erhalten sei. — Stände und Fürsten sollen sich endlich bequemen, Reformen im Sinne der Zeit durchzuführen und damit verschlagenen Advokaten am Besten die Mittel entziehen, die Gesetze als ein Netz mit tausend Löchern zu betrachten, durch welche eine geschickte Maus immer entschlüpfen kann. — Statt dessen aber rührt sich keiner; Niemand will ändern, damit nicht etwa der Reformeifer an seine eigene Thür klopfe. Man fürchtet sich bei solchen alten Gebäuden den ersten Stein auszureißen, denn jede Berührung, das sieht man wohl ein, erschüttert das Ganze, und so erzählt man in Deutschland weiter tausend lustige Geschichten von den Mecklen-

burgern, wie z. B. von Advokaten, die ihren Schwiegersöhnen einen Prozeß als Mitgift ihrer Töchter übertragen und ihnen versichern, dieser würde, wenn er gut geführt würde, Kindern und Enkeln ein reichliches Auskommen sichern; — oder von den lächerlichen Anmaßungen edler Herren; — oder von einem Kranken, der sterbend zuletzt bekannte, er habe noch eine große Sünde zu berichten, er sei nämlich ein Mecklenburger, worauf der Pfarrer salbungsvoll erwiederte, eine Sünde sehe er eben nicht darin, aber hübsch sei es gerade auch nicht; — und was dergleichen Witzeleien mehr sind, mit denen man in Deutschland sich gegenseitig verspottet und wozu man überall so reichen Stoff findet. —

Gerade jetzt, wo der Landtag in Sternberg beginnt, entwickelt sich aber doch, wenn nicht eine Gefahr, doch eine Verlegenheit für den ehrwürdigen Staat von ziemlich unerwarteter Art. — Man hat auf dem Judenberg gepaukt und trompetet, die landesherrlichen Propositionen verlesen und in feierlichem Zuge den Landtag eröffnet, aber zum Präsidenten der Versammlung, der ihr Protokollführer genannt wird, ist ein Bürgerlicher gewählt worden, auch ein Bürgerlicher zu dessen Stellvertreter. — Seit Mecklenburg

ſteht, iſt dies nicht der Fall geweſen! Immer haben Männer von altem Adel dieſe Würden bekleidet, es iſt alſo eine Verſchwörung im Werke, eine Revolution im Anzuge, und Mecklenburg iſt plötzlich in Bewegung gerathen. — So iſt es wirklich; und was iſt die Urſache? — Die bürgerlichen Gutsbeſitzer, welche nach und nach ſo ziemlich gleiche Rechte mit den adeligen Gutsbeſitzern erobert haben, und mit dieſen gemeinſchaftliche Sache machten, ſind mit ihren Anſprüchen auf die Kloſtergüter vor Kurzem durch Großherzoglichen Entſcheid abgewieſen worden. — Man ſagte ihnen einfach und bündig: Man hat Euch Alles gegeben, mehr als ihr eigentlich verlangen konntet, die Kloſtergüter aber, welche dazu beſtimmt ſind, den unverſorgten Töchtern des Adels ein ſtandesgemäßes Einkommen zu verſchaffen, und welche aus Zeiten ſtammen, wo an keine bürgerliche Rittergutsbeſitzer gedacht wurde, gehören dem Adel allein, deshalb werdet ihr ab- und zur Ruhe gewieſen, alle Vereine zur Erreichung ſolcher Zwecke auch aufgelöſt und ſtreng verboten. — Die bürgerlichen Gutsbeſitzer, welche die Kloſtergüter aber als der Ritterſchaft ohne Unterſchied gehörig erachten, und auch unverſorgte Töchter beſitzen,

ſind nun in ihrem Aerger liberal geworden. Sie haben zwar ihre Forderungen auf das Kloſtergut vorläufig aufgeben müſſen, allein ſie verbanden ſich mit den Städten, deren rechtsgelehrte Bürgermeiſter noch immer einige zeitgemäße Aenderungen im Schilde führen, auch manche darunter von modernen Ideen wahrhaft angeſteckt ſind, und ſo iſt es dahin gekommen, daß, trotz aller Anſtrengung des Adels, der ſo zahlreich wie möglich erſchien, das Unerhörte gleich Anfangs ſich ergab, daß ein bürgerlicher Protokollführer, der Bürgermeiſter von Güſtrow, gewählt wurde. — Man kann denken, welch Entſetzen dies von der einen, welche Freude es von der andern Seite erregt. Die Majorität iſt für verderbliche Umwälzungen, und dem Gerüchte nach hat ſie allerlei furchtbare Neuerungen in der Taſche. Sie will nicht allein Reform-Vorſchläge für Verwaltung und Geſetzgebung machen, ſie will ſogar auf Freiheit der Preſſe antragen und auf Abänderung in der Verfaſſung. Bei Allem tritt dieſer Majorität allerdings das Veto der Fürſten entgegen, die gewiß nicht dulden werden, daß der Adel in ſeinen Rechten gekränkt, der Staat ſeinem Untergange entgegengeführt, und die Schrecken einer Controle

der Einkünfte über sie selbst gebracht werde, aber es ist schon übel genug, wenn Majoritäten der Landstände sich gegen das Bestehende auflehnen, dazu noch eine Majorität, hinter welche sich die ganze Bildung des Landes aufstellt, endlich wohl gar das Volk selbst, das in Unzufriedenheit und Unruhe geräth; seine glücklichen Zustände verkennt, aufgewiegelt wird von den unruhigen Köpfen, — denn diese verschulden ja überhaupt Alles und Jedes; und so könnte dies Land des Friedens und der Stille, was bis jetzt zu den wenigen gehörte, die unerschüttert den Wogen der Zeit und verderblichen Neuerungen trotzten, dies Asyl alles Wohlerworbenen, in die Brandungen einer Bewegung gerissen werden, der es so lange entgangen ist.

So schlimme Befürchtungen werden jedoch nicht erfüllt werden. Es bedarf ja nur des Nachgebens in Betreff der Klostergüter, und das Meer beruhigt sich. Die bürgerlichen Gutsbesitzer werden Einsehn genug haben, daß es eine schlimme Sache mit der Gleichheit aller Staatsbürger ist. Solche Gleichheit zertrümmert die Vorrechte nicht allein, sie fordert auch sogar Opfer von den Besitzenden, und von denen, welche bisher am wenigsten thaten. — Darum wird man sich zu verständigen

wissen und hoffentlich zur rechten Zeit, ehe das süße Gift der Verführung zu feste Wurzel faßte. Dies Land mit seinen armen Bauern und seinen vielen reichen und wohlhabenden Pachtern und Herren besitzt alle Elemente, um noch recht lange glücklich zu sein; anderseits aber liegen allerdings in den veralteten Verhältnissen auch die Keime heftiger Umwälzungen, wenn etwa die Masse der Besitzlosen von einer Majorität der Privilegirten unterstützt wird. —

Als der Postwagen aus Ludwigslust fahren wollte und am Schlosse vorüber in eine Gasse bog, stürzte aus einer Häuserschlucht noch ein athemloser Passagier herbei. Es war ein junger Mann, der einen Sackpaletot über den Arm und eine unermeßlich große Reisetasche in der Hand trug. — Sein blasses, langes Gesicht, der blauschwarze, dichte Bart rund ums Kinn, die stechenden, schnell umherfliegenden Augen, die dicke Nase und das ganze Gepräge seiner Züge, drückten unverkennbar den Abkömmling Abrahams und den Handelsmann aus. Er warf seinen Rock auf den Sitz, seine Tasche unter unsere Beine, rief einer hübschen jungen Frau, die ihm nachgeeilt war, einige Abschiedsworte zu und der Wagen rollte zwischen

Wald und Wieſenſtrichen weiter. — Der Herr mir gegenüber, den ein Bedienter bis an die Poſt begleitet, ſich dort vorſorglich mit Unterbringung des Gepäckes beſchäftigt und endlich ehrfurchtsvoll empfohlen hatte, drückte ſich tief in ſeine Ecke, als der kecke Nachbar einige vertrauliche Annäherungsverſuche machte. Ein flüchtiges, kalt verdrüßliches Anſchauen und Abwenden war die einzige Antwort, ein forſchender Blick verfolgte den verdächtigen Sohn des Handels, der in allen Taſchen ſeiner Kleider umher ſuchte; als aber eine Pfeife und eine große Blaſe voll Taback zum Vorſchein kamen, die am Netz des Wagens feſt angeknüpft wurde, drehte der Herr ſich ganz nach dem Fenſter hin und hätte er nicht ſelbſt eine brennende Cigarre in der Hand gehalten, er würde ohne Zweifel das Rauchen nicht geduldet haben. — Der Jude ſchien jedoch den Unmuth des Herrn aus Ludwigsluſt durchaus nicht zu bemerken. Er ſchwatzte und rauchte, fragte und lachte, zog ſeine große Brieftafel her, ſah hinein, ſchrieb eine Notiz, bot eine Prieſe umher, erzählte, daß er nach Hamburg fahre, Geſchäfte wegen, daß er ſehr häufig dahin gehe, und wenn man es verſtände, könne man dort billig wohnen und leben, obwohl Alles über Theuerung klage;

kurz er benahm ſich wie ein Mann, der ſeinen Platz im Wagen bezahlt hat und ſein Hausrecht ausübt. — Ich ſchlug meinen Staatskalender auf und ſuchte unter den Einnahmen. Richtig, da ſtand es: Schutzgeld der Juden 3,600 Rthlr.! Wie hätte es auch anders ſein können; es wäre eine Abnormität geweſen, wenn hier die Juden kein Schutzgeld bezahlten. — In einem Lande wie dies, wo die chriſtlichen Bürger ſo abgeſtuft in Rechten ſind, wäre es eine Ungerechtigkeit, wenn etwa die Juden aus ihren mittelalterigen Zuſtänden erlöſt werden ſollten. — „Das Schutzgeld der Juden!“ ruft der mecklenburgiſche Advokat Raabe in ſeinem Buche über Mecklenburg aus; „da ſieht man gleich, wie weit es mit der Judenemancipation bei uns gediehen iſt. Ihr Zuſtand iſt noch ganz der mittelaltrige, der der Rechtsloſigkeit, und darum genießen ſie nicht ſchon von ſelbſt den allgemeinen Staatsſchutz, ſondern müſſen dieſen noch beſonders bezahlen. Neuerdings hat man ihre kirchlichen Verhältniſſe bei uns geordnet, ganz gut; — aber man hätte mit der Ordnung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe den Anfang machen müſſen, denn kirchlich ſind die Juden immer geweſen. Wer lange Jahrhunderte in Noth, Druck,

Spott und Verachtung lebt, der lernt beten um Hülfe von Gott, und hängt mit Innigkeit an dem Retter seiner Väter, jemehr die Menschenhülfe ausbleibt.“ — Trotz dessen, daß die Juden in Mecklenburg so rechtlos und bedrückt sind, giebt es deren doch sehr viele hier zu Lande, mehr als 4,000, die abgeschnitten von allem sonstigen Erwerb, durchweg Handelsleute sein müssen. Gezwungen dazu von der Unterdrückungssucht ihrer Herren hat das unglückliche, über die Erde zerstreute Volk, überall diesen Ausweg ergriffen und den eigenthümlichen Trieb ausgebildet, der ihm wie zum Ersatz gegeben wurde, sich für grausame Verfolgungen zu rächen. — Zurückgestoßen von dem gemeinsamen Antheil am Bau und Erwerb des Bodens, an Handwerk und Kunst, waren sie von jeher seltsamer Weise die Schatzmeister und Aerzte der Fürsten und Gewaltigen. Unter Hohn und Spott der übermüthigen Goims sammelten sie Schätze, wucherten, schacherten, hausirten, betrogen und triumphirten im Geheimen durch ihren unermüdlichen Fleiß und ihre listige Verschlagenheit über ihre Feinde. Wo die menschliche Gerechtigkeit endlich so weit gelangt ist, sie frei zu sprechen, sind sie fleißige gute Bürger geworden,

die, nach und nach, vom Handel ablaſſen und ſich anderen Thätigkeiten zuwenden; wo der Druck fortbeſteht, wuchert auch die Verderbniß bei ihnen um ſo ſtärker, und gerade da, wo ſie am heftigſten bedrückt werden, iſt auch ihre Zahl am größten, als wären die verwilderten Zuſtände ihrem Weſen und Treiben am meiſten zuſagend, wie nach dem Sprüchwort ſich die Raben ſammeln, wo der Fraß bereit liegt. — Wir dürfen nur nach Polen, nach Rußland, nach den unteren Donau-Ländern ſehen, um dies zu bewahrheiten. — Was hält die Juden an dem ſchrecklichen Boden feſt, wo von Jahr zu Jahr ihre Bedrückung wächſt? Liebe zum Vaterlande kann es nicht ſein; ſie haben kein Vaterland. Die Befehle des Czaaren jagen ſie von ihrem Eigenthum in Einöden, nehmen ihnen Alles, was ihnen lieb iſt, und doch bleiben ſie, neigen ſich demüthig und gehorchen, ſuchen zu überliſten und weiter zu ſchachern. — Das iſt ein ſeltſames Schauſpiel der Verderbniß von beiden Seiten; aber erſt, wenn es gelingt, die Unterdrücker gerecht zu machen, werden die Unterdrückten beſſer werden. Bis dahin wird die Maſſe bleiben wie ſie iſt; demüthig und ſchlau, unterthänig, wenn ſie es ſein muß, anmaßend und

übermüthig, wo ſie glaubt es ungeſtraft ſein zu können. Aber wie viele thatkräftige Männer von Geiſt und Thätigkeit ſind nicht in neueſter Zeit aus dieſem geächteten Volke da hervorgegangen, wo eine, wenn auch unvollkommene Emancipation ſie begünſtigte! Und nicht allein aus Humanitätsgründen, nein, auch aus politiſcher Klugheit müßte der ſtrenge Monarchismus ihre völlige Gleichheit ausſprechen, damit er nicht eine Klaſſe von Unzufriedenen beſitzt, deren Scharfſinn, Lehrfähigkeit, Reichthum und vielſeitiges Talent ihm ſo häufig ſchon gefährlich wurde.

II. Kapitel.

Von Mecklenburg über Lauenburg nach Hamburg.

Raſch hinrollend durch das ebene Land, das ſo vielfach die Spuren ſeiner Zuſtände trägt, — denn nur in großen Zwiſchenräumen liegen die ärmlichen Dörfer zerſtreut, während die Pachthöfe der Aemter und Güter bei weitem den größten und beſten Theil einnehmen, — erreicht man Abends Boizenburg, fährt über Nacht durch das däniſch-deutſch-lauenburgiſche Gebiet und ſieht Morgens in aller Frühe Hamburgs Thürme aus den Nebeln ſteigen. — Man geräth hier eigentlich aus einem alterthümlichen Staat in den andern, und würde manches Auffallende zu erwähnen haben, wenn es darauf ankäme Verhältniſſe zu ſchildern, die in ihrer Verborgenheit und Unbekanntheit für den größten Theil meiner deutſchen Landsleute gewiß neu und überraſchend ſind. — Mein Zweck iſt aber vor-

nehmlich auf Schleswig-Holstein gerichtet, und nur im Vorbeigehen kann ich über Anderes, was ich gesehen, einige flüchtige Bemerkungen machen, die für Abrundung des Ganzen und zur Einleitung dienen mögen.

Lauenburg ist ein fruchtbares Ländchen, 19 Quadratmeilen groß, mit 40,000 Einwohnern; auch ein Stück des alten Sachsenreiches, das Heinrich der Löwe im zwölften Jahrhundert an der unteren Elbe gründete. Der gewaltige Fürst, einer der kühnsten und größten, die Deutschland je hervorgebracht, wollte an den Ufern des langhundertjährigen Grenzstromes zwischen Deutschen und Slaven ein neues Reich gründen, das sich bis an die Nord- und Ostsee erstreckte. Sein unwiderstehliches Schwert überwand die Slavenstämme, sie wurden Knechte und seine Sachsen nahmen den Boden in Besitz. Lauenburg hieß damals Sassenbanda, Sachsenbann. Freie Bauern saßen hier, Männer, deren Freiheit noch im sechzehnten Jahrhundert gerühmt und beneidet wurde, die aber im siebzehnten und achtzehnten, wo überhaupt alle alte Freiheit verloren ging an bevorrechtete Kasten und souveraine Fürsten, auch die ihre eingebüßt haben und in Erstarrung versunken sind, bis auf

dieſe Stunde. Als Heinrich des Löwen Stern unterging vor dem Zorne des gewaltigen Kaiſers, Friedrich Rothbart, kam Lauenburg an die Askanier, welche es als Herzoge bis zum Jahre 1689 beherrſchten, wo der letzte ſtarb. Dann ſtritten ſich Schweden, Brandenburg, das Kurhaus Sachſen, Mecklenburg und Braunſchweig um das herrenloſe Erbe. Durch Handel zwiſchen den Herzögen erneſtiniſcher Linie und dem König Georg dem Zweiten, erſt nach langem Prozeß beim Reichs-Hofrath, kam es 1732 zu Hannover, blieb bei dieſem, bis Napoleons Heere es in Beſitz nahmen, und wurde endlich durch den Kieler Frieden und den Wiener Congreß vertauſcht und wieder vertauſcht, wie eine Waare unter Handelsleuten. Am 16ten Juli 1816 gab es Hannover an Preußen, Preußen wieder an Dänemark, als Entſchädigung für Norwegen, oder für das dafür eingehandelte Schwediſch-Pommern.

Der König von Dänemark beſtätigte was er vorfand, die Landes-Einrichtungen und Gerechtſame der Stände, welche aus eilf adeligen Rittergutsbeſitzern und den Bürgermeiſtern der drei Städte beſtehen. Von den Bauern, die mehr als $^2/_3$ des Bodens beſitzen, war keine Rede; ſie blie-

ben ohne Vertretung. An Herſtellung ihrer alten Rechte war nicht zu denken, ſie ſelbſt dachten nicht daran. — Und doch war ihnen ſo viel verloren gegangen. Um ihr altes Sachſenrecht hatten Juriſten und Kammerbeſchlüſſe ſie ſchon im 17ten Jahrhundert betrogen, und nach und nach das römiſche Recht damit vermiſcht, wo es nur anging; um ihr freies Allodial-Eigenthum kamen ſie im 18ten Jahrhundert, durch inneren Verfall und Ohnmacht gegen die Willkühr des Adels und der Aemter, ſo daß ſie es als eine Gnade zu betrachten hatten, als ihr Landesherr in Hannover ſie 1730 mit der Leibeigenſchaft gnädigſt verſchonte und ihnen Maierrechte gab, wodurch eine Art Erbpächter aus ihnen wurde, was ſie jetzt noch ſind. — Die zweiundzwanzig Rittergüter im Lande blieben aber nicht in den ſtabilen Verhältniſſen, ſie wechſelten ihre Beſitzer nicht ſelten, und von dem alten Adel Launenberg ſind nur die Grafen Wackerbart noch übrig. — Das Erblandmarſchallamt iſt bei der Familie Bülow, die ſeit 1417 das Lehngut Gudow beſitzt. Hier ſind auch zwei Grafen Bernſtorf angeſeſſen, ein Holſtein, ein hannöverſcher Graf Kielmannsegge und ein anderer Hannoveraner, von der Decken. — Den ſechs

Bürgerlichen, welche kühn und glücklich genug waren, die neue Zeit zu benutzen und Rittergüter zu kaufen, werden ihre Virilſtimmen auf den Landtagen noch immer beſtritten, die nur dem ächten Vollblut zukommen ſollen.

Daß nach dieſem Zuſchnitt auch die Regierung eingerichtet iſt, verſteht ſich von ſelbſt. — In den vier Aemtern ſind zwei Beamte in jedem, welche regieren und richten. Auf den adligen Höfen regiert der Herr und richtet durch ſeinen Gerichtshalter; in den Städten thuts der Bürgermeiſter und der Stadthauptmann, oder der Gerichtsſchulze. In Ratzeburg endlich verwaltet und richtet die Regierung, welche zugleich Obergerichtshof iſt. An der Spitze des Ganzen ſteht als Präſident der Landdroſt mit dem Titel Gouverneur, und die Lauenburg-Schleswig-Holſteiniſche Canzelei in Copenhagen führt die Generalaufſicht. — Das Haupt der Geiſtlichkeit, den Superintendenten ernennt der König unmittelbar, und der rechtgläubige Eifer muß groß ſein, denn jüngſt brach er jählings aus ſeinem Dunkel, als es galt gegen die Ketzerei der Lichtfreunde Zeugniß zu geben und Hengſtenbergs frommen Muth zu preiſen. So wird Lauenburg denn mit Hülfe des römiſchen

Rechts, des Sachsenspiegels von 1218, der Halsgerichts- und Kirchenordnung von 1532 und 1585, der Hofgerichtsordnung von 1681 und einer Fülle von sonstigen Verordnungen, Landtagsabschieden u. s. w. unter Beihülfe von Landdragonern, Amtsvoigten, Bauernvoigten und zwölf Advokaten regiert, die seltsamer Weise hier auch richterliche Aemter bekleiden können. — Es geht Alles ganz vortrefflich, gemüthlich, lautlos her in dem kleinen Lande, das unter Dänemarks erhaltendem Zepter in Frieden ruht.

Durch Entschädigung in Deutschland für den Verlust des fernen, fremden Norwegens, kam also ein drittes deutsches Herzogthum unter Herrschaft des dänischen Königs; und darüber dürfen wir uns am wenigsten wundern, denn wo wäre in der Geschichte irgend ein Kampf geführt worden, der nicht mit Schadloshaltung an deutscher Erde geendet hätte?! Aber Lauenburg blieb beim deutschen Bunde und der fremde Fürst, der sein Landesherr geworden war, konnte es wenigstens nicht nach dem dänischen Königsgesetz regieren und zu Dänemark schlagen. — Durch die langen Jahre des Friedens und die Ruhe ist der Wohlstand gewachsen. Der Bauer auf seinem fruchtbaren Grund-

beſitz. der, wie in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein, durch die allgemein einführte Koppelwirthſchaft außerordentlich gewonnen hat, beſitzt Geld und Gut, und lebt, wenn er zu der beſitzenden Klaſſe gehört, ein materiell wohlhäbiges Leben. Er kann mit guter Speiſe und Trank ſich mäſten, wie es ihm beliebt. Die Waſſerſtraße der Elbe, die Nähe der reichen großen Handelsſtädte Hamburg und Lübeck, bringen Gewinn und ſichern den Abſatz ſeiner Erzeugniſſe; „gber," ſo ruft ein patriotiſcher Schriftſteller aus, „dennoch darf man den Zuſtand dieſes Völkchens nicht beneiden. Wäre es in ganz Deutſchland ſo beſtellt, wie in Mecklenburg, Oldenburg und hier, ſo würde unſer Vaterland mit Sicherheit in unrühmlich träger Ruhe ſpießbürgerlicher Beſchränktheit und materieller Genußſucht, zuletzt mehr und mehr gänzlicher Entkräftung, neuer Schmach und Unterjochung entgegen ſchlafen. An den Mühen und Kämpfen für des Vaterlandes Heil und Ehre nehmen dieſe Länder keinen Theil!"

Und wie könnten ſie dies auch? Ohne Anregung, ohne inneres Leben, ohne Kraft, gänzlich entfremdet dem gemeinen großen Ganzen, ſind ſie auf kleinliche Partikularintereſſen hingewieſen,

die nach und nach alles Vaterlands- und Freiheitsgefühl tödten. Sie leben ein Stillleben in ihrer Art, wie der kurdiſche Hirt auf den Bergen Aſiens, und dennoch haben ſie eine Verfaſſung — aber welche Verfaſſung?! Eine, die nicht den geringſten Schutz gegen Willkühr bietet, in deren Folge in früherer Zeit die ſchmählichſten Rechts-, Freiheits- und Eigenthums-Beraubungen vorgenommen werden konnten. — Eine Nacht der Vergeſſenheit liegt auf dem ſchönen Ländchen. Was weiß man in Deutſchland von Lauenburg und der Hauptſtadt Ratzeburg? Kaum daß es in Schulen erwähnt wird, es gebe einen ſolchen Miniaturſtaat, der zum deutſchen Bunde gehöre und irgend wo an der Elbe liege.

Daß es aber eben an der Elbe liegen muß, iſt am meiſten zu beklagen, denn dies Angrenzen hat dem geſammten Deutſchland ſchon manchen Schaden gebracht, wie denn überhaupt bei Beſchiffung dieſes wichtigen Stroms ſowohl, wie bei dem Straßen- und Eiſenbahnbau von einem deutſchen Lande ins andere, beſonders aber bei der argen Bedrückung, welche das eingegränzte Lübeck ſo vielfach erdulden muß, die Nachtheile recht deutlich werden, welche Dänemarks Herrſchaft über

deutſche Länder unſeren inneren Entwickelungen bringt. Wie viele Jahre hat es gedauert, zu wie vielen endloſen Verhandlungen, demüthigen Bitten und allerunterthänigſten Vorſtellungen mußte man ſich entſchließen, ehe es gelang die Erlaubniß in Copenhagen zu erwirken, eine Chauſſee von Hamburg nach Lübeck anzulegen! — Der Weg war der verrufenſte in ganz Deutſchland, zu Zeiten des Jahres kaum zu befahren für ſchweres Fuhrwerk, immer nur mit größter Noth; — dennoch wurde es beharrlich verweigert. Alle Klagen, Zorn, Spott, bittere Beſchwerden verhallten fruchtlos. Wo war Hülfe zu finden — etwa beim Bunde? — Endlich entſchloß man ſich großmüthig den Straßenbau zu geſtatten, weil man eine Eiſenbahn von Altona nach Kiel im Werke hatte. — Nun kam jedoch Lübeck mit einem ähnlichen Geſuch. — Welch vermeſſenes Begehren! Man hatte ja ſo eben erſt die Chauſſee vollendet. — Alle Bitten der Stadt, alle ihre Beweiſe, daß ſie in ihrem abgeſchnittenen Winkel dem Untergange entgegen gehen müſſe, ihre Beweiſe, welche Vortheile es ſelbſt dem von der Bahn durchſchnittenen Lande bringen würde, halfen zu nichts. Man hatte Altona, Glückſtadt, Kiel, den Sundzoll und die Han-

delsvortheile im Auge und ſchlug es entſchieden ab. — Als der König kürzlich in Plön war und große Tafel hielt, umgeben von ſeiner Ritterſchaft, von Grafen und Herren, erſchien auch eine Deputation des einſt ſo mächtigen Hauptes der Hanſa; ſie, die mehr als einmal den däniſchen Königen Geſetze vorgeſchrieben, den Frieden diktirt, ſie, von der es abgehangen hatte, ob überhaupt noch ein däniſches Reich fürder beſtehen ſollte! Und die Herren von Lübeck erhoben ſich, redeten mit ſchmeichelnder Stimme von verklungenen Zeiten, von alter Freundſchaft und alter Treue, von ihren gnädigen Beſchützern auf dem Thron jenſeits der Belte, auf dem nun ihre alten Lehnsherren ſitzen, als Lübeck mit Hamburg noch zur Lehn nach Holſtein gingen. Dies Alles anregend, brachte der Abgeordnete ein Lebehoch dem edlen Könige Chriſtian dem Achten aus. Da ſtand der König auf und dankte den Herrn, rühmte die alte Stadt, welche ſo viel Theil hat an der Geſchichte des Nordens; pries ihr Streben, wünſchte ihr ferneres Wachſen und Blühen in Reichthum und Ehren und rief ſeinen Rittern zu, mit ihm anzuſtoßen auf das Wohlergehen der alten, edlen Bundesgenoſſina, auf Lübecks Wohl!

Die Gläser klangen und der Königssaal zitterte, aber mit der Eisenbahn blieb es beim Alten. Alle zierliche Rede und Gegenrede hatte nichts geändert, und mit bitterem Schmerz rufen nun die Kaufleute an der Trawe, sie die übrigens um nichts besser sind in eigennützigem Festhalten jedes Vortheils: Dänemark wolle sie zu Grunde richten, damit sie in ihrer Noth ihm zufallen möchten. — Vor einigen Jahrhunderten hatte dies allerdings angehen mögen, jetzt jedoch ist auch dieser Ausweg verschlossen. — Dänemark will dem schon so gesunkenen Handel Lübecks einen Todesstoß versetzen, allein zu Dänen kann es die Lübecker nicht machen. Selbst wenn diese wollten: Deutschland will nicht! — Es ist eine traurige, schwere Zeit der Prüfung für die vereinsamte, abgeschnittene Stadt, die von Dänemark und Mecklenburg eingeklemmt wird, aber Hülfe kann sie nur von der Zukunft des einigen deutschen Vaterlandes hoffen. — Und nun frage man sich nach den Ursachen aller dieser Zustände; liegen diese nicht am meisten in den traurigen Handelsgeschäften, welche auf dem Wiener Congresse mit Deutschland getrieben wurden? Mit wie wenigem Blick und Gefühl für das Gesammtleben der Nation hat man

die Zersplitterung im Interesse fürstlicher Familien vermehrt; mit welcher Leichtigkeit hat man den Einflüssen und Anforderungen derer nachgegeben, deren Lust und Aufgabe es sein mußte uns zu trennen! — Dänemarks langhundertjähriges Streben, norddeutsches Land bis zur Elbe an sich zu bringen, empfing einen neuen Anreiz. Ein Stück Deutschland wurde dem fremden Fürsten im Norden gegeben; ein anderes Stück westwärts dem Beherrscher Hollands. Aber die nicht allein: auch die mittelaltrigen Trümmer der Hansa mußten wieder aufstehen, damit sich aller Schmutz der Rumpelkammer des heiligen römischen Reichs dort sicher erhalten und aufhäufen könne. Nun sehen wir an Lübeck die Folgen. Wir sehen überhaupt ja immer deutlicher, was das Glück zu bedeuten hat, achtunddreißigfach zerspalten zu sein; achtunddreißigmal den Sonderinteressenten staatlicher Theilungen und Trennungen zu folgen, die kein Handelsbund vermitteln, noch weniger vernichten kann. — Und für alle diese schweren Fehler muß unser armes Volk bezahlen; auf seine Kosten allein wurde immer gesündigt. Es ist sein Schicksal in der Weltgeschichte, elend und gestoßen zu sein, wie der Herr am Kreuz, und doch fromm und demüthig,

und mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet, gläubig und hoffnungsvoll, auf eine endliche Erlösung zu harren.

Es ist kein Idealismus, solche Gedanken zu hegen, wie es keine Uebertreibung ist, wenn man sagt, daß überall in Deutschland sich die Empfindungen für eine endliche Vereinigung der getrennten Glieder stets mehr festsetzen. Es mag dabei wahr sein, daß sehr Viele dies nicht anerkennen, daß es Andern gleichgültig ist, noch Andere es verdammen; aber die Deutschen mit ihrem denkenden Wesen sind nach und nach doch zu einer gewissen patriotischen Ueberzeugung gekommen, daß es besser sei, Ein Vaterland zu besitzen in welchem ein deutsches Volk wohnt, als achtunddreißig verschiedene Vaterländer, in denen Preußen und Oesterreicher, Lichtensteiner, Lauenburger oder Reuß-Schleiß-Lobensteiner ein beglücktes Dasein führen. — Die Aufgabe dieses Buches ist es aber ganz besonders das Einigkeitsgefühl beleben zu helfen, die Vaterlandsliebe anzuregen und den Blick aller Deutschen eben so wohl auf manche unserer Zustände, wie auf die eigenthümliche Lage zweier echt deutschen Länder zu richten, die in Gefahr stehen, von Deutschland abgerissen und mit

einer fremden Nationalität verschmolzen zu werden. — Wir haben in unglücklicher Zeit innerer Trennung und Schwäche so viel verloren, so viel Schaden zur Schande getragen, daß dies Gefühl uns schaamroth überkommen muß, wenn wir daran denken, es könne sich das schmähliche Schauspiel wiederholen, daß Deutschland abermals ein Stück von Volk und Land einbüßen sollte, und es duldete. — Es wird es nicht dulden und darum wird es auch nichts verlieren; denn wenn es nicht will, ist das unmöglich! — Als im Jahre 1840 das Geschrei in Frankreich nach dem linken Rheinufer entstand, in Frankreich, wo wir alte Scharten genug noch auszuwetzen haben, ging der Ruf durch ganz Deutschland, kein Dorf vom deutschen Boden solle verloren gehen. Gut und Blut müsse freudig eingesetzt werden, geschehe was da wolle. — Und wäre es zu einem Kriege gekommen, es wäre ein Volkskrieg geworden, der mit heiliger Begeisterung uns in die Schlacht getrieben hätte. Es wurde aber kein Krieg. Frankreich sah erstaunt, welche ungeahnte Kraft bei den Deutschen das kleine Wort: „Vaterland!“ entzündet hatte und seit dieser Zeit haben die Franzosen uns achten gelernt, weit mehr als früher. Denn ein

tapferes, hochſinniges Volk, das ſelbſt ſein Vaterland über Alles liebt, ſchätzt auch an Andern die Eigenſchaft, welche ſein höchſter Stolz iſt. — Wenn Frankreich dies an uns ehrt, wird Dänemark wohl nicht minder zu dieſer Anerkennung gelangen. — Wir ſind kein eroberndes Volk, wir können es nicht ſein. Unſere Väter haben einſt den Ehrgeiz und die Ruhmſucht beſeſſen, unter den großen Kaiſern Italien, Burgund und die Alpenländer zu erobern, aber dieſe, wie Holland, Flandern und die Schweiz ſind längſt wieder verloren und machen uns keinen Schmerz mehr. Wir wünſchen nichts davon zurück, aber wir wollen auch nichts von dem verlieren, was uns gehört, und weder im Weſten, noch im Norden eine Handbreit aufgeben vom Boden, der des deutſchen Volkes Eigenthum iſt.

Iſt es aber nicht ſeltſam, daß bei unſerer fortbeſtehenden inneren Zerriſſenheit dies Gefühl ſich wie ein warmer Regen, blüthentreibend durch ganz Deutſchland verbreiten konnte? Man trifft es überall, das zeugt für ſeine gleichmäßige Entwickelung und einen langen, grauſamen Prozeß, den wir kämpfend durchmachen mußten und weiter führen, bis zum glücklichen Ende.

Hier in Hamburg, in der größten deutschen Seestadt, wo der Handel sein Gewühl treibt, und alle Interessen der Erwerbsthätigkeit des Menschen aufregt, ist dies gemeinsame deutsche Streben vielleicht am wenigsten zu erblicken. Wenigstens liegt es verborgener, als anderswo; denn die Meisten haben hier mit dem Geldgewinn zu viel zu thun, aber nichts desto weniger ist es doch auch vorhanden, bei aller Absonderung auf dem Hamburger Gebiet, bei aller Besonderheit alter Einrichtungen und dem ganzen Wesen der kleinen Republik, in der ein Ameisenhaufen sich unaufhörlich geschäftig unter und übereinander bewegt und nicht Zeit hat an Abänderungen der Regierungsformen und neue Einrichtungen ernstlich zu denken. Furcht kommt dabei hinzu, daß Neuerungen Unruhe erzeugen und der Handel leiden könnte, auf dem dies ganze Gebäude feststeht. Wäre dies nicht, Manches würde anders sein, denn die alten Wälle Hamburgs umschließen manche denkende, tüchtige Männer, weit gereiste und vielerfahrne, die Manches gesehen und gehört haben und alle Fehler und Mängel ihrer Zustände gründlich kennen. Aber es geht ihnen wohl in der alten Haut; sie sitzen warm und verdienen Geld, häufen Reichthümer,

leben umringt von wohlthuender Behaglichkeit und fühlen sich glücklicher und freier, als da, wo Fürsten und fürstliche Räthe, sammt Adel und Vornehme ordnen und walten.

Schon ehe man in Hamburg einfährt, erhält man einen Begriff von dem Leben der reichen Handelsherrn, dieser goldenen Aristokratie. Reihen von herrlichen Landhäusern liegen am Wege, und der erste Tagesschein zeigt sie in träumerischer Ruhe mitten in ihren Parkanlagen, Gärten und leuchtenden Rasengründen. — Hier bringt der reiche Kaufmann seine Abende im Schooße seiner Familie zu; hierher eilt er, wenn sein Comptoir geschlossen wird, hier verlebt er seine Sonntage im Kreise seiner Gäste an Tafeln, die mit allen Köstlichkeiten der Erde besetzt sind. — Genuß ist die Seele des Lebens der meisten, die ihre Zeit zwischen Arbeit und schwelgerischem Müßiggang theilen, und dies Bewußtsein, dieser Stolz, der seinen metallenen Werth kennt, drückt sich in Gestalten, Gesichtern, Sitten und Gebräuchen aus. Hier ist der Ort zu zeigen, daß man Geld besitzt. Reisen machen, Bäder, fremde Länder besuchen, wenn Geschäfte dies nicht fordern, die Winter in königlichen Residenzen oder an Fürstenhöfen durch-

ſchwärmen, das Alles iſt nicht Sache des Kaufmanns, der in Handelsthätigkeit und Speculation ſein Glück und ſeinen Lebensberuf findet. So entſchädigt ihn denn die Tafel, das köſtliche Geräth, das ſchöne Landhaus, überdies aber iſt Hamburg groß und reich genug, um mit Theatern, Geſellſchaften, Luſtbarkeiten aller Art den erſten deutſchen Städten die Spitze zu bieten, und wenigſtens der Hamburger iſt überzeugt, daß ſeine Stadt in allen Dingen die erſte, ſein Geſchmack der geläuterſte, ſein Kunſturtheil das durchbildetſte ſei.

Hat man endlich die Barrieren und Wälle im Rücken und fährt an dem wunderlichen Alſterbaſſin hin, ſo begreift man wohl dieſen Stolz auf die Schönheit der Stadt, die jetzt nach dem zerſtörenden Brande wie ein Phönix aus ihrer Aſche wieder erſtanden iſt. — Ich kenne nichts Großartigeres als die jetzige Umkränzung des weiten Waſſerbeckens mit Reihen von Palläſten der edelſten Bauart. Die belebte Straße zieht ſich an ihnen hin. Die Promenaden am Ufer, die Pavillons beſetzt mit Fremden aus allen Welttheilen, das rührige Gewühl, welches ſich von hier aus in die innere Stadt, bis an den Hafen, erſtreckt; dieſe Lebendigkeit, dieſer Reichthum, dieſe

glänzenden Gewölbe, dieſe ungeheuren Waarenlager — Alles vereint ſich zu einem großen und wohlthuenden Ganzen.

Hamburg zu beſchreiben fühle ich mich durchaus nicht berufen; es giebt genug und übergenug dergleichen Schilderungen von Häuſern und Palläſten, öffentlichen Anſtalten, Kirchen und Theatern, und was ſonſt zu ſehen und zu betrachten iſt. — Was mich am meiſten anzog, war das Leben dieſer großen Stadt und die Quellen aus denen jenes Nahrung und Wachsthum zieht. Ich wanderte durch die Quartiere, welche der große Brand verwüſtet hat und bewunderte die Emſigkeit, den Fleiß und die Kraft, mit der man den ſchweren Schaden überwunden und zum Guten und Schönen benutzt hat. — In Hamburg kann es nicht ſo ſein, wie in Amerika, in New-York, wo vierundzwanzig Stunden nach dem letzten fürchterlichen Brande ſchon der Schutt fortgeräumt und zu neuen Gebäuden der Grundſtein gelegt wurde. Dieſe Energie des amerikaniſchen Bürgers wächſt einzig, ſo kühn und ſtark, aus der vollen Freiheit der Volksregierung, welche jeden ſein läßt, was er ſein kann, ſo daß alle ſeine Kraft zur höchſt möglichen Selbſtſtändigkeit in der Geſellſchaft reift. In Hamburg

iſt dies bei weitem nicht der Fall, aber doch in hohem Grade mehr, als etwa bei uns, oder in einem andern monarchiſchen Staate, wo von oben herunter befohlen wird, was geſchehen ſoll und Gehorſam das erſte Geſetz heißt. Der Hamburger Bürger hilft ſich regieren, er glaubt es wenigſtens und ohne Zweifel kann kein Geſetz erlaſſen werden, was gegen die Intereſſen der Majorität ſeiner mächtigſten Bürger, der Handelsherren, anliefe. Dieſe, die Handelsintereſſen, beſtimmen Alles hier. Auf Mehrung des Reichthums, des Waarenabſatzes, der Lebendigkeit, läuft die ganze Herrſchaft hinaus. Es giebt kein anderes Ziel, kein Ringen nach äußerer Größe, keinen Ehrgeiz den ein Fürſt anfacht, keine Sehnſucht nach Adel und Stand, nach dem bunten Treſſenrock des Soldaten, keine Kammerherrngelüſte, keine hierarchiſche Büreaukratie, darum auch keine Bedientendemuth. Kaufleute und Juriſten theilen ſich in die Herrſchaft und dies hat allerdings manches keineswegs Erfreuliche zur Folge; aber in dieſer mittelaltrigen Vereinzelung der Stadt Hamburg, als Staat, und ſo lange einzig und allein der Handel der Centralpunkt iſt, um den ſich alles dreht, kann es nicht anders ſein, als daß die herrſchende Kaſte

der Kaufleute im Verein mit den Rechtskundigen auch jetzt, wie in alten Zeiten und nach alten Satzungen, das Regiment führen. — In dieser Art allein wird die nöthige Sicherheit gewährt, daß nichts geschehen könne, wodurch der Quell des Wohlstandes leide, unpraktische Neuerungen zur Geltung gelangen, die zur Folge haben müßten, daß die alte Ordnung der Dinge umgestürzt werde, und entweder eine Auflösung in einem Einzelwillen, oder in dem Volkswillen nach modernen Grundsätzen erfolge, dem immer die Gefahr einer Einmischung und ein nachbarliches Verschlungenwerden drohend zur Seite steht, wovon man mit allem Rechte hier, wie in den übrigen Resten der Hansa, ein unaufhörlich geheimes Bangen hegt.

Unter Verhältnissen, wie diese, wo das höchste Ziel des Ehrgeizes der Senatorrang ist, wenn nicht endlich gar der regierende Bürgermeister daraus hervorgeht, kann beides nur von wenigen Günstlingen des Glücks und des Geldes erreicht werden. Aber fast immer ist dies nur möglich durch lange, anhaltende Dienste, durch patriotisches unbezahltes Verwalten zeitraubender Aemter und mancherlei beschwerliche Arbeit. Häufig sind es gute Köpfe, hervorragende Talente und befähigte

Männer, denen ſelbſt ſtaatsmännlicher Blick und Klugheit nicht mangelt, welche die Leitung der Handelsrepublik führen. Das iſt keine bloße Theoretik, die vom grünen Tiſch aus dekretirt. Dieſe Männer ſind durch eine lange Schule praktiſcher Erfahrungen gegangen; ſie kennen die Bedürfniſſe des kleinen Staates genau, denn dieſe ſind ſcharf abgegränzt, und was ſie thun, thun ſie nicht vom Throne herunter, oder vom Amtsſeſſel aus für Unterthanen, die außerhalb ihres Kreiſes ſtehen, ſondern ſie ſelbſt bilden Glieder derſelben Kette. Sie handeln und wirken für Mitbürger und zugleich für ſich ſelbſt, denn ſie ſind Beamten und Bürger in einer Perſon. Die Laſten welche ſie auflegen, müſſen ſie tragen helfen, ſie zahlen Abgaben wie jeder Andere und ſind überhaupt allen Beſtimmungen und Verordnungen unterworfen, die von ihnen ausgehen. — So iſt denn das republikaniſche Gefühl verbreitet, daß es Niemand giebt, der über dem Geſetz ſtehe; das Gefühl des Stolzes auf eine bedeutſame Gleichheit; die Sicherheit, nicht darin verletzt zu werden, namentlich nicht willkührlich beſchatzt, belaſtet und regiert zu ſein, dagegen aber beſtimmt zu wiſſen, daß mit Geſchick und Kenntniß unabläſſig

dafür gesorgt wird, Hamburgs Handel zu stärken und zu mehren; die Handelsfreiheiten, die Handelsgröße auszudehnen, so weit es immer geht.

Man hat von den Handelsrepubliken seit den allerältesten Zeiten die schlimmsten Begriffe, und spricht von der Geld- und Kaufmanns-Aristokratie bei uns gewöhnlich in einer Weise, die einen gewissen Trost darüber ausdrückt, daß wir, dem Himmel sei Dank! davon verschont blieben und glücklich genug waren, mit einer Geburtsaristokratie gesegnet zu sein.

Ich theile diese Vorurtheile durchaus nicht; denn es ist ein großer Unterschied zwischen einer Aristokratie, die vom Gelde abhängt, das schnell wechselt und nach vielfachen Erfahrungen höchst selten drei Generationen bei einer Familie bleibt, oder einer Aristokratie, die mit dem Zufall der Geburt fest verknüpft ist, und welche, mag das Individuum noch so bedeutungslos für den Verband der bürgerlichen Gesellschaft zum Staat geworden sein, ihm Vorrechte verleiht, und Auszeichnungen zuwendet, von denen andere bessere und nützlichere Glieder ausgeschlossen sind, oder sie doch erst durch ein Patent kümmerlich erwerben müssen.. — Wo wären die Fuggers, wenn die Kaiser sie nicht zu Grafen

und Fürſten gemacht hätten, und wo würden die Rothſchilds unſerer Zeit bleiben, wenn ihre Schuldner ſie nicht baroniſirten und Majorate errichten ließen!? — Wenn man unter zwei Uebeln das kleinſte wählen muß, wird man ſich immer für die Geldariſtokratie erklären, die ihren Einfluß mehr in der Maſſe, als an einzelnen Perſonen begründen kann, welche vielleicht morgen ſchon nicht mehr zu ihr gehören. — Dieſe innere Beweglichkeit macht ſie für das Leben der Gegenwart auch weit geſchickter und paſſender, als das halb abgeſtorbene, von der Macht der Idee zernagte mittelaltrige Inſtitut der Geburtsariſtokratie, das völlig hohl und verrottet für unſere Zeit iſt, ſobald es ſich nicht mit großem Bodenbeſitz verbindet. Zu dieſem Zuſtande aber wird aus der Adelsariſtokratie eine Grundariſtokratie, die viel ſchwerer und unbehülflicher iſt und, wo ſie als allein maßgebend für die Landesvertretung anerkannt wird, viel verderblicher und freiheitbedrängender erſcheint, als die bewegliche Macht des Geldes. Die großen Staaten des monarchiſchen Europa's, in denen das Leben der Gegenwart pulſirt, haben aus den hiſtoriſchen Entwickelungen der Vergangenheit viele Einrichtungen in die neue Zeit herübergebracht, die blei-

ſchwer an ihnen feſtkleben und wenigſtens noch mancher ſtürmiſcher Durchgangspunkte bedürfen, ehe ſie dahin kommen, wohin die Reſte der deutſchen Handelsrepubliken, durch ein verſteinertes Feſthalten am Alten, gelangt ſind. Denn dies Fernhalten privilegirter Kaſten, dieſe gleichmäßige Berechtigung zum Erwerb, und durch den Erwerb zu den höchſten Ehren und Würden im Staat, dies Ausſchließen aller Geburtsvorzüge, fällt mit einem höchſt wichtigen Theil der modernen Beſtrebungen zuſammen. — Der Handels- und Induſtriefleiß, die Arbeit überhaupt, ſind die vornehmſten Anregerinnen neuer ſozialer Syſteme, und wie ungeheuer auch die Kluft iſt, welche zwiſchen der Hamburger Geldariſtokratie und dem Arbeiterſtaate der Sozialiſten liegt, ſo iſt doch in jenem Verbande zur emſigen bürgerlichen Thätigkeit und freien Streben nach Glück und Wohlfahrt, eine bei weitem größere Annäherung zu dem ſozialiſtiſchen Staate nachzuweiſen, als in der Monarchie, wo nicht von Bürgern, ſondern von Ständen die Rede iſt, die im beſten Falle doch immer durch Geburt, Rang und Sonderintereſſen kaſtenhaft getrennt blieben, und den größten Theil des Volks ſeinem Elend und ſeinem Hunger überlaſſen.

In Hamburg konnte das selbstständigere Bewußtsein der Bürger gleich selbstthätig die Wege und Mittel ergreifen, sich, aus sich heraus, zu helfen, als jenes große Brandunglück über die Stadt kam. Noch mitten im Schrecken hatte man doch weit weniger Angst vor dem Feuer, als vor den preussischen Bataillonen, die zur Hülfeleistung aus Magdeburg beordert wurden. Als die Officiere diesen Soldatenzug anmeldeten, wies man ihn ab, und war fest entschlossen, nöthigenfalls Gewalt zu brauchen; weit lieber wendete man sich an die Dänen, nahm deren Hülfe an, und suchte dann durch schmeichelhafte Dankschreiben und durch Einlaß einer kleinen Anzahl preußischer Pioniere, die Stirnfalten des Berliner Hofes zu verscheuchen. — Furcht vor Preußen, Widerwillen des Volks gegen die fremden Soldaten, Widerwillen gegen die Diener der väterlichen Monarchie und deren anstoßerregende Amtsschreiben; — tiefe und allgemeine Abneigung gegen die ganze bureaukratische Richtung des großen Nachbarlandes, und Mißtrauen gegen dessen ungeforderte Soldatensendung, ein Mißtrauen, leider so groß und weit verbreitet, durch ganz Deutschland! Das waren Zeichen, die man nicht vergessen muß, denn sie beweisen eben so wohl,

wie die Hamburger mitten in Rauch und Flammen dachten, als wie man in Berlin Hamburg unter der Perspective von Bataillonen, welche die Ordnung aufrecht erhalten, und einiger Ladungen Kommisbrodte, die den Pöbel sättigen sollten, beurtheilte. — Hamburg fühlte aber in der muthvollen Energie seiner Bürger alle Elemente der Selbsthülfe. Eine Flotte reichbeladener Kauffahrer schwamm während des Feuers den Strom herauf, prophetisch zeigend, von woher der Stadt der beste Ersatz komme, und kaum war die Asche erkaltet, so war man geschäftig, das Verlorne in neuer und schönerer Weise zu ersetzen.

Die engen Gassen und Gäßchen sind nun verschwunden; statt der alten Holzgebäude erhoben sich prächtige Steinhäuser, und geht man jetzt durch diese neuen Straßen, so wird man unwillkührlich zu dem Gedanken geführt, daß die Zeit kommen muß, wo man es als ein Glück preist, daß jener verwüstende, von so vielem Elend begleitete Brand ein Drittheil der alten Stadt verjüngte. Denn vergangenes Unglück vergessen die Menschen; es stirbt, bis auf die Sage, mit denen aus, welche darunter litten; die guten Folgen aber bleiben, Kinder und Enkel haben den Genuß davon.

Vorläufig hat nun freilich Hamburg noch auf lange hinaus mit den ungeheueren Schulden zu thun, welche die koſtſpieligen Bauten hervorbringen. Bei dem Bankrott der Verſicherungs-Geſellſchaften haben viele Leute ihr Vermögen eingebüßt, und die Eigenthümer vieler niedergebrannter Grundſtücke konnten nicht wieder bauen, weil der neue Bauplan ſie expropriirte; was ſie dagegegen als Entſchädigung empfingen, reichte nicht aus für ihre Gläubiger. — Die Bauplätze ſind nun ungeheuer theuer, die Miethen enorm hoch, die Zahl der Läden und Gewölbe hat ſich unerhört geſteigert, und als Folge davon und des mittelloſen Schwindels ſind Bankerotte unter dieſen Eigenthümern und kleinen Gewerbsleuten nicht eben ſelten, was Anlaß zu manchen bedauerlichen Vorfällen giebt, die in der Folge ſich erſt verringern können, wenn der reelle Nutzen ſich mit der gewinnſüchtigen Speculation ausgleicht. Gebaut hat man größtentheils ſehr gut, oft ſehr prachtvoll. — Von bewundernswerther Schönheit iſt der Bazar am Jungfernſtieg, eine glasbedeckte Gallerie, wie ſie Paris kaum aufzuweiſen hat, mit Reihen von Gewölben und ſchönen Wohnhäuſern nach beiden Straßen. — Grund und Bau ſoll mehr als eine halbe Million Mark Banko ge-

koſtet haben; manche andere Häuſer mit ihren Paſſagen und Flügeln werden aber gewiß nicht billiger zu ſtehen kommen.

Die Straßen voll neuer Gebäude, welche noch nicht abgefärbt waren, und meiſt alle dunkelgrüne oder dunkelbraune Fenſterkreuze beſitzen, haben etwas Eintöniges, das überhaupt oft in der Bauart hervortritt, die das dritte Stockwerk gewöhnlich ziemlich gedrückt hinſtellt. So prachtvoll Vieles iſt, ſo iſt es doch meiſt ſchwer, viel ſchwerer, als die Berliner zahlreichen Neubauten, welche hoch und leicht aufſteigen, dagegen aber häufig mehr elegant, als bequem und dauerhaft ſind. Ohne Parallelen ziehen zu wollen, kann man den verſchiedenen Charakter der beiden Städte darin leſen. — Der edle Geſchmack unſerer neuen bürgerlichen Baukunſt, die in Berlin ſo viele geſchickte Architekten findet, deren Entwürfe die Häuſerſpeculanten unterſtützen, welche ſie in der wohlfeilſten Weiſe unter mancherlei Täuſchungen auszuführen ſuchen, verbirgt hinter glänzendem Aufputz allzuoft das ſchlechteſte Material; in Hamburg iſt die Einrichtung einfacher, aber gediegener, confortabler; — daß vor kurzem ein paar neue Häuſer in Hamburg mit Einſturz drohten, ſchadet dieſer Bemerkung nicht.

Fehler in der Grundlegung oder Speculantenkunſtſtücke mögen dabei einwirken, im Ganzen iſt Bau und Ausſtattung ſolid zu nennen. Die durchweg tapezirten Gemächer machen dieſe weit angenehmer, wie unſere getünchten Wände, der engliſche Kamin giebt ihnen einen beſonderen Reiz und nur unſere ſchönen Oefen vermißt man hier, wie im ganzen Norden an der Elbe. Das Eiſen kann ſich dem glaſirten Thon nicht gleichſtellen.

Dringt man in das Innere der Stadt vor, ſo tritt uns das alte Hamburg mit ſeinen Eigenthümlichkeiten, ſeinen niedern aber feſten Häuſern, ſeinen ſchmalen Gaſſen, ſeinen Fleethen und ſeinem wogendem Menſchengedränge bezeichnend entgegen. Die vermehrte Lebendigkeit und Größe des Handels entwickelt ſich deutlich vor dem, der die Stadt genau kennt und wenn es dem Kundigſten jetzt unmöglich wird, ſich im neuen Theile des Niedergebrannten deutlich zu erinnern, ſo kann er es am beſten an der Börſe und am Hafengewühl ſehen, wie die Unglückstage gewirkt haben.

Die neue Börſe iſt vom Feuer verſchont worden, aber ſie iſt zu klein für die jetzigen Verhältniſſe. — Es hilft nichts, daß jeder Fußbreit Raum vermeſſen und numerirt iſt, und dieſe Stehplätze, ſo eng wie

möglich, aneinander liegen. — Von den Gallerien herab in dies Getümmel zu ſehen, das ſchlangenhaft ſich durcheinander windet, iſt ein ganz eigenthümliches Schauſpiel. Von den Tauſenden von Kaufleuten und Mäklern ſpricht ſelten einer laut; er flüſtert die Courſe ſeinen Geſchäftsfreunden zu, bietet an, kauft, ſchließt Geſchäfte ab, und ein dumpfes Brauſen füllt den großen Saal, das man nicht mit Unrecht mit dem Grollen des Meeres verglichen hat. — Welche Leidenſchaften, welche Aufregungen, welche gierige Haſt nach Gewinn, welche Hoffnungen und Befürchtungen und welche geheime Verzweiflung ſpannen hier oft jeden Nerv und treiben zu den gewagteſten Würfen! — Der reiche ſichere Handelsherr, der Millionär, ſteht dabei, ruhig wie ein König und er iſt auch ein gebietender Herr. Ein unſichtbarer Purpur, ein Nimbus von Ehrfurcht umweht ſeinen Thron, die Stelle wo ſein Platz iſt, aber die Maſſe der ſpeculativen Emporkömmlinge, der Männer, die gern Millionär werden möchten, jene unruhigen, ehrgeizigen, welche vor Begier brennen, mit kühnem Wagen Goldſchachten zu gewinnen, die ſind es, welche ſich täglich in den Kampf ſtürzen und oft zerhackt und zerrupft daraus heimkehren. Ein jun-

ger liebenswürdiger Mann, der in Fonds Geschäfte macht, sprach mit Entzücken zu mir von diesen täglichen Wagespielen an der Börse, das den Reiz seines Lebens enthalte. Er gab zu, daß diese heftigen Aufregungen die festeste Gesundheit zerstöre und es nicht selten mit allgemeiner Erschöpfung, oder mit anderem Unheil ende, aber wer davon ergriffen sei, könne nicht wieder ablassen, das Dasein habe keinen andern höchsten Reiz für ihn, als diesen. — Das ist die Leidenschaft des Spielers, der wunderbare geheimnißvolle Drang fast aller Menschen, das Glück zu versuchen, durch Berechnung und Zufall Geld zu gewinnen, was endlich zu einer unwiderstehlichen Macht wird, die keine Beruhigung kennt, kein Ziel findet. — Im Uebrigen ist in Hamburg die Speculation in Fonds nicht die Hauptsache. Dazu ist man hier zu solid und im Besitz zu großer und wichtiger sicherer Handelszweige.

Der Kaufmann, welcher mit Waaren handelt, wird seltener zum Speculanten, welcher sich dem Glücks- und Unglücksspiel hinwirft. Nur durch anhaltendes Mißgeschick, oder durch seine Verbindungen in fremde Verluste hineingezogen, wird er falliren und hier, wie auch in Bremen und andern

bedeutenden Handelsplätzen, ist es noch immer eine Ehrensache, in keiner Weise durch leichtsinniges Wagniß Namen und Credit aufs Spiel zu setzen. Nur die höchste Noth kann einen Hamburger Kaufmann bewegen, an der Bank auf sein Conto so lange abschreiben zu lassen, bis er nichts mehr darin hat. Die Nachricht davon würde sich bald genug, trotz alles Geheimnisses, durch Gerüchte verbreiten, und die schmählichste Nachrede zur Folge haben; eben so wenig wird der reiche Handelsherr, oder der große Bankier öffentlich viel Geld verthun, sich Zerstreuungen und Vergnügungen ergeben, die den Leuten zu sprechen geben. Seine Feste sind kostbar, seine Diners ausgewählt, sein Luxus der theuersten Art, aber ganz still und geräuschlos. Wenn erzählt wird, daß bei ihm so und so viel Drittheilstücke Trinkgeld gegeben werden, erregt es überall Neid und die Gewißheit, daß nur Leute zu dieser Ehre gelangen, die das geben können; obgleich es, beiläufig gesagt, eine der abgeschmacktesten Sitten ist, sein Mittagbrod mit ein paar Thalern für die Dienerschaft bezahlen zu müssen. Die Hamburger Damen setzen jedoch eine ganz besondere Ehre ihres Hauses darin, und wer sich unterstände, dies nicht zu beobachten, würde schwer-

lich zum zweitenmale eingeladen werden. Dieser einzige Zug ist charakteristisch für die reiche Handelsaristokratie, für die Zustände der Gesellschaft in ihrer crême und die Richtung ihrer Bildung überhaupt. Von ästhetischen Thee's weiß man hier jedenfalls wenig, vom sogenannten Geistreichsein auch nicht viel, von öffentlichen Bällen und Festen in Gasthäusern der ersten Klasse, wo Prinzen, Adel, Soldaten, Kaufleute, Gelehrte, Beamten, Künstler und der wohlhabende Handwerker bunt durch einander schwärmen, wie bei uns, muß man ganz schlimme Vorstellungen hegen. Denn hier trennt man sich vielseitig ab, hat sehr hohe Meinungen von sich selbst und vor dem, was sich schickt, ist prüde bis zum Mitleid erregen, und schwelgt im Vollgefühl der Ueberzeugung, daß aller Flitterkram der Residenzen doch nicht ausreiche gegen die gediegene Pracht dessen, was man besitzt. — In einem solchen Handelskrösus, die Hand in der Tasche, und stolze Sicherheit in allen Zügen und Bewegungen, prägt sich ein eigenthümlicher, meist eben nicht liebenswürdiger Typus aus, der aber in allen Handelsplätzen vorkommt und hier in Hamburg oft erträglicher sein mag, als anderswo. — Man ist doch hier nicht ganz so abgeschlossen, so

einseitig und so langweilig, als da, wo der Kaufmannsstand nicht das geringste Gegengewicht hat; hier leben doch gar manche Familien und Männer, die über jene Prüderien und langweilige Gesellschaften spotten.

Innig verbunden mit der Handelsblüthe der Republik ist die Bank, das großartigste Institut dieser Gattung in Deutschland, gestiftet im Jahr 1619. — Bankberechtigt sind alle Großbürger und diejenigen Juden, welche, statt des Bürgerrechts, die entsprechende Summe an die Stadtkämmerei bezahlen. — Jeder Bankinteressent legt Einlagen in die Bank, die aus Silber in Barren bestehen und mindestens 15 Loth 2 Gran fein auf die Mark Kölnisch halten müssen. — Für jede Mark Silber wird ihm 27 Mark 10 Schilling Banko gut geschrieben auf sein Conto im Bankbuch. — Hat nun ein Bankinteressent an den andern zu zahlen, so wird die Summe von seinem Conto auf den des andern übertragen, eine Operation, welche man mit: abschreiben und zuschreiben, bezeichnet, was mittelst einfacher Bankzettel geschieht. — Niemand darf mehr abschreiben lassen, als er eingelegt hat, und kann sich täglich von dem Zustande seines Guthabens unterrichten. Die Größe des

Guthabens eines Jeden ist ein Geheimniß, auf dessen strenge Bewahrung die Bankbeamten verpflichtet sind. — Der Staat kann nie über die Bankfonds verfügen, die Bankverwaltung ist eine durchaus unabhängige, nur die Oberaufsicht derselben ist beim Staate.

Die Bank macht keine Operationen, sie bildet allein den Vermittler dazu, leiht auf Silber und Kupfer; auch Piaster, Dollars, Species und preußische Thaler, was vielleicht jetzt eingestellt wird, seit man bei der letzten Geldkrisis praktisch erfahren hat, daß die Befürchtung, es könne dies zu Cours-Speculationen benutzt werden, die das allgemeine Wohl benachtheiligen, sich bewahrheitete. Die Bank ist eine Deposito-Wechselbank und überläßt es ihren Interessenten, günstige Umstände zu benutzen, Silber entweder einzubringen, oder zu entnehmen, je nachdem der Disconto steigt oder sinkt, Geldmangel oder Ueberfluß vorhanden ist. So gesichert, wie diese Hamburger Bank, die gar keine Noten hat, sondern nur baaren Silberschatz, ist keine. — Geldkrisen können allerdings auch hier entstehen, aber sie werden viel leichter vorüber gehen; Gewinn hat sie für sich nur einen geringen, der aus der Differenz von zwei Schillingen ent-

ſteht, welche ſie bei Einzahlungen und Auszahlungen für die Mark Silber berechnet. Hamburg iſt durch ſeine Bank eine der erſten und beſten Wechſelplätze geworden; wie groß die Geſchäfte aber ſind, weiß Niemand. Täglich wird ab- und zugeſchrieben, die eingelegten Summen können jährlich dreihundert Mal circuliren; es würde große und unfruchtbare Mühe machen, die Verhältniſſe zu ermitteln. Die Unwandelbarkeit des Bankfonds bedingt aber die Unwandelbarkeit des Hamburger Geldes und der beſtändige, leichte Ausgleichungsweg des Hamburger Handels durch dieſe Bank, die Gewißheit, zu jeder Zeit das Eingelegte täglich und ſtündlich herausziehen und benutzen zu können, verbunden mit der Gewißheit, daß Hamburger Banko unter allen Verhältniſſen nie ſeinen Werth verändert, müſſen eine Menge Wechſel- und Waarengeſchäfte nach Hamburg ziehen. — Das größte Leid, das über die Hamburger Bank erging, war ihre Plünderung durch die Franzoſen. Der Marſchall Davouſt, der den Hamburgern eine Geldbuße von 48 Millionen Francs aufgelegt hatte, weil ſie, deren Handel durchaus geſtört war, die Verbündeten mit Freude aufgenommen, bemächtigte ſich des Bankſchatzes am 5. November 1813

und fand darin 7,483,343 Mark Banko, welche er zur Erhaltung seines Heeres verbrauchte. Im Frieden erhielt die Stadt dagegen nur ½ Million Renten für alle ihre Verluste und die ungeheueren Zerstörungen des grausamen Marschalls; aber was der Feind ihnen versagte, ersetzte der befreundete Strom, die Elbe, auf der ihr Handel von Neuem schnell aufblühte und mit Reichthümern auch wieder die leeren Gewölbe des Bankhauses füllte. Jetzt geht man damit um eine zweite Bank, eine Discontobank zu begründen, die für Hamburg von hoher Wichtigkeit sein muß.

Statuen in Marmor und Erz auf öffentlichen Plätzen, große Kunstschätze überhaupt, und was dahin gehört, hat man in Hamburg nicht zu bewundern. Hamburgs Helden haben von jeher meist hinter den Schreibpulten, mit der Feder hinter dem Ohr, gesessen, und hochedler Rath sammt erbgesessener Bürgerschaft beschloß noch nie, irgend einen Bürgermeister, oder Senator, in Marbel zu verewigen. Die schönen Künste haben aber überhaupt einen gewissen Abscheu, sich mit den Zöglingen des Gottes Merkurius einzulassen und diese wiederum fühlen auch ihrerseits für solche abgeschmackte theuere Possen keine besondere Zärtlichkeit. In einer Stadt, wo

man gewöhnlich nicht fragt: Wer iſt der Mann? ſondern: wie ſchwer wiegt er? — wo man die Qualitäten nach den Quantitäten der Mark Banko's ſchätzt. und meiſt eine ſouveraine Verachtung gegen die brodloſen Künſte der Poeterei, des gelehrten Kramms, der Bilderklexer u. ſ. w. beſitzt, kann das auch gar nicht anders ſein. — Daß es Ausnahmen der rühmlichſten Art giebt, verſteht ſich von ſelbſt, aber vorherrſchend hat der Hamburger Handelsherr weder Luſt an den leichten bunten Schmetterlingen der Kunſt, noch hat er Zeit, ſich damit zu beſchäftigen. — Wie hat Salomon Heine über den unwürdigen Neffen geſeufzt, und wäre nicht die Eitelkeit, vielleicht auch die Furcht der Menſch könnte im Stande ſein, die ganze Familie und den Onkel obendrein, zum Gegenſtand ſeiner giftigen Spöttereien zu machen, dazu gekommen, der alte Millionär hätte ihm keinen Schilling verabreicht. Wie er über ihn gedacht hat, beweiſt ſein Teſtament und das Benehmen der Erben, und ſo wie dieſe, denken ohne Zweifel ſehr viele. Gar manche mögen nicht begreifen können, warum es Geſchöpfe geben müſſe, die Verſe machen und Bücher ausbrecken. Börſenliſten, Coursberichte, Handelsberichte und Journale, ja, dabei läßt ſich ein Nutzen den-

ken und dabei allein ſollte eigentlich Guttenbergs mißverſtandene Kunſt ihr Bewenden haben. — Daß aber, trotz deſſen, in Hamburg, wo ein poetiſcher Geiſt ſich auf die Dauer höchſt unbehaglich fühlen muß, ein rühriges literariſches Leben herrſcht, beweiſen die Zeitungen und Journale, die Leſeinſtitute und die Menge der Buchhandlungen, welche einen ziemlich bedeutenden jährlichen Umſatz machen ſollen. Der Handel verknüpft ſich von ſelbſt mit dem Völkerleben, deſſen weſentlicher Theil er iſt, und eine Stadt, die mit allen Ländern und Völkern der Erde in Verbindung ſteht, muß ein bedeutſames Intereſſe an Allem nehmen, was darauf vorgeht. Vier politiſche Zeitungen, die in Hamburg erſcheinen, ſind daher auch nicht zu viel. — Der Hamburger unpartheiiſche Correſpondent iſt die Großmutter darunter. Er repräſentirt die alte Zeit und ſieht unter der Nachthaube hervor, oft grämlich genug und kopfſchüttelnd auf das unverſtändige Treiben der Jetztzeit, dem er gelegentlich ſich auch in halb officiellen Artikeln aus Berlin, oder Petersburg, oder in Kritiken und Recenſionen, entſchieden widerſetzt. — Der Hamburger Correſpondent hat die ſchöne Zeit hinter ſich, wo ſein Name ein allgemein berühmter war; jetzt hat er meiſt nur

noch auf Pietät zu rechnen, das süße Gewohnheitsrecht, in dem wir Deutsche so stark sind. Wir wollen ihm nichts Böses nachsagen, im Gegentheil, es ist hoch anzuschlagen, wenn ein Journal aus Ueberzeugung eine bestimmte Farbe trägt und unbestechlich diese vertheidigt, mag es damit Leser gewinnen oder verlieren.

Wie die Verhältnisse einmal sind, können Organe der sogenannten guten Presse sich nicht halten ohne die Unterstützungen ihrer Freunde, und die eifrigsten Vertheidiger des Absolutismus und der Bevormundung würden kläglich schnell zu Grunde gehen, wie wir dies bei uns zu Lande oft schon wahrgenommen und noch oft wahrnehmen werden. — Liberale Journale müssen sich in anderer Weise auf ihre Gesinnung verlassen; sie müssen anregend, frisch, freimüthig, wahr, oder wie die verschiedenen Kunstausdrücke ihrer Gegner lauten, subversiv, destruktiv, giftig, mißliebig, aufregend, verläumderisch u. s. w. sein; — sie können einzig und allein sich halten, wenn sie Leser finden, denn von ihrer Verbreitung hängt ihr Bestehen ab. — Entschieden für den Fortschritt wirkt in Hamburg die Neue Hamburger Zeitung, welche gestiftet wurde, als die Bestrebungen des Hamburger

Correſpondenten Unwillen erregten, und man muß ſagen, daß, ſoweit die Cenſur es zuläßt, die Hamburger Neue Zeitung immer getreulich und oft mit Geiſt und Geſchick ihre Sache vertreten hat, der ſie Eifer und Hingebung widmet. — Das größte Zeitungsinſtitut Hamburgs iſt aber die Hamburger Börſenhalle, ein ausgedehntes, wichtiges Handelsblatt und faſt ganz dieſen Intereſſen gewidmet. Der politiſche Theil beſchränkt ſich meiſt auf Ueberſetzung und darf nur geringen Raum einnehmen, während faſt alle die ungeheuren Spalten mit Schiffernachrichten, Notizen, Liſten und Ankündigungen gefüllt ſind, die den Herrn Hoſtrup und Sohn eine ſehr bedeutende Einnahme ſichern. — Das vierte politiſche Journal endlich, die Hamburger Nachrichten, iſt eine Art Anzeigeblatt mit Politik ausgeſtattet; ein höchſt einträgliches Unternehmen, gut und in gutem Sinne redigirt, und dabei wohl das am meiſten verbreitete, denn es ſoll über 8000 Abnehmer beſitzen.

Kleine Tagesblätter, der Unterhaltung gewidmet, hat Hamburg in bedeutender Zahl, es muß alſo doch auch Theilnahme dafür am Orte ſelbſt ſein. Vielfach geklagt wird freilich über den literariſchen Schmutz, der ſich hier aufhäuft, aber es

iſt auch manches tüchtige und ehrenwerthe Streben dort zu finden. — Die moraliſche Macht der Preſſe in Deutſchland iſt trotz ihrer traurigen Lähmung durch die Cenſur ſo groß und beſitzt ſo viele wahrhafte Tüchtigkeit und ſittliche Reinheit, daß ein Marodeurhaufen, wie er allerwärts ſich findet und finden muß, nicht dagegen in Betracht kommt.

Ausgezeichnet ſind die Einrichtungen der Leſegeſellſchaften in dieſer großen Stadt. Das Leſeinſtitut von Perthes, am Jungfernſteig errichtet, bietet für ein Billiges den Beſuchern alle Zeitungen, Tagesblätter, Brochüren, kurz alles Neue in der Literatur und verdient, als Muſter bezeichnet zu werden. Mehr als Club eingerichtet, einem geſchloſſenen Kreiſe angehörig, aber dem Fremden, welcher eingeführt wird, gern ſich öffnend, iſt die Harmonie, wohlbekannt und mit Recht geprieſen. Ein ſchönes Haus mit Garten gehört der Geſellſchaft, ihre Leſezimmer, geſchmackvoll eingerichtet, enthalten die vorzüglichſten Journale und neue Schriften, und von früh bis ſpät kann man dort leſen, mit Freunden zuſammen treffen, eſſen und trinken. Man kann gleichſam ſeine Wohnung dort aufſchlagen und wie es in den Londoner Clubhäuſern iſt, ſeine Geſchäfte dirigiren, Briefe empfan-

gen und beantworten u. ſ. w. — Das iſt vortrefflich und ſollte in Berlin ganz beſonders zur Nachahmung anreizen, hier, wo ſo viele Menſchen leben, die von einem Clubhauſe Gebrauch machen können, während Hamburg viel zu geſchäftig iſt, um den Tag über vielen Beſuch in die Harmonie zu locken.

Dafür ſind die Abende um ſo mehr dem Vergnügen der Hamburger gewidmet. Wie gefüllt ſind nicht die Pavillons an dem ſchönen Aelſterbaſſin, wie belebt ſind die Straßen und wie belebt die große Menge der Auſternkeller und Wein- und Bierhallen! Materieller Genuß iſt ein allgemeiner Trieb und wo er, wie hier, in ſo ausgezeichneter Weiſe befriedigt wird, durch Aalſuppen oder Schildkrötenſuppen, durch Fleiſchſpeiſen von unerhörter Mächtigkeit, durch Seefiſche der beſten und friſcheſten Art, durch Auſtern und Hummer, ſteuerfreie Weine und der Himmel weiß welche andere Herrlichkeiten, da iſt es den Menſchen nicht zu verargen, wenn ſie ſich bei dieſer derben kräftigen Küche am behaglichſten fühlen, und das Hamburger Leben über Alles werth halten.

Geld wird genug verdient und der Gewinn theilt ſich allen Ständen und Klaſſen mit. — Das

Zunftwesen wird aufrecht erhalten, Alles ist alt und herkömmlich und wird beschützt und bestärkt. Man geizt nicht mit dem Bezahlen, beschwert sich nicht über Theurung; die Lebensmittel sind wenigstens gut und verhältnißmäßig billig. Der Wohlstand herrscht vor, jeder Arbeiter hat sein tüchtiges Fleischstück Mittags vor sich und Abends vielleicht auch. So lange sich dies bewahren läßt, wird keine Klage, kein ernster Drang nach Neuerungen, kein Verlangen nach Umänderung veralteter Zustände empfunden; selbst Mißbräuche, die seit vielen Jahren zu reden geben, werden ertragen, denn man fühlt sich übrigens wohl in seiner Haut, und das sieht man den Leuten hier in allen Klassen und Ständen an. — Breit, tüchtig, rüstig, mit einem gewissen Selbstgefühl, kurz angebunden und kalt treten sie auf. Geld wollen sie alle verdienen, danach sind sie zugeschnitten und die Gewißheit, daß sie es können, liegt in ihren Gesichtern. — Vom Geringsten bis zum Höchsten geht dieser Zug der Aemsigkeit und ein stolzes Bewußtsein auf Hamburgs Reichthum und Wohlleben, das sie geneigt macht, kleine Uebel zu vergessen. Was ist über die Thorsperre z. B. gesprochen, geschrieben und geschimpft worden, und doch ist sie bis zu dieser

Stunde dieſelbe. Vom Dunkelwerden ab muß Jeder bezahlen, und je ſpäter er Einlaß begehrt, deſto mehr bezahlen; bis dann nach Mitternacht Niemand mehr in die Stadt kommt. — Die Thorſperre bildet eine ſehr bedeutende Einnahme von mehren hundert tauſend Mark, aber nicht allein daß der Ausfall im Budjet anderweitig erſetzt werden müßte, wenn man ſie aufhöbe, es giebt noch einen zweiten triftigen Grund. Man fürchtet, daß, wenn die Sperre nicht mehr beſteht, viele Wohlhabende ſich außerhalb anbauen und der Häuſerwerth in der Stadt fallen werde. Hamburg würde ſich ausdehnen, das will man vermeiden, und die erbgeſeſſene Bürgerſchaft, die Hausbeſitzer, haben den beſten Grund ihres eigenen Vortheils wegen, lieber die Thorſperre zu bezahlen, was den Reichen überdies wenig anſicht, und die Menge ſchreien und ſpotten zu laſſen, als in die Aufhebung zu willigen. Die Wohlhabenheit und die dadurch erzeugte Indifferenz gegen veraltete Einrichtungen ſind auch die Urſache, daß Angriffe auf das Beſtehende mit leichter Mühe abgewendet und ihre Urheber, meiſt ohne Theilnahme zu erwecken, beſtraft werden konnten. — In ſolchen Dingen verſtehen die Herren in Hamburg keinen Spaß und zeigen ſich beinahe empfindlicher

und rachsüchtiger, wie absolute Fürsten. Das liegt im Wesen der Handelsrepubliken. Schon die hundert Suffeten Carthago's ließen grausam tödten und verfolgen, wer ihre Macht anzufechten wagte; und welche fürchterliche Henkerthaten erzählen die Chroniken deutscher Städte und selbst Hamburgs Geschichte! Denn was man in neuester Zeit mit einigen Jahren Zuchthaus abthut, ward in frühern Jahren mit Block und Beil ins Gleichgewicht gebracht.

Weil ich Hamburg nur flüchtig berühren kann, muß ich mich darauf beschränken, vieles ganz unerwähnt zu lassen. So die trefflichen Einrichtungen der Heil- und Armenanstalten und Vereine, welche dem öffentlichen Wohl dienen, oder aus den Verhältnissen entsprangen u. s. w. Das Interessanteste für den Fremden ist unstreitig der Hafen, oder vielmehr die Häfen, welche längs des Elbstroms liegen und von dessen Armen und der Alstermündung gebildet werden. In den Oberhäfen liegen die Flußschiffe, in den Niederhäfen die Seeschiffe, welche nach ihrer Größe entweder in dem äußern Hafen bleiben müssen, oder, wenn sie weniger tief gehen und kleiner sind, in dem Binnenhafen anlegen. Für Schiffe mittler Größe ist das

Baſſin am Sandthore beſtimmt. — Aber alle dieſe Häfen ſind doch oft zu klein, um die ankommenden Schiffe aufzunehmen; namentlich müſſen viele Elbkähne dann mitten im Strome ankern, weil ſie nirgend Raum finden, und dieſer Mangel an ſicheren Hafenplätzen iſt ſchon oft gerügt und auf Vergrößerung beantragt worden. Welch ein prachtvoller Anblick iſt es aber, dieſe Maſtenwälder des Binnen- und Niederhafens zu durchfahren. Kein Fremder darf es verſäumen ein Boot zu nehmen, um dies Gewühl von Schiffen zu betrachten, die aus allen Theilen der Erde ſich hier zuſammenfinden. Der Grönlandsfahrer liegt neben den Chinafahrer, der Ruſſe ankert bei dem Afrikaner, zahlloſe Wimpel flattern, zahlloſes, zierliches Thaugegitter ſteigt von ſchlanken Maſtenſpitzen herab. Es wird aus- und eingeladen; beladene und leere Boote kommen und gehen, und Neger, Malaien, Spanier, Dänen, Franzoſen, Engländer, Deutſche und Amerikaner ſingen und heulen die gellenden Matroſengeſänge, welche die Arbeiten an den Winden und Schiffsluken ſtets begleiten. — Macht man Beſuche am Bord, ſo wird man gewöhnlich freundlich empfangen, höflich umhergeführt und nicht ſelten aufs artigſte bewirthet. So war ich in Damenbeglei-

tung am Bord eines großen amerikaniſchen Dreimaſters, der ausgeladen hoch auf dem Waſſer lag, und deſſen Strickleitern den Damen doch gar zu unappetitlich und bedenklich zu erſteigen dünkten. Wir wollten die Abſicht aufgeben, aber der Capitain bat einen Augenblick zu verziehen und bald lief an dem Seilwerk der Raaenocken ein bequemer Stuhl herab. Der junge hübſche Steuermann ſprang mit der großen Sternenflagge in unſer Boot, breitete ſie über den Sitz aus, umwickelte die Füße der Damen und ſo ſchwebten ſie wohlbehalten zum Deck hinauf, wo der artige Capitain aufs höflichſte für die ihm erzeigte Ehre dankte und nicht abließ bis wir ſeinen Portwein verſucht hatten. — Unter den Schiffen im Hafen lag auch ein Auswanderungsſchiff, das Herr Slomann, der bekannte unternehmende Rheder, welcher ſo eben auch eine Vergnügungsfahrt um die Erde veranſtalten will, mit einigen hundert Deutſchen, vornehmlich aus Baiern, auf den großen Menſchenmarkt nach New-York ſandte. Das Schiff ſollte am nächſten Morgen die Elbe hinab gehen; es lag daher von Booten umringt, die ihm ſeine Ausrüſtung zuführten, und auf dem Deck wimmelte es von Kiſten und Kaſten und von Männern, Weibern und Kindern,

die in den Räumen zuſammengeſtaut werden ſollten. Manche ſahen ernſthaft und traurig aus, andere ſchienen guter Dinge zu ſein, die meiſten ſchauten gleichgültig umher. — Ein paar junge hübſche Dirnen flogen leichtfertig auf und ab, ſie hatten Muth und Luſtigkeit für viele, und ſchieden ohne die geringſte Betrübniß von der Heimath. Auf unſere Fragen, ob ſie keine Furcht hätten vor dem unbekannten Lande, antworteten ſie lachend, daß es zu Haus ſchlecht genug gegangen wäre, um ohne Herzleid zu gehen; da drüben ſei es beſſer, Brod werde da auch gebacken und Männer gebe es überall. Mit ſolchem Troſt werden ſie ſchon durchkommen, aber ein Auswandrerſchiff bleibt, trotz deſſen, ein wehmüthiger Anblick. Warum müſſen ſie denn die Heimath verlaſſen, um jenſeit des Meeres unter Schweiß und harten Mühen ein Stück Brod zu ſuchen?! — Sie fühlen ſich bedrückt und elend. Ein dunkler Trieb, ein Hoffen auf Glück, treibt ſie fort in eine neue Welt deren bürgerliche Freiheit ſie nicht locken kann, denn ſie kennen ſie nicht. Aber ſie haben davon gehört, dort gehe es auch den Armen, welche arbeiten wollen, wohler als hier. Kein Steuerdruck, keine Grundherrſchaft, kein Zöllner plage ſie, und viele gehen ja auch, wie ſie

ſagen, des verfolgten Glaubens wegen übers Meer, wie jene Tauſende Altlutheraner, welche Schleſien und die Marken verlaſſen haben, von Dragonaden und Verfolgungen heimgeſucht, die ein trübſeliges Zeugniß der Toleranz unſerer Zeiten bleiben. — Jetzt hat ſich dieſer Zuſtand umgekehrt. Die Verfolgten ſind die Verfolger geworden. Die frommen Altlutheraner und Separatiſten ſind in Preußen anerkannt und geſchützt; die aber, welche ſie zwingen wollten im Lichte der Aufklärung zu wandern, die Rationaliſten, die Philoſophen und ſonſtigen Anhänger der Vernunft, hätten weit eher Urſache an Auswanderung zu denken, wenn ſie nicht ſo zweifelhaft zähe wären und lieber Abſetzungen und Prozeſſe ertrügen als den Wanderſtab ergriffen. Was iſt aber die Urſach? Sie glauben, daß ihre Sache trotz des jetzigen Mißgeſchicks die ſiegreiche ſei und eine ungeheure Majorität des Volkes für ſich habe. Die armen Altgläubigen ſehen ſich dagegen allein und vereinzelt. Sie fühlten das, hofften nicht auf Beſſerung, auf eine Zeit der Ausgleichung durch Toleranz, die Jedem geſtattet in ſeiner Façon ſelig zu werden, und welche doch kommen muß, wenn das Friedenspanier ſegenbringend über der Menſchheit wachen ſoll; — deswe-

gen ſuchten ſie eine Welt auf, in der der moderne Unglaube ſich noch nicht ausgebreitet und feſtgeſetzt hat, und dieſe glauben ſie in dem methodiſtiſchen, von frommen Sekten gefüllten Amerika gefunden zu haben.

Auf einem anderen Schiffe, welches ich mit einem Freunde beſuchte, erhielt ich einen Beweis, welchen Gefahren Seeleute ausgeſetzt ſind. Es war ein Hamburger Schiff, das kürzlich zurückgekommen war. Die Thür ſeiner Oberkajüte war in Stücken geſchlagen und die Fenſter zertrümmert. Der Kapitain erzählte uns von einem heftigen Sturme, den er im atlantiſchen Meere gehabt. Er befand ſich in der untern Kajüte, als er plötzlich oben einen ſchrecklichen Fall hörte und eine Waſſermaſſe ihm entgegenſtürzte, indem er die Treppe hinaufſprang. Thüren und Fenſter waren in Stücken geſchlagen und mitten in den Trümmern lag ein Matroſe, der ſich halb betäubt aufzuraffen ſuchte. — Wie kommſt du hieher? rief der Kapitain. — Ich weiß es nicht, erwiderte der Seemann, aber ich meinte, es ſei aus mit mir, ich ſei über Bord. — Es erwies ſich nun, daß eine Sturzwelle, die über Deck ſchlug, den Mann aus der Mitte des Schiffes fortgeriſſen und mit ſo ungeheurer Gewalt

gegen die Thür geworfen hatte, daß deren Trümmer mit ihm in die Kajüte flogen. — Jetzt ſtand der lange blondhaarige Burſche ſingend an der Luke und wand munter ſeine Thranfäſſer auf. Ich wußte nicht was ich mehr bewundern ſollte, ſein glückliches Entrinnen, oder ſeinen Rippenbau, der dieſen Zuſammenſtoß ohne Schaden ausgehalten hatte.

Die Lebendigkeit des Hafens ſetzt ſich durch die angrenzenden, dem Handel beſonders gewidmeten Quartiere der Stadt fort, der von Flußarmen und großen und kleinen Kanälen, den Flethen, durchſchnitten iſt, die zur Fluthzeit ſich mit Waſſer füllen und dann von den belaſteten Booten befahren werden, welche die Waaren in die Packhäuſer der Kaufleute führen. Es ſind gegen 1000 Großhändler in Hamburg und da jährlich gegen 10,000 Seeſchiffe kommen, und gehen, ſo kann man ſich leicht eine Vorſtellung von der Handelslebendigkeit machen. — Hamburg macht mit acht Haupt-Einfuhrartikeln den allergrößten Theil ſeiner Geſchäfte. Im Jahre 1839 hatte die Einfuhr einen Werth von 164,896,000 Mark Banco. Im Jahr 1840 betrug ſie: 177,030,000.— 1841: 169,056,900. — 1842: 160,949,100. — 1843: 154,890,300 Mark Banco.

Vergleicht man die Einfuhr jener Hauptartikel in den Jahren 1839 und 1843, so zeigt ſich eine nicht unbeträchtliche Abnahme einiger Handelszweige; andere ſind dagegen gewachſen. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß Hamburg einige Verluſte erlitten hat.

1839.

Baumwollenwaaren, Baumwollengarn und Baumwolle	58,600,000	M. B.
Kaffee	16,570,000	" "
Zucker	15,757,000	" "
Wollenwaaren	12,000,000	" "
Indigo	7,100,000	" "
Taback und Cigarren	5,050,000	" "
Seiden und halbſeiden Waaren	5,800,000	" "
Wein, Rum, Arac, Cognac, Sprit u. ſ. w.	4,618,800	" "
	113,525,800	Mk. Bc.

1843.

Baumwollenwaaren und Garn	27,117,000	M. B.
Kaffee	13,178,000	" "
Zucker	14,372,300	" "
Indigo	5,120,000	" "
Taback und Cigarren	5,141,200	" "
Wein, Rum, Arac, Cognac, Sprit u. ſ. w.	4,242,900	" "
Baumwollen, Wollen, halbſeidne u. ſ. w. Manufacturwaaren	31,900,000	" "
	101,071,400	Mk. B.

Die Ausfuhr Hamburgs betrug dagegen im Jahre 1840: 105,500,000 Mark Banco. Im Jahre 1841: 109,500,000 M. B. Spätere Angaben

fehlen und ſogar Fretbeer verſchweigt ſie in ſeinem ſo eben erſchienenen Buche über Hamburgs Handel, weil die Werthabſchätzung zu gewagt ſei. Wahrſcheinlich hat die Ausfuhr nicht unbedeutend abgenommen. — Die Ausfuhr beſteht vornehmlich aus Getreide, Wolle und Leinen, und während die beiden letzten Artikel im Sinken begriffen ſind, hat der Getreidehandel außerordentlich zugenommen, ſo daß Hamburg einer der wichtigſten Stapelplätze dafür geworden iſt. Im Jahre 1836 betrug die Ausfuhr nur 19,260 Laſt. Im Jahre 1840 war ſie jedoch in raſch ſteigenden Jahresverhältniſſen auf 44,288 Laſt gewachſen. 1841 erreichte ſie die Zahl von 59,487 Laſten. In den Jahren 1841 bis 1845 iſt dies Verhältniß jedoch wieder geſunken und bis auf weniger als die Hälfte herabgekommen. 1844 wurde nur 24,473 Laſt ausgeführt. Holſtein, Mecklenburg, Hannover und die Altmark liefern das Getreide und wenn die Preiſe ſteigen, nimmt auch die Uckermark, Schleſien, Böhmen und Polen am Handel Theil. Im Jahre 1840 betrug der Werth dieſer Ausfuhr 13,344,000 Mk. Bc. — 1841: 17,252,300 Mk. Bc. 1844 nur 4,704,500 Mk. Bc. — Der Nutzholzhandel iſt nicht ſo bedeutend; die Einfuhr betrug im Jahre

1840: 2,225,000 M. B. — Im Jahre 1841: 2,100,000. — 1844 in Folge des großen Brandes 3,200,000 M. B. — Der Holzhandel mit England nimmt ab, weil das canadiſche Holz durch Differenzialzölle begünſtigt wird. Hamburg verbraucht wenigſtens die Hälfte des Eingeführten ſelbſt. — Einen wichtigen Handel treibt dagegen die Stadt mit Fleiſchwaaren, welche vorzugsweiſe aus Schleswig-Holſtein, auch aus Hannover, Oldenburg und Weſtpfahlen geliefert werden. Die ungeheuren Schlachtereien in Hamburg verſorgen die Seefahrer nicht allein mit Salzfleiſch, auch nach England wird viel verfahren; ebenſo Butter, die Mecklenburg und Holſtein liefern, welche nach England, Spanien und Portugal verſchifft wird. Man kann ſich kaum vorſtellen, welche ungeheure Fleiſch- und Buttervorräthe von hieraus in die Welt geſchickt werden, und mag aus einigen Zahlenvergleichen der Tabellen ſich eine Vorſtellung davon machen. Geſalzenes Ochſenfleiſch ſind im Jahre 1840: 10,000 Faß (à 200 Pfd.), und 20,000 Faß Schweinefleiſch ausgeführt worden. Im Jahre 1841: 9000 Faß Ochſenfleiſch nebſt 20,000 Faß Schweinefleiſch; dazu Rauchfleiſch 1 Million Pfund und 40,000 Schinken, zuſammen im Werthe: 1,356,000 M. B.

(Im Jahre 1840: für 1,977,500 M. B.) Auch dieſer Handel hat jedoch in den letzten Jahren abgenommen, beſonders durch die Concurrenz der Nordamerikaner. Im Jahre 1843 fiel er auf die Hälfte und 1844 noch mehr, ſo daß der Werth der Ausfuhr nur 436,800 Mk. Bc. betrug. — Eben ſo iſt es mit dem Butterhandel, der 1842 einen Ausfuhrwerth von 4½ Million Mk. Bc. hatte, 1844 aber auf 3 Millionen herabgekommen war. Im Jahre 1841 betrug die Einfuhr 12,591,400 Pfund. Im Jahre 1844 dagegen nur 9,000,000 Pfund.

Weit werthvoller iſt jedoch die Ein- und Ausfuhr an Schaafwolle, die in den letzten Jahren nicht minder abgenommen hat, weil einestheils die inländiſche Fabrikation mehr an Rohproduct verbrauchte, anderntheils die aufblühende Schaafzucht in den Kolonieen Auſtraliens der deutſchen Wolle in England Abbruch thut. Im Jahre 1836 wurden nach Hamburg gebracht 25,478,000 Pfund und ausgeführt 21,247,000 Pfund im Werthe von 43,500,000 M. B. — Im Jahre 1840: eingefahren 18,659,000 Pfund, ausgeführt: 18,141,700 Pfund; im Werthe: 24,000,000 M. B. 1841 Einfuhr: 17,239,600 Pfund, Ausfuhr: 17,773,700 Pfund, Werth:

24,500,000 M. B. — Im Jahre 1843 hatte ſich die Einfuhr bis auf 18,335,000 Mrk. Bc. vermindert. Dagegen ſtieg ſie im Jahre 1844 bis zum Werthe von 30 Millionen Mrk. Bc., was ohne Zweifel mit der Vermehrung der engliſchen Wollenfabrikate zuſammenhängt, die im Jahre 1843 einen Ausfuhrwerth von 6,784,432 Pfund Sterling hatte, während derſelbe 1844: 8,496,216 betrug. — Aber auch die Wollenindustrie in Deutſchland hat ſich bedeutend gehoben, die Ausfuhr von Wollenwaaren iſt 1844 von 3,345,200 Pfund auf 7,633,600 Pfund geſtiegen. Der inländiſche Wollen-Verbrauch hat ſich beträchtlich vermehrt und dieſe Abnahme der Ausfuhr des Rohſtoffs und Zunahme der Fabrikatausfuhr iſt für die Länder des Zollvereins ein erfreuliches Zeichen.

Dies iſt leider nicht der Fall mit der Abnahme der deutſchen Leinenausfuhr, welche vom engliſchen Maſchinenfabrikat auf den amerikaniſchen Märkten zum größten Theil verdrängt iſt, ohne daß wir bis jetzt im Maſchinengarn mit den Engländern und Belgiern concurriren konnten. Hamburg und Bremen theilten ſich früher in dem großen Tranſithandel, der die ſchleſiſchen und weſtphäliſchen Leinen in alle Tropenländer führte. — Wieviel iſt

über dieſen traurigen Vorfall geſchrieben worden, der unſere armen Weber dem Hungertode und der Verzweiflung überliefert hat; wenn es aber wahr iſt, daß das Leinen aus Maſchinengeſpinnſt nicht halb ſo dauerhaft iſt, als aus Handgeſpinnſt, jenes überdies baumwollenartig rauh wird und die kühlenden Eigenſchaften des Leinengeſpinnſtes verliert, ſo darf man die Hoffnung hegen, daß bei nöthiger Hülfe und Fürſorglichkeit der Regierung, die unterſtützt werden muß durch die Reellität der Kaufleute und Fabrikanten, durch Fleiß der Arbeiter und beſſere Behandlung des Flachſes, das Handgeſpinnſt doch wieder, trotz ſeines höhern Preiſes, zur Geltung gelangt, und mit dem Maſchinengarn concurriren kann. — Es iſt der wichtigſte Induſtrieartikel unſers Ausfuhrhandels, der vorzugsweiſe geſchützt und in jeder Art gefördert werden ſollte. Hamburg iſt ſeit Jahrhunderten der erſte Vermittler überſeeiſcher Verſendungen deutſcher Leinwand geweſen, aber mit Recht haben in neueſter Zeit einige große Fabrikanten Schleſiens angefangen, dieſen Zwiſchenhandel den Händen der Hamburger zu entziehen, und ſelbſt an jenem Platze Comptoire errichtet. Der Spediteur wird nie ſo, wie der Eigenthümer, alle Vortheile wahrnehmen.

Jener hat keinen unmittelbaren Theil am Verluſt; er zieht ſeine Speditionsgebühren ein, mag der Handel gehen, wie er will, und mit allem Recht wird daher jetzt den Leinenfabrikanten dringend empfohlen, ſich von dem Speditionsverkehr der Hamburger und Bremer zu emancipiren, was übrigens keineswegs leicht iſt; denn die Hamburger und Bremer Kaufleute beſitzen große Capitalien, Schiffe und häufig auch Handlungshäuſer in Amerika, welche Speculationen wirkſam betreiben helfen.

Die Leinenausfuhr iſt aber bis jetzt immer mehr geſunken. Im Jahre 1836 wurde noch für 8,600,000 M. B. Leinen nach Hamburg geliefert, im Jahre 1840 für 7,150,000 M. B. 1841 für 4,950,000 (darunter ſchleſiſches Leinen im Werthe von 4,650,000 M. B.), 1843 für 5,360,000 — 1844 für 5,232,000 M. B.

Bremen führte 1840 für 3,100,000 Rthlr. Gold an Leinen aus
1841 „ 2,400,000 „
1842 „ 1,400,000 „
1843 „ 1,156,000 „

Je mehr der deutſche Handel ſinkt, um ſo mehr hebt ſich dagegen der engliſche, der

1839 Leinenwaaren u. Garn ausführte im Werthe von 4,233,452 L. Strl.
1840 . . . . . 4,128,964 „ „
1841 . . . . . 4,326,870 „ „
1842 . . . . . 4,077,039 „ „

also durchschnittlich für 60 Millionen Mark Banco, während die deutsche Leinenausfuhr höchstens auf 12 Millionen Mark angenommen werden kann. Großbritanien hatte schon am Schlusse des Jahrs 1840: 419 Maschinengarn-Spinnereien (England 186, Schottland 189, Irland 44) mit Maschinen von 11,124 Pferdekraft, die 1,668,600 Spindeln in Bewegung setzten. Belgien hat 9 Fabriken mit 53,000 Spindeln und einer Leinenausfuhr von wenigstens 50 Millionen Francs. Frankreich 80,000 Spindeln in 35 Spinnereien. — Preußen besaß am Schluß des Jahres 1843 15 Maschinengarn-Spinnereien mit 28,087 Spindeln. Der ganze Zollverein 36,000 Spindeln, die ungefähr 14,000 Centner Garn fertigen können, während der Verbrauch an Leinen-Garn im Zollverein, wenn man pro Kopf 3½ Pfund rechnet, sich auf jährlich 1,030,000 Centner feststellt. — An Maschinengarn, namentlich zu Damast und anderen Geweben, werden aber gewiß jährlich im Zollverein 400,000 Centner gebraucht, von denen nur der dreißigste Theil von inländischen Spinnereien beschäftigt werden kann, alles Uebrige muß eingeführt werden und dies in einem Lande, das vorzugsweise mit Flachsbau gesegn-

net iſt, von dem England noch in den Jahren 1796—98 für mehr als 4 Millionen Thaler Garn und für 5 Millionen Thaler Leinwand kaufte! Jetzt hat ſich dies Verhältniß, wie wir geſehen haben, durchaus umgekehrt, und dieſer traurige Zuſtand unſerer Weberei, dies erſchreckende Verkümmern iſt theils eine Folge eigener Schuld, theils Folge der Handelstheorie des Zollvereins, den Preußen leitet. — England und Belgien haben uns in der Flachsfabrikation weit überflügelt und wurden in jeder Weiſe dabei von ihren Regierungen geſchützt, bei uns war das Feſtkleben am Alten nicht aus den Arbeitern zu bringen. Sie ſchrieen gegen die Maſchinen, ſtatt die Flachsbereitung und ihre Spinnräder zu verbeſſern, und um das Uebel vollzumachen, kam die Unredlichkeit der Kaufleute und Fabrikanten hinzu, welche Baumwolle der Leinwand untermiſchten und allen Credit ihres Fabrikats zerſtörten; die Spinnereien für Maſchinengarn aber gingen meiſt unter im Zollverein, oder friſten kümmerlich ihr Daſein, denn ſie fanden keinen Schutz bei den Zolleinrichtungen, während England im Beſitz aller Geld- und Maſchinenmittel und unterſtützt von der Regierung, die mit der höchſten Sorgfalt alles wegräumt, was Handel und Induſtrie be-

schweren kann, seine Garn- und Leinenausfuhr immer höher steigern konnte. Ueber Hamburg allein kamen im Jahr 1840: 1,038,326 Pfund englisches Maschinengarn nach Deutschland und in den letzten Jahren ist die Einfuhr noch bedeutend gewachsen. — Wie sehr muß jeder Patriot wünschen, daß die Regierungen das erwachte Bestreben endlich kräftig unterstützen, die Leinenfabrikation heben, sowohl Maschinengarn, als Handweberei ermuthigen, und durch den nothwendigen Schutz, wie durch ein consequentes Handelssystem, durch Verbesserung der Straßen, Befreiung der Ströme von drückenden Zöllen, Herabsetzung der Steuern und Lasten, des hohen Briefporto's und Aufhebung so mancher fiscalischen und gesetzlichen Uebel, der Industrie die Energie geben, ihre Kapitale daran zu wagen; während bis jetzt Jeder fürchten muß, daß er schutzlos und den schwankenden Ansichten streitender Parteien hingegeben, um sein Eigenthum kommt und schon deswegen kein rechter Speculationsgeist erwachen kann, der mit Englands Uebermacht concurriren möchte. —

Getreide, Wolle und Leinen sind die drei großen Ausfuhrartikel Hamburgs, zu denen dann manche andere, wie Kleesaamen, Holz, Fleischwaaren, Butter,

Vieh, Zink, deſſen Ausfuhr in Abnahme begriffen iſt, Glas, Metallwaaren, kurze Waaren, Leder, Tuch, Wollenwaaren, Lumpen u. ſ. w. kommen. — Daß die Aus- und Einfuhr in den letzten Jahren um etwas ſich verringert hat, iſt bei der Einfuhr wohl auch in den Elbezöllen und der Herabſetzung des Sundzolls zu ſuchen, wodurch Stettin einige Vortheile erlangte, ferner in der Handelsthätigkeit anderer concurrirenden Plätze, namentlich Bremens; die Abnahme der Ausfuhr iſt aber auch der Abnahme aller deutſchen Ausfuhrproducte, als Folge unſerer Handelsverhältniſſe, beizumeſſen. — Dennoch bleibt Hamburg die Königin unter den Handelsplätzen des Continents. Der Elbeſtrom führt die Waaren bis in's Herz Deutſchlands, und fünf große Handelsſtraßen ſchaffen die Güter zu Lande fort und bringen ſie herbei. Drei davon, die Straßen auf Harburg, Lünneburg und Lauenburg, ziehen ſüdlich und öſtlich in's Land; die beiden andern führen nach Lübeck und Kiel, ſie vermitteln die Verbindung mit der Oſtſee. — Nach Kiel läuft von Altona aus jetzt eine Eiſenbahn, und nach Berlin und Magdeburg wird eine andere mächtige Schienenſtraße gebaut, die eine neue große Lebensader bilden wird, deren Wichtigkeit für Ham-

burgs Handel, der Handelsblüthe des ganzen nördlichen Deutschlands und dessen innigere Verbindung, schon jetzt zu großen Hoffnungen berechtigt. — Wie großartig der Landverkehr ist, kann man aus ein paar Zahlen erkennen. — Der Landfracht-Verkehr des Jahres 1841 betrug auf jenen fünf Straßen 284,910,356 Pfund, der des Jahres 1844 — 260,595,013 Pfund, was einen allgemeinen Begriff von der Handelsgröße Hamburgs zu geben vermag.

Eine der allerwichtigsten Fragen für die Zukunft dieser mächtigen, reichen Stadt ist aber die, ob sie sich dem deutschen Zollvereine anschließen soll oder nicht? Vor einigen Jahren war man in Hamburg durchaus gegen den Anschluß, der wenige Vertheidiger hatte; jetzt fand ich die Stimmung bedeutend verändert und die Meinung fast vorherrschend, daß Hamburg über kurz oder lang genöthigt sein werde, seine jetzige Stellung aufzugeben und dem Vereine beizutreten, wenn Ereignisse erfolgen sollten, die seine Vereinzelung nicht länger zulassen. — Diese Ereignisse sind der Beitritt Bremens und Hannovers zum Verein, mit welchem gleichzeitig Maaßregeln erfolgen würden, welche Hamburgs Handel aufs empfindlichste be-

nachtheiligen würden. — Man betrachtet den Anſchluß an den Zollverein zwar noch immer größtentheils nicht eben als ein erfreuliches Bild der Zukunft, allein die öffentliche Meinung ſöhnt ſich mehr und mehr mit dem Gedanken aus, und bei der Abnahme von Ein- und Ausfuhr in den letzten Jahren, bei den Anſtrengungen, welche Hannover für Belebung des Hamburger Handels und der ſtärkeren Frequenz auf der Süderelbe macht, bei der Furcht, daß Emden's alte Größe aufblühen, Bremen mächtig wachſen könne, endlich mit dem Blick auf Stettin, das in den letzten Jahren, unterſtützt von der geringen Erleichterung des Sundzolls, ſeine Kaffee- und Zucker-Einfuhr bedeutend vermehrte, ſo daß die Geſammteinfuhr 1843 auf 4,781,830 Centner, im Werthe von 17,600,000 Rthlr. und 1844 auf einen Werth von 18,400,000 Rthlr. ſtieg, — während in Hamburg die Einfuhr an Kaffe, (welche 1842 73,000,000 Pfund betrug,) 1843 auf 68,600,000 Pfund; 1844 auf 63,700,000 Pfund; 1845 auf 68,800,000 Pfund fiel, auch Zucker ebenfalls eine ſehr bedeutende Abnahme erlitt, und von (1843) 98,500,000 Pfund 1844 auf 68,500,00 Pfund, 1845 88,500,000 Pfund herabging: — in Bezug auf alles dies regten ſich die Befürchtungen auf, künftig größeren

Schaden zu leiden, wenn man zu lange widerstehe, als wenn man sich füge. — Es ist wahr, daß Hamburgs Handelsverhältnisse weit mehr Bedenken erregen müssen, als die anderer Länder und Städte. — Einen Anschluß unter den jetzigen Umständen zu verlangen, wäre Thorheit, denn ganz offenbar muß Hannover und Bremen vorangehen und der Beitritt dieser Staaten zum Verein erst eine mächtige Umwandlung mancher bisherigen Grundsätze desselben erwirkt haben. — Hamburg möchte es freilich unter allen Umständen am liebsten sehen, wenn es ein Freihafen werden und eine neutrale Handelsrepublik bleiben könnte, um so alle Vortheile zu genießen, nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen. — Der Blick auf Holstein und die Nähe Altona's kündigen ihm Verluste an, welche eintreten müssen, wenn die Herzogthümer im Norden der Elbe nicht mit ihm zugleich den Verein vergrößern, und dies darf so leicht nicht erwartet werden, wenigstens nicht, so lange Schleswig-Holstein zu Dänemark gehört, wie sehr auch die Stimmung in den Herzogthümern selbst für den Beitritt zum deutschen Zollverband sich schon aus nationalen Ursachen ausspricht. — Hamburgs Transithandel kann leicht Abbruch erfahren, und was es vom Aufblühen seiner Zucker-

und Tabacksfabriken, von der Vermehrung der Einfuhr aus transatlantiſchen Ländern, von Vermehrung ſeiner Rhederei, wie überhaupt von den Folgen eines nationalen Schutzſyſtems des deutſchen Seehandels, mittelſt Repreſſivmaaßregeln gegen diejenigen Staaten, welche Differenzialzölle zum Schirm der eigenen Flagge beſitzen, erwartet, erſcheint ihnen entweder jetzt nicht bedeutend genug, oder theils unausführbar, theils ſchädlich, um dafür das Sichere aufzugeben. — Gebieteriſche Umſtände allein werden Hamburg überzeugen können, es wird zögern ſo lange es zögern kann, aber — ſich endlich der Nothwendigkeit fügen. Wann dieſe eintritt, ob früher oder ſpäter, iſt freilich jetzt noch nicht zu beſtimmen; ſie hängt von dem Siege der öffentlichen Meinung in Deutſchland ab, die den Kampf um ein nationales Handels- und Schutzſyſtem gegen die Theorie des freien Handels führt, wie dieſe von Preußens Finanzmanövern vertreten wird. — So lange jenes Syſtem nicht ſiegt, ſo lange der Zolltarif nicht bedeutend geändert wird, die Colonialwaarenzölle beträchtig ermäßigt werden und vor allen Dingen der Handel eine geſicherte Vertretung, die praktiſche Erfahrung ihre Anerkennung und ungeſchmälerte

Mitwirkung empfängt, so lange kann an den Beitritt der Handelsrepubliken an der Nordsee und der Nordseestaaten überhaupt noch nicht gedacht werden. — Sollten die großen Seeplätze sich aller der änglichen Controllewirthschaft unterwerfen? Sollten sie damit alle leichte Beweglichkeit ihres Handels einbüßen, endlich aber unter Aufsicht der Geheimen Oberfinanz-Räthe stehen, welche ihr ganzes Wissen aus Listen und Büchern schöpften, dagegen aber häufig in der vornehmsten Beamtenweise übermüthig auf Handel und Industrie herabsehen? Dann freilich wäre es allerdings ein trauriger Tausch gegen das bisherige selbstständige Verwalten ihrer Interessen. — So leicht wird man sich nun wohl bei uns nicht von der Unfehlbarkeit des amtlichen Standpunktes trennen, und wir wissen nur zu gut, welche entschiedene Vertreter und welch starres Festhalten an der Theorie, auch selbst nach dem Ausscheiden des Herrn Beuth aus dem preußischen Finanzministerium, vorherrschen. — Wie viel Löbliches und Treffliches von dort aus für Handel und Gewerbe geschah, soll dabei keineswegs verkannt werden; die vorgefaßte Meinung aber, daß nur der Beamte klar beurtheilen könne, was geschehen müsse, daß die Weisheit, welche man so gern „positive Kenntniß" nennt, die aus

ſtatiſtiſchen Tabellen, Geſetzen und Verordnungen erlernt wird, die einzig richtige ſei, impft einen Bevormundungstrieb ein, der für gehorſame Unterthanen paßt, den aber freie denkende Bürger nicht ertragen können. — Wir haben erſt vor Kurzem geſehen, wie ein Dutzend der erſten Induſtriellen der preußiſchen Hauptſtadt und die Vorſteher der Kaufmannſchaft in Berlin, welche in ausführlicher Petition ihre Gründe um Schutz für einige Induſtriezweige dem Könige vorgetragen hatten, in betrübendſter Weiſe von dem General-Director der Steuern dahin beſchieden wurden, daß ſie beſſer gethan hätten, zu ſchweigen und der Vorſorge der Regierung zu vertrauen, die am beſten wiſſen müſſe, was Noth thue.

Solche Beiſpiele müſſen in den Handelsrepubliken einen unüberwindlichen Abſcheu gegen Zuſtände hervorrufen, wo ein Beamter in ſolcher Sprache eine Bitte an den Thron beantworten kann, die von Männern ausgeht, deren Vermögen, Stellung in der Geſellſchaft, induſtrielle Thätigkeit und Beſchäftigung manchen tauſend Arbeitern Brod giebt und ſchon darum in andern Staaten Aufmerkſamkeit, vielleicht ſogar Anerkennung gefunden hätten. Der Soldaten- und Be-

amtenstaat in Preußen hat zu viele Antecedentien zu überwinden und fiscalische Rücksichten zu nehmen, um im Bürger ein selbstständiges Glied des Ganzen zu erkennen und dem Handel und der Industrie die möglichst freie Entwickelung der Nationalkraft und des Nationalvermögens zu verleihen. Dieser Staat, an der Spitze des Zollvereins, wird nur nach großer und langer Selbstüberwindung zur Anerkennung eines Systems gebracht werden können, das allein mit Hülfe eines freien und kräftigen Bürgerthums, mit Hülfe von Volkskammern und Volksabgeordneten und mit Unterordnung des bis jetzt allein regierenden Beamtenverstandes ausgeführt werden kann.

Unbegreiflich bleibt aber dennoch auch jetzt dies starre Festhalten an der Aufgabe, Schifffahrt und Industrie ohne Schutz sich selbst helfen zu lassen, wenn man bei allen andern Völkern das Gegentheil vor Augen sieht. — Unter beständigen Kämpfen haben andere Vereinsstaaten Preußen jeden Zollbreit Nachgiebigkeit abringen müssen, und unter allen unsern Handelsbeamten ist nur der Präsident des Handelsamtes, Herr von Rönne, ein Mann, der praktische Erfahrungen während eines langen Aufenthalts in Amerika sammelte, welcher dem nationalen Schutzsystem ergeben ist, und gern dafür

wirken möchte, wenn — er könnte! — Wie viel iſt darüber geſchrieben worden, daß dies Beſtehen auf Handelsfreiheit, während alle andern Staaten ihr nicht huldigen, die deutſche Induſtrie ins Verderben führe; wie oft iſt ausgeführt worden, daß Induſtrie und Marine Hand in Hand gehen, und ohne das Aufblühen der Einen, das der Andern nicht möglich ſei. Welche Beweiſe hat man dafür geliefert, wie hat das Sinken der preußiſchen Rhederei, das jährliche Abnehmen der deutſchen Ausfuhrproducte, der Schrei der Hundertauſend verhungernden Weber jenes Syſtem angeklagt, und doch iſt keine Aenderung erfolgt! — Wenn man nur eine ſtrenge Reciprocität in den Schifffahrtsverhältniſſen ausübte, England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweden, Rußland, Spanien und Portugal mit dem Maße mäße, wie uns von ihnen gemeſſen wird, wie anders würde ſich die deutſche Rhederei ſtellen. — Statt deſſen gehören mehr als $^5/_6$ der Schiffe, welche uns die Erzeugniſſe der transatlantiſchen Länder zuführen, welche wir bedürfen, eben jenen Nationen an, die unſere Schiffe in ihren Häfen entweder ganz ausſchließen, oder mit Differenzialzöllen belaſten. — Ein Seezoll von 2 Rthlr. pro Centner zu Gunſten deutſcher Schiff-

fahrt würde unsere Handelsmarine in kurzer Zeit verfünffachen, unsere Industrie beleben und bald dem Vaterlande die zwanzig Millionen Thaler ersparen, welche allein für Spinnerlohn jährlich nach England wandern. Belgien gewährt seiner Flagge bei Ein- und Ausfuhr 10 pCt. Vortheil, Holland 20 pCt. und mehr noch für einzelne Artikel, (in Java sind deutsche Waaren in deutschen Schiffen mit 50 pCt. belastet,) England und Frankreich lassen nur eigene Schiffe die Producte ihrer Colonieen einführen und schützen deren Waaren durch ein ganzes System von Begünstigungen.

Von allen deutschen Staaten hat aber Hannover das größte Interesse, wenn es dem Zollvereine beitreten soll, die Annahme eines Schutzsystems der Marine zum Beding zu machen. Was es aufgiebt, kann es nur durch Belebung seiner Häfen, Stärkung seiner Marine und Theilnahme am transatlantischen Handel ersetzen. Mit Hannovers Beitritt ist auch der Beitritt der Hansestädte und in der Folge selbst Schleswig-Holsteins Anschluß entschieden. Hannover besaß am Schlusse des Jahres 1843 545 Seeschiffe langer Fahrt von 56,682 Tonnen, Preußen 835 von 222,094 Tonnen, (am 1. Januar 1845 nur 768 von 208,448 Tonnen,)

Mecklenburg 323 von 46,261 Tonnen. — Hamburg 237 von 57,102 Tonnen. Bremen 215 von 63,052 Tonnen. Lübeck 71 von 4752 Tonnen, Oldenburg 8 von 1200 Tonnen, Holstein 415 von 34,798 Tonnen und Schleswig 509 von 48,412 Tonnen. — Die ganze deutsche Handelsmarine zählte also ohne Oesterreich 3,258 Schiffe langer Fahrt von 530,343 Tonnen (oder 265,574 Last); mit Oesterreich (562 Schiffe von 148,492 Tonnen) 3820 Schiffe von 678,835 Tonnen. — England dagegen besaß eine Handelsmarine von 13,290 Schiffen langer Fahrt von 2,453,337 Tonnen, Frankreich 2,283 Schiffe von 459,355 Tonnen.*)

Man sieht hieraus, daß Deutschland nach England die größte Handelsmarine besitzt, allein die deutschen Schiffe, welche transatlantischen Handel treiben, das Weltmeer befahren, kann man höchstens auf 350 annehmen, welche fast alle Bremen

---

*) Am 1. Januar 1815 zählte England mit Dampfschiffen und Küstenfahrzeugen 23,253 Schiffe von 2,995,196 Tonnen (darunter 14,519 Schiffe langer Fahrt und 504 Dampfschiffe). Frankreich 11,761 Schiffe von 1,256,000 Tonnen. Oesterreich besaß 2397 größere und kleiner Fahrzeuge; Preußen 1339 von 229,312 Tonnen. Es fehlen Zusammenstellungen über die gesammte deutsche Schiffszahl, größere und kleinere Fahrzeuge. Letztere mögen vielleicht auf 6000 bis 8000 mit 300,000 Tonnen Gehalt anzunehmen sein.

und Hamburg angehören. — Da mindeſtens 2000 aber nöthig ſind, Deutſchlands Märkte zu verſorgen, ſo fehlen uns 1650 Schiffe mit zwanzig Tauſend Seeleuten, welche jetzt vornehmlich England beſchäftigt, die aber bald auf uns übergehen würden, wenn unſer Handel ſo geſchützt würde, wie der aller andern ſeefahrenden Völker. — Wir wollen keine chineſiſche Mauern, nur Gleichheit! Und würden nicht auch die Kaſſen des Zollvereins dabei gewinnen, wenn herabgeſetzte Zölle auf Colonialwaaren den Verbrauch vermehrten, wenn ſtatt der elenden, oft ſchädlichen Surogate für Kaffee, dieſer ſelbſt von dem Aermſten getrunken würde, wenn die allgemeine Billigkeit der nicht mehr zu entbehrenden Producte der heißen Länder die Geſammtconſumtion verdoppelte? wenn deutſche Handelsflotten dieſe aus Ländern holten, welche durch vortheilhafte Handelsverträge mit uns verbunden wären, und deutſche Producte und Fabrikate dafür jenſeits des Meers offene, begünſtigte Märkte fänden?! — Würde Hannover, Bremen und ſelbſt Hamburg dann länger den Beitritt zum Zollverein weigern? Hätte man nicht Mittel ihnen den Schaden zu vergüten? Wäre die mächtige Rhederei, die vermehrte Aus- und Einfuhr, die wachſende Zahl der Zucker- und Tabacks-

fabriken nicht im Stande, die wahrhaften Befürchtungen ſowohl, als die leeren zu überwältigen, könnte ſie die Abnahme eines Theils des jetzigen Tranſithandels nicht erſetzen, über die Sorge des Fallens der Grundſtücke, über die aufzuhebende Thorſperre und ſelbſt über das Eindringen neuer Grundſätze des Handels und Gemeinweſens tröſten und das Altherkömmliche immerhin von einer neuen Ordnung der Dinge vernichten laſſen? — Wie aber auch Hamburg widerſtehen wollte, es wäre zum Anſchluß gezwungen, um an den Hannöverſchen Häfen und an Bremen nicht einen großen Theil ſeines Verkehrs einzubüßen; es müßte ſich bequemen und der vernünftige Handelsſinn der Kaufleute würde bald die rechten Mittel finden, aus Schaden Vortheil zu bereiten. — Endlich aber: man ſpricht ſo viel von einer deutſchen Kriegsflotte, von Deutſchlands Seeherrſchaft; eine ſolche iſt gar nicht möglich, ſo lange die deutſche Handelsflotte nicht ausgebildet und groß gezogen iſt. Wir haben keine Colonieen, wir haben aber auch keinen Antheil am Welthandel, der jetzt des Schutzes durch Kriegsſchiffe bedürfte. England zieht aus den Seeleuten, die das Weltmeer befahren und aus denen, welche in den nordiſchen Meeren erzogen

werden, den Bedarf ſeiner Kriegsflotten, ſeine beſten Matroſen, und es unterſtützt jenen Handel aus allen Kräften. Uns fehlt es dagegen an allen Elementen. Wenn aber ſtatt der 300, 2000 deutſche Schiffe auf dem Ocean ſchwämmen, dann wäre eine Kriegsflotte nöthig und könnte leicht beſchafft werden. Was jetzt die Spielereien in der Oſtſee bedeuten, die Preußiſche Flotte, aus der Kriegs-Corvette „Amazone“ beſtehend, welche ſeit drei Jahren noch nicht einmal einen ähnlichen Nachfolger ins Leben gerufen hat, ſieht Jeder ein. Es ſcheint jedoch, als ſei es unmöglich, daß die Ausbildung eines nationalen Handelsſyſtems noch auf lange hinaus ſich verzögern könne. Der Ruf danach iſt allzugewaltig geworden und ſelbſt die Hartnäckigkeit, mit der Preußens Finanzmänner ihre Handelstheorien vertreten, welche wohl gut und nützlich war, als es galt innere Bande zu zerſprengen und Deutſchland von Zolllinien zu erlöſen, die aber, gegen das Ausland angewandt, welches keine gleichen Grundſätze hegt, verderblich zurückwirken muß, — ſelbſt jene Hartnäckigkeit wird ſich endlich überzeugen müſſen, daß, wenn wir weiter kommen wollen, wenn unſere Flotte wachſen, unſer Handel aufblühen, unſere Ausfuhr ſich vermehren, unſer innerer Wohlſtand

ſich erheben ſoll, man die Stimme der praktiſchen Erfahrungen hören muß. Es giebt ja viele unumſtößliche Beweiſe, daß wir jetzt in manchen der wichtigſten Induſtriezweige und in Schifffahrt zurückſchreiten und mit gebundenen Händen widerſtandlos denjenigen Völkern überantwortet ſind, welche bei nationalem Schutz ihrer Flagge die guten Deutſchen auslachen, die mitten unter Differenzialzöllen und bevorzugter Induſtrie der Nachbarn ſich ſelbſt davon entblößen, und, um den freien Handel aufrecht zu erhalten, die Fabrikate auswärtiger Fabriken nach Deutſchland ziehen, die eigenen untergehen laſſen, einzig damit die Conſumenten vielleicht die Elle Waare um einige Pfennige billiger kaufen, während viele Millionen Thaler dagegen jährlich dem Auslande zufließen, von denen man nicht weiß, wo und wie ſie zurückkehren ſollen.

Es iſt doch ſonderbar, daß, während unſere Freihandelsleute ſo furchtbar gegen Schutzzölle und Differenzzölle ſchreien, die Stimmung in Bremen, in Hannover und ſelbſt in Hamburg eine ganz andere iſt. Man frage doch hier einmal dieſe praktiſchen Kaufleute: Wollt ihr euch dem Syſteme Preußens anſchließen, oder wollt ihr einem vernünftigen Schutz der Induſtrie, der ſich nach den

Zeitumständen ändert, Erneuerung gestattet ohne sich zum Verbot fremder Manufactur-Waaren zu erheben; wollt ihr Differenzzölle oder die berühmte Handelsfreiheit? — Man ist an der ganzen Nordsee der Ueberzeugung, daß ein solcher nationaler Schutz nur wohlthätig sein kann. Handel und Industrie müssen Hand in Hand gehen, die Eine durch den Andern gehoben werden; wie kann dies aber sonst geschehen als durch eine zweckmäßige Beschirmung beider? — In Bremen hat man den Beitritt zum Zollverein so gut wie zugesichert, wenn die Zölle auf Colonialwaaren herabgesetzt werden und ein Differenzzoll der deutschen Schiffahrt zum Recht gegen die Beschränkungen verhilft, welche sie durch sämmtliche andere Nationen mehr oder minder erduldet, welche alle Differenzzölle besitzen. Daß ein genügender Schutz der Industrie zu Theil werde, findet man durchaus gerechtfertigt. — Auch in Hannover haben sich diese Ansichten längst ausgesprochen und in Hamburg denkt man, wenigstens zum Theil, nicht viel anders. — Die Ostsee freilich ist nicht dieser Meinung. Sie fürchtet allein für ihren Kornhandel, sie hat den Sundzoll zu bekämpfen, daneben viele drückende Häfeneinrichtungen und Abgaben, endlich fehlt es dort auch häufig an

Regſamkeit, ſtatt derer ein Feſthalten am Alten vorherrſcht, was weſentlichen Theil auch am jetzigen Zurückſchreiten der Rhederei hat.

Ehe ich von Hamburg ſcheide, mögen wir noch einen Blick auf ſeine ſtaatlichen Einrichtungen und ſeine Geſchichte werfen. — Dieſe iſt, aus alter Zeit her, eng verbunden mit der Geſchichte aller norddeutſchen Länder zwiſchen Oſt- und Nordſee geweſen und hat in langen Jahrhunderten in alle Vorgänge und Kämpfe eingegriffen, welche dies hart beſtrittene Land gegen die Beſtrebungen der däniſchen Könige führte, die ihr Reich bis zur Elbe begründen wollten. — Hamburg, Lübeck und ſelbſt Bremen, ſammt den Herzogthümern Schleswig-Holſtein, haben eben darum eine Geſchichte, die vielfach in einander läuft, namentlich iſt aber Hamburg ganz dazu geeignet, um zu beweiſen, wie eigentlich die Verhältniſſe mancher deutſcher Städte ſich entwickelten, wie ſonderbar ihre Stellung zum deutſchen Reich war; wie ſchwankend und oft ohnmächtig jene alten Reichsverhältniſſe und Kaiſerſprüche blieben; wie hartnäckig dagegen das däniſche Staatsprincip feſtgehalten wurde, auf Koſten Deutſchlands zu erobern und feſtzuhalten, ein Gedanke, der noch jetzt keineswegs erloſchen iſt.

Hamburg verdankt Karl dem Großen seinen Ursprung, der auf seinem Zuge gegen König Göttrick hier zwischen Alster und Elbe eine Burg baute, welche die Raubzüge der Dänen und Slaven hemmen sollte. Neben der Burg baute er nach christlicher Sitte eine Kirche, um diese bildete sich die Gemeinde, welche bald sich vergrößerte. Der ganze Raum zwischen den beiden Flüssen Alster und Elbe wurde mit Wällen und Mauern umgürtet, und bis zum Jahre 1500 war die Stadt auf diese Ausdehnung beschränkt. Ihre Lage mußte sie schnell wichtig machen. Der Handel ihrer waffentüchtigen Bürger drang über Land und Meer. Ihr Städtewesen wurde geordnet; mit Lübeck zusammen ging Hamburg bei dem Holsteinschen Grafen-Hause zur Lehn, aber reich und groß, wie sie war, sahen die Grafen und Herzöge weniger einen Lehnsmann, als einen mächtigen Bundesgenossen in ihr, dessen Freundschaft zu erhalten ihr Bestreben war. Hierzu kam, daß der Städtebund der Hansa, den Hamburg zuerst im Jahre 1239 im Verein mit den Dithmarsen und Hadelern, gegen See- und Straßenräuberei, begründete, bald eine Kraft und Ausdehnung erhielt, die Königen, wie selbst dem großen Waldemar von Dänemark, gefährlich wurde,

und so stritten diese tapfern Kaufleute Jahrhunderte lang oft mit solchem Glück für ihre Handelsprivilegien und ihre Freiheit, daß stolze Fürsten um Frieden bitten mußten und alle Versuche, sie zu demüthigen und ihren Bürgertrotz zu brechen, erfolglos blieben.

Hamburgs Stellung gegen das deutsche Reich blieb jedoch immer eine schwankende, denn ihre völlige Reichsfreiheit wurde ihr von den holsteinischen Fürsten, als Lehnsherrn, streitig gemacht, und als der Oldenburgische Zweig derselben im Jahre 1450 zur dänischen Krone gelangte, wurde Alles daran gewandt, die Ansprüche nicht aufzugeben, um durch Bedrückung, Ueberredung, List und Gewalt, die wichtigste Stadt an der Elbe, die Beherrscherin des ganzen Elbhandels, in Dänemarks Hand zu bringen. Wäre dies gelungen, wie anders würde Hamburgs jetzige innere Gestaltung sein; sehr wahrscheinlich gäbe es überhaupt keine sogenannte Hansestädte mehr. — Am deutschen Reiche hat es aber wirklich nicht gelegen, wenn Hamburg sowohl als Lübeck jetzt noch deutsche und nicht dänische Städte sind. Jahrhunderte lang ist der Streit um Hamburg vor Reich und Reichsgericht geführt worden. Seit 1460 wurde die Stadt zu den deut-

ſchen Reichstagen berufen. Im Jahre 1510 wurde ſie einſtimmig für reichsfrei in allen Dingen erklärt; im Jahrt 1618 beſtätigte das Kammergericht nach hundertjährigem Prozeß dieſen Spruch nochmals und wies 1630 und 1643 die däniſchen Reklamationen entſchieden ab. Dazu verbot der Kaiſer 1672 der Stadt bei Reichsacht jede Huldigung, die dem König Herzog von Holſtein geleiſtet werde; dennoch kehrte ſich dieſer durchaus nicht an das, was in Wien, Augsburg und Speier decretirt wurde. In Kopenhagen wußte man zu gut, wie ohnmächtig die Reichsgewalt war, und wäre die Beſorgniß nicht wach gehalten worden, daß einzelne kräftige Fürſten und Stände Norddeutſchlands nimmermehr es dulden mochten, daß der däniſche König ſich Hamburgs und des Elbſtroms bemächtige, Kaiſer und Kammergericht hätten es nimmermehr verhindert. Von den Dänen zweimal belagert, und ihr Strom durch Kriegsſchiffe geſperrt, mußte die Stadt ſich viermal mit großen Geldſummen abkaufen, anderer Erpreſſungen und erzwungener Anleihen nicht zu gedenken. — Das achtzehnte Jahrhundert, das allerſchmachvollſte unſerer Geſchichte, wo der letzte Reſt der alten Würde und Freiheit des deutſchen Volkes verloren ging, einem fürſtlichen

und beamtlichen Despotismus unterlag, der, wenn wir ihn jetzt in Büchern beschrieben finden, Lachen und Spott erregt, weil wir ihn für unmöglich halten. Diesem Jahrhundert menschlicher Entwürdigung, wo Alles Willkühr und Rechtlosigkeit athmete, bis die Donnerschläge der Revolution im Jubel der Völker wiederhallten, war es auch nur möglich, daß Hamburg 150 Jahre nach der vom Kammergericht ihm bestätigten Reichsfreiheit diese dem Könige von Dänemark für eine Million Thaler, 1768, abkaufen mußte! — Eben so mußte es die übrigen Agnaten mit Geld abfinden, und nur erst konnte es 1770 seinen Platz auf der rheinischen Städtebank einnehmen.

Es ist nicht nöthig von der neuen Geschichte Hamburgs, von seinen Leiden durch den Krieg und seiner französischen Regierung zu sprechen, diese sind bekannt genug. — Im Jahre 1801 versuchte Dänemark zum letztenmale eine Besetzung der Stadt und trachtete durch Ueberredung die Schutzherrschaft wieder zu gewinnen. Im November 1806 kamen die Franzosen, im December 1810 wurde Hamburg dem Kaiserreich einverleibt und das Elbdepartement erst mit dem Falle des Napoleonischen Reichs aufgelöst.

Mehr als 130 Millionen Francs kostete diese Zeit der Stadt, bis sie am 5ten Mai 1814 geräumt wurde. — Nun gaben die Wiener Conferenzen ihr die alte Selbstständigkeit zurück und machten sie mit Bremen, Lübeck und Frankfurt zum Bundesgliede. — Die alte Verfassung, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich entwickelte, wurde hergestellt, und diese Verfassung war wenigstens nicht wie die der Stadt Lübeck, eine völlig absolute Herrschaft des Raths und patricischer Junker-Familien, sondern schon von frühen Zeiten an hatte das Volk sich gewisse Rechte errungen und historisch behauptet. — Nach vielem Streiten war es im Jahre 1712 zu einem Hauptrecess gekommen, der noch heut die Grundlage der Hamburger Zustände bildet.

Rath und Erbgesessene Bürgerschaft sollen demnach gemeinsam regieren und einmüthige Beschlüsse fassen, wenn diese Gültigkeit haben sollen. — Der Rath besteht aus 24 Personen (die Senatoren), darunter 14 Kaufleute und 11 Rechtsgelehrte. Die Spitze des Raths bilden die vier Bürgermeister (drei Juristen und ein Kaufmann), vier Secretaire sind ihnen beigegeben; vier Syndiker sind gleichsam die Staatsminister. — Die Wahl der Bürgermei-

ſter und Senatoren erfolgt auf Lebenszeit; ſie ergänzen ſich ſelbſt, d. h. von ihnen geht die Wahl eines neuen Senators aus, ſobald ein Platz in ihrer Reihe offen iſt; und dieſer wichtige Verfaſſungsfehler wird wenigſtens einigermaßen dadurch wieder gut gemacht, daß der zu wählende keine nahe Verwandte im Senate haben, auch nicht der Dienſtmann eines fremden Fürſten und Herrn ſein darf. — Wer gewählt wird muß die Wahl annehmen, bei Verluſt ſeines Bürgerrechts.

Neben dem Senat ſteht die Erbgeſeſſene Bürgerſchaft, und als Vermittelungsglieder der aus ihr hervorgehenden drei Collegien. Zur erbgeſeſſenen Bürgerſchaft gehört jeder, der ein Grundſtück beſitzt, an welchem er 1000 Rthlr. Species Vermögen nachweiſt, und darin wohnhaft iſt; das Recht die Bürgerverſammlungen zu beſuchen, wird jedoch auch ohne Grundbeſitz durch manche Aemter erworben. — Die Bürgerverſammlungen finden nicht vereint, ſondern nach den fünf Kirchſpielen getrennt ſtatt. Will der Rath nun einen Antrag an die Bürgerverſammlungen richten und zur Abſtimmung bringen laſſen, ſo muß er vorher mit den Bürgercollegien darüber verhandeln und dieſe müſſen ihre Zuſtimmung gegeben haben. —

Es giebt drei Bürgermeistercollegien: das der Oberalten, welches aus 15 Mitgliedern besteht (drei aus jedem Kirchspiel); das zweite Collegium, oder das der Sechziger, welches sich aus dem ersten mit Zuziehung von neun Männern aus jedem Kirchspiel herstellt; endlich das der Hundertachtziger, wozu die beiden ersten Collegien sich mit zwölf Männern aus jedem Kirchspiel vereinen. — Dreißig Adjuncten sind dieser Gesammtzahl noch als Ersatzmänner beigefügt; und diese 210 Männer sind verpflichtet, bei allen Bürgerversammlungen zu erscheinen und ihre Stimmen abzugeben; alle übrige Bürger werden Freiwillige genannt, d. h. sie können kommen, oder wegbleiben, was sie denn auch zu allermeist thun. — In jenen 210 Bürgern aber liegt die wahrhafte Vertretung der Bürgerschaft dem Senat gegenüber; sie sind diejenigen, in denen sich die Verfassnng concentrirt, die ehrgeizig genug sind nach Aemtern und Würden zu ringen, aus denen die Vorstände, Senatoren und Bürgermeister hervorgehen. Auch bei ihnen ist das System der Selbst-Wahlen, ohne alles Zuthun der Bürgerschaft, festgesetzt, und hierin liegt der Grund der geringen Theilnahme derselben an den Versammlungen. — Das Collegium der Sechs-

ziger wählt das der Hundertachtziger, und hält sich aus der Zahl der Adjuncten vollzählig; das Collegium der fünfzehn Oberalten ergänzt aus den Hundertachtzigern das Collegium der Sechsziger; und es ergänzt sich selbst aus den Sechszigern, wenn seine Mitglieder Senatoren werden, oder sonst ausscheiden: und so sehen wir das Fortrücken geordnet, vom Adjuncten zum Bürgermeister, durch die drei Bürgerausschüsse. Dies ist alterthümlich und mannigfach unzeitgemäß, ganz geeignet die Verfassung seelenlos und schwerfällig zu machen, Alles drei- und vierfach zu berathen, einen Ausschuß nach dem andern herbeizuziehen, die Theilnahme des Volkes aber, das von den Wahlen gänzlich ausgeschlossen bleibt, zu ertödten. Als herkömmliches Uebel ist dabei zu bemerken, daß regelmäßig nicht der Gescheuteste, sondern der Aelteste von einem in den andern Ausschuß gelangt, so daß die tüchtigsten Männer alt und grau werden, ehe sie empor rücken. Wählte das Volk seine Vorstände, so würde es ganz anders sein. Aus dieser Ordnung aber kann kein lebendiges Moment des Fortschritts und der inneren Entwickelung hervorgehen, um so weniger da in den Bürgerversammlungen gar keine Debatte statt finden, sondern nur mit Ja oder Nein

abgestimmt werden darf, auch das zu Verhandelnde, bis vor Kurzem, vorher gar nicht veröffentlicht oder in den Zeitigen angezeigt wurde. Erst seit einigen Jahren ist dies geschehen und die Theilnahme der Bürgerschaft hat sich dadurch beträchtlich vermehrt; die Versammlungen waren bei wichtigen Gegenständen belebt, die Vorschläge des Rathes wurden zu öfterm verworfen. Es zeigte sich ein Wahrnehmen der Interessen, das den Beweis führt, die Bürgerschaft kenne ihre Rechte und schreite fort im Verlangen diese auszuüben. — Bis dahin blieben die 210 Männer so ziemlich allein, allein klar wird Jeder einsehen, wie schwer es sein muß, das Herkömmliche hier irgend wie reformirend anzutasten. Die Gewählten bilden einen Phalanx, der nicht leicht durchbrochen werden kann. Sie bilden eine Hierarchie, die sich selbst gebärt und keinen zuläßt, der nicht würdig erscheint in ihre Reihen zu treten. — Die Masse der Bürgerschaft dagegen weiß, daß das materielle Wohl der Stadt von Rath und Ausschüssen gut vertreten wird, denn diese sorgen ja damit zugleich für sich selbst. Es sind Kaufleute und Geschäftsmänner, die so wenig wie möglich zahlen, ihre Einnahmen aber so viel es geht steigern wollen. Sie werden

daher keine unnütze Summen verwilligen, keine Vorschläge genehmigen, die sie ungebührlich belasten. Für den Handel werden sie dagegen Alles thun, was sie können; denn die Handelsinteressen sind ja die höchsten, fast die einzigen. Sind diese gesichert, so beruhigt man sich über weitere Mißstände und ist mit Recht überzeugt, daß Rath und Bürgerschaft bei allen wichtigen Dingen gemeinsam gehen müssen, weil ihr Vortheil dies durchaus verlangt.

Das Alles sind wichtige Vorzüge selbst vor den gewöhnlichen Constitutionen der Monarchien; die Vorzüge der Republik in der es nur Bürger mit gleichen Geburtsrechten giebt. Ein Hamburger oder Bremer Bürgermeister, der Morgens im Schlafrock bei Pfeife und Kaffee Audienzen ertheilt und Bescheide giebt, ist ein durchaus anderes, allgemein menschlicheres Wesen, wie der gewöhnlichste Geheimrath irgend einer deutschen Winkelsouverainität, der in sich alle Unfehlbarkeit der Beamtenkaste, vielleicht sogar noch verbunden mit den Vorzügen des noblen Blutes, zu Schau trägt. — In Hamburg weiß man davon nichts. Der Bürger ist im entschiedenen Uebergewicht. Bürger bilden den Senat, Bürger die Ausschüsse, Bürger berathen

die Ausgaben, Bürger ſitzen zu Gericht. — Kommt irgend ein Zwieſpalt zwiſchen den Anſichten des Raths und der Bürgerſchaft vor, was bis jetzt ſelten der Fall iſt; ſo ſchlichtet ſchiedsrichterlich eine Deputation aus Mitgliedern beider Theile; ein ausſchließlicher Wille ſteht Niemanden zu. — Alt herkömmlich iſt auch die Juſtizweiſe; Kaufleute und Juriſten theilen ſich in die Gerichtsſitze, wie in Alles; drei Juriſten, von denen Einer präſidirt und vier Kaufleute bilden das Untergericht. Alle zwei Jahre wechſeln die Kaufleute, welche der Senat auf Gerichtsvorſchlag wählt. — Das Handelsgericht beſteht aus zwei Juriſten und neun Kaufleuten, die in dreijährigen Perioden wechſeln. — Alles Verfahren in erſter Inſtanz iſt öffentlich und mündlich, hierdurch erhält das Volk Rechtsſicherheit. — Das Obergericht hängt vom Senat ab. Eine Section deſſelben: ein gelehrter Bürgermeiſter, fünf gelehrte Senatoren und fünf kaufmänniſche, bilden daſſelbe; ein Oberappellationsgericht beſteht, als höchſte Inſtanz, für ſämmtliche vier freie Städte; Appellation iſt jedoch bei zwei gleichlautenden Erkenntniſſen nicht zuläſſig. — Criminalfälle entſcheidet das Obergericht in leichten Fällen, als erſte und letzte Inſtanz; bei

ſchweren Fällen muß das Untergericht zuerſt unterſuchen und ſeinen Spruch geben. — Wird ein Rathsmitglied wegen Mißbrauch der Amtsgewalt angeklagt, ſo entſcheidet ein Bürgergericht, gegen deſſen Spruch keine Appellation ſtatt findet. — So iſt im Rechtsweſen der Stadt ſo manches geblieben, was an altgermaniſche Ordnung erinnert, an Volksgericht und Schwurgericht, auf offener Tingſtätte. — Römiſches Weſen und gelehrte Richter haben ſich damit vermiſcht, aber die Spuren ſind nicht ausgetilgt wie an anderen Orten; es ſind wenigſtens die Kaufleute, welche hier noch mit richten, und Oeffentlichkeit, welche ihre Sprüche überwacht. So wurzeln denn Begriffe über Recht im Volke ſelbſt, die verbunden mit ſeiner größern Selbſtſtändigkeit leichtere Uebergänge zu Volksgerichten zulaſſen, als da, wo nur gelehrte fürſtliche oder königliche Richter das geſchriebene Recht üben und gewöhnlich ihren Stand mit Vorurtheilen gegen ungelehrte Volksgeſchworene abſcheiden. — Von Polizei merkt man in Hamburg wenig, oder gar nichts, obwohl ihre Willkühr auch nicht ganz ausbleiben wird. Dennoch aber geht aus dem ganzen Staatsleben hervor, daß der Bürger davor ſo ziemlich geſichert iſt, weil ſo

ein Stück Selbſtgouvernement ihn ſchützt. Man überläßt ihn mehr ſich ſelbſt, vertraut ſeiner Einſicht und Vernunft auch etwas, und ſucht nicht Jeden überall am Faden zu lenken, zu beaufſichtigen, unter Controlle zu halten. Darum iſt auch keine Paßſchererei hier, wo es von Fremden wimmelt; ſchon deswegen muß ich Hamburg preiſen und kann den Widerwillen ſeiner Bürger gegen unſere Zuſtände recht gut begreifen. Der Bürger gilt etwas hier, Jeder bewegt und regt ſich wie es ihm am beſten dünkt; man begegnet nicht alle zehn Schritt einem Soldaten, und Gott ſei Dank! keinem Gensd'armen!

III. Kapitel.

Die Elbe.

Dreimal in jeder Woche geht das Dampfboot, der Patriot, von Hamburg nach Helgoland, der ſeltſamen rothen Klippe mitten im Meere, die in den letzten zwanzig Jahren eigentlich erſt bei uns in der Leute Mund kam und bekannt wurde, als die verarmten Einwohner den glücklichen Gedanken faßten, ein Seebad zu errichten und unſere modernen Heilkünſtler ihrerſeits nichts beſſeres zu thun wußten, als Seebäder, Seeluft, Seeſtrand, Seeſalz allen den vielen Tauſenden dringend zu empfehlen, die in dem abſtumpfenden Gewühl des Weltlebens ihre Nerven ruinirt haben wollen. — Ich ſage, es war ein glücklicher Gedanke, der einige Helgoländer trieb, ihre Inſel zum Seebad zu machen, denn das Bad bringt Geld und Gewinn; ob es jedoch in jeder Beziehung glücklich genannt werden kann, daß das arme ſtille Völk-

chen in Berührung mit so vielen Weltleuten kam, wollen wir später näher erörtern. — Hier so viel, daß der Patriot, vom Mai bis September, auf und abfährt und gewöhnlich dicht besetzt mit bade- und vergnügungssüchtigen Leuten ist, die ins Meer hinausfahren und die Unbequemlichkeiten eines solchen Zuges nicht scheuen. Sonnabends geht es am geräuschvollsten und gedrängtesten her. Viele Hamburger Herren und Damen benutzen dann das Boot, um Helgoland für den Sonntag zu besuchen, ihre Freunde dort zu sehen, den Ball im Conversationshause zu beleben, am Montag aber zurückzuschiffen, und wenn Wind und Wetter den Ausflug begünstigen, ist das Vergnügen nicht gering anzuschlagen.

Der Sonntag Morgen, an welchem ich die Fahrt machte, war sonnenhell, nach anhaltendem Sturm und Regenwetter aufgegangen. In aller Frühe, um fünf Uhr, war die Abfahrt angesetzt. Am Baumhause rauchte der Dampfer, die Schiffsglocke läutete, und alle die eilfertige Lebendigkeit einer Einschiffung zahlreicher Reisenden, deren Koffer, Kisten und Kasten zu Haufen gethürmt wild durcheinander geworfen werden, bis sie endlich im Bauche des Schiffes verschwinden, zeigte

ſich in bekannter Weiſe. — Ich kann aber nicht die Gelegenheit vorüber gehen laſſen, ohne an den Hamburger Droſchken Rache zu üben; um ſo mehr, da viele meiner Gefährten in Zorn und Klagen über die unverſchämten Taxen oder Prellereien dieſer öffentlichen Fuhrwerke einſtimmten und jeder Reiſende es dankbar anerkennen müßte, wenn hoher Rath und Erbgeſeſſene Bürgerſchaft dies als eine gehorſamſte Petition betrachtete, dem Uebel zu ſteuern. Vom Jungfernſteig bis zum Einſchiffungsplatz fährt man, wenn es hoch kommt, fünfzehn Minuten, dafür muß man einen Thaler preußiſch, vierzig Schilling hamburgiſch, bezahlen, eine Summe, die einem Berliner um ſo unangemeſſener ſcheine, wenn er ſich erinnert, wie in unſerer großen Stadt die Droſchken für den ſechsten Theil jener Bezahlung, ganz andere Wege zu machen haben. — Wenn es nun auch früh war, wo die Wagen noch nicht ihre Plätze einnehmen, ſo ſollte man meinen, ein doppelter Taxſatz ſei hinreichend, wenigſtens aber doch der dreifache, und zwanzig Schillige ſelbſt für das reiche, theure Hamburg völlig genügend. Allerdings wird hier leichter Geld verdient, Zeit und Arbeit höher bezahlt, Wohlleben und Ausgaben ſind in allen Klaſſen

größer, allein ein geordneter Hausſtand wird auch dies abgrenzen, und das vielbeſuchte, freie Hamburg hat nicht weniger eine Pflicht, dafür ſorgen, daß menſchliche Tarſätze die Fremden ſichern, wie andere Städte, wo öffentliche, gemeinnützliche Einrichtungen dieſer Art beſtehen. — Ich bin kein Lobredner der Berliner Polizei, noch weniger ein ſolcher Verehrer aller Zuſtände im eigenen Neſte, um mit dem einen Maßſtabe zu meſſen, aber das Berliner Droſchkenweſen iſt das vortrefflichſte, was ich je gefunden habe. Die Ordnung, ſtrenge Handhabung der Vorſchriften, Billigkeit des Fuhrwerks und höfliche Dienſtfertigkeit der Kutſcher, könnte den Hamburgern ſehr zur Nachahmung empfohlen werden.

Als die letzten Paſſagiere am Bord waren, lief der Patriot den Strom hinab, und wie ſchön war es, in der friſchen thauigen Morgenfrühe zwiſchen den großen und kleinen Schiffen hinzugleiten, die bald in Reihen ankerten, bald unter ihren Segeln langſam an uns vorüberzogen. Der Maſtenwald des Hamburger Hafens lag zwar hinter uns, aber doch war es ein prächtiges Panorama. Der breite Strom mit ſeinen Inſeln verliert ſich in unbeſtimmte Ferne. Dort iſt ein Dampfboot ſchon munter,

das nach Haarburg hinüber eilt, und hier liegt das neidiſch ſtrebende Altona, auf welches die Hamburger immer mit eiferſüchtigen Augen blicken. Ein paar Herren, in deren Geſichtern jedes Kind den Kaufmann erkannt hätte, ſchienen die Schiffe zu zählen, welche an den Packhäuſern der Altonaer lagen, und machten ihre Bemerkungen darüber. Die Sonne ſtieg höher, die Damen ſuchten die Plätze auf dem Deck, Fiſcherboote, Ever, Jagden, Briggs und Schoner füllten den leicht gekräuſelten Strom. Dann erſchien ein Dampfboot in weiter Ferne, das einen ſchönen ganz bewimpelten Dreimaſter zog, der zum erſten Male in See ging und von dem Dampfer, als könne er nicht die Zeit erwarten ſeine Probe zu beſtehen, ins blaue Waſſer nach Curhafen geſchleppt wurde.

Die hohen Ufer der Elbe haben nach Blankeneſe hin etwas Romantiſches. Laubwald bekränzt die Hügelkette, in deren grünen Gewinden ſich hübſche Landhäuſer verſtecken. Berühmt mit ſeine hübſchen Terraſſen iſt Renville, der beliebte Vergnügungsort, wo man lecker ſpeiſt und von Balkonen, Lauben und Höhen auf den Strom hinausſchaut. — Zerſtreut am Ufer liegen dann weiter hinab die kleinen Häuſer der kühnen Schiffer und

Fiſcher von Blankeneſe, die bekannt und berüchtigt ſind in alter, wie in neuer Zeit. Ein verwegenes Seevolk, ſtark, gewandt und gewinngierig, hat von jeher hier ſeine Heimath gehabt und ſeinen Ruf, als Lootſen und Schiffsführer, in frühern Tagen wohl auch als Seeräuber, weit bekannt gemacht. Ein Freund, der längere Zeit unter ihnen als Richter lebte, erzählte mir viel von ihrer Streitluſt, die an die geringfügigſten Kleinigkeiten Hab und Gut in langwierigen Prozeßen ſetzt. Es ſind harte Gemüther die ihr Recht behaupten wollen, koſte es was es wolle, und man findet dieſen Zug oft eben ſo ſtark ausgeprägt unter unſern Bauern und allen Volksklaſſen, die ſich frei und kräftig genug fühlen, ihr wahres oder eingebildetes Recht zu behaupten und mit eigenſinniger Wuth darauf zu beſtehen, ohne ſich klar machen zu können, daß ſie im beſten Falle mehr bezahlen müſſen, als der Gegenſtand werth iſt. Aber ein Mann will Recht behalten, will ſeinem Nachbar zeigen, daß er dies kann, und ſo wird denn Alles aufgeboten, den Baum oder den Fußbreit Land zu erſtreiten, ſollte auch darüber das Ganze verkauft werden.

Einen tief eingeimpften Trieb zum Element,

dem ihre Urväter ſchon vertrauten, haben alle Blankeneſer, und rührig, rauh und muthig ſind ſie mehr, als viele ihrer Nachbarn. Das Kind ſpringt auf die Eisſchollen, die der wilde Strom vorübertreibt und ſucht ſie zu lenken, unbekümmert, daß das Grab unter ihm liegt. Und wenn ſie kaum herangewachſen ſind, geht es hinaus ins brandende Meer den Fiſchen nachzuſtellen, Handel zu treiben, nach Hamburg und nach Bremen zu fahren, und dann immer weiter über alle Meere, um raſtlos mit den Wogen zu kämpfen. Vor allen Dingen aber lockt es ſie, Schiffe aufzuſuchen, die in Noth ſind, um Lootſen und Mannſchaft an deren Bord zu ſetzen, welche im Stande iſt, die bedrängten Fahrzeuge in den ſichern Hafen zu führen. In ihren kleinen, ſtarkern Kuttern ſchwärmen ſie unaufhörlich in der Nordſee umher, und weit in den Texel, ja bis in den Kanal, dringen dieſe unermüdlichen Männer. Je ärger die Stürme wüthen, um ſo regſamer ſind ſie, um ſo furchtloſer zeigt ſich ihre Verwegenheit. Ihre Kutter ſind mit zehn bis zwölf Männern beſetzt. Der Ballaſt in Kaſten gepackt und im Kiel feſtgenagelt und verklammert, iſt ſo geſchickt geordnet, daß der wüthendſte Windſtoß das behende Ding nicht um-

werfen kann. „Es richtet ſich immer wieder auf und kommt auf ſeine Füße zu ſtehen,“ ſagte mir ein alter Seemann; dabei gehen ſie tief, die Wellen können ſie nicht werfen und die Teufelskerle darin ſind in Wettern draußen, wo kein Anderer auszuhalten vermag.

Und weshalb wagen ſie das Alles? Weshalb kämpfen ſie mit dieſer bewundernswürdigen Kraft gegen die zürnenden Elemente? Etwa um einem göttlichen Trieb zu erfüllen, den der Schöpfer in ihre Herzen gelegt hat, den Trieb unglückliche Mitmenſchen aus Todesnoth zu retten, wie der arme Mönch vom Sanct Bernhard oder Gotthard, der im fürchterlichen Schneewehen auszieht, den verirrten, erſtarrten Wanderer aufzuſuchen? O, nein! der Blankeneſer Lootſe hilf keinem vom Tode, dem er vorher nicht das Löſegeld vorgeſchrieben hat. Sein Sprachrohr ruft dem Capitain zu, für wieviel Hamburger Mark, Thaler, Piaſter, oder goldene Pfund er ihm helfen will. Je mehr Noth, je höher der Preis; je weniger Ausſicht auf Hülfe, um ſo geringer das Abhandeln, und je länger der beängſtigte Kapitain zögert, die hohen Forderungen zu bewilligen, je mehr er als Mitrheder, oder Eigner des Schiffs, ſich bedenkt,

ob der Schaden nicht noch abzuwenden sei durch Muth und Geschicklichkeit, um so mehr steigen die Summen, die der Lootsenkutter begehrt. Endlich muß der unglückliche Schiffer einwilligen, wenn er nicht etwa gar es soweit gebracht hat, daß der Blankeneser sein Steuer wendet, und davoneilt, denn in der Consequenz dieses Princips der Gewinngier muß jede Menschlichkeit ersterben. Es kommt hier nur darauf an, den in Gefahr schwebenden oder halb Schiffbrüchigen wo möglich das Letzte abzupressen und auf ein Drittheil von Schiff und Ladung zu accordiren. Am besten aber, wenn man es dahin bringen kann, daß in ihrem Schrecken, an Rettung verzweifelnd, die Mannschaft das Schiff verläßt; alsdann sichert das Seerecht den Einbringern eines verlassenen Fahrzeuges die Hälfte vom Werthe zu.

Die Blankeneser verstehen das vortrefflich, aber sie sind nicht die einzigen Meister in dieser Kunst und wenn es richtig ist was man mir erzählt hat, so sind sie in der letzten Zeit gegen ihre Nachbaren, auf dem hannöverischen Ufer, namentlich gegen die Finkenwerder Seeleute, in den Schatten getreten, die unter dem Blankeneser Namen jetzt mehr, als diese selbst, die See durchschwärmen.

Denn mehrere Kutter der Blankeneſer ſind, trotz aller Kunſt und Kraft, in wüthenden Stürmen verloren gegangen, und dies ſoll ſie erſchreckt haben, wenn man es ſo nennen kann. Wenigſtens ſollen Viele es vorziehen, ſtatt der empörten See zu trotzen und Beutezüge nach Schiffen zu machen, lieber Fiſche zu fangen und mit dem kleinern ſichern Gewinn verlieb zu nehmen.

Der Dampfer zog zwiſchen der Menge von Evern und ſtattlichen Booten hin, welche den Blankeneſern gehören und längs ihres Dorfes an den Boyen ſchaukelten. — Beinahe 4000 Menſchen wohnen dort, die, bis auf wenige Ausnahmen, von See und Strom leben. Von Hollands Grenzen hinab bis nach Nordfriesland, wohnt ein abgehärtetes, tüchtiges Geſchlecht, das ſich nicht zu ſchämen und zu ſcheuen braucht, ſondern dreiſt mit jedem ſeefahrenden Volke der Welt in die Schranken treten kann. An der Weſer, an der Elbe, an allen Buchten und Marſchen hin, bis zu den Frieſen, welche jetzt den Kern der däniſchen Marine bilden, findet man dieſe kühnen, geſchickten Matroſen; eine Jugend, die früh aufs Meer hinauszieht und Deutſchland einſt vornehmlich auch die Seeofficiere und Steuerleute ſeiner Flotte liefern muß.

Bei Blankeneſe liegen aber auch die Sandbänke in der Elbe, welche ein ſo großes Hinderniß für die Schifffahrt bilden und tiefgehende Schiffe zum Leichten zwingen. Dieſe Bänke ſind oft unterſucht worden und haben zu Unterhandlungen über ihre Beſeitigung Anlaß gegeben, aber im guten Deutſchland iſt das eine höchſt ſchwierige Sache und bei der däniſchen Regierung ſo wenig auf billige Unterſtützung zu rechnen, wie von Hannover Geld zu erlangen, da obenein gegenſeitige Eiferſucht hinzukommt. Dänemark möchte wohl Altona begünſtigen, Hannover Hamburg heben, aber Hamburg hätte erſichtlich doch dabei den meiſten Gewinn. So wäre es denn ſehr die Frage, ob jene Bänke zu vertilgen geſtattet würde, ſelbſt wenn die reiche Stadt allein die großen Koſten tragen wollte. — Und doch ſind bei gewöhnlicher Ebbe hier nur 6 bis 7 Fuß Waſſer, bei gewöhnlicher Fluth 14 bis 15 Fuß. Dieſe Fluth müſſen die Schiffe wahrnehmen und mit ihr über den Sand ſchwimmen, was tiefer geht, muß Leichterfahrzeuge nehmen. — Auch der neugebaute ſchöne Chinafahrer der Seehandlung, der preußiſche Adler, blieb vor einigen Tagen hier ſitzen, und konnte nur mit großer Mühe endlich abgebracht werden. Alle Welt fuhr

von Hamburg hin, um die Noth des preußiſchen Schiffes zu ſehen, denn es dauerte wohl eine Woche, ehe der Adler flott wurde. Aber iſt es nicht ein eigenthümlicher Beweis für unſere einheimiſchen üblen Schifffahrtszuſtände, daß das Staatsinſtitut der Seehandlung in Hamburg ſein Schifffahrtscomptoir hat, daß es dort ſeine Segel ein- und auslaufen läßt, von hier Orts ſeine Handelsunternehmungen leitet, an der Nordſee ſeine Schiffe baut und ausrüſtet, die Oſtſeehäfen dagegen ganz und gar verlaſſen hat? — Der Grund davon iſt leicht zu erklären. Die Oſtſee iſt allzu ungünſtig; ſie kann mit der Nordſee keine Concurrenz aushalten. Eine längere Winterdauer und demnach längere Sperrung der Schifffahrt, Fahrten durch enge Sunde und enge Flußmündungen, geſellen ſich zu der drückenden Laſt des Sundzolls, mit dem Dänemark den Oſtſeehandel niederhält. — Dazu kommen die hohen Hafenzölle, die ängſtlichen, beſchränkenden Verordnungen und Declarationen endlich, was mit Recht ſchon oft beklagt wurde, die Laſt des Eingangszolls auf Schiffsbedürfniſſe, auf Ketten, Anker, Tauwerk, Segel, Kupfer u. ſ. w. wodurch an einer Küſte, die das beſte Schiffsbauholz in der Welt beſitzt, Schiffe

für weite Fahrten durch den Ocean theurer zu ſtehen kommen, als an der Nordſee.

Wenn man hier unterhalb Hamburg den meilenbreiten Strom überblickt, auf dem ſich jährlich durchſchnittlich 800 bis 1000 Millionen Güter und Waaren aller Art bewegen, muß uns ein patriotiſches Leid ergreifen, daß er, der beſte und erſte von allen, nicht noch eine ganz andere Vermittelungsrolle für das gemeinſame Wohl der Deutſchen übernehmen kann. — Das Grundübel iſt auch hier daſſelbe, was uns überall drückt: daß er ſo vielen Herrn gehört, daß nicht ein einziges Volk an ſeinen Ufern wohnt, welches für ihn Sorge trägt, und ihn weniger für die verſchiedenen fürſtlichen Landeskaſſen, als für die freie Benutzung des Handels verwendet. Aber von den älteſten Zeiten an waren die deutſchen Ströme ein treffliches Mittel, für jeden Herrn und jede Stadt, Zoll zu erheben, Stapelrechte einzuſetzen und auf Koſten der Handeltreibenden und der Nachbarn, auf Koſten des Volks, ſich Einnahmen zu ſichern. — Endlich im Jahr 1815 dachte man in Wien, nachdem man alles Andere wohl getheilt und geordnet, auch an die Elbe. — „Bekanntlich" — ſo ſagt der Hiſtoriker Bülau — „gehörte es zu den lichten

Momenten des Wiener Congresses, daß er die Freiheit der deutschen Ströme proclamirte und die Grundsätze, nach denen ihre Benutzung geschehen sollte, unter den Schutz des deutschen Staatsrechts gestellt wissen wollte." — Wie dies Versprechen abgelaufen, sehen wir am Rhein sowohl, wir an der Elbe. — Dort sind es die Holländer, welche bis diesen Augenblick unter dem wahrhaft lächerlichen Vorwande, daß die im Tractat gewählten Worte, jusqu' à la mere, etwas ganz anders bedeuten, als jusque dans la mere, den Strom sperren, und zur Schmach Deutschlands, daß sie kraftlos wissen, schweren Schaden zur Schande fügen; hier an der Elbe aber ist es sogar ein deutscher Staat, Hannover, der sich hartnäckig widersetzt, die Bestimmungen des Wiener Congresses zu erfüllen, und dem dies auch bis jetzt zum allgemeinen Schaden gelungen ist.

Wie es aber überhaupt mit Unterhandlungen über gemeinsame Verbesserungen in den deutschen Staaten bestellt ist, das beweisen die Schicksale der Elbeschifffahrtsacte und der Elbeschifffahrts-Commission. Vier volle Jahre nach dem Schlusse des Wiener Congresses begannen die Unterhandlungen in Dresden, wo nach vielen Streitigkeiten

zwiſchen den Commiſſarien der zehn Uferſtaaten: Oeſterreich, Preußen, Sachſen, den drei anhaltiſchen Fürſtenthümern, Mecklenburg, Hannover, Holſtein und Hamburg, am 23. Juni 1821, die Elbeſchifffahrtsacte zu Stande kam. Man kann nicht undankbar dagegen ſein, denn es wurde mancher alte Druck und Zwang vernichtet, aus 35 Elbezollſtädten wurden 14 gemacht. Die Elbe wurde frei von allen Privilegien, welche Schiffergilden, Corporationen oder Individuen beſaßen; nur der Verkehr im eigenen Gebiet (die Cabotage) blieb den Unterthanen jedes Staates vorbehalten; die Stapelrechte, die Zwangs- und Umſchlagrechte wurden aufgehoben, allein wie vieles blieb noch übrig! — Statt der bisherigen Zollabgaben und deren Willkühr wurde ein feſter, höchſter Zollſatz angenommen, der für die ganze Länge des ſchiffbaren Stroms, von Melnick bis Hamburg 27 Ggr. 6 Pf. Conventionsmünze betrug. Oeſterreich erhielt davon 1 Ggr. 9 Pf., Sachſen 5 Ggr. 3 Pf., Anhalt 2 Ggr. 8 Pf., Hannover 2 Ggr. 6 Pf., Mecklenburg 1 Ggr. 8 Pf., Lauenburg 8 Pf., Preußen endlich 13 Ggr. für den Hamburger Zentner von 112 Pfd. Dieſer höchſte Zollſatz wird aber nicht auf Artikel angewandt, namentlich nicht auf ſolche, die theils

an ſich nur geringen Werth haben, theils zu den erſten Lebensbedürfniſſen gehören. Es beſteht alſo eine Skala, die ihn von 1/4 bis auf 1/40 herabſetzt; Eingangs- und Verbrauchsſteuer kann jeder Staat nach ſeinem Ermeſſen erheben, ebenſo die Brücken- und Schleuſſengelder beſtimmen und Alles zuſammengerechnet blieb bei allen Erleichterungen die Elbe ſo ſchwer belaſtet, daß von Magdeburger Kaufleuten noch jetzt viele Artikel, namentlich mehrere Colonialwaaren, wie Reis, Kaffe, Baumöl, Farbhölzer, Zucker u. ſ. w. über die Oſtſee und Stettin bezogen werden, weil dies, mit Hülfe des Rückzolls von 2 pCt. für die über die Oſtſee bezogenen Waaren, billiger zu ſtehen kommt, als direct über Hamburg. — Die Elbe iſt alſo für manche Artikel faſt geſperrt und dieſer Zuſtand, verbunden mit ſteigender Verſandung des Strombettes durch Vernachläſſigung der Ufer- und Stromſchifffahrs-Bauten, mußte zu anhaltenden und begründeten Klagen führen, die bis jetzt keine Abhülfe fanden. Was einzelne Staaten, namentlich Preußen, für die Correktion des Flußbettes gethan haben, blieb ungenügend, um ſo mehr, da es von andern Staaten nicht unterſtützt wurde, aber wenigſtens hat Preußen ſeinen Willen gezeigt, durch fortgeſetzte

Buhnenanlagen und bedeutenden Koſtenaufwand ſeinen Verpflichtungen nachzukommen. Weder Hannover, noch Mecklenburg, noch Lauenburg ſind aber dieſem Beiſpiele gefolgt, obwohl im Jahre 1838 Hannover allein an Zoll auf der Oberelbe 292,669 Rthlr. eingenommen hat, Mecklenburg 205,446 und Lauenburg 86,135 Rthlr. — So iſt es denn dahin gekommen, daß der mächtige Strom an manchen Stellen nicht 2 Fuß Waſſer bei niedrigem Stand hat, die Schiffe ſelbſt bei kaum halber Ladung ſitzen bleiben und Befürchtungen ausgeſprochen ſind, daß er allmählich ganz aus der Reihe der ſchiffbaren Ströme verſchwinden könne. Bei dieſer Vernachläſſigung der beſten Lebensadern alles Handels, der ſteigenden Verſandung der Elbe, wie der Oder, kann man ſich wohl auch die zunehmenden Leiden der Induſtrie erklären. — In Schleſien z. B. iſt die Stockung des Transportes ganz beſonders die Urſache, daß die Hüttenbeſitzer zu Grunde gehen. Ihr Eiſen iſt billig und gut, aber der Transport auf der Oder unſicher, und, weil die Schiffe wenig laden können, ſo theuer, daß das fremde engliſche Eiſen, trotz des Eingangszolls, billiger zu ſtehen kommt, und ſo iſt es mit vielen andern Dingen, wo die mangelnde Sorgfalt und

fiskalische Vortheile, die man nicht aufgeben will, Handel und Industrie schwer benachtheiligen und ihre Entwickelungen hemmen. Eben so ungenügend waren die Erleichterungen der Zölle, welche Preußen, Sachsen und Anhalt im Jahre 1836 durch Special-Convention für ihre gegenseitigen Unterthanen bewirkten; allein man muß es doch anerkennen, daß Preußen, indem es zum Vortheil seiner eigenen Unterthanen auf seinen ganzen Antheil am Elbezoll verzichtete, und ihn bei Sachsen und Anhalt auf 1/4 ermäßigte, allein die Beschiffung der Elbe möglich machte; auch hat es nicht an diesem Staat gelegen, sondern an Hannover, Mecklenburg und Dänemark, daß Zolldruck und Verwahrlosung des Stromes bis jetzt dieselben geblieben sind. Der Ruf nach Revision der Elbeschifffahrtsakte, wurde freilich immer dringender, und als die Commission nach sechszehn abgelaufenen Jahren, statt der bestimmten vier, nun wirklich, im Jahre 1842, abermals in Dresden zusammen kam, glaubte man „das Beste hoffen zu dürfen.“ Zweijährige Berathungen hatten aber leider nicht das Geringste geändert, weil namentlich abermals Hannover es zu nichts kommen ließ. Sogar die geringe Abgabe, welche unter dem Namen Recognitions-Gebühr von den Schiffern erhoben

wird und ungefähr 6 Pf. pro Centner beträgt, wurde nicht aufgehoben, sondern auf die Waaren geſchlagen. — Von allen den ſchönen Hoffnungen: Reduction des hohen Normalſatzes und Herabſetzung vieler Artikel, wie Reis, Rohzucker, Farbhölzer, Oel, Schwefel, Talg, Seife, Heringe, Leinwand, Zink, Vitriol u. ſ. w., von dem vollen Zoll auf ¼, hat ſich auch nicht eine erfüllt. Eine allgemeine Niedergeſchlagenheit, ein allgemeiner Unwille iſt die Folge geweſen, aber was will dieſer Unwille bedeuten, wenn er ſo unmächtig iſt, wie bei uns, und nicht einmal den Troſt hat, ſich öffentlich äußern zu dürfen! Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn man hört, daß durch dieſe neuen Dresdener Berathungen, deren Beſchlüſſe 1844 ins Leben traten, die Elbezölle nicht allein ermäßigt, ſondern ſogar erhöht wurden? — Dadurch, daß man die Convertirung des bisherigen Hamburger Centners von 112 Pfund in Zollcentner von 100 Pfund vornahm, die Zölle von Conventionsgeld in Silbergeld nach dem 14 Thalerfuß umwandelte, die Bruchtheile zu vollen Pfennigen machte und die Recognitionsgebühr zuſchlug, bezahlt der Handel gegenwärtig auf 1355 Zollcentner 25 Rthlr. 5 Sgr. 5 Pf. Steuer mehr, als er für 1259 Hamburger

Centner bis dahin zu geben hatte. Dies ist das glänzende Resultat zweijähriger Berathungen über Erleichterung des Elbehandels und der Elbeschifffahrt, die Antwort auf so viele Klagen, Bitten und Denkschriften; aber ein solcher Ausgang mußte vorhergesehen werden, nachdem in Dresden festgestellt worden war, daß den Zollkassen keine finanziellen Opfer zugemuthet werden könnten.

Nichts hat aber wohl so sehr Gelegenheit gegeben die Hülfslosigkeit der inneren Zerrissenheit der Deutschen zu zeigen, wie die Streite um den Stader-Zoll, der in seiner Art ein noch viel merkwürdigeres Beispiel unserer unglücklichen Verhältnisse und der damit verknüpften Rechtsstreitigkeiten ist, als die Rheinsperre und der Sundzoll, weil eine deutsche Regierung die Triebfeder dazu bildet. — Als der Dampfer vor Stade anlief und zwischen dem Hannöverischen Wachschiff und dem Ufer hinging, fiel es mir lebhaft ein, was mir ein Däne kurz vorher gesagt hatte, der die Hartnäckigkeit seiner Regierung vertheidigte, die von dem Zoll, welcher den Ostseehandel bedrückt, nichts ablassen und aufheben will. — Ihr klagt über uns, sagte er, und pocht auf Euer gutes Recht, dem wir gar Manches entgegen zu setzen haben. Be-

denkt doch erſt, wie es mitten in Eurem Vaterlande hergeht, bedenkt den Stader-Zoll, der das allergrößte Unrecht iſt, und ſo ſucht zuvörderſt Recht bei Euch ſelbſt zu erlangen, ehe ihr die Fremden anklagen und bedrohen wollt.

Leider ließ ſich dem nichts entgegenſetzen, denn nur allzuwahr iſt es, daß Hannover, dem geſammten Deutſchland gegenüber, einen eigenſüchtigen, finanziellen Zweck verfolgt, der durchaus nicht gerechtfertigt werden kann und einzig und allein geduldet wird, weil es dem deutſchen Fürſtenbunde in ſolchen Fällen meiſt an den nöthigen Mitteln zu fehlen ſcheint, um zu handeln und ſtrenges Recht zu üben. Des Volkes Klagen aber, wie alle dringenden Bitten um Hülfe müſſen unerhört verhallen, weil ſein Recht keine Vertretung hat. — Wer denkt dabei nicht an Hannovers Stände und deren Abweiſung, an die Sache der Schleswig-Holſteiniſchen Ritterſchaft und an ſo manches Andere!

Der Stader-Zoll hätte jedenfalls mit der Beſtimmung des Wiener Congreſſes über die Freiheit der Hauptſtröme gänzlich aufhören müſſen; (Wiener Congreßakte, Artikel 108—116;) aber dies iſt eben ſo wenig geſchehen, wie die Elbeſchifffahrts-Commiſſion und deren Verhandlungen etwas rech-

tes davon zu ändern wußten. Statt mit Strenge darauf zu beſtehen, die Congreßbeſchlüſſe aufrecht zu erhalten, ließen die Commiſſarien ſich bewegen, die Hannöveriſche Erklärung, daß der Stader-Elbezoll ein Seezoll ſei, als richtig anzuerkennen, und gaben ſich mit einigen Nebenverſprechungen von Erleichterungen u. ſ. w. zufrieden. Der Schrei der Entrüſtung, der hierauf erfolgte, iſt nicht weiter beachtet worden. Der Zoll wurde fort erhoben, er ſperrte ſo recht eigentlich die Handelsſtraße und trieb den Zehnten ein von allem was da kam. Der arme Fiſcher wie der reiche Kaufmann, jeder ward gebüßt. Fiſche, Auſtern, Hummern, Lebensmittel u. ſ. w. mußten den Zollinſpectoren ſogar in natura gegeben werden. Sonntags doppelt ſo viel, als an Wochentagen, vielleicht um den Feiertag zu heiligen. Der königlich hannöveriſche Fiscus bezog dabei wenigſtens 500,000 Mark Banko jährlich von dieſer willkührlichen Belaſtung, welche, da Hannover von dieſer großen Einnahme nichts für Strom und Handel verwendet, als ein ohne allen Grund dem deutſchen Volk auferlegter Tribut anzuſehen iſt. — Wollte man von allem ſtrengen Rechte abſehen, von deſſen Standpunkt aus der Stader-Zoll, wie erwähnt, gänzlich verſchwinden

muß, und ſich dagegen gefallen laſſen, daß er auf ſeine alte Grundlage vom Jahre 1692 zurückgeführt werde, in welchem die Stader-Regierung ſelbſt beſtimmt, daß der Zoll niemals höher als $^{1}/_{16}$ pCt. des Werthes der Waare geſtellt werden könne, ſo würde Hannover mindeſtens $^{5}/_{6}$ deſſen aufgeben müſſen, was es jetzt durch willkürliche Belaſtungen erzwingt. Statt aber nach ſo vielen und lauten Klagen Billigkeit walten zu laſſen, hat jener Staat, bis vor Kurzem, die Tarifverordnungen noch weiter ausgedehnt, und erſt durch Englands Unterhandlungen iſt es gelungen, einige Nachgiebigkeit zu erzielen und den ärgſten Druck zu beſeitigen. So iſt es hier abermals England, das, wie bei der Sundzollfrage, handelnd einſchreitet und Deutſchland wenigſtens einen Theil der ungerechten Laſt abnimmt. Iſt das nicht ein beſchämendes Beiſpiel unſerer Schwäche, und was ſoll man ſagen, wenn man nach dieſen fortbeſtehenden, heilloſen mittelaltrigen Zuſtänden noch von deutſcher Kraft und Einheit, von geſicherten Rechtsverhältniſſen, vom Rechtsſtaate, herrſchenden Rechtsprinzipien u. ſ. w. ſingen und ſagen hört! — Die engliſche Handelspolitik, nicht das deutſche Staatsrecht und ſelbſt nicht die offenbare Kränkung

des materiellen Wohls der wichtigsten deutschen Staaten, sind im Stande gewesen, Hannover eine Milderung abzudringen und doch hat Preußen allein in den Jahren 1834—36 bezahlt 44,732 Mark, Oesterreich 5,243, Mecklenburg 3,796, Hamburg, 127,722, England 606,170 Mark u. s. w. Im Grunde genommen aber bezahlen nicht die Schiffe, sondern die Waaren, welche seewärts kommen, und die Belastung fällt nicht den Regierungen, sondern dem deutschen Volke zu. — Hannover nimmt auf unerhörte, widerrechtliche Weise dem deutschen Handel jährlich eine halbe Million Mark ab, und beschatzt dabei Hamburg trotz aller besondern Traktate, denn nur was in Hamburger Schiffen kommt und als Hamburger Eigenthum deklarirt wird, ist frei. Die Revision des Stader-Zolls, mit welchem sich die Commission in Dresden auch beschäftigte, hat einige bessernde Aenderungen hervorgebracht, aber man kann sagen daß dem Handel im Allgemeinen nur ein geringer Nutzen davon zu Theil wird, denn was mit der einen Hand gegeben wird, nimmt die andere wieder; auf manche Artikel ist der Zoll ermäßigt, auf andere erhöht, so daß auch bei diesem Zoll der Zollkasse keine Opfer zugemuthet wurden. — Hannover nimmt

mehr, als Hamburgs ſämmtlicher Aus- und Eingangszoll aufbringt, der von der Stadt, ganz und gar, für Schifffahrt und Handel wieder verwendet wird, und ſo ſtehen wir denn mit unſern Klagen und Beſchwerden achſelzuckend und rathlos, und müſſen es geſchehen laſſen, daß noch viele Jahre dieſe Brandſchatzung fortgeſetzt wird; denn was die Elbeſchiffahrts-Commiſſion bewirkt, haben wir nach den Ergebniſſen ihrer letzten Berathungen vollkommen begriffen; daß aber ohne eine mächtige Reform aller deutſchen Staatsverhältniſſe überhaupt wenig für das gemeinſame Heil zu erwarten iſt, wird Jedem auch aus andern Dingen, als aus dieſem Stader-Zollſtreit, einleuchten.

Die Handelsbewegung auf dem mächtigen Strome iſt freilich, trotz dieſer Uebelſtände, außerordentlich groß. Man erſieht dies am Beſten aus den Jahreslisten des Hamburger Handels. Das herrſchende Colonialſyſtem hatte die deutſchen Seeſtädte früher faſt gänzlich vom directen Handel mit den Tropenländern ausgeſchloſſen; darum holten ſie im achtzehnten Jahrhundert hauptſächlich aus Portugal und Frankreich ihren Kaffee, Zucker und ſonſtige Colonialwaaren. Erſt durch die Revolutionskriege in Frankreich übernahm England den größten Theil des

Hamburger Marktes; allein es beſitzt denſelben nicht mehr in ſolcher Bedeutung, ſeit die Beziehungen mit den vereinigten Staaten, Braſilien, Südamerika und den ſpaniſchen Inſeln Weſtindiens ſich erweitert haben. Hamburg holt aus dieſen Ländern jetzt ſelbſt einen bedeutenden Theil ſeines Bedarfs, und kauft indirect in Englaud nur, wenn günſtige Conjuncturen dies vortheilhaft machen. Wie ſich die Ausfuhr vermehrt hat, bezeugen die Liſten, nach welchen im Jahre 1825 2,000 Seeſchiffe mit Ladung, 432 mit Ballaſt einliefen. Im Jahr 1830 kamen 2,439 beladene Fahrzeuge und 339 mit Ballaſt; — Im Jahre 1840 2,890 und 304 mit Ballaſt; zuſammen alſo 2,987 Schiffe von 149,621½ Commerzlaſt (à 6000 Pfund), bemannt mit 24,362 Seeleuten. — Im Jahre 1841 ſteigerte ſich dies Verhältniß auf 3,194 Schiffe von 165,246 Commerzlaſt, mit 25,146 Mann Beſatzung.*) 1842: 3,330 Schiffe von 173,588

*) Rechnet man Altona hinzu, ſo ſind im Jahre 1810 in beiden Häfen eingelaufen: 4,075 Schiffe von 216 321 Laſt (à 4,000 Pfund) und 27,764 Mann Beſatzung; 1811: 4,513 Schiffe von 273,522 Laſten und 39,163 Mann Beſatzung. — Es gingen ab 1810: 4,038 Schiffe von 245,937 Laſten. — 1841: 4,561 Schiffe 271.217 Laſten. Preußiſche Schiffe kamen 1810: 23 von 23,727 Laſt, bemannt mit 255 Seeleuten; — 1841: 25 Schiffe von 4,157 Laſt mit 310 Mann Beſatzung. — Preußiſche Schiffe gingen ab 1810: 27 von 4,681 Laſt mit 314 Mann; 1811: 21 Schiffe von 4,010 Laſt mit 269 Mann Beſatzung.

Commerzlaſt. — 1843: 3538 Schiffe von 177,983 Commerzlaſt. — 1844: 3,260 Schiffe mit 161,433½ Commerzlaſt (darunter preußiſche 1843: 54 Schiffe; 1844: 39 Schiffe).

Faſt eben ſo bedeutend iſt die Ausfuhr ſeewärts geſtiegen. Es gingen ab:

	1841.	1842.	1843.	1844.
mit Ladung:	2,092.	1,712.	1,637.	1,783.
„ Ballaſt:	1,023.	1,558.	1,875	1,461.
Total:	3,115.	3,270.	3,512.	3,244.

Ueberblickt man dieſen mächtigen Verkehr, der dreimal ſo groß iſt, wie der Bremen's, und ſechsmal größer, als der Handel Lübeck's, ſo erſtaunt man freudig über dies Aufblühen der deutſchen Seeſtadt, die von natürlichen Verhältniſſen begünſtigt und beſtimmt iſt, die Erſte unter Allen zu ſein. — Eigene Schiffe hatte Hamburg am 1. Januar 1845: 203 von 17,268 Commerzlaſten. Altona 29 Schiffe von 2,574 Laſten, aber dieſe Zahl würde ſich ſchnell verdoppeln und verdreifachen, ſobald, wie wir dies ſchon früher anführten, Deutſchland zu einer wahrhaften Handelspolitik käme, welche durch eine Navigationsakte die Landesflagge ſchützte und die freien Städte bewegen könnte, ſich dem Zollverein anzuſchließen.

Ich will meine Leſer nicht mit Zahlen ermüden,

und dies Buch ist nicht bestimmt, statistische Tabellen aufzunehmen; aber es gehört dazu, dann und wann, was wir bezwecken, durch Angabe fester Verhältnisse anschaulich zu machen, und hier schwebt mir der patriotische Zweck vor, im möglichst größten Kreise zu beweisen, wie außerordentlich wichtig und gewaltig das deutsche Handelsleben an der Elbe ist, mit welchen Widerwärtigkeiten es dabei kämpft, wie es dennoch seinen Aufschwung nimmt, was es aber werden könnte, wenn das nationale Streben gewürdigt, und durch eine sorgsame, volksthümliche, die höchsten Zwecke deutscher Zukunft unverrückt beachtende Politik alle Kräfte und Mittel der Nation frei und lebensvoll zur Entwickelung geführt würden! — Dazu gehört aber freilich, daß das System der Bevormundung verschwinde, daß die Achtung vor dem thätigen Staatsbürger nicht von Beamtenhochmuth und hierarchischer Verkettung endloser Schreiberschaaren erstickt werde; daß man die freie Bewegung durch den Zwang streng monarchischer Einrichtungen, die nur von gehorchenden und befehlenden Wesen im Staate wissen wollen, nicht lähmen, dagegen der Bürger, als Theil des Staates, staatsbürgerliche Rechte besitze und die Gesammtheit das self government ausübe,

das England groß gemacht hat und welches alle wahre Volksfreiheit bedingt.

Werfen wir, ehe der Dampfer uns nach Glückstadt und dann über den meergleichen Strom weiter nach Curhafen führt, noch einen Blick hier zurück, um das vom Elbeverkehr Gesagte zu vervollständigen, so dürfen wir nur mit einigen Angaben die Zunahme der Schifffahrt auf der Oberelbe verdeutlichen, um uns zu überzeugen, für welche ungeheure Waaren- und Güterlasten der Strom das Beförderungsmittel bildet, und wie diese mächtige Wasserstraße, welche bis ins Herz Deutschlands dringt, eine Hauptader des Gesammtwohlstandes ist und in immer höherm Grade dies werden müßte, wenn man sie pflegte und begünstigte, statt sie versanden zu lassen und mit hohen Zolllasten zu bedrücken.

Im Jahr 1814 wurden nur 10,449 Last Waaren à 1,000 Pfund auf der Oberelbe versendet, nachdem bis dahin der Verkehr in Folge des Krieges und der französischen Besetzung fast ganz geruht hatte. 1820 hatte die Bewegung sich schon verdreifacht, sie war auf 29,837 Last gestiegen. — 1830 betrug sie 47,905 Lasten, 1838: 70,554½ Lasten. Der gesammte, zu Wittenberg berechnete

Elbeverkehr umfaßte 1837: 4,377,906 Centner, (wovon nach Hamburg gingen: 2,421,598 Centner 42 Pfund), 1838: 5,332,068 Centner, (nach Hamburg davon: 2,913,621 Centner 18 Pfund). Hiermit waren 1837: 2,646 Kähne, 1838: 2916 Kähne beschäftigt.

Von 1838 an hat sich der Verkehr immer fortgesetzt gehoben. Er betrug 1840: 89,651½ Last und 1841: 89,871 Lasten. Bei Wittenberg passirten 1840 nach Hamburg: 3,234,675 Centner Waaren Hamburger Gewicht; es kamen von Hamburg: 2,948,385 Centner. 1841 gingen nach Hamburg 4,843,348 Centner, und kamen daher 2,887,146 Centner (inclusive 1,039,574 Centner Steinkohlen.) 1843 gingen von Hamburg auf der Oberelbe: 4,688,040 Centner, 1844: 3,849,400. Flußschiffe kamen und gingen 8756.

Bei Glückstadt, der Deutsch-Dänischen Festung, die am rechten Elbufer liegt, und 1616 von Christian dem Vierten, der so gern baute, erbaut wurde, hält der Dampfer einen Augenblick an, und läßt den Reisenden die Bemerkung machen, daß die dänische Regierung sich lebhaft bestrebt, den Hafen zu verbessern und einen Nebenbuhler für Hamburg daraus zu bilden. — Buhnenwerke sind

neuerdings angelegt, um den Strom zu beschränken, und bedeutende Summen bewilligt worden, um geräumige und sichere Ankerplätze zu beschaffen. Dazu kommt die Eisenbahn, welche von Glückstadt nach Altona gelegt ist und ein bequemes, rasches Beförderungsmittel für den Waaren- und Personenverkehr bietet, wodurch die Lebendigkeit des Orts allerdings beträchtlich vermehrt wird. Mit Hamburg zu rivalisiren wird jedoch Glückstadt eben so wenig gelingen, wie Harburg; beide Orte aber können wachsen und gedeihen, und je freier der Elbehandel wird, um so mehr wird dies gelingen. Hamburgs Größe und Macht ist im Laufe eines Jahrtausends heran gewachsen und stützt sich auf Kapitale und Verbindungen, die durch nichts so leicht erschüttert werden können. Hamburgs Zukunft und Bestehen ist mit Deutschlands Zukunft fest verknüpft. Von dieser Stadt aus erst öffnen sich die großen Handelsthore des Vaterlandes, die sein inneres Leben aufschließen, die kleineren Elbehafenplätze liegen gleichsam im Vorlande, und weder die Verbindungen über Kiel mit der Ostsee können dem dänischen Plan zum Siege helfen, noch die Eisenbahn auf dem linken Elbufer Hamburg zu Gunsten Harburgs in bedeutenden Schaden brin-

gen, noch weniger aber vermag das däniſche Project, Huſum zum Welthandelsplatz geſchickt zu machen, die Hamburger Kaufleute zu erſchrecken. Nie kann und wird man ihm den mächtigen Strom nehmen können, und ſo lange dieſer nicht verſiegt, können ſie ganz ruhig den eiferſüchtigen Beſtrebungen zuſehen.

Glückſtadts Handel iſt nicht ganz unbedeutend, denn hinter und um die Stadt liegen reiche und fruchtbare Marſchen, die einen Ueberfluß an Ausfuhrproducten des Ackerbaues erzeugen. Es iſt nach Altona der erſte Hafenplatz Holſteins an der Elbe; ſchickt Schiffe nach Grönland auf den Wallfiſch- und Seehundsfang und hat 114 eigene größere und kleinere Fahrzeuge. — Von Glückſtadt aus dehnen ſich die Kremper und Wilſter Marſchen an der Elbe hin, Tiefländer, die zum Theil unter dem Stromſpiegel liegen, und durch hohe Deiche vor den Fluthen geſchützt werden. Die Kunſt muß hier den Anbau ſchirmen. Mühlen treiben das Waſſer aus den vielen Abzugsgräben; Schleußenwerke ſchließen und öffnen ſich, je nachdem Fluth und Ebbe wechſeln, und von hier ab immer beſtimmter und unabläſſiger muß der Menſch mit dem wilden Meere um ſein Leben und Eigenthum rin-

gen; ein Kampf, der an dem größten Theil der deutschen Nordseeküste seit langen Jahrhunderten fortbesteht und sich in das früheste, unerforschliche Alterthum verliert.

Diese Küsten verlaufen zum Theil ohne allen Dünenschutz in die salzigen Wasser, und erlauben diesen darüber hinzustürzen, sie zu überschwemmen, loszuspülen und zu vernichten. — Eine Geschichte der Nordsee soll noch geschrieben werden; aber wo fände sich der historische Grund dafür? Nur Vermuthungen sind über eine Zeit aufzustellen, die eine durchaus vorgeschichtliche ist. — Das frühere Völkerleben an diesen gefährlichen, von Sturmfluthen und großen Naturereignissen zermalmten Gestaden ist fast spurlos untergegangen; mehr oder minder wahrscheinliche und scharfsinnige Voraussetzungen treten allein an die Stelle wohlbegründeter Kenntniß, und wahrscheinlich ist es die früheste darunter, daß Cimbern und Teutonen, welche den ersten Stoß zur großen Völkerwanderung gaben, und den Römern, mehr als hundert Jahre vor Christus, so viel zu schaffen machten, aus ihren Wohnsitzen an der Weser und Elbe durch die Verheerungen einer entsetzlichen Fluth vertrieben wurden, die den größten Theil ihres Landes auf immer verschlang. Cuxhafen, wo jetzt

das Meer sich öffnet, und das vielleicht die letzte Spur des untergegangenen Friesenstamms der Chauci in seinem Namen erhalten hat, muß damals noch landeinwärts am Elbufer gelegen haben, wenn, wie vermuthet werden darf, die abgerissenen, weit im Meer liegenden Eilande und Inseln, Neuwerk und selbst Helgoland, einst mit dem Festlande zusammen hingen.

Man muß den Untergang eines mächtigen Stücks vom Festlande, zwischen Weser und Elbe, um so gewisser voraussetzen, wenn man einzelne Nachrichten, die uns aus der Römerzeit übergekommen sind, mit dem vergleicht, was das Meer in wilden Zerstörungen verschlungen hat, seit wir gewiße Nachrichten darüber haben. — Nicht allein, daß an der ganzen deutschen und holländischen Küste eine zahllose Menge Untiefen und Bänke liegen, die auf Meilen hinauslaufend, sich als Reste untergegangener Länder ankündigen; nach Tacitus Zeugniß konnte man auch, von der Rheinmündung aus, die Küsten Englands erkennen, welche jetzt dreißig Meilen davon entfernt sind. — Die Fluth welche die Cimbern vertrieb, war wohl nicht die, welche zuerst den Kanal durchbrach und Gallien von England trennte, aber sie war eines jener

ſchrecklichen Naturereigniſſe, welche die verderbliche Pforte nach und nach weiter öffneten, die Tiefländer an der deutſchen Küſte fortrißen und wahrſcheinlich hunderttauſende von Menſchenleben mehr als einmal in einer Nacht vertilgten. Es iſt kein Zweifel, daß in früher Zeit England mit Frankreich, wohl auch mit Deutſchland zuſammenhing, und damals die Nordſee ein Meerbecken bildete, in welchem die Fluthen keinen großen Schaden anrichten konnten; denn ſie vermochten nur von Nordweſt hereinzudringen und nahmen ihren Zug von Schottland herüber an Norwegens Küſte hin, die von dieſen reißenden Strömungen und Fluthen wahrſcheinlich ihr ehemaliges Vorland verloren hat, bis ihre Felſen ſo glatt und tief abgeſpült wurden, wie wir ſie jetzt erblicken. Als aber die Erdenge zerriſſen war, welche England mit Frankreich verband, begann die Zeit der Leiden und Schrecken für die deutſchen Küſten, die Zeit des Elends und des endloſen Kampfes für ihre Bewohner, welche Tacitus ſchon als auf Pfählen wohnend ſchildert, halb Amphibien, umrauſcht von den brüllenden Wellen des Meeres, die ihnen ohne Unterlaß nach dem Leben ſtellten. — Dieſer Kampf iſt namentlich von den Frieſen geführt worden, einem der kühnſten deut-

ſchen Stämme, den edlen und freien Frieſen, die in dieſem tauſendjährigen Kriege endlich untergegangen ſind, wie ihr Land und deren ſchwache Reſte, als die wilden Elemente und die Knechtſchaft, in welche Adel und Fürſten des Mittelalters alle Freiheit ſchlugen, ſie endlich überwunden, und deren Nachkommen noch auf den Außeninſeln an Schleswigs Küſten wohnen. — Als die Seepforte im Süden einmal aufgeriſſen war, welche jetzt für die Schiffahrt der Völker von ſo großer Wichtigkeit iſt, ſtürzten zwei verſchiedene Fluthſtröme ſich in das Seebecken der Nordſee. Der eine kam nordweſtlich von den Orkaden herein, der andere wälzte ſich ſüdlich an den deutſchen Küſten hinunter, und beide begegneten ſich kämpfend, trieben ſich hoch empor, überenterten ſich und rißen bei Sturm- und Springflut die weichen Marſchländer, welche ihnen nicht widerſtehen konnten, wie die harten Klippen der Doverſtraße mit ſich fort. Auch England hat dabei viel Land verloren, das meiſte zwiſchen Themſe und Humber, das beweiſen die vielen Bänke dort; doch iſt es ihm bei weitem nicht ſo ſchlimm gegangen wie den Deutſchen, denn es litt wenig von dem doppelten Fluthſtrom. — Daß Fluth und Ebbe von der Anziehungskraft des Mondes her-

rührt, kann nicht bezweifelt werden, es treten jedoch mancherlei zum Theil noch unerklärte Störungen dabei ein. Die Fluth bleibt aus, wenn sie kommen soll; sie verspätet sich, oder kommt zu früh, getrieben von Stürmen, oder aufgehalten durch deren Muth. Im großen Weltmeere kann sie nicht höher als 3 Fuß sein, wenn aber der Wasserberg, der dem Monde nachrollt, gegen Küsten angetrieben wird, wo er Widerstand findet; wenn er in enge Meerespässe, in Buchten und Flußmündungen dringt, und hinter ihm der Sturm sitzt, dann thürmt die bewegliche Masse sich oft fünfzig und hundert Fuß hoch empor, stürzt über Ufer und Dämme, und erdrückt mit unwiderstehlicher Gewalt Alles, was sie erreichen kann. — Der Strom des Weltmeers, der vom Aequator westlich heranrollt, prallt, wenn er Europa erreicht, zuerst gegen die Favöer und Orkaden. Dort spaltet er sich, und sendet den einen Arm gegen Englands West- und Südküsten, gegen Frankreich, Spanien und Portugal. Im Kanal von Bristol wächst die Fluth bis auf 70 Fuß, bei St. Malo 90 bis 100 Fuß; an den Schottischen und Englischen Ostküsten dagegen nur 12 bis 20 Fuß. Der zweite Fluthstrom, welcher nach Deutschland

hinüber geht, hat an Jütlands Küſten gar keine Macht. Das Kattegat wirft ihm die Waſſer der Oſtſee entgegen und lenkt ihn ab; je weiter er jedoch an Schleswig-Holſteins Weſtküſte hinſtrömt, um ſo höher ſchwillt er an. — Bis an die Eider ſteigt die Flut nach und nach auf 6 Fuß, an der Elbe auf 9 Fuß, an der Weſer auf 12 Fuß. Das freiliegende Helgoland hat nur 5 bis 6 Fuß; Amſterdam 4 Fuß. — Wenn jedoch bei Neumond, oder Vollmond, Mond und Sonne vereint wirken, was man Springfluthzeit nennt, wird die Fluthwelle bedeutend höher; und ſie kann ſich verdoppeln und vervierfachen, wenn Stürme aus gewiſſen Himmelsſtrichen wehen, durch welche das Waſſer gegen die Küſten getrieben wird. Die ſchrecklichſten Verheerungen, welche Sturmſpringfluthen angerichtet haben, wurden herbeigeführt, wenn anhaltender Südweſtſturm wehte, der die Waſſer vom Kanal herein in die Nordſee trieb, plötzlich aber mit hoher Fluth nordweſtlich umſprang und nun das wüthende Element gegen die Inſeln, Küſten und Strommündungen der Deutſchen warf. — In ſolchen Fällen thürmt es ſich bis 40 und 50 Fuß auf, durchbricht und überſtürzt die Dämme, überfluthet Huſum, Hamburg, Emden, Bremen, Tönin-

gen, verheert das Land, tödtet Menſchen und Vieh, und oft, namentlich in früherer Zeit, wo man die Deiche noch nicht ſo hoch und ſtark baute, weil man zu arm und von Unglücksfällen erſchöpft, nicht Kraft und Mittel dazu beſaß, ſind in einer einzigen Nacht, in Zeit weniger Stunden, viele tauſend Weſen getödtet worden, ganze Inſeln verſchwunden, viele Kirchſpiele auf immer untergegangen. Von der furchtbaren Gewalt des Waſſers hat man keine Vorſtellung, wenn man nicht einmal ſelbſt geſehen, was es vermag. Aber was iſt ein Strom, der Häuſer niederreißt, Bäume wie Rohrhalme knickt, Brücken zertrümmert und Mühlen umſtürzt, gegen die Fluthwelle der Nordſee, wenn dieſe berghoch, vom Sturm gepeitſcht auf hundert Meilen heranbrüllt und alles Menſchenwerk begräbt! Tacitus erzählt von einer Sturmnacht im Jahre 15 unſerer Zeitrechnung, die alles Land mit Leichen bedeckte, ein Heer vernichtete und von 1000 Schiffen der Römer wenig übrig ließ. Und wie viele ſolche und gewaltigere Sturmfluthen ſind wohl über die deutſche Frieſenküſte gegangen, ehe das Land auf 6 Breitengrade fortgeſchwemmt, Landrücken und Marſchboden verſunken, Helgoland bis auf eine einzige Felsklippe zertrümmert und die fünf

tiefen Seeeinschnitte gebildet waren, in welche jetzt das Meer zwischen Schleswig-Holsteins Westküsten dringt?

Wir werden davon später mehr zu erwähnen haben, wenn wir die Schutzwerke, welche die bewundernswürdige Zähigkeit des menschlichen Fleißes aufführte um das Element zu bekämpfen, näher betrachten. — Jetzt sind diese Deiche uns fern; wir sehen von Curhafen kaum mit dem schärfsten Auge die Dithmarsenküste uns gegenüber flach auf dem Wasser liegen. Die Elbe verläuft in den schrankenlosen Spiegel des Meeres, das sich vor uns ausdehnt, und während der Dampfer sich an das Bollwerk legt, um Passagiere und Güter schnell auszuladen und einzunehmen, während die Fluth hereinstürzt und kurze schäumige Wellen aufwirft, die ein frischer Südwest höher antreibt, machen wir die Bemerkung, daß die Mahnungen, welche längst laut wurden, diesen kleinen, wichtigen Hafen zu vergrößern und zu verbessern, in welchem so viele Schiffe Hülfe und Schutz suchen, wenn es draußen stürmt und sie kaum dem Untergange entrannen, höchst gerecht, und die Ausführung gewiß ein von den besten Gründen gebotenes Werk wäre. Es läßt sich der Handelsrepublik an der Elbe aber nicht vorwerfen,

daß ſie etwa aus fiskaliſchen Gründen ſäumig und ſparſam mit Verbeſſerungen wäre. Wir haben geſehen, wie ſie alle ihre Zolleinkünfte und mehr für eine Sache verwendet, die ſie als den Quell ihres Lebens betrachten muß. Hamburg thut weit mehr für die Unterelbe, als alle übrigen Uferſtaaten für ihren Antheil. Die Seefahrer ſämmtlicher Nationen müſſen es ihm Dank wiſſen, wie es den gefährlichen Eingang des Stromes durch Leuchtfeuer und Feuerſchiffe ſicherte, die man jetzt von Helgoland nächtlich brennen ſieht, wie es durch zahlreiche Tonnen die Fahrt bezeichnete und das Lootſenweſen in Neuwerk und Curhaven in trefflicher Ordnung hält.

Die Lootſen in Curhaven werden nach einer billigen Taxe bezahlt, die nach dem Tiefgang des Schiffes ſteigt und zur Winterzeit um die Hälfte höher iſt, als im Sommer. Jedes Schiff iſt gehalten, Lootſen am Bord zu nehmen, auch bezahlt ſonſt keine Aſſecuranz-Compagnie, ſobald ein Unglück entſteht, und die Urſache dazu iſt hier äußerſt leicht, wenn keine kundige Hand das Steuer führt. Die Lootſen in Curhaven und Neuwerk ſind als geſchickte, muthige Männer bekannt, welche im wildeſten Wetter hinausgehen, ſobald ſie gefordert

werden. Selten kommen daher jetzt Unglücksfälle vor, die früher so häufig waren. Ein trauriger Unfall hatte jedoch vor Kurzem stattgefunden. Zwei Schiffe, die im Einsegeln begriffen waren, forderten Lootsen, welche in ihrem Boote ihnen entgegenfuhren. Thörichter Weise segelten die beiden Schiffe in die Wette, suchten sich den Rang abzugewinnen und näherten sich dabei gegenseitig so sehr, daß das Lootsenboot in ihrer Mitte zermalmt ward und mehre Lootsen auf furchtbare Weise verstümmelt ums Leben kamen.

Es waren, wie man mir erzählte, zwei englische Schiffe, welche dies Unheil anrichteten, wie denn überhaupt einstimmig behauptet wird, daß bei den englischen Seeleuten sehr häufig Fälle vorkommen, die von geringer Vorsicht, von Uebermuth und Unkenntniß, zeugen. Es ist dies eine so allgemeine Ansicht, daß die Assecuranzen in Hamburg wenigstens um ½ p. C. niedriger zu haben sind, wenn Güter in deutschen Fahrzeugen kommen und gehen. — Man wirft den Engländern vor, daß ihre Capitaine nicht gehörige Prüfungen bestehen, daher weit unwissender sind, als die deutschen; daß ihre Schiffe sich oft in schlechtem Zustande befinden, ihre Mannschaft nicht so

ſtrenge geſchult iſt, den Brantwein liebt, und der Engländer in ſchwierigen Fällen gewöhnlich weit mehr wagt, als der vorſichtige Deutſche, wobei jener oft glücklich die Gefahr beſteht, aber auch nicht ſelten darin umkommt. — „Ein Engländer denkt, er kann Alles und darf Alles wagen,“ ſagte mir ein alter Seemann der mein Reiſegefährte war; „er trotzt gleichſam darauf, daß er ein Engländer ſei, dem das Meer gehorchen müſſe. Ein deutſcher Capitain hat immer Schiff und Ladung im Auge, und wird nie ohne Noth beide und ſein Leben dazu aufs Spiel ſetzen; aber er verliert auch nicht gleich den Kopf, wenn's zum Aergſten kommt.“

„Hier vor der Elbe“, fuhr der Mann fort, der viele Meere geſehen und manchen Sturm beſtanden hatte, „ſieht es jetzt weit friedlicher aus, als vormals. Die Hamburger Herren haben mit ihren Feuerſchiffen und Seebooten viel gethan, um die lange Kette der Schiffbrüche zu vermindern, welche ſonſt, Jahr aus Jahr ein, hier ſtatt hatten. Jetzt kann jeder Capitain, der nur einmal auf der Elbe war, dreiſt, bei Tag und Nacht bis vor Curhaven fahren, und dazu ſind die Seekarten ſo verbeſſert und ſo genau, daß meiſt nur bei ſchwe-

rem Unwetter oder in Winterstürmen, Schiffe verloren gehen. — Freilich kommt es wohl vor, daß auch das beste Schiff und der erfahrenste Seemann nicht helfen können, und hier bringt ein kleiner Irrthum den gewissen Tod. — Wenn in Nacht und Sturm ein Leuchtfeuer verkannt wird, wenn man einen Kompaßstrich anders segelt wie man soll, wenn Strömung und Wogen das Schiff mit sich fortreißen, Nebel und Eis es umringen, und nichts zu sehen ist, nichts zu hören, als das wüthende Geheul des Orkans und das Brüllen der See, die bis an die Mastspitzen fliegt, dann hilft oft kein Wissen und kein muthiges Herz."

Auf dem Meere, im Halbdunkel des Abends, trüber Himmel oben, der Wind im Tauwerk rauschend und die schäumenden Wellen wild aufrollend und an den Bugen eines schaukelnden Schiffes zerschmetternd, hören sich Seemannsgeschichten am grausigsten an. Ich hörte hier mehrere erzählen, als wir an der Sturmbank saßen, zwei aber sind mir besonders im Gedächtniß geblieben. Die erste von einem Hamburger Kapitain, der jetzt ein schönes Schiff fährt. Er war Steuermann auf einer Brigg, die in einem schrecklichen Sturm vor der Elbe unterging. Das Schiff versank un-

ter den Füßen der Unglücklichen; ungeheure Wogen riſſen ſie in die Tiefe und zogen ſie wieder empor. Es war finſtere Nacht. Als der Steuermann auftauchte, wurde er an einen ſchwimmenden Gegenſtand geworfen, den er krampfhaft feſthielt und bald als den Hühnerkaſten der Brigg erkannte. Nach einigen Anſtrengungen gelang es ihm hinaufzuklettern und ſich feſtzuhalten, kaum aber hatte er Beſitz genommen, ſo reckte ſich ein Arm und ein Kopf neben ihm empor. Ein zweiter Schiffbrüchiger arbeitete ſich nach oben und willig leiſtete der Steuermann ihm Hülfe. Es war ſein Kapitän. Der Hühnerkaſten mit den beiden Männern wurde nun von der wüthenden See fortgeſchleudert, nach wenigen Minuten aber ſahen ſie ein, es ſei unmöglich, daß er ſie trage. Glaubſt du, daß wir uns beide halten können? fragte der alte Schiffer. — Nein, Kapitän, ſagte der Steuermann. — Einer von uns muß alſo fort? — Ja, Kapitän. — Wer von uns ſoll es ſein? — Ich weiß es nicht, Kapitän. — Nach einer Pauſe ſagte der Kapitän: Höre, ich bin ein bejahrter Mann und kann nicht viel im Leben mehr nützen. Du biſt jung und kräftig, aber ich habe eine Frau und drei Kinder. Willſt du für ſie Sorge tragen,

wenn du davon kommſt? — Ja, Kapitain. — So gieb mir die Hand. — Der Steuermann reichte ſie ihm hin. — Im nächſten Augenblick ließ der Kapitän los und verſank. Der Hühnerkaſten hob ſich, die Wellen ſtürzten nicht mehr ſo arg darüber hin, endlich verging die Nacht und am Morgen wurde der halberſtarrte Steuermann gerettet. Treu ſeinem Worte, eilte er nach Hamburg, ſuchte die Wittwe auf, und um ſich feſt zu binden an das, was er verſprochen, heirathete er ſie, und hat mit großer Sorgfalt die Kinder erziehen laſſen, welche ſein Vermächtniß geworden ſind.

Eine andere Geſchichte erzählte ein Herr aus Schleswig, der, als Beamter, vor einigen Jahren zur Winterzeit mit einem Eisboot mitten in Nacht und Sturm von der Küſte nach Fähren hinüber fahren mußte. Das Boot ſchlug um, im Auftauchen aber ergriff er eine Eisſcholle und war ſo glücklich ſich auf dieſe zu helfen. Die Scholle war klein, das Waſſer ſpülte darüber hin, der untergehende Mond warf ſein mattes Leuchten zwiſchen Sturmgewölk auf den wilden Kampf der Wellen und Eistrümmer, die donnernd aneinander geworfen und zermalmt wurden. Nirgend war

Hülfe; das Boot verſunken, ſeine Mannſchaft unter dem Eiſe zerquetſcht; er war allein aufgeſpart worden. Plötzlich klammerte ſich eine Geſtalt an den Rand der morſchen Scholle, auf welcher er lag und mit verzweifelter Anſtrengung hob ſich der Körper langſam aus dem Waſſer. In dieſem Augenblick lief eine Reihe ſchrecklicher Gedanken durch den Kopf deſſen, dem das Eisſtück gehörte. Es war unmöglich, daß ein Zweiter es mit ihm theilen konnte; unmöglich ohne zu ſinken und beide zu begraben. Der Mann zu ſeinen Füßen ſchien ihn erblickt zu haben, er murmelte etwas, was wie Bitte um Hülfe klang; aber jener regte ſich nicht. Die Scholle wankte nieder, der Schiffbrüchige ſtrengte die letzte Kraft an. Er legte ſeinen halben Leib über den Rand und ſtemmte ſich feſt. Jetzt hatte er gewonnen. Seine Finger faßten die Stiefel des oben Liegenden. Plötzlich aber zog dieſer den Fuß zurück und traf mit einem heftigen Stoße den unglücklichen Mann ins Geſicht. Er glitt von der Scholle, hielt ſich aber noch einen Augenblick daran feſt. Der Mond ſchien hell auf ihn, ſeine Augen richteten ſich mit unausſprechlicher Anklage auf ſeinen Verderber, dann verſank er. — Die Scholle trug den Anderen

weiter und am Morgen ward er gerettet; aber Jahre lang ſtörte ſeinen Schlaf das bleiche, blutige Geſicht. Er konnte den Blick nicht vergeſſen, den letzten eines lebenden Weſens, das er in den Tod geſtoßen, und was er ſich auch ſagen mochte zur Rechtfertigung, was auch für das höchſte Geſetz der Selbſterhaltung ſprach, die Stimme wollte nicht ſchweigen, die ihm vorwarf, er habe getödtet.

Wir waren an die rothe Tonne gelangt, der letzten Bezeichnung des Fahrwaſſers, wo die Nordſee eigentlich beginnt. Hier iſt der Fluthſtrom hoch und die Gewalt der kämpfenden Waſſer am ſtärkſten; hier beginnt daher auch gewöhnlich die Seekrankheit bei den meiſten, welche aufs Meer hinausfahren. — In Dampfſchiffen iſt bekanntlich das Schaukeln am unangenehmſten, weil die zitternde Bewegung hinzukommt, welche die Räder verurſachen. Der Patriot hatte vor kurzem neue und ſtärkere Maſchinen erhalten, die wohl 70 Pferdekraft haben möchten; er überwand daher ohne Noth den Gegenwind; aber das Schiff iſt klein, mehr als Flußſchiff gebaut, und hat einen Tiefgang von kaum ſechs Fuß. So wird es denn leichter von den Wellen geworfen, und wenn dieſe hoch gehen, darf es nicht ohne Gefahr wagen, ſeewärts

zu fahren. Es ſollen neue und größere Schiffe längſt angeſchafft werden, wirklich ſeefähige Fahrzeuge, und man ſpricht davon, daß dies im nächſten Jahre geſchehen werde, was, wenn Helgoland ein ſo beſuchtes Seebad bleibt, in jeder Beziehung zu wünſchen wäre. — Neuwerk verſchwand und vor uns tauchte die rothe Klippe nebelartig empor, auf welche ſich viele verlangende Blicke richteten; denn der Wind war ſtärker geworden, es regnete, und überall lagen die Opfer der Seekrankheit willen- und fühllos hingeſtreckt, mit einer Pein ringend, die ſo viel Lächerliches hat und doch ſo überaus unangenehm iſt. — Mitten im Regen fuhren wir endlich an der Düne hin bis auf den Ankerplatz. Die Führboote kamen und wurden hoch an den Schiffsſeiten emporgeworfen. Es koſtete einige Mühe um endlich Land zu gewinnen, und dort wartete die ganze Badegeſellſchaft in Reih und Glied aufgeſtellt, um die Ankömmlinge die Revue paſſiren zu laſſen. — Es gehört zu den ſpeciellen vergnüglichen Unterbrechungen des eintönigen Badelebens in Helgoland, die ankommenden Dampfſchiffe zu erwarten, theils um Bekannte und Freunde ſofort in Empfang zu nehmen, theils aber auch um mit ſchlech-

ten Späßen und ſchadenfrohen Bemerkungen die verſtörten, bleichen Geſichter der Seekranken, namentlich der Damen, zu muſtern, und dieſer Empfang iſt zwar ein hergebrachter, aber in der That kein Zeichen guter Sitten. Er iſt eine Art Spießruthenlaufen, über welche man gelegentlich ſchon geklagt hat.

IV. Kapitel.

Helgoland.

Wie alle Seebäder, ſo war auch Helgoland in dieſem Jahre überfüllt mit Badegäſten, die ihm aus ganz Norddeutſchland zuſtrömten. — Die wunderliche Klippe von hartem rothen Thon und Kalk, acht Meilen vor der Elbe, iſt vielen Seefahrern ſchon zum Verderben geworden, denn Schiffbrüche ſind bei Stürmen hier keine Seltenheit. Auch Helgoland hat ſeine Schickſale gehabt, und mancherlei Sagen, die ſich in grauer Vorzeit verlieren, haften an dieſen verwitterten Trümmern eines ehemals weit größeren Landes, das nun unter den Wogen der Nordſee längſt begraben liegt. — Die Geſchichte Helgolands hängt mit der Geſchichte der Frieſen zuſammen, von der wir faſt nichts wiſſen. Farrö oder die Fährinſel war ihr alter Name, denn ſie ſoll dem damaligen Feſtlande ſo nahe gelegen haben, daß eine Fähre die

Verbindung erhielt. Eine heidnische Göttin, welche besonders von Seeräubern verehrt wurde, hatte ihren Tempel hier, darum soll sie die Insel Heiligland geheissen sein, und Adam von Bremen berichtet zuerst, im 11ten Jahrhundert, von ihr, daß Bischof Eilbert das Christenthum eingeführt, und eine Kirche gebaut habe. — In der Mitte der Insel, sagt er, liege ein Berg, sie sei fruchtbar an Korn, Geflügel und Vieh, aber ringsumher lägen böse Felsriffe, nur an einer Stelle könne man landen, dort sei allein auch frisches Wasser.

Jetzt ist von allem Land nur eben der Berg übrig geblieben, das Uebrige haben Sturmfluthen weggerissen und senkrecht steile, gebröckelte Mauern gebildet, die man nur mit Hülfe eine Treppe von 186 Stufen ersteigen kann. So bildet die Insel ein Ober- und ein Unterland im Südosten. Bäume wachsen nirgend hier, wie schon Adam von Bremen sagt, aber das Oberland, neunzig bis hundertfünfzig Fuß über dem Meeresspiegel, hat einen Umfang von 4200 Schritten und ziemlich fruchtbaren Boden, auf welchem Kartoffeln, Hafer und Gerste, nebst Küchengewächsen gut gedeihen. Noch zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts hielt man 30 bis 40 Kühe hier, jetzt habe

ich nur eine einzige gesehen, doch mehre hundert große, grobwollige Friesenschaafe weiden das harte, von der Salzfluth durchzogene Gras ab und können die langen Sturm- und Regennächte, an ihren Pflöcken festgebunden, überdauern, ohne zu erkranken. — Hier oben auf der Klippe wohnt auch der größte Theil der Einwohner, Friesen von Geschlecht, fast lauter Fischer und Lootsen, meist in engen, kleinen Häuschen, die, in eben so enge Gassen zusammengedrängt, Schutz zu suchen scheinen, das Eine bei den Andern. Bis vor einiger Zeit hatten die Gassen keine Namen, was war das auch nöthig? Jeder kannte Jeden und wußte wo er ihn zu finden hatte, jetzt hat man jedoch diesen schmalen Spalten höchst prachtvolle Benennungen beigelegt und man findet nun eine Nelsonstraße, eine Blücherstraße, eine Königsstraße, Victoriastraße u. s. w. was sehr spaßhaft ist. Noch in diesem Augenblick aber kann man zehn und zwanzig Menschen fragen, wo eine oder die andere dieser glänzenden Straßen liegen, und wenn sie dicht dabei stehen, sie wissen es nicht. So winzig und ärmlich aber oft die Lootsen- und Fischerhäuser sind, so reinlich und sauber sieht es darinnen aus. Die Friesen, wie die Holländer,

ihre Stammgenossen, haben einen eigenthümlichen Trieb zur Reinlichkeit, und hier auf diesem Eilande vor der Elbe hat sich, trotz des Bades und der Abnahme alter Einfalt und Sittenstille, doch manches noch von den häuslichen Tugenden der Väter erhalten. Die Thüren sind unverschlossen und wenn man aus der kleinen Vorhalle in den Wohnraum tritt, umfängt uns das Gefühl einer sorgsamen Häuslichkeit. Alles, wie arm und klein es auch ist, hat seinen Platz von ordnender Hand empfangen; Alles ist rein und weiß, die Stühle und Tische sauber und glatt, die Dielen blank und sandbestreut, das Bett in der Wand mit Vorhängen versehen, ein paar Blumentöpfe am Fenster, eine alte Gehäuseuhr in der Ecke und an der Wand einige Bilder, Schiffe und Soldaten darstellend unter Glas und Rahmen.

Die Helgolander Männer sind meist nicht eben schön, denn von Jugend auf müssen sie ins wilde Meer hinaus, Brod zu erwerben. Rauhe Luft und harte Arbeit verderben dort die Gesichter; aber größtentheils sind es kräftige Gestalten von dauerhafter Gesundheit, die ein hohes Alter erreichen. Schöner ist das weibliche Geschlecht, unter dem es viele Mädchen giebt, die Aufsehen erregen

können, obwohl ſie auch ſchwer arbeiten, Laſten tragen und auf ihren Köpfen und Schultern Alles die Treppe heraufſchleppen müſſen, was oben gebraucht wird. Am Rande der Klippe hin, über dem Unterland und zu beiden Seiten der Treppenmündung hinter der Bruſtwehr, liegt die Hauptſtraße, der Falm. Hier ſtehen die meiſten Gaſthäuſer, Aufenthaltsorte für die Badegäſte, weil hier die Ausſicht auf Meer, Vorland und Dünen frei, die Luft rein und erquickend iſt. Wer die Treppe nicht ſteigen will, ſich zu krank, ſchwach oder bequemfühlt, muß unten wohnen, wo es auch gute Gaſthöfe giebt, und wo das Converſationhaus ſteht, der Verſammlungspunkt für die Badenden, wo aber dagegen nicht einmal ein Spaziergang zwiſchen Kartoffelfeldern und blöckenden Schafen gemacht werden kann, und der von den Wellen ausgeworfene Seetang oft einen unerträglich fauligen Geruch verbreitet.

Das Bad iſt nicht auf der Inſel, ſondern auf einer Sanddüne von ungefähr 1500 Schritt Umpfang, die ¼ deutſche Meile von der rothen Klippe entfert liegt. Zwiſchen beiden iſt ein Meerearm eingedrungen, jetzt an 20 Fuß tief, durch welchen die Fluth oft mit großer Gewalt ſtürzt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Stürme und Sturmfluthen einmal die Düne gänzlich fortwaschen werden, und wer weiß, wie bald dies geschehen kann! Mit jedem Jahre fast rückt sie weiter von der Klippe ab, verkleinert sich und zeigt die näher kommende Stunde der Vernichtung an, welche für Helgoland eine sehr kummervolle sein muß, denn von Erhaltung der Düne hängt die Erhaltung des Bades, und von diesem fast ganz und gar die Erhaltung der 3400 Menschen ab, welche die Klippe bewohnen. — Einst war es nicht so, einst hat Fruchtbarkeit und naturgemäßer Wohlstand hier geherrscht; der Sage nach haben siebenzehn Kirchen auf Helgoland gestanden, was jedoch in Wahrheit sehr zu bezweifeln ist. Daß die Insel jedoch bedeutend größer war, ist völlig erwiesen. Auf der Westseite tritt bei niederem Wasser der Steingrund auf eine Strecke von 5 bis 600 Schritten hervor. Alljährlich fast stürzen Stücke zerbröckelt von den steilen Wänden nieder, vor einigen Jahren sank die ganze Südspitze zusammen, sechs Ruthen breit; eine Steinpyramide, der kleine Mönch genannt, folgte ihr bald nach, und wenn man an den Rändern hingeht, oder die Insel umschifft, entdeckt man tiefe Spalten, losge-

trennte Stücke, breite Ritzen in denen das Meer ſich drängt und ſie auswäſcht, während der Regen von oben hineinſickert und ſie langſam, aber ſicher, zernagt. An der Weſtſeite beſonders, die zumeiſt Orkanen und wilden Regenſtürmen ausgeſetzt iſt, ſieht man am deutlichſten die Kräfte der Zerſtörung walten. Es iſt ein romantiſcher Anblick in dieſe Grotten und Höhlen zu ſchauen, welche mancherlei Namen tragen. Mörmers-Gat vor Allen erſcheint abenteuerlich, vorſpringend, tief ausgehöhlt und zerſchlagen; — ebenſo die Nordſpitze, ein mächtiges Thon- und Steinſtück, ganz abgetrennt von der Inſel, auf vier ungeheuren Füßen ruhend, zwiſchen denen die Brandung hinläuft. Dieſe ſeltſame Spitze wird der Hengſt genannt und neben ihm liegt der Trichter, ein ausgewaſchener ſpitzer Keſſel, in deſſen ſteilen Wänden das Meer emporwirbelt und zerſtäubt. Es iſt gefährlich ſich dicht an dieſe gebröckelten Ränder zu wagen und ohne Zweifel wird, nach und nach, der alte Maulwurf hier immer weiter wühlen, bis die Auflöſung einſt vollendet iſt; allein ſo bald, wie man dies von manchen Seiten behauptet, wird es ſchwerlich, wenigſtens nicht ohne ein beſonderes Naturereigniß, geſchehen. Denn der Thon iſt

hart und mit Kalkſteinlagern durchzogen, welche lange Jahre und Jahrhunderte bedürfen, ehe ſie erweicht und zermürbt werden. Daß die Auflöſung und Abſpülung fortgeſetzt ihren Gang geht, ſehen wir freilich aus dem Angeführten; auch iſt das Waſſer um die Inſel bei einiger Wind- und Wellenbewegung weithin dunkelroth gefärbt und ganz gefüllt mit Thontheilchen; allein die Klippe wird nach menſchlicher Vorausſicht noch lange, lange ſtehen, wenn von der Düne keine Spur mehr vorhanden iſt, und dies Mißgeſchick iſt faſt eben ſo ſchlimm, als eine gänzliche Zerſtörung. Wann Helgoland ſein Vorland und den größten Theil ſeines Grunds und Bodens verloren hat, weiß man nicht; dieſe Zeit iſt meiſt vorgeſchichtlich. Die großen Sturmfluthen in den Jahren 800, 1102, 1216, 1300 und 1649 ſollen ihr beſonders verderblich geweſen ſein; aber noch in Caſper Dankwaths Kronik, die im Jahre 1652 erſchien, iſt die Düne mit dem Hochlande verbunden. Dieſe Düne, welche jetzt ¼ Meile davon liegt, war bewohnt und hatte an ihrer Nordſpitze einen hohen weißen Kalkfelſen. — Jetzt liegt, wo dieſer ſtand und feſtes Hochland war, ein Doppelriff nördlich mehrere Seemeilen weit ausgeſtreckt,

deſſen Klippen zur Ebbezeit aus dem Waſſer treten und Seehunden zum Aufenthalt dienen. Ungeheure Steintrümmer füllen die Tiefe und ihre losgeriſſenen Geſchiebe werden bei Oſt- und Nordſtürmen haufenweis auf die Düne geworfen. Erſt im Jahre 1713 wurde die Düne ganz von dem Hochlande der Inſel getrennt, die Verbindung vom Meere durchgeriſſen; noch lange ging man aber trocknen Fußes zur Ebbezeit hinüber, bis nach und nach der Fluthſtrom, nordweſtlich um die Inſel ſtürzend, ſich ein tieferes Bett in den Sand grub und nun mit jedem neuen Sturm die Düne ſich verkleinerte und zurückwich. Hierdurch wurde auch die frühere Sicherheit der Helgolander Häfen an der Nord- und Südſeite aufgehoben, wo Schiffe vor Weſt- und Nordweſtwinden geſchützt liegen konnten. Der Hafen im Süden hat jetzt, nach dem Durchreißen der Düne, wenig mehr zu ſagen. Zwiſchen Düne und Klippe können nur Schiffe mittler Größe bei Weſt und Südweſt ſicher ankern; ſpringt aber der Wind nordweſtlich, ſo gerathen ſie in ſchwere Gefahr. — Dies iſt für die Helgolander ſelbſt ein ſchweres Uebel, denn nirgend bietet ſich ihren Fahrzeugen nun ein ſtets ſicherer Zufluchtsort. Größere können ſie gar

nicht beſitzen, ſie haben keine Ever, wie die Elbanwohner, ſondern nur offene Schaluppen, was ihnen manche Zweige der Fiſcherei zu treiben unmöglich macht, und wenn zur Winterzeit das Eis aus der Elbe kommt und auf Helgoland losdrängt, muß jedes Fahrzeug aufs Land gezogen werden oder ins Meer hinausſteuern; dann giebt es um die Klippe nirgend einen Ankerplatz.

Ich ſagte ſchon, daß die Einwohner Frieſen ſind, Glieder jenes großen deutſchen Völkerſtammes, der faſt ohne Geſchichte, ohne Schriftſprache und Ausbildung geblieben, und beinahe erloſchen iſt, weil er zerſtreut an der langen Meeresküſte und auf Inſeln wohnte, wo er nach und nach vom Adel und Herrn überwältigt wurde. Andrerſeits ſind die Frieſen umgekommen durch das empörte Meer, das ihr Land und Volk in zahlloſen Stürmen verſchlang. Dieſen freien und edlen Frieſen, welche keinen Herrn über ſich, keinen Knecht unter ſich duldeten, und in ächt germaniſcher Art nur von der Volksgemeinde Recht und Geſetz nahmen, gehörte von jeher auch Helgoland. Auf der einſamen Inſel gab es nie Fürſten und Vornehme. Von jeher ward Fiſchfang und Seefahrt getrieben; Hamburg, Bremen und Stade hatten Packhäuſer hier, der Hering kam

in großen Schaaren, Hummer, die auch noch jetzt reichlich den Meergrund an der Insel durchkriechen, wurden mit Schellfisch und anderem Gethier auf den Markt gebracht. — Im Jahre 1500 gab dies Grund zu einem Kriege zwischen den Städten und den Herzogen von Holstein-Schleswig. Herzog Friedrich erklärte die Insel als sein Eigenthum, das ihm, wie ganz Nordfriesland, zu dem sie gehöre, zugefallen sei; er legte ein Zollhaus an nach Fürstensitte, und nahm den Heringsfang für sich als Regal in Anspruch. — Die Städte behaupteten dagegen, Helgoland sei von den ältesten Zeiten ab frei. Sie verbrannten das Zollhaus und die Heringsbüsen des Herzogs, nachdem dieser ihre Packhäuser in Brand gelegt hatte. In diesen Streit mischten sich dann auch die Dithmarscher, welche für die Städte die Waffen ergriffen, dadurch aber den Zorn des Königs Johann von Dänemark und seines Bruders, des Herzogs Friedrich, welche längst diesen trotzigen Bauern Rache und Untergang gelobt, in solchem Grade erregten, daß sie mit gewaltigem Heere über sie losbrachen. — Noch einmal aber, 1500, wurde der Adelsstolz schmählich gedemüthigt, allein Helgoland sollte dennoch der Stein zu Dithmarschens Untergang sein.

Im Jahre 1545 entwich ein angesehener Dithmarscher, Wiebe Peters aus Meldorf, der sich in seinem Rechte gekränkt glaubte, aus dem Lande und kündigte diesem Fehde an. — Mit einem Streithaufen brach er ein, wurde endlich vertrieben und floh nach Helgoland, wo er Schiffe rüstete und Dithmarschens Küsten brandschatzte. Endlich aber wurde er in Helgoland von seinen Landsleuten aufgesucht und in der Kirche am Altar, wohin er geflohen, getödtet. — Eine solche That mußte den Grimm des Herzogs Adolf, dem 1544 die Insel zugesprochen war, gegen die Bauern vermehren und konnte zum guten Vorwand dienen, Dithmarschen mit Krieg zu überziehen, in welchem es 1559 seine Freiheit verlor.

Seit dieser Zeit gehörte Helgoland den Herzogen von Schleswig-Holstein-Gottorp, bis es im Jahre 1714, in dem Kampfe der Königlichen Linie gegen die Herzogliche, von den Dänen belagert und erobert ward. — Der ganze Druck dänischer Steuererpreßung ruhte jetzt auf den armen Einwohnern, die sehr froh waren, als im Jahre 1807 eine englische Flotte unter Admiral Russel erschien, welche die Insel in Besitz nahm. — Von dieser Zeit an, bis 1814, kamen goldene Tage. Die

rothe Klippe wurde das große Schmuggeldepot für engliſche Waaren, welche, trotz der franzöſiſchen Douanenlinien, in Elbe und Weſer eingeführt wurden. Dabei wurde viel Geld verdient. Zudem lagen immer einige Kriegsſchiffe hier, zuweilen ganze Flotten, und Helgolands Lootſen führten die engliſchen Fregatten und Briggs die Elbe aufwärts, um Curhaven, Glückſtadt oder Stade mit einigen Kugeln und Bomben zu ängſtigen, ein Handelsſchiff zu verbrennen, oder die franzöſiſch-deutſchen Kaper zu jagen, welche in der Nordſee umherſchwärmten. — Damals waren alle Taſchen voll blanker Souverains, denn es kamen auch viele reiche Engländer nach Helgoland, um den Krieg in der Nähe zu ſehen. Sie wußten bei ihrer Reiſeluſt nicht, wohin ſie ſollten; der ganze übrige Continent war ihnen ja verſperrt. — Als aber der Friede zurückkehrte, hörte die ſchöne Zeit für Helgoland auf, und wie gewonnen, ſo zerronnen. Seevolk iſt leichtſinnig, geſpart hatten wenige, ſo kam denn auch bald der Mangel wieder, und wurde immer drückender, denn manches Neue und Erſchwerende entſtand. — Die Helgolander ſollten wieder Fiſche fangen und zu Markte fahren, mit den rührigen Blankeneſern und andern holſteiniſchen und hannöv-

riſchen Fiſchern concurriren, und ſie trafen mit dieſen gefährlichen Nebenbuhlern hier ſowohl, wie beim Lootſendienſt auf der See zuſammen, das ſchmeckte ihnen nicht. — Armuth zog ein, die Inſel kam immermehr herunter; die Hamburger verbeſſerten, zum größten Aerger der Helgolander, jährlich mehr das Fahrwaſſer vor der Elbe. Sie legten ihre Feuerſchiffe weit hinaus, verbeſſerten die Leuchtfeuer auf Neuwerk und Curhafen, vermehrten die Tonnen, ließen genaue Seekarten anfertigen und die Folge war, daß weniger Schiffbrüche, weniger Unglücksfälle vorkamen, bei denen die Helgolander ſonſt gewöhnlich Strandrecht üben, bergen, oder um theuren Lohn Hülfe leiſten konnten. Die Folge war auch, daß die Kapitaine, welche in die Elbe wollten, keine Lootſen mehr brauchten, wenn ſie der gefährlichen Inſel etwas zu nahe kommen, ſondern größtentheils die übermäßigen Forderungen der Helgolander verlachten, und ſich ihren Weg ſelbſt ſuchten. — So ſank der Verdienſt in Folge der Beſtrebungen einer neuen Zeit um Handel und Verkehr und der fehlerhaften Einrichtung des Lootſenweſens, das zu den ſchmählichſten Prellereien leitete. Die Fiſcherei ſank ebenfalls, weil die Lage der Inſel keine Fahrzeuge zu halten geſtattet, die

für Fang mit großem Garnzeug geeignet ſind, und die Blankeneſer dies vortrefflich benutzten. — In dieſer Noth kamen im Jahr 1826 einige Helgolander auf den Einfall, ein Seebad zu errichten. Ein ſtrebſamer, in vielen Dingen wohlerfahrner Mann, der Schiffbauer Andreſen Siemens, auch als Schriftſteller über Deutſchlands Seehandel bekannt, gab den erſten Anlaß dazu, und die engliſche Regierung unterſtützte das Unternehmen, das in den erſten Jahren unterzugehen ſchien, von 1834 an aber einen ſolchen Aufſchwung erhielt, daß man gut annehmen kann, es bringe jährlich wenigſtens 200,000 Mark Banco Gewinn für die Inſel, von denen 50,000 Mark dem Fiſcher- und Lootſenſtande zufließen, die Actionäre aber mindeſtens 500 pCt. Dividende einſtreichen. Poeten und Maler kamen auf die Klippe und brachten die Helgolander in aller Welt Mund. Es wimmelte von Bildern und Zeichnungen; die Strand- und Schiffahrtsſcenen, Stürme und Hochzeiten nahmen kein Ende. Die Fiſcher von Helgoland waren ein Gegenſtand für die deutſche Romantik geworden. Der Felſen im Meere und das Naturvölkchen darauf hatten für die ſchwärmenden, ſentimentalen deutſchen Seelen kaum weniger Reize, wie die ſanften, glücklichen

Bewohner der Freundschafts- oder Gesellschaftsinseln im Ocean. Man schwebelte und nebelte darauf los, ächt deutsch; je mondscheinartiger, je besser, und während dessen wurde der Zulauf immer größer, die Dividende immer besser. Die Hamburger Speculanten schrieen tüchtig mit, gaben Geld her, das Actienkapital zu vermehren, borgten den Helgolandern Weine, Waaren und was sie sonst brauchten, und richteten endlich regelmäßige Dampfbootenfahrten ein, welche den Besuch ungemein steigerten.

Es ist den Helgolandern Glück zu dem gescheuten Gedanken zu wünschen, das Bad errichtet zu haben. Weshalb sollten sie es nicht so machen, wie Norderney und Wangero, die beiden andern Nordseeinseln? aber es wäre noch besser gewesen, wenn sie, wie bisher, weniger dem Grundsatz huldigten, so viel Geld, wie möglich, zu verdienen, und so wenig, als möglich, dafür zu thun. — Das Actienwesen bringt solche Uebelstände mit sich, denn gehörte das Bad der Gemeinde, flösse dieser der ganze Vortheil zu, so würde auch die Stimme verständiger Männer durchdringen, einen Theil des Gewinns zu Verbesserungen und Verschönerungen des Bades und der Insel zu verwenden, für welche bis jetzt eigentlich nichts geschieht. Eine tüchtige

Badedirection würde manche Uebelstände zu beseitigen streben; sehr zu wünschen ist es daher, daß, wenn die Zeit der Actionäre abläuft, das Bad ihnen entzogen wird, zu hoffen ist jedoch ein solches nicht; denn die ganze Einrichtung des gesellschaftlichen Verbandes, das Uebergewicht des Raths und der Gastwirthsaristokratie, welche sich hier gebildet hat, die Familienverschlingungen dieses kleinen Staates, beweisen deutlich, welche Hindernisse zu überwinden sein würden.

England hat, nach seiner Weise, nichts an den herkömmlichen Sitten und Gebräuchen dieser Colonie geändert, es überläßt es dieser sich selbst zu regieren, verlangt nicht einen Heller von ihr, sondern giebt im Gegentheil noch jährlich manches Pfund hinzu. — Bis zum Jahre 1821 hielt es 700 Mann Garnison auf der Insel, welche mit 20,000 Pfund im Staatsbudget figurirte, jetzt ist nur ein Gouverneur vorhanden, ein alter Schiffscapitain auf halbem Sold, der 1000 Pfund dazu empfängt, um auf der Klippe zu wohnen, wo er eigentlich nichts zu thun hat. Ueberdies erhält die Regierung den Leuchtthurm, sie hat die Treppe neu bauen lassen und giebt mit williger Hand, wo sie um Hülfe angesprochen wird. — Im übrigen ist Alles beim

Alten. Keine Spur, daß England etwa sein Recht und seine Gesetze hier einzuführen trachtet, deren Grundbedingungen: Oeffentlichkeit und Theilnahme der Bürger am Staat sind. Hier in Helgoland ist das Volk eine todte Masse, die von einer Art Oligarchie regiert wird, welche in Rathsherrn, Viertelsmeistern und Landesrepräsentanten ihre hierarchische Stufenfolge hat. Die ältesten hergebrachten Einrichtungen nebst alt jütischem und lübischem Recht gelten noch immer. Sechs Rathsherrn, mit Beihülfe eines allein besoldeten Stadtschreibers, sind die Richter in erster Instanz, ohne Zuziehung eines gelehrten Juristen. Sie urtheilen in jeder Art von Streit, in Criminal-, Polizei-, Schuld-, Vormundschaftssachen u. s. w. Beruhigt sich eine Parthei nicht dabei, so hat der Gouverneur, der, wie ich schon sagte, ein alter Seemann ist und kein Wort friesisch oder deutsch versteht, also auch wohl kein großer Rechtsgelehrter sein wird, die zweite Instanz. Als dritte Instanz ist die Queens-Bench in London eingesetzt. — In Verwaltungssachen entscheidet der Staatssecretair für die Colonieen (jetzt Lord Stanley), mit dem die Helgolander sehr zufrieden sind. — Höchstselten aber gelangt ein Rechtsfall nach London hinüber,

denn die englische Justiz ist bekanntlich sehr theuer, überdies aber wird auch dort nach Bericht des Rathes und nach den jütischen Gesetzen entschieden.

Die Polizei wird von acht Quartiermännern gehandhabt, welche alle Ordnungen treffen, Ausgaben jedoch nur bis 10 Thaler bewilligen können. Ueber diese Summe hinauf bedürfen sie der Beistimmung der 16 Landesrepräsentanten, welche die Finanzbehörde bilden. Am Schlusse des Jahrs prüfen die sechs Rathsmänner die Rechnungen und legen sie dem Gouverneur zur Bestätigung vor, der überdies bei jeder wichtigen Ausgabe gefragt werden muß, und überall sein Veto einlegen kann, worauf die Sache entweder unterbleibt, oder an den Colonialminister zur Entscheidung gelangt. Dort fällt sie so regelmäßig für den Rath aus, daß der Gouverneur ohne dringenden Grund sich schwerlich einen Widerspruch erlaubt.

Sämmtliche Staatsämter in Helgoland sind auf Lebenszeit ertheilt, das schlimmste ist aber, daß hier, wie in Hamburg, das Volk gar keinen Antheil bei Neuwahlen hat. Die Oligarchie ergänzt sich durch sich selbst, und somit müssen die reicheren und vornehmeren Leute, verbrüderte und verschwägerte Familien, immer diejenigen sein, welche

den Fischerstaat regieren. Das Volk hat gar nichts damit zu thun, und so lange seine Vorstände, der Ehre wegen, die Arbeit übernehmen, so lange es selbst von Abgaben und Lasten verschont bleibt, (die Haus- und Wohnungssteuer ist gering, Fremde zahlen das doppelte), so lange es endlich im rohen Naturzustande verharrt, wie Fischer- und Seevolk ihn nicht anders haben, wird sich auch keine Sehnsucht bei ihm einfinden, seine jetzigen Zustände zu verändern. — Der alt friesische Sinn für Gleichheit und Freiheit ist aber bei alledem nicht erloschen. In jedes Mannes Brust spricht eine unauslöschliche Stimme dafür, und Unterwürfigkeit oder Ehrfurcht darf der Rathsherr von Niemanden erwarten. Dies Gefühl von Gleichheit ist so stark, daß, wie mir von einem Rathsherrn selbst erzählt wurde, kein Lootse um den höchsten Lohn Einem vom Rath etwa einen Pack, Koffer u. s. w. tragen würde. Will er dagegen selbst mit Hand anlegen, so geschieht die Hülfe, ohne einen Schilling dafür anzunehmen. „Du bist selbst gut genug dazu," würde die gewissenhafte Antwort sein, wollte ein Rathsherr sich vornehm überheben. Jeder Fremde kann dagegen den ersten besten Lootsen oder Lootsenofficier um Tragen eines Koffers u. s. w. angehen,

er wird, gegen den Tarsatz von vier Schillingen, sofort zu seinem Dienst sein. Aus diesem Zuge kann man sehen, wie tief das Gleichheitsgefühl wurzelt, und wie ein demokratischer Trotz sich sträubt, irgend ein Sich-Besserdünken anzuerkennen. Die Helgolander betrachten sich wie eine Familie, zu der sich alle Glieder des Völkchens zählen. Die sechs Räthe sind aber um so mehr die Regenten, da sie auch die Quartiermänner und Landesrepräsentanten wählen und mit diesen vereint die dreißig Lootsenofficiere bilden. Quartiermänner und Landesrepräsentanten müssen jedoch aus der Zahl der Lootsen gewählt werden, nur die Rathsherrn brauchen keine Seeleute zu sein. Durch diese Bestimmung empfängt die Gemeinde ihr demokratisches Gegengewicht, gegen den Rath, der schwerlich etwas unternehmen kann und wird, was den Quartierleuten und Landesrepräsentanten nicht gefällt und somit gegen die öffentliche Meinung verstößt; namentlich aber kann nichts ohne deren Zustimmung unternommen werden, was gegen die Gebräuche und Berechtigungen der Loosen und Fischer streitet. — Nepotismus muß natürlich sich häufig kenntlich machen. Der reiche Händler und Gastwirth wird sich in den Rath zu bringen wissen, der angesehene

Mann wird aber doch nur immer der sein, der das Vertrauen des Volks durch Klugheit und Erfahrenheit erwirbt.

Unter einer Bevölkerung von ohngefähr 2400 Köpfen befinden sich 380 Lootsen, welche sämmtlich auch Fischfang treiben. Das Friesische, was auf Helgoland gesprochen wird, ist vielfach mit holländischen, dänischen und englischen Worten vermischt. Für einen Deutschen ist es unmöglich, etwas mehr als unzusammenhängende Brocken davon zu verstehen; aber die sämmtliche Einwohnerschaft spricht auch hochdeutsch, wie denn überhaupt sich dem Reisenden an der Nordseeküste bald die Bemerkung aufdrängt, daß das Hochdeutsche siegreich gegen die platte niedersächsische Mundart kämpft, und in den Städten, in Hamburg besonders, ihr Uebergewicht erlangt hat. Die Menge der Lootsen und Fischer zeigt an, daß nur wenige Männer sich nicht diesem Gewerbe widmen, auf welches sie alle Naturverhältnisse drängen. Es ist eine Lootsenschule hier, in der die anwachsende Jugend Unterricht empfängt; praktisch wird dieser auf der See beim Fischfang und bei den Fahrten nach der Elbe fortgesetzt.

Mit dem Erreichen des dreiundzwanzigsten Jahres wird das Lootsenexamen gemacht, das sich auf

Kenntniß des Fahrwaſſers auf der Elbe bis Glückſtadt erſtreckt; hierauf treten die Examinirten ins Lootſencorps, erhalten deſſen Rechte und verſuchen ihr Glück, das der Lootſe von Helgoland mehr nöthig hat, als irgend ein anderer. — Denn Alles iſt hier Sache des Zufalls, aller Erwerb und Gewinn auf ein ſchwankendes, ungewiſſes Spiel geſtellt. Es giebt keine Reihenfolge, nach welcher der Lootſe ſeinen Dienſt thut. — Zeigt ſich ein Schiff in See, ſo laufen die Männer am Strande zuſammen, um unter ſich zu looſen, wer zur Bootsmannſchaft gehören ſoll, die hinausfährt, im Fall das Fahrzeug die Lootſenflagge aufzieht. Wer ſich einfindet, erhält dadurch Anwaltſchaft, darum ſieht man auch ſtets, beſonders bei unruhiger See, die Männer haufenweis umherlungern und lange Tage mit Nichtsthun zubringen; wie ich denn überhaupt ein ſolches dolce farniente, ſolchen Müßiggang der Männer, die in langen Reihen, vom frühſten Morgen bis in ſpäter Nacht, auf die Bruſtwehr des Falens lehnten, ins Meer hinaus ſtarrten und ihre Converſationsbörſe hier abhielten, nie in Deutſchland geſehen habe. — Jeder Lootſe führt eine Art numerirte Medaille von Meſſing, als Zeichen ſeiner Würde, ſtets bei ſich. Dieſe Medaillen wer-

den in einen Hut geworfen, umgeschüttelt und sechszehn herausgezogen. Die Eigenthümer derselben bilden die Mannschaft der Lootsenschaluppe, welche hinaus gehen soll, sobald das Schiff ein Zeichen giebt. Gewöhnlich aber fahren die Schiffe weiter, ohne einen Lootsen zu begehren. — Sie wissen, welche ungeheuere Forderungen die Helgolander für ihre Dienste machen, denn hier besteht nicht, wie überall im wohlgeordneten Lootsenwesen, ein festbestimmtes Lootsengeld, nach Tonnengehalt oder Tiefgang des Schiffs, sondern Alles beruht auf Uebereinkommen zwischen Capitain und Lootsen, auf freiem Accord, wie es hier heißt.

Da nun fast nie ein Schiff Helgoland zu nahe kommt, ohne von seinem Cours abzuirren, vom heftigen Südwest getrieben, oder in Haveren gerathen, es jedenfalls also sich in einiger Gefahr befindet, so fordern die Lootsen von Helgoland meist unerhörte Summen, mindestens einige hundert Mark oder Thaler, um das Schiff eine kurze Strecke von wenigen tausend Schritten in ihren Hafen, oder hinter die Dünne zu bringen. — Die Höhe ihrer Forderung richtet sich nach der Verlegenheit des Capitains; je nachdem das Wetter schwer, ein Sturm im Anzuge, oder das Schiff den Klippen

näher oder entfernter, ist; und um so weniger werden sie sich billiger finden lassen, je mehr sie überzeugt sind, daß ihre Hülfe nothwendig wird. — Die Consequenzen dieses Handels müssen daher oft empörend erscheinen, denn mit der kaltblütigsten Härte überlassen sie den unglücklichen Seefahrer seinem Schicksale, wenn er sich weigert, ihre Bedingungen zu erfüllen.

So ist das Lootsenwesen in Helgoland darauf berechnet, von geängstigten Seefahrern zu erpressen, was irgend erpreßt werden kann, nicht eher aber irgend eine Hülfe zu leisten, bis ihre Forderungen befriedigt sind. Eine kleine Probe von diesem Verfahren erhielt ich bald nach meiner Ankunft. Ein norwegischer Schooner mit Häringen beladen, gerieth auf die Klippen im Norden der Insel. Er zog die Nothflagge auf und ein Boot ging zu ihm hinaus, dessen Mannschaft 400 Mark für ihre Hülfe forderte. Der arme Mann konnte so viel Geld nicht geben, daher blieb er seinem Schicksale überlassen. Den ganzen Tag und die folgende Nacht lag er so, die Hoffnung, daß eine hohe Flut ihn abheben würde, verschwand; dagegen machten die heftigen Stöße gegen die Felsen ihn leck, und nun bearbeiteten die Helgolander den verzagten Kapi-

tain. Sie zeigten ihm die erste der umherliegenden Wraks und verkündigten ihm sein eigenes unvermeidliches Schicksal, bis er sich endlich dazu verstand, ihnen den dritten Theil von Schiff und Ladung zuzusichern. Nun waren sie thätig, mit dem Bergen, als aber die Häringstonnen größtentheils am Lande waren, richtete sich der Schoner auf, die Flut hob ihn ab, er zeigte sich seefähig und der Kapitain, der glücklicher Weise noch nichts schriftliches gegeben hatte, wehrte allem weiteren Ausladen und erklärte das mündliche Uebereinkommen für ungültig, weil man man ihm fälschlich vorgespiegelt, daß sein Schiff Wrak sei. Nach langem heftigen Streit mußten die Helgolander sich endlich fügen; dagegen nahmen sie von den ausgeschifften 300 Tonnen Häringe den dritten Theil für sich, die am nächsten Tage in öffentlicher Auction verkauft wurden, die übrigen lud der Schooner wieder ein und fuhr damit nach Curhafen, seine eingestoßenen Planken dort ausbessern zu lassen. — Solche Handstreiche gelingen häufig, und die gefährlichen Klippen liefern manch unglückliches Fahrzeug, das in Sturm und Brandung seinen Untergang findet; bei den übertriebenen Forderungen der Helgolander kann es aber auch nicht fehlen, daß sie häufig viele Mühe und Arbeit

umſonſt haben und leer ausgehen. — Denn nicht wenige Capitaine weiſen ſie ab, wenn ſie an Bord erſcheinen und ſuchen ſich ſelbſt zu helfen; Andere, die in der Noth Verſprechungen leiſten, weigern ſich dieſe zu erfüllen und bringen die Sache vor die Seegerichte in Hamburg oder Bremen, wo gewöhnlich ein ſehr bedeutender Theil fortgeſtrichen wird, zuweilen auch kommen ſie um allen Lohn, wenn die Schiffe fortgehen und ihnen Schuldſcheine laſſen, wie dies mit Ruſſen und auch mit Schweden ſchon öfter der Fall geweſen ſein ſoll. Nähmen die Helgolander eine feſte Lootſentaxe an, ſo würden ſie ſicher mehr verdienen, als jetzt; jedes Schiff das in ihre Nähe käme, würde gern einen Lootſen nehmen; die Seefahrer würden nicht mehr den Abſcheu vor ihnen haben, den ſie durch ihre Erpreſſungen hervorrufen, ſie ſelbſt aber würden noch beſſere, kühnere und erfahrenere Seeleute werden, als ſie ſchon ſind, denn mit der Zeit müſſen ſie in ihrer Kunſt zurückkommen, weil man ſie ſo ſelten als möglich ruft. — Die Lootſen auf den Blankeneſer Kuttern und die von den Gallirten der Weſer laſſen ſich auch gut bezahlen, wenn ſie ein Schiff im Sturm beſteigen, aber ſie ſchwärmen dabei im hohen Meere auf und ab, bis an den

Texel und bis an den Canal; die Helgolander dagegen liegen zu Haus auf der Lauer und warten bis das gute Glück ihnen eine Beute zuführt. Sie rechnen auf ihre Klippen und freuen sich auf die Winterzeit, wenn die Hamburger Feuerschiffe nicht mehr an ihren Ankern aushalten können; dann kommt die Zeit, wo die Schiffe Helgoland suchen und Haut und Haar, d. h. Geld lassen müssen. — Mehrfach haben sie freilich auch schon den Hamburgern angeboten, den freien Accord aufzugeben, wenn dagegen gesetzlich festgestellt werde, daß alle Schiffe, welche in die Elbe einlaufen, in Helgoland Lootsen nehmen müssen. Eine solche Forderung ist jedoch unsinnig, denn Helgoland liegt weit ab vom Course der meisten, und da die Elbeinfahrt immer mehr verbessert wird, hat man die Helgolander selten mehr nöthig, deren fehlerhaftes System ja zumeist sie selbst beschädigt. Wie thöricht ist es nicht auch, es dem Zufalle zu überlassen und darum zu loosen, wer die Lootsenschaluppe besteigen soll. — Der allertüchtigste Mann kann dabei Jahrelang, oder auf immer, leer ausgehen, während der Einfältigste, vom Glück begünstigt, zu reichem Verdienst kommt. Indessen sind und bleiben sie, bis auf wenige Ausnahmen, mehr oder minder arm;

denn, obwohl ſie in der Badezeit durch die Gäſte und deren Spazierfahrten auf dem Meere hübſches Geld verdienen, und ſich alle ihre Dienſte theuer bezahlen laſſen, gewinnen ſie doch kaum mehr, als der Winter nöthig macht. Den meiſten von ihnen geht es gewiß nicht gut, das beweißt ihr ganzes Ausſehn. Wer ein Häuschen beſitzt und eine Schaluppe zum Fiſchfang, gehört zu den Geſegneten, aber der größte Theil gelangt nicht zu ſolchen Schätzen. Er arbeitet ſein Lebenlang und ſo lange er jung und rüſtig iſt, geht es allenfalls; wenn er aber alt wird, wenn die Kräfte ſchwinden, wenn es ihm ſelbſt nicht mehr gelingt, bei den Ueberfahrtsbooten zum Bade auf den Dünen angenommen zu werden, dann tritt das Elend in ſeinen Lumpen bleich und abgezehrt in ſeine Kammer. Ich habe mich oft geärgert über die Art, wie die Helgolander ſich ihre Dienſte bezahlen laſſen, und den Zufluß von Gäſten auf ihrer Inſel ausbeuten; wie theuer das Bad iſt, wie hoch die Taxen für Alles, wie die Gier, Geld zu verdienen, raffinirt ausgebildet wird, ſelbſt ſchon bei den Kindern, die nach Schillingen ſchreien, um welche ſie ſich im Meeresſand herumbalgen, oder Vögel und Libellen fangen und den Badegäſten anbieten, ſie für ein paar

Schillinge fliegen zu lassen, dabei aber die Drohung hinzufügen, widrigenfalls den Thieren die Beine auszureißen; ich habe mir oft gesagt, daß, wie große Vortheile auch die Actionäre des Bades haben und wie manche davon auch den Gesammtbewohnern zufließen, doch dies Bad kein Glück für die sittlichen Zustände der Bevölkerung ist, deren aufwachsende Generation zum Theil frühzeitig verderbt wird. Aber dieser Unwille ging oft in bedauernde Theilnahme über, wenn ich redliche Männer von den unendlichen Mühseligkeiten und harten Entbehrungen erzählen hörte, welche die armen Fischer auf der wilden See erdulden. — Ich warf ihnen vor, daß sie jetzt in der schönen Zeit größtentheils müßig umhergingen und die Blankeneser ihnen sogar Fische für die Badegäste, Seezungen, Schollen, Steinbutten u. s. w. bringen müßten; sie antworteten mir, daß sie weder Fahrzeuge noch Netze zu diesem Fang besäßen, und theils zu arm wären, theils auch die Insel nicht gestattete, solche Geräthe zu halten. Dies mag allerdings seinen Grund haben, aber die Helgolander sind auch nicht rührig genug, und das Bad bringt ihnen in leichterer Weise Gewinn, den sie natürlich vorziehen. Ihr Hauptfang ist Schellfisch, der im Winter am besten

iſt, und Hummer dicht an der Inſel. — Der Schellfiſch, den ſie um gute Preiſe in Hamburg, auch wohl in Bremen, abſetzen, beſchäftigt ſie Alle, aber welche furchtbare Noth überfällt ſie oft dabei in ihren offenen Booten! Durchnäßt von der See bringen ſie zuweilen mehrere Tage auf den Wellen zu, ohne Obdach, ohne Feuer, ihre Boote von Innen und Außen mit handdicken Eisrinden bedeckt. Halb verhungert, erſtarrt von Kälte und mit erfrornen Gliedern kommen ſie heim. Und glücklich, wenn dies nach fürchterlichen Tagen und Nächten gelingt, wer nicht endlich nach langem Kampfe auf immer vernichtet wird. — Man zeigte mir einen Mann, einen der beſten, erfahrenſten Seeleute, der einſt mitten im wüthenden Winterſturm mit drei Gefährten acht Tage lang ausblieb. Die Schlupp konnte Wind und Wetter nicht länger bekämpfen, die rettende Inſel nicht erreichen, ſie mußte Anker werfen, und lag nun da, allen Schrecken der Natur preis gegeben, von Eis überzogen und keine Lebensmittel an Bord, als ein Stück hartgefrornes Brod. Drei Tage gingen ſo hin, da waren die Männer Leichen, bis auf den Einen, der endlich verzweiflungsvoll die Anker kappte und nun an die frieſiſchen Inſeln getrieben

wurde, wo man ihn glücklich rettete. Dort begrub er seine Todten, und kam nach Helgoland allein zurück, wo man ihn verloren gegeben hatte. — Solche Geschichten hörte ich mehrere von einem redlichen tüchtigen Mann, mit dem ich einige Male auf Fischfang ausfuhr. — „Sie können mir glauben," sagte er, „wüßte ich irgend ein Mittel um Brod für mich und meine Familie zu verdienen, nie wollte ich meinen Fuß wieder auf diese Schlupp setzen. Das Leben eines Seemannes ist ein gar zu schreckliches, davon hat Niemand Kenntniß, der bei Schnee und Wintersturm im warmen Bett liegt und den Wind heulen hört. — Ach! es ist schon zur Sommerzeit oft fürchterlich genug, wenn der Regen strömt, die Wogen hoch aufgeworfen werden und der Fischer oder Lootse hinaus muß." — Wie oft habe ich tiefes Mitleid gefühlt mit den armen Leuten, welche die Boote mit den Badenden nach der Düne hin- und herfuhren und bei den miserablen Anstalten zum Landen und Abstoßen die entsetzlichste Arbeit hatten. Da ist von keinem Pfahlwerk die Rede, was weit über den flachen Strand hinausreichte. Aneinander geschobene Karren müssen den Dienst ersetzen, die Brandungswellen müssen die Boote näher heben, und Männer, welche

Stundenlang im Waſſer ſtehen, müſſen ſchieben und ſtoßen, bis endlich das Fahrzeug am Karren liegt. Bei tiefer Ebbe aber iſt auch das nicht möglich, dann müſſen die Badenden auf die Schultern der Fährleute ſteigen und ins Boot getragen werden. Und dieſe Fährleute ſind meiſtentheils nicht mehr jung. Der Fährdienſt beim Bade iſt eine Verſorgung für die älteren Fiſcher; Alle drängen ſich danach, denn ſie verdienen Geld, weil jeder Ueberfahrende vier Schillinge bezahlen muß, wovon die Hälfte den Fährleuten zufließt, die andere den Bootseigenthümern, welche freilich dabei noch beſſer fortkommen. Es iſt kaum zu begreifen, wie die Männer die ſtete Durchnäſſung und dieſe harte Arbeit aushalten; noch weniger, wie man nicht dahin kommt, durch ein gutes Pfahlwerk für beſſere Einrichtungen zu ſorgen. In dieſer Beziehung geſchieht jedoch in Helgoland überhaupt nichts, denn die Actionaire werden ſich hüten, Geld dafür herzugeben, wo ſie nicht durchaus müſſen, und ſo lange das Bad Zulauf genug hat, ſehen ſie keinen Grund ein, ihre Einnahmen zu ſchmälern. — Wird doch ſelbſt für die Erhaltung der Düne gar nichts Vorſorgliches gethan, obwohl das ganze Wohl und Wehe der Inſel davon abhängt. Jedermann iſt

überzeugt, daß die Düne über lang oder kurz weggewaſchen wird; Jeder ſagt, ſie verkleinere ſich immer mehr, aber nirgend iſt ein Schutzwerk, den Sand aufzuhalten, oder zu verfeſtigen. Das Meer wirft oft ungeheure Maſſen von Seetang aus, als wolle die Natur den Menſchen zu Hülfe kommen; denn dieſer Seetang iſt ein vortreffliches Düngemittel. Er würde, unter den loſen Sand gebracht, dieſen feſthalten, vielleicht mit der Zeit ihm eine grünende Decke geben; allein er fault am Ufer, ſo lange bis eine hohe Fluth ihn wieder fort nimmt und verpeſtet die Luft auf dem Unterlande der Inſel, ohne daß die Badedirection, trotz aller Klagen, ihn je fortſchaffen ließe. — Sie thut dies eben ſo wenig, wie ſie die Steintrümmer und Gerölle auflochen läßt, die den Boden überall bedecken, oder ſonſt für irgend eine Promenade ſorgt. Das Converſationshaus und die Pavillons am Strande, auf der Südſpitze und auf den Dünen ſind das Einzige was man von ihren Anlagen zu ſagen weiß, und dieſe bringen ihr Nutzen, denn ſie zieht gute Pacht davon. — Das Converſationshaus iſt der Mittelpunkt aller geſelligen Vergnügungen, in deſſen einzigem ziemlich großen Saale getanzt, geraucht, gegeſſen und getrunken

wird. Jeden Mittwoch und Sonntag iſt Ball, ſonſt Abends Tanz-, Thee- und Harmonie-Muſik, die von einer ziemlich ſchlechten Muſikbande wandernder böhmiſcher Künſtler ausgeführt wurde, wofür jeder Badegaſt vier Mark erlegen muß. — Die Dampfſchiffe bringen dreimal wöchentlich die Zeitungen mit, jeden Sonnabend aber kommt der Patriot vollgepackt voll Hamburger ſchöner Welt, welche größtentheils nur den Sontagsball mitmacht und Montags wieder nach Hauſe fährt. — Neben dem Salon iſt die Spielbank aufgerichtet, dirigirt von einigen Hamburgern Spielern der geringſten Sorte, die ſonſt auf Märkten ihr Weſen treiben. — Die Herrn ſchienen auch diesmal gute Geſchäfte zu machen, obwohl manche Spieler ſich ihrer Gewinne rühmten, aber allgemein klagte man über das gaunerhafte Weſen und die elenden Einrichtungen der Spielhölle. — Daß das ſchändliche Gewerbe lohnt, ergiebt ſich daraus, daß der Banquier dem Bade nicht allein eine jährliche Pacht von fünfhundert Friedrichsd'or zahlt, ſondern überdies 10,000 Mark zum Anbau und zur Vergrößerung des Converſationshauſes beigeſteuert hat. Um dieſen Preis hat man ihnen den vortheilhaften Contract erneuert, und ihnen die Erlaubniß

ertheilt ſich mittels ſeiner an den Badegäſten ſchadlos zu halten, die nicht einmal vor offenbaren Benachtheiligungen ſicher geſtellt wurden. — „Wir ſehen recht gut ein, wo es fehlt,“ ſagte mir einer der Aktionaire ſehr naiv, „aber die Anträge der Banquiers waren zu vortheilhaft für uns, um ſie abzulehnen und den Contrakt zu ändern.“ — In dieſer Aktionairwirthſchaft liegt die Wurzel aller Mängel des Bades.

Das Ueberfahren nach der Düne zum Bade, das Steigen der Treppe nach dem Oberlande und die mancherlei Uebelſtände machen Helgoland zu einem unbequemen Bade, was aber Luft und Meer anbelangt, ſo iſt es vortrefflich. Der Wellenſchlag iſt nicht ſo ſtark, wie in Norderney und Wangero; und viele Tage giebt es, wo man ihn wenig oder gar nicht merkt; denn der Wind muß weſtlich wehen, wenn die Welle kräftig heranrollen ſoll. Kömmt er oſtwärts, ſo kann man zwar auch auf der Oſtſeite baden; allein dort iſt der Grund abſcheulich, voller Steine, und das Meer gleich ſo tief, daß es das Ufer mit einer einzigen Brandungswelle trifft, die oft ſo gewaltig hoch geht, daß ſie die Badenden niederwirft, ſie blutig ſchlägt und ihnen wirkliche Gefahren

und Schäden zufügt. — Weht aber ſtarker Weſtwind, oder Nordwind, ſo wird gar nicht übergefahren und alles Baden hört auf; weil die Landung an der Düne zu gefährlich iſt oder die Kräfte der Ruderer in den Fährböten ſich erſchöpfen. Selten geht wohl ein Sommer hin, wo nicht mehreremale die Badekuren dadurch unterbrochen werden. Während meines Aufenthalts konnte zwei Tage lang nicht übergefahren werden.

Das Waſſer bei Helgoland ſoll nach Wangero das kräftigſte ſein, und wer Seeluft athmen will, trifft ſie nirgend ſo rein, wie hier. Die einſame Klippe im weiten Meere, das überall ſeinen ſtrahlenden Schild ausbreitet, die nahen und fernen Segel, die weiche ſalzgeſchwängerte Luft, oben die Bläue des Himmels im Sonnenſchein, und unten die wunderbar herrlichen Färbungen des unermeßlichen Elements — o! man vergißt darüber alle die kleinen Beſchwerden, vergißt die dürren Kartoffelfelder, die blöckenden Hämmel, die unvollkommenen Einrichtungen des Bades, und giebt ſich ganz den Reizen dieſes Aufenthaltes hin.

Abends, wenn die Sonne in ſchwarzen Wolken ſtarb, war es meiſt am ſchönſten. Dann kleidete ſich der Himmel in unzählige herrliche Gewänder,

die das Meer abspiegelte, bis sie nach und nach immer tiefer dunkelten und endlich verschwanden. Die Sterne traten leise aus dem Abendduft, Mars vor Allen, glühend im Rubinfeuer, in entzückender Schönheit, und neben ihm Jupiter mit seinem blauen funkelnden Lichte, bis endlich wohl der Mond aus den Fluthen aufstieg, seinen langen silbernen Schleier über die geheimnißvolle Ebene ausbreitete und mitternächtig über Helgoland hing, erinnernd an Shakespears schönes Bild: Wie eine Perl' im Ohr des Mohren!

Man muß oben wohnen, nicht im Unterlande, wenn man das recht genießen will. Wer dann so bevorzugt ist ein Zimmer zu bewohnen, das die Aussicht aufs Meer hat und Sinn für die Schönheiten der Natur, einigen Sinn für Romantik mitbringt, der wird manche herrliche Stunde hier verleben. Ich bewohnte ein solches Zimmer im Hause eines freundlichen, gefälligen Mannes, Herrn Erich Franz am Falm, den ich Jedem bestens empfehlen kann, der Helgoland besucht. — Der Aufenthalt auf der Insel ist, auch wenn man, wie ich, in einem der besten Gasthäuser wohnt, nicht theuer. Für vier Mark täglich hat man ein Zimmer, ein gutes Diner, Frühstück, und wenn

man will, ſelbſt ein kaltes Abendeſſen. Mit dem Bade und was man an Getränk und ſonſt ausgiebt, ſteigen die Tageskoſten freilich bedeutend. Daß es nicht zu den wohlfeilſten Aufenthaltorten gehört, möchte man immerhin ertragen und in den Kauf nehmen für ſo manchen Vorzug; dagegen aber könnte wohl ein wenig mehr für bequemere Ausſtattung der Zimmer gethan werden, als jetzt hier zu finden iſt. Die Häuſer ſind immer nur von Holzwänden durchkreuzt, und meiſt in ſehr kleine Räume abgetheilt. Die Decke iſt Holz, die trennenden Bretterwände mit Tapeten bekleidet, die Schlafſtelle nach frieſiſcher Sitte, wie bei Schiffen, gewöhnlich in der Wand angebracht. Zum Schlafen aber dient eine Seegrasmatratze von Steinhärte, ſo daß ich nicht begreife, wie Damen dies ertragen können. Von Oefen und Kaminen zeigt ſich keine Spur, denn dieſe Gaſträume werden nur zur Sommerzeit bewohnt. An kalten Regentagen, die auch vorkommen, kann alſo nirgend Feuer gemacht werden. Dazu hört man jedes Geräuſch, jedes Wort und jeden Tritt ſeiner Nachbarn, und wenn dieſe unruhiger Art ſind, wenn man das Glück hat, etwa eine muntere Geſellſchaft über dem Kopf, einen Flötenbläſer links

und einen Schnarcher rechts an der Bettſeite zu beſitzen, wird man zuweilen in eine fieberhafte Aufregung der Nerven gerathen, gegen welche das kräftigſte Seebad nichts vermag.

Das Erhabenſte, was ich während meines Aufenthalts in Helgoland erlebte, war ein Sturm, ein Orkan aus Südweſt, der zwei Tage blies, als wollte er keinen Stein auf dem andern laſſen, und einer der wildeſten war, deren man ſich ſeit vielen Jahren zur Sommerzeit erinnern konnte. Es war faſt unmöglich ſich auf den Beinen zu halten; jeder Schritt mußte erkämpft werden. Der reißende Luftſtrom machte die Häuſer beben, die Dächer der Pavillons am Strande flogen in Stücke und unten warf das Meer ſeine Wellen hoch über die Ufer. Der Schaum, welcher an den Klippenwänden zerſtäubte, wurde über die ganze Inſel getrieben. Mitten in der Nacht gerieth ein ſchöner engliſcher Schooner „Aquatic“, der von Hamburg nach Hull beſtimmt, mit Gerſte beladen am Tage vorher die Elbe verlaſſen hatte, auf die Klippen im Südweſten. Als es hell wurde, eilte Alles hinaus das Schiff zu ſehen. Da lag es auf dem Geſtein, zur Seite gebeugt; ſeine Segel in Fetzen zerriſſen, ſeine Raaen zerſplittert, ſeine

Maſten abgebrochen, das Tauwerk wild in den Sturmſtößen flatternd, der Rumpf tiefniederſchwankend und ſich wechſelnd wieder hebend. Eine fürchterliche See ging über ſeine Decke. Die Mannſchaft ſah man deutlich in den Wanten hangen, kaum tauſend Schritte waren die Unglücklichen vom Ufer entfernt, aber Niemand konnte hinaus zu ihrer Hülfe. — Plötzlich rollten ein paar ungeheure Waſſerberge über den Schooner hin, hoben ihn von der Klippe ab und führten ihn der Inſel näher. Er richtete ſich auf und taumelte vorwärts, nach allen Seiten ſich neigend und fallend, wie ein Betrunkner oder tödtlich Getroffener. Ein Schrei des Entſetzens ertönte von Allen, die es ſahen. Das Schiff ſank ſichtlich tiefer, die Menſchen darauf ſchienen verloren; aber im entſcheidenden Augenblicke gelang es ihnen, das Boot zu kappen, und eben als der Schooner ein paar hundert Schritt vom Ufer plötzlich nach vorn überſchoß und verſchwand, hatten ſie die Jolle flott gemacht und ſchwammen über den Abgrund. Ein Helgolander Boot ruderte ihnen entgegen, nahm ſie auf und ſie waren gerettet. Wir Alle eilten ans Ufer ſie zu empfangen. Vier Männer und zwei Knaben ſtiegen ans Land, die nichts davon

getragen hatten, als das nackte Leben, um welches sie eine ganze Nacht in Todesnoth gerungen; aber sie waren doch unter den Lebendigen und ihr Schicksal ein besseres als das vieler Unglücksgefährten, die im tiefen Untergrunde lagen; denn in diesen beiden Sturmtagen ging manch gutes Schiff und manch Menschenleben auf immer verloren. — Während des Orkans war die ganze Badegesellschaft in fortgesetzter Regsamkeit. Man suchte Schiffe zu entdecken und verfolgte jede Spur mit ängstlicher Erwartung. Ein großes Huller Dampfschiff flüchtete sich hinter die Düne, warf das lebendige Vieh, was es nach England fahren sollte, über Bord und lag drei Tage dort vor Anker; ein paar Holländer fanden mitten im wüthendsten Wehen den Weg in den Helgolander Hafen ohne Lootsen; einen armen holländischen Austernfänger aber, der auch glücklich hinter die Dünen geflohen war, ließen die Helgolander den Orkan dort überdauern, obwohl er einen ganzen Tag lang seine Nothflagge zeigte. Es fuhr ein Boot voll Wagehälse zu ihm hinaus, sie verlangten jedoch erst hundert, dann fünfzig Thaler von ihm; da er nichts hatte, als ein holländisches Zehnguldenstück, ließen sie ihn trotz seiner Bitten liegen und fuh-

ren zurück. Zu ſolchen Unmenſchlichkeiten verleitet der freie Accord; diesmal aber war das Glück mit dem Holländer. Sein Kabel hielt, er ſparte ſeine zehn Gulden und am nächſten Tage zog er luſtig und ſpottend ſeine Flagge auf und ſegelte davon. — Den Schooner herauszuholen gaben ſich die Helgolander viele Mühe; allein ich glaube nicht daß es ihnen gelang. Ich reiſte darüber ab und hörte nichts weiter davon. Das Bild dieſes untergehenden Schiffes, wie Bilder jener Sturmtage überhaupt, auch manche luſtige Scenen darunter, werden mir auf lange in Erinnerung bleiben.

Das ſind die Zerſtreuungen und Reize der kleinen Inſel, die Reize eines Badelebens, deſſen Eintönigkeit nach und nach immer ſtärker hervortritt. Ich ſehnte mich nach einem ſchönen Baum, der enge Raum der Klippe kam mir wie ein Gefängniß vor, und wie hätte ich dies noch vielmehr empfunden, wenn nicht werthe Freunde und Gefährten, gemeinſam ſtrebend, dafür geſorgt hätten, die Leere der Stunden uns vergnüglich auszufüllen.

Jeder kommt und geht hier natürlich, wie und wann er will. Es giebt kein Paßbureau, keinen

Polizeimeiſter, kaum ein Fremdenbuch in den Gaſthöfen, um danach die Badeliſte anzufertigen. Es frägt Niemand danach, wie man ſich nennt, welche Titulatur man ſich beilegt, woher man kommt. Englands Freiheit hat auch hierin nichts angeordnet, was auf jene wohlgeordnete polizeiliche Ueberwachung deutete, die es ſelbſt ſo wenig kennt, welche aber den Continental-Staaten, die Polizeiſtaaten geworden ſind, als unerläßlich gilt. — Was England beabſichtigte, als es den Felſen vor der Elbe einſt in Beſitz nahm und ſich hartnäckig beim Friedensſchluß weigerte ihn wieder herauszugeben, wird die ſpätere Zeit einmal fühlbar deutlich machen; nicht umſonſt behandelt und beſchenkt es großmüthig dieſe Fiſcher und Lootſen. — Am beſten vielleicht iſt der arme Pfarrer dabei fortgekommen, der an das Parlament die Bitte richtete, ſein dürftiges Gehalt um 100 Thaler zu vermehren. Thaler waren unbekannt in Altengland, man nahm ſie für Pfund Sterling und gewährte ſein Begehren, ſo daß er jetzt eine hübſche Einnahme beſitzt. — Sehr fromme Chriſten mögen jedoch die Helgolander nicht ſein, wenigſtens nicht ſolche die über den Himmel die Erde vergeſſen, denn man erzählt gar wunderliche Ge-

ſchichten von ihnen z. B. daß, als eines Herbſtſonntags die Gemeinde ihres Seelſorgers Ermahnungen hörte, gerade zur Zeit wo die Waldſchnepfen in großen Schaaren über die Inſel ſtreichen und ſich ermüdet vom Fluge niederlaſſen um auszuruhen, wobei ſie zahlreich das Leben einbüßen, ein Mann plötzlich in die Kirche ſtürzte und laut rief: die Schnepfen ſind da! Dieſer Ruf wirkte elektriſch. Alt und jung ſprang auf und lief davon, aber auch der Pfarrer eilte vom Altar, ſchürzte ſein Kleid und zog voran zur Jagd. Es blieb keiner zurück in dem Gotteshaus! — Ganz daſſelbe erzählt man, als einſt Sonntags ein reich beladenes Schiff auf Vogelſand geſtrandet war und das Geſchrei davon in die Kirche drang mit dem Beiſatz, die Blankeneſer ſeien ſchon da und ſchaffen die Beute fort. Alles lief was laufen konnte um Theil zu nehmen an dem, was der Himmel beſcheert hatte, und noch ſoll es nicht lange her ſein, daß ſonntäglich gebetet wurde: Lieber Gott, wenn Schiffe ſtranden ſollen, ſo gieb, daß es hier bei unſerer Inſel geſchehe!

Was aber England mit Helgoland will, wird ſich bei jedem Krieg mit dem Continent zeigen. Die Mündungen der Elbe und Weſer ſind

von hier aus immer zu beherrſchen, und wenn die Koſten angewendet würden, wenn ein künſtlicher Damm die Düne an die Inſel ſchlöße, ließe ſich ſogar ein ſicherer Hafen beſchaffen, in welchem die größten Kriegsſchiffe ankern können. Darum iſt der Beſitz Helgolands keinesweges ein ſo unwichtiger wie es ſcheint. — Man hat es oft ſchon als eine Schmach beklagt, daß die Flagge Englands ſo dicht vor der Elbmündung weht, leicht möchte man einmal die Wahrheit praktiſch empfinden; was aber die Helgolander betrifft, ſo iſt kein deutſcher Sinn in ihnen und woher ſollte er auch kommen? Sie fühlen ſich glücklich von Dänemarks Herrſchaft erlöſt zu ſein und wiederum kann man hier fragen: Zu welchem der achtunddreißig deutſchen Vaterländer ſollten ſie zu gehören wünſchen?!

V. Kapitel.

Die Halligen und die Marſchen.

Es war nicht leicht von Helgoland an die Küſte von Schleswig zu gelangen, obwohl es ſo ausſah, als fände man alle Tage beinahe dazu Gelegenheit. Das Dampfboot Henriette vermittelt den Sommer über die Verbindung zwiſchen den drei Bädern: Norderney, Helgoland und Föhr, an Schleswigs Weſtküſte. Föhr, auf der Inſel gleiches Namens, iſt ein junges Bad, das vom Könige von Dänemark begünſtigt und von Sr. Majeſtät ſeit längerer Zeit jährlich ſelbſt beſucht wird. Dennoch und obwohl die Chatoulle des Monarchen der Henriette für jede Fahrt dreihundert Thaler vergütet, beſuchen wenige Gäſte das ferne Föhr, was vielleicht nicht ſo ſein würde, wäre das Dampfboot ſelbſt beſſer und ſchneller, und müßte es nicht bei nur einigermaßen ſtarkem und ungünſtigem Winde im Hafen liegen bleiben. — So ſteht es

überhaupt aber mit den meisten deutschen Dampfschiffen, welche größtentheils wenig geeignet sind eine stürmische See zu halten. Auch der Patriot muß zu Haus bleiben, wenn das Wetter böse ist, und als er während des zweitägigen Sturmes Miene machte Helgoland zu verlassen, sagte mir ein alter erprobter Seemann, der beim Bade die Aufsicht führt, er werde, wenn der Kapitain es wirklich wagen wolle, hinauszugehen, sich ans Ufer stellen, und Jedermann warnen das Schiff zu betreten, denn er sei überzeugt, es müsse ein Unglück geschehen. — Der einzige tüchtige Dampfer zur Küstenfahrt an der Nordsee ist das Bremer Schiff, König Wilhelm, das zwischen Amsterdam, Bremen und Helgoland fährt. Es ist ein eisernes Schiff von 100 Pferde Kraft und als Beweis seiner Güte mag es gelten, daß es im offenen Meere den ganzen Orkan glücklich bestand. — Alle anderen Boote sind wenig werth, oder doch nur für Flußschiffahrt geeignet; das schlechteste von Allen aber ist die Henriette, die früher im schwarzen Meere Dienste that, und als sie alt und schlecht war, immer noch gut genug schien, um von den Deutschen gekauft und in der stürmischen Nordsee angewandt zu werden. — Drei Tage

lang hielt mich die Henriette in den Reiſekleidern. — Bald war der Wind entgegen, bald fehlte dies und jenes. Es ſollte ihre letzte Fahrt ſein und ich war ihr einziger Paſſagier. Endlich erfuhr ich, ſie ſei leck, habe mehrere Fuß Waſſer im Raum, man getraue ſich nicht mehr, ſie hinaus zu bringen. So blieb denn nichts übrig, als den Reiſeplan zu ändern und eine Gelegenheit nach Huſum zu ſuchen, von wo wöchentlich eine kleine Schlupp Fleiſch und Lebensmittel aller Art nach Helgoland herüber fährt.

Nachdem noch ein Tag hingegangen, wurde ich in erſter Frühe geweckt, weil der Wind günſtiger geworden war. Mein freundlicher Wirth, wie der Schiffer, verſicherten übereinſtimmend, Mittag würde ich in Huſum ſpeiſen, aber wer mag mit Wind und Wellen ſicheres Bündniß ſchließen? In aller Eile gelangte ich an Bord, wo der Schiffer und ſein Gehülfe ſchon die Segel ſetzten. Ein ſteifer Weſt warf die Waſſer ſchäumend gegen die rothen Klippen und bald tanzte die kleine Schlupp luſtig an der Dünenſeite hin, wandte ſich um die Südſpitze, tauchte dann tief in das Wellengetümmel und flog auf den Spitzen derſelben in nächſten Augenblicke wieder empor. — Ich war nicht

der einzige Paſſagier am Bord. Die Kajüte und das einzige Lager darin hatte ein Uhrmacher aus Huſum in Beſitz genommen, der während der Badezeit ſich in Helgoland feſtgeſetzt, den Gäſten zu lehren, was es an der Zeit ſei. Vorn ſaßen zwei Handwerksburſche, welche den Sommer über für die Stiefeln der Helgolander redlich geſorgt, nun aber in die Heimath zurückkehrten; alle drei verſchwanden jedoch ſchon in den erſten Minuten von dem beſchränkten Deck, das bald vom Meerwaſſer überſpielt ward. Sie erlagen ſchnell dem Leid der Seekrankheit; eben ſo ſchnell ſtarb der Frühſonnenſchein, und als ſchwarzblaue Wolkenwände weſtlich aufſtiegen und über den Himmel zögernd Sturmſtöße vor ſich her ſchickten, welche pfeifend durch das Tauwerk der Schlupp fuhren, mußten die Segel doppelt gereeft und der Stag eingezogen werden.

Allein auch dieſe Vorſicht wollte nicht viel helfen. Der Wind ſprang nördlicher und blies mit doppelter Heftigkeit. Der Schiffer warf beſorgte Blicke auf den drohenden Himmel, an welchem immer neue Wolkenmaſſen heraufzogen, dann auf die Wellen, welche wie metallene Berge aufſchwollen und die kleine Schlupp bald in Abgründe

riſſen, bald pfeilſchnell über ihre ungeheure Rücken fortſchleuderten und unausgeſetzt Waſſerſtröme über ſie ausgoſſen. — Noch eine halbe Stunde und der Mann am Steuer erklärte, bei dieſem Wetter nichts weiter wagen zu wollen. Helgoland lag drei oder vier Meilen hinter uns. Von den Gipfeln der Wogen konnten wir die Klippe in Nebel gewickelt noch erkennen, und die Umkehr war geſichert, denn der Wind war der Rückfahrt günſtig. Der Gedanke daran erfüllte mich jedoch mit Zorn, denn wieder gingen dann Tage verloren. Es war daher um ſo natürlicher, daß ich gegen die Bedenklichkeiten der Seeleute alle Ueberredungskünſte aufbot, und ihren Muth aufſtachelte, wie ich nur konnte. Wahrſcheinlich würde dies aber wenig gefruchtet haben; obwohl ich ſie immer von Neuem dahinbrachte, noch einen Schlag zu thun und länger auszuharren, wenn nicht der Wind eine Zeit lang mir zur Hülfe gekommen und etwas günſtiger geworden wäre. So verloren wir denn Helgoland aus dem Geſicht, und als die hohen Dünen von St. Peter an der Mündung des Heverſtroms vor uns aufſtiegen, war an kein Umkehren mehr zu denken. — Dabei aber war es Mittag geworden, und ſtatt in Huſum am

gedeckten Tiſch zu ſitzen, befand ich mich noch acht Meilen davon und ſtand unter Güſſen der Sturzſeen, bis auf die Haut naß, neben dem Mann am Steuer; denn es gab keinen Platz auf dem kleinen Fahrzeuge, wo ich irgend ein anderes Unterkommen gefunden hätte, ohne in Lebensgefahr zu ſein.

Unter beſtändigem Kreuzen zwiſchen den Inſeln Nordſtrand, Pelworm und der Küſte von Eiderſtädt, kamen wir wenig weiter. Der Wind ſtand uns jetzt völlig entgegen und als endlich gar die Fluth abzulaufen begann, mußten wir dicht an einem jener kleinen Eilande, die ohne Deichſchutz dem Meere preis gegeben ſind, und welche man Halligen nennt, vor Anker gehen, um bis Abends 9 Uhr d. h. bis zur neuen Fluth liegen zu bleiben. — Welche vortreffliche Ausſicht auf eine koſtbare Nacht! Der Himmel war hell geworden, die Sonne ſchien goldig auf die ſchaumdurchſtreiften Wellen; aber der Wind war ſchneidend kalt und nie in meinem Leben habe ich vielleicht ſo gefroren, als in jener Nacht auf dem Meere. — Vor uns lag die kleine Hallige Südfall, auf der eine einſame Frieſenfamilie wohnt, und wenigſtens hatte ich zum Erſatz für mein Leid das Vergnügen, dies öde und verborgene Land beſchauen

zu können, um zu ſehen, wie wenig der Menſch zum Glück bedarf, und mit welchen geheimnißvollen Fäden ſein Daſein an den armſeligen Boden gefeſſelt iſt, den er ſeine Geburtsſtätte nennt.

Es gehört ein Blick auf eine Specialkarte dazu um zu erkennen, wie dieſe Küſte vom Meere in zahlloſen Stürmen zerriſſen iſt und zwiſchen Inſeln und Eilanden ſich breite Arme eingewühlt haben, durch die nun Ebbe und Fluth mit großer Gewalt ſtürzen. In den Werkſtätten der Natur iſt der Geiſt der Erde immer geſchäftig ſeine Schöpfung umzubilden und neu zu geſtalten. Wenig frägt er danach, ob der Menſch und ſein Glück dabei zerſtört werden. Sterben und untergehen muß ja Alles was lebt, ob früher, ob ſpäter, ſo will es ein ewiges Geſetz, und wer hier wohnt muß ſich darauf gefaßt machen, früh und plötzlich zu enden, ehe er es denkt; einen Tod zu finden, den Millionen Weſen in derſelben Weiſe vor ihm ſchon erlitten. —

Nie iſt ein wärmeres und wahreres Bild der Halligen entworfen worden, als das, was der früh verſtorbene Biernatzki geliefert, der ſelbſt Prediger auf einem dieſer Eilande, auf Füdö, war.

An der Weſtküſte des Herzogthums Schleswig,

ſagt er, finden ſich, umfluthet von den Wogen der Nordſee, mehrere Inſeln, die als Ueberreſte einer zuſammenhängenden Landſtrecke, welche dem Meere zum Raube geworden iſt, die Bewohner des Feſtlandes daran erinnern, ſich mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln der Fluthen zu erwehren.

Die größeren dieſer Eilande ſind durch Deiche und Dämme vor den Wogen geſchützt, welche täglich neue Verſuche machen die letzten Brocken ihres großen Raubes zu verſchlingen. Bei der Ebbe tritt die See ſoweit zurück, daß ein meilenweiter weicher Schlammgrund bloßgelegt wird, der noch in ſeiner gekräuſelten Fläche das Bild der Wogen darſtellt, die ihn vor wenigen Stunden überflutheten. Einzelne tiefe Rinnen und Senkungen ziehen durch den Schlamm, welche nie waſſerleer werden. Es ſind dies theils die Fortſetzungen der Flüſſe und Bäche, welche in die Nordſee fallen, theils ſind es Stromgänge, durch welche ſich das Meer zurückzieht. Man nennt ſie Tiefen, Ströme und Rinnen. Die größten derſelben dienen zur Schifffahrt, zahlloſe kleinere aber winden ſich durch den zur Ebbezeit bloßliegenden Meeresboden; beſonders umſchlingen ſie die Inſeln, Schlangenarmen gleichend, mit denen der ewig lauernde Rieſe die nie ver-

geſſene Beute umſtrickt hält. — Dieſe Tiefen, welche dem einſamen Wanderer, der auf dem Meeresgrunde Krabben, Rochen, oder einen von dem ſchnellen Abfluß der Wogen überraſchten Seehund ſucht, auch bei der hohlſten Ebbe unüberſteigliche Grenzen ſetzen, verhindern die Verbindung der Inſeln zu Lande ſelbſt dann, wenn ſie am erreichbarſten ſcheint. Nur einzelne kleine Eilande erfreuen ſich einer kurzen Gemeinſchaft, aber wehe dem Wanderer, der dem tückiſchen Rieſen zuviel vertraute! Oft kehrt er mit ungewöhnlicher Schnelle und vorzeitig zurück, führt den Nebel mit ſich, als Bundesgenoſſen, der plötzlich, wie mit Zauberei, Tag in Nacht verwandelt, die Sinne verwirrt und die gefangenen Opfer dem ſichern Tode überliefert. Der Schlickläufer — ſo nennt man den, welcher die Ebbe zu größeren Wanderungen benutzt — ſieht das heimiſche Geſtade vor ſeinen Blicken verſchwinden. Bald fühlt er die Fluth um ſeine Füße ſpielen; Entſetzen ſträubt ſein Haar, in Todesangſt eilt er vorwärts, aber die ſchon ganz gefüllten Rinnen verſperren ſeinen Weg. Er wendet ſich ſeitwärts um ſie zu umgehen, dadurch verliert er ſeine Richtung, und mit jedem Augenblick kriecht die Fluth höher an ihn hinan; Zoll für Zoll ſteigt

sie schweigend und geschäftigt gierig um seinen Leib; sein Geschrei verhallt in der großen, weiten Wasserwüste, Niemand hört, Niemand erblickt ihn. In wahnsinniger Todesangst bewegt er sich fort und endlich verliert er den Boden, er strauchelt, fällt, kämpft, verschwindet, und die Wogen rauschen über seinen erstickten Leichnam, denn ein tiefffluthendes Meer ist da, wo noch vor Kurzem die Fußstapfen des Armen sichtbar waren.

Im Gegensatz der größeren, durch Dünen und Deiche geschützten Inseln werden die kleineren Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum zwei oder drei Fuß höher liegt, als der gewöhnliche Stand des Meeres, und daher, weder durch Natur noch Kunst beschützt, sehr oft und besonders in den Wintermonaten wohl zweimal an einem Tage von der wogenden See überschwemmt wird. — Die größten Hallige haben keine halbe Quadratmeile im Umfange, die kleineren, oft nur von einer Familie bewohnt, sind kaum ein paar tausend Fuß lang und breit. Manche die ganz unbewohnt sind, dienen nur dazu, ein wenig Heu zu gewinnen, das aber oft, ehe es geborgen werden kann, von der Fluth fortgewaschen wird.

Wo Häuser sind, stehen sie auf künstlichen Hü-

geln, Werften genannt, die meiſt nur ſo viel Raum bieten, daß ein ſchmaler Gang um die Hütte führt. Daher trifft man denn auf faſt allen Halligen kein Stückchen Gartenland, keinen Strauch, keinen Baum, der ein ſchattiges Plätzchen böte. Die Werfte müßten größer ſein, und der Halligbewohner hat genug zu thun, ſein kleines Eigenthum in Stand zu halten. Auf der Ebene aber, am Fuße der Werft, ſprießt keine nährende Frucht, kein friſchblühendes Gewächs; die Ueberſchwemmungen dulden es nicht. — Die Hallig iſt eine Wüſte, die nur durch ihr fahles Grün, das von Schlammſtellen und Waſſerlöchern unterbrochen iſt, andeutet, wie das genügſame Schaaf hier ſpärliche Nahrung finden kann, nicht aber die Kuh, nicht das Roß und kein anderes Thier. — Suchſt du ſprudelnde Quellen da wo die Sonnenſtrahlen in Sommerhitze auf ein bleiches Grasfeld brennen? Du findeſt nur Ufer, die vom Wellenſchlag geborſten und geriſſen ſind; Einbrüche des Meeres, welche ſich tief ins Land erſtrecken, und deſſen gänzlichen Untergang vorbereiten; Lachen, die der Ocean von der letzten Ueberſchwemmung zurückgelaſſen, kräuſelt der Wind. Trinkwaſſer ſuchſt du vergebens. Auf der Werft wird ein Behältniß ausgegraben und rings mit

Rasenstücken ausgesetzt, dort mag sich Regenwasser sammeln, oder an den Seiten durchsickern. Es dient den Schafen zur Tränke und ihren Herrn zur Bereitung des Thee's, ihres einzigen Labsals, obwohl es vom Meeressalz, mit dem der Boden gefüllt ist, den widerlichsten Geschmack angenommen hat. — Zuweilen bringt wohl ein Boot vom Festlande ein Tönnchen Wasser mit, und in Zeiten der Dürre wird solche Zufuhr zur dringenden Nothwendigkeit. — Es hat der Halligbewohner aber doch eine Freude wohl — er besitzt einen reichlichen täglichen Fischfang? — Nein, nicht einmal der Anblick eines hellfluthenden Meeres wird ihm zu Theil. Mit schmutzigem Schlamm ist dies geschwängert; die Fische hüten sich davor, und überlassen es dem Rochen und dem Seehunde.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit ihr Bild vollständig wäre. Zur Gewohnheit sind die Ueberschwemmungen geworden, die alles flache Land überdecken, und an den Werften aufsteigend ihren Schaum gegen die Wände und Fenster der Hütte schleudern. — Ihre Strohdächer blicken dann als einzelne Punkte aus dem Wogengetümmel und Niemand kann glauben, daß menschliche Wesen darunter wohnen; dennoch ist es so. Männer,

Weiber, Greiſe und Kinder leben dort, die vielleicht ruhig um ihren Theetiſch ſitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean werfen. — Oft ſchon ſegelten Schiffe in ſolcher Zeit nächtlich über eine Hallig fort, und die erſtaunten Seeleute glaubten ſich von Zauber umgeben, wenn ſie auf einmal neben ſich Lichtglanz durch die hellen Fenſter einer Stube ſchimmern ſahen, die halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund, als dieſe zu haben ſchien.

Wenn aber Sturm ſich mit Springfluth vereint, dann erreicht das Elend ſeine Spitze. Die Waſſer ſteigen wohl 20 Fuß über ihren gewöhnlichen Stand, die Wogen werden zu Berg und Thal, und das Meer ſendet ſie immer neu gegen die Werften, um dieſe zu zermalmen. Der Erdhügel, welcher eine Zeitlang zitternd widerſtand, giebt nach, ein Stück nach dem andern bricht ab und ſchießt hinunter. Die Pfoſten des Hauſes, welche ſo tief in die Werft geſenkt ſind, als ſie daraus hervorragen, werden entblößt, das Meer faßt ſie, rüttelt ſie. — Der erſchreckte Bewohner des Hauſes rettet erſt ſeine beſten Schaafe und Sachen auf den Boden, dann flieht er ſelbſt nach und es iſt hohe Zeit! Denn ſchon ſtürzen die Mauern ein, nur einzelne

Ständer halten den ſchwankenden Dachboden. Die Wogen ſchalten in dem untern Raum des Hauſes, ſie werfen Schränke, Kiſten, Betten, Wiegen im wilden Spiel durcheinander, ſchlagen ſich einen freien Durchgang, um alles herauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger. Aengſtlich lauſcht das Ohr, ob nicht das Brauſen des Sturmes abnehme; ängſtlich pochen die Herzen bei jeder Erſchütterung. In der Finſterniß der Nacht ſieht keiner das entſetzensbleiche Antlitz des Andern, im Donnergeroll der Wogen, im Heulen des Orkans verhallt das Gebet und das bange Geſtöhne. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an ſich. Die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Fluth gehoben; aus allen Fugen quellen die Waſſer auf, das Dach durchlöchert vom Wogenſturz; ein irrer Mondſtrahl dringt durch zerriſſene Wolken, fällt auf die Jammerſcene, die von ſeinem bleichen Licht beleuchtet, in ihrer ganzen Furchtbarkeit erſcheint, und ſpiegelt ſich in angſtverzerrten Geſichtern. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schrei des Schreckens folgt ihm. Noch eine martervolle Minute! Noch

eine! — Der Dachboden ſenkt ſich nach einer Seite; ein ungeheurer Fluthberg ſchäumt herauf; ein Fallen und Brechen miſcht ſich mit einem wilden Gekreiſch und — verhallt im Geheul des Sturms. Die thriumphirenden Wogen ſchleudern ſich Trümmer und Leichen zu.

So beſchreibt Biernatzki die Halligen, ſo das Daſein des Menſchen auf ihnen, und doch hängt wohl kaum der Bewohner der Blumenthäler Indiens mit ſolcher Liebe an ſeiner ſchönen Heimath, wie der Halligbewohner an ſeinem Eiland. Südfall iſt ganz ſo, wie er dieſe kleinen, armen Erdſtückchen beſchreibt, welche der Ocean übrig gelaſſen hat, um ſie bei Gelegenheit abzufordern. — Eine Werft mit einer Hütte, ſo reinlich, wie ſie nur in Friesland ſein kann; alles blank und nett, alles ſauber und vom Geiſte der Ordnung angeregt. Die Wände weiß glänzend und mit Flieſen belegt, die Decke mit blauer Oelfarbe angeſtrichen, das Bett unter Holzumfaſſung kajütenartig in der Wand; Tiſche und Stühle von Holz, aber rein geſcheuert wie die Dielen, kein Fleckchen daran zu ſehen; und das Häuschen, ſo klein es iſt, ſorgfältig unterhalten und ausgebeſſert. Ein dutzend Schaafe nähren den alten Mann und ſeine Familie. Die Möven,

welche an den Rändern des Eilandes niſten, geben ihnen Eier, und liefern ſelbſt einen kleinen Jahresgewinn, wenn er ſie ſammelt und nach Huſum ſchickt, denn ſie ſind lecker, gelb und nahrhaft. — Wenn er im Herbſt ſeine fetten Schaafe verkauft, kann er Mehl, Kartoffeln, Speck, Zwiebeln und was er bedarf, dafür einhandeln; das Meer liefert, wenn es zurücktritt, Krabben, Rochen und einige Fiſche, er aber bedarf wenig, und wenn die Steuern nicht wären, wenn er nicht für ſein ärmliches Daſein dem Staate Abgaben und Zölle zu zahlen hätte, würde er in ſeiner einſamen Abgeſchiedenheit von der Welt, ganz allein in dem wilden Meere, das ihn umrauſcht, mit Niemanden tauſchen, er würde ganz glücklich ſein.

Ein Schauer überrieſelte mich, wenn ich daran dachte, hier zu wohnen; es kam mir viel ſchrecklicher vor, als tief in Norwegens oder Schwedens Wildniſſen in Herjedalen, oder in Saltens Voigtei. Nichts, als dieſen kleinen Fleck Erde ohne Schutz vor den brüllenden Wogen; nichts, als dies fahle Gras, dies Meer voll Schlamm, dieſe umherirrenden, ſchmutzigen Schaafe, dieſer zottige weiße Hund und dieſe arme, ſtille Hütte. — Man muß hier geboren ſein, um hier leben zu können, um nicht

zu verzweifeln und wahnſinnig zu werden. Und dieſer alte Mann mit dem gutmüthigen Geſicht, deſſen Tage ſo eintönig vergangen ſind, unter dem eintönigen Rauſchen des Meeres, hat er denn nie eine Sehnſucht empfunden, wie ein Zugvogel auszufliegen über die Erde, die dem Menſchen gehört? — Er hat hier gelebt und wird hier ſterben, und wenn er nothgedrungen hinüber muß aufs Land unter Menſchen, um nicht Hungers zu ſterben, kehrt er froh auf ſein Eiland zurück, Gott preiſend, daß ſein Fuß die Hallige wieder betritt. Nichts iſt in dieſen einſamen Herzen, als die Liebe zu der Heimath, zum Hauſe auf der Werft, zu den gewohnten Arbeiten, und zum Kampf mit der wilden See. — So vergehen die Tage, Jahre kommen und gehen, ehe vielleicht ein Fremder an ſeine Thür tritt, und das Mädchen am Spinnrad im rothen gelbgeſäumten Rock, die fleißig früh und ſpät den Faden dreht, um in der blankbeſchlagenen Lade den Leinenſchatz und Hochzeitsſchatz zu häufen, ſie weiß von keinem Tanz, keinem Spiel; ihr Liebſter ſchwimmt draußen auf den Wellen, und ihr einzig Sinnen und Trachten iſt, wie ſie mit ihm und den Schaafen auf dem kleinen gefahrvollen Fleck Erde einſt wohnen und leben wird, ganz ſo, wie

Vater und Mutter lebten, ehe sie starben. Hier ist nichts von Bildung, nichts von Wissen, von Kunst; nicht einmal die Geselligkeit, welche menschliche Wesen überall verknüpft, ist vorhanden. Kein Buch, als Bibel und Gesangbuch, verirrt sich so leicht in diesen Winkel der Erde. — Fromm sollen die Halligbewohner Alle sein und viel beten, denn in ihrer Noth, die oft so jäh hereinbricht, und Menschenhülfe ohnmächtig macht, haben sie keinen Retter, als den Gott, zu dem sie rufen. Auf den größeren Halligen findet man eine Kirche und ein Predigerhaus, das nicht besser ist, wie die Hütten der übrigen Bewohner. Welch ein Geist der Liebe und Demuth gehört dazu, hier bei geringem Lohn und großen Entbehrungen auszudauern; abgeschieden von aller Welt, fern von jeder Anregung mit Sorgen und Armuth zu kämpfen! Ein Herz so still und so genügsam, wie das der Halligbewohner, muß der Geistliche in sich tragen, der hier nicht verkümmern und, im bittern Groll über sein Loos, untergehen will. Und seit Jahrhunderten und Jahrtausenden wird auf diesen Inseln und Küsten immer derselbe Kampf mit dem empörten Meere gekämpft, das endlich doch die letzten dieser Brocken auf ewig fortwaschen wird. Noch giebt es

ſechszehn bewohnte Halligen, früher waren es mehr. Noch vor zweihundert Jahren waren auf den frieſiſchen Inſeln und Eilanden 70 Kirchen, jetzt ſind nur 15 davon geblieben. Die fürchterlichen Fluthen, beſonders die der letzten drei Jahrhunderte, haben den Frieſenſtamm und ſein Land vernichtet, und wenn man die vielen Schreckenstage überblickt, an denen hunderttauſende Menſchen und Thiere ſtarben, erſcheint es faſt wie ein Wunder, daß noch immer ein Reſt vorhanden iſt. In der einzigen Nacht vom 11. auf den 12. October 1634 kamen 15,000 Frieſen um, alle Halligen verloren ihre Bevölkerung und auf der großen Inſel Nordſtrand wurden die Unglücklichen, welche übrig blieben, grauſamer und ungerechter Weiſe ihres Eigenthums auf immer beraubt. Sie waren nicht im Stande, die Deichbrüche ſo ſchnell wieder zu ſtopfen, wie es Herzog Friedrich der Dritte verlangte, da nahm er ihnen das Land ihrer Väter und gab es reichen Holländern, welche er herbei rief. Die fleißigen hartgeprüften Frieſen mußten auswandern, oder Knechte werden; ſie wählten das erſte lieber und zogen fort, ſich ein neues Vaterland zu ſuchen.

Die frieſiſche Rüſtigkeit und Genügſamkeit, dazu ihr Trieb auf's Meer zu gehen, wo ſie ſeit alten

Zeiten Ruhm durch ihre Trefflichkeit als Seeleute erworben haben, macht, daß auf manchen Halligen auch wohlhabende Familien zu finden sind. Früher war es hergebrachte Sitte, daß viele junge Leute von den Inseln nach Holland wanderten, und ein großer Theil der holländischen Handelsmarine wurde von Friesen gesteuert und befehligt. — Hatten diese Schiffscapitäne Vermögen gesammelt, so zogen sie sich auf ihr väterliches Erbe in Nordfriesland zurück, aber ihre Kinder traten an ihre Stelle, diese erbten von Geschlecht zu Geschlecht, und noch jetzt findet man auf Sylt, Amrom, Föhr und manchen Halligen solche Schifferfamilien, von denen einige reich, viele in guten Umständen sind, und welche die gebildete Klasse der Bevölkerung ausmachen. — Auch einer der trefflichsten und edelsten Männer aus dem Friesengeschlecht, Jens Arn Lornsen, der im Jahr 1830 kühn für die alten Rechte Schleswig-Holsteins stritt, und von dem wir später weiter reden müssen, stammt aus einer solchen Familie, die in Sylt wohnt. Man rühmt noch an den Friesen ihren verständigen Sinn, ihre Freiheitsliebe, ihren feurigen Muth, wie ihr Geschick in allen Dingen. Große Körperschöne ist nicht selten bei den Männern, schöner noch ist das weibliche Ge-

ſchlecht, das, namentlich auf den Inſeln, oft überraſchend edle Formen zeigt und auf Sylt am ſchönſten ſein ſoll, wie ſich auch dort und in Amrom der Frieſenſtamm am reinſten erhalten hat. —

Als die Nacht kam, verließen wir die kleine Hallige und kehrten zur Schlupp zurück, die unruhig im Wellenſchlag ſich wiegte. Der einſame Lichtſtrahl aus der Hütte leuchtete über das Meer, gute Wünſche hallten uns nach, und an dem jäh gebrochenen Ufer niederſpringend trug uns das Heckboot durch das Gerinn dem trägen Fahrzeuge zu. — Unterwegs erzählte mir der Mann im Boot eine Geſchichte von der Hallige Oland, bei Föhr, die ich ſchon anderwärts erfahren. Stürme haben dort ein Stück der Inſel abgeriſſen, haben ſich tief in den Kirchhof gewühlt und nun ſchlagen die Wogen an die Wohnungen der Todten, brechen die Särge auf, und ſpielen grauſame Spiele mit Gerippen und Leichen. Drei Särge ſind gerade jetzt wieder auf ſolche Art geöffnet und zertrümmert. Man ſieht Köpfe und Leiber von Männern und Weibern hervorragen, deren ewige Grabesnacht ſo ſeltſam ſchauerlich, geſtört ward, und wie es ſcheint hat man bis jetzt wenig gethan, um dem Hohne des Meeres Einhalt zu gebieten. — Lange noch

ſtand ich an dem ſchwankenden Maſte und blickte nach dem Lichtſchimmer hinüber; die Sterne funkelten hell, es war kalt zum Erfrieren. Ein ſchmales Brett war mein einziger Sitz in einem ſechs Fuß langen Raume, in den man hinein kriechen mußte. Endlich kam die Fluth und der Anker wurde gehoben. Die Nacht verging in beſtändigem Kreuzen, mit der Morgenfrühe ſtarb der Wind, ein dichter Nebel trat an ſeine Stelle, und als es Tag wurde und die Ebbe eintrat, hatten wir noch immer nicht Huſum erreicht. — Die Schlupp mußte mit Stangen im engen Fahrwaſſer weiter geſtoßen werden und dies war eine ſo mühſame, ſo beſchwerliche Arbeit, daß abermals der Anker fiel um die neue Fluth abzuwarten. — Das war jedoch mehr, als meine Geduld ertragen konnte, und als mir der Vorſchlag gemacht wurde, mich durch den Schlamm an's Ufer tragen zu laſſen, wozu die Männer eines kleinen Bootes, das neben uns hinruderte, ſich bereit zeigten, beſann ich mich keinen Augenblick und ſtand bald auf den Deichen, wo ich die Stadt in einer viertel Stunde erreichte.

In Huſum giebt es nichts Merkwürdiges. Die Stadt mit ihren 4000 Einwohnern liegt an einem jener kleinen Flüſſe oder Bäche, die man allge-

mein Auen nennt, und der hier in die Meerbuchtung mündet, welche der Heverſtrom heißt. Auf der Hever ſchwimmen die größeren Schiffe bis auf eine Meile an die Stadt, allein nur kleine Fahrzeuge können zur Fluthzeit ganz hinein gelangen. In Folge dieſes ungünſtigen Verhältniſſes hat Huſum nie ein bedeutender Handelsplatz werden können, wohl aber iſt zu verſchiedenen Zeiten ſein Verkehr zu einer temporären Wichtigkeit gelangt, wie z. B. im 15. Jahrhundert, wo Brabanter und Holländer ſeine Märkte beſuchten, und zuletzt während der franzöſiſchen Continentalſperre, wo der Elbhandel aufgehört hatte. Die alten, rothen Backſteinhäuſer der Stadt mit ihren Giebeln und Vorſprüngen, wie die beſchnittenen Lindenbäume vor manchen Thüren, zeugen noch jetzt von niederländiſcher Bauart und Sitte. Dieſelben Merkmale findet man deutlich überall in dieſen Küſtenſtrichen, in den Städten an der Eider und ſelbſt in Dithmarſchen. In der Eiderſtädter Marſch liegt zwei Meilen von Huſum die kleine freundliche Friedrichsſtadt, die 1621 von niederländiſchen Remonſtranten erbaut wurde und durch und durch holländiſch ausſieht. Als Friedrichſtadts Handel ſtieg und Dithmarſchen bedeutender wurde, ſank Huſum dafür immer tiefer.

Es versorgte nicht mehr die Marschen mit Colonialwaaren und Stoffen, aber auch Friedrichsstadt ist zu keiner Bedeutung gelangt, eben so wenig wie Tönningen an der Eidermündung, obwohl dies den besten Hafen an der Westküste hat. Wie soll der Handel hier auch ein Welthandel werden, wo kein Hinterland zum Versorgen da ist und die Elbe so nahe, das reiche große Hamburg an seinem gewaltigen, leicht zu beschiffenden Strome! Dazu Altona und Glückstadt aufblühend, und die Verbindung mit den Elbhandelsplätzen durch Eisenbahnen und Kunststraßen immer mehr erleichtert.

Alle Häfen an der Westküste der Herzogthümer sind Schlickhäfen, d. h. das Meer, schmutzig grau gefärbt von den Theilen des weichen Bodens, über den es seine Fluth rollt, lagert den Schlamm ab, wohin es dringt und füllt damit die Häfen, welche fortwährend künstlich gereinigt werden müssen. Das ist ein Uebel, an welchen überhaupt alle deutschen Häfen, und mehr noch die holländischen, leiden. Nun hat man in neuester Zeit viele Projecte gemacht, wenigstens *einen* bedeutenden Hafen an der Westsee für die Herzogthümer zu gründen, wo große Schiffe einlaufen können und vielleicht sogar eine Abtheilung der dänischen Marine Station

zu nehmen vermag. — Der Heverſtrom ſchien Bauverſtändigen dazu am Beſten angethan und daß man Huſum wählte, hatte auch ſeinen Grund in der Politik; man wollte einen Hafen haben der zum Herzogthum Schleswig gehörte, von dem die Dänen behaupteten, daß es in Dänemark incorporirt ſei und ſomit auf ewige Zeit däniſches Eigenthum bleiben müſſe, ſelbſt im Fall Holſtein einmal durch andere Erbfolge davon getrennt werde. So wurde denn der Plan, bei Huſum einen Hafen zu begründen, der zur Aufnahme der größten Schiffe ſich eigne, am Welthandel Theil nehme und mit der regſamen Handelsſtadt Flensburg an der Oſtküſte durch eine Eiſenbahn in nächſte Verbindung trete, ſo daß die Flensburger einen wichtigen Theil ihres Weſtindiſchen Handels nach Huſum verlegen konnten, ein Lieblingsgedanke der däniſchen Propagandiſten und endlich auch der däniſchen Regierung und des Königs Chriſtian. Man ſchmeichelte ſich, daß Huſum nicht allein eine ſehr bedeutende Menge der Güter, welche jetzt in die Elbe und von dort über Kiel in die Herzogthümer und weiter in die däniſchen Inſeln geführt werden, an ſich ziehen müſſe, ſondern, daß es auch die deutſchen Oſtſeeländer mit manchen Produkten verſorgen helfen

könne. Man unterstützte also aus vielfachen Gründen die Entwürfe des Deichinspectors, Kapitän Petersen in Husum, eines geschickten und unternehmenden Wasserbaumeisters, der ein künstliches Hafenbassin von 75 Ruthen Länge hinter den Deichen errichten will, dazu einen Kanal von 240 Ruthen Länge, welcher in den Heverstrom hinausführt, mit Schleußenwerken versehen ist, und Schiffen vom größten Tiefgange erlaubt, zur Fluthzeit in ihn einzulaufen. — Capitain Petersen, dessen Bekanntschaft zu machen ich das Vergnügen hatte, zeigte und erklärte mir mit freundlicher Zuvorkommenheit seine Entwürfe, und widerlegte die Angriffe seiner Gegner. Was ich, als Laie, davon begriff, berechtigt mich zu glauben, daß allerdings wohl mit großen Kosten die Hafenanlage ausführbar sein mag, da in Hollands und Englands Hafenbauten ähnliche Anlagen unter noch schwierigern Verhältnissen stattgefunden, ob aber die Kosten mit dem Nutzen in Verhältniß stehen, bliebe wohl zu überlegen, selbst wenn der politische Theil der Frage hauptsächlich dabei berücksichtigt würde.

Zwei Tage vor mir war der König, von Föhr zurückkehrend, in Husum gewesen, und hatte, festlich empfangen, an Ort und Stelle die Pläne zum

Hafenbau beſichtigt. In dem Gefolge Sr. Majeſtät gab es aber mehr als einen eifrigen Gegner des Baues, die das Ganze als Chimäre erklärten und dem Monarchen riethen, die 800,000 Rthlr., welche er vorläufig für dieſen Hafen beſtimmt, lieber in nützlicherer Weiſe zum Beſten des Landes anzuwenden. Ein paar luſtige Anecdoten wurden dabei von einem höchſt originellen Herrn, deſſen Derbheit berühmt iſt, erzählt und der, als Amtmann von Huſum, allerdings das Recht und die Pflicht hat, mit ſeiner Anſicht nicht zurückzuhalten. Berühmte holländiſche und engliſche Waſſerbaumeiſter ſollen nun ihr ſchiedsrichterliches Urtheil fällen; wie es aber auch ausfallen mag, ſo wird der Welthandelshafen von Huſum doch ſchwerlich je eine bedeutende Rolle ſpielen und der öden Stadt ein neues Leben verleihen. Die Huſumer Bürger freuen ſich natürlich ſehr auf Hafen und Eiſenbahn, und ins Flensburg haben die Däniſch geſinnten Handelsherrn alle Segel aufgeſpannt und nach Möglichkeit ihren Einfluß benutzt, um das Ziel zu erringen. Allein in Flensburg iſt die ganze Herrlichkeit Sache der Speculation, und die Eiſenbahn nur ein Deckmantel dafür geweſen. Längſt iſt Zwietracht im Lager der Verbündeten ausgebrochen

und Niemand denkt weniger daran Geld zu einer Eisenbahn nach dem öden Husum herzugeben, als die reichen Flensburger Kaufleute. Ohne Eisenbahn aber ist der ganze Hafenbau noch mehr bedeutungs- und wirkungslos; wenn also nicht das Ganze, als ein Ergebniß der Speculationslust von 1842 in sich zusammenstürzen soll, und die dänische Regierung wirklich Lust hat, ihren politischen Zwecken einige Millionen zu opfern, so kann sie nichts besseres thun, als mit dem Hafen auch die Eisenbahn zu erbauen, und dann zu erproben, ob wirklich damit, und mit dem fortgesetzten Verhindern einer vom Lande vielgewünschten Eisenbahnlinie von Rendsburg auf Schleswig und Flensburg, Schleswig dänisirt werden kann.

Trotz der Empfangsfeierlichkeiten, welche den König in Husum bewillkommnet hatten, fand ich auch hier die Abneigung gegen die Zumuthung, ein integrirender Theil des dänischen Staates zu sein, stark und allgemein ausgedrückt. — In allen Wirthshäusern hing das vereinte Wappenschild der beiden Herzogthümer; zwei Hände darüber, die sich fest umschlingen, und darunter der Schwur König Christians des Ersten, durch dessen Ableistung er allein von den Ständen, als Herzog in Schleswig-

Holstein 1460 gewählt wurde: „Wy laven dat Schleswick und Holsten blieven ewig tosammen ungedelt!“ — Es hatte etwas seltsam Komisches, die Entschuldigungen über die schmeichelhaften Empfangsfeierlichkeiten, Lieder und Gedichte, zu hören, und daß der Volksgesang: „Schleswig-Holstein stammverwandt“ nicht hier, wie in Tondern, und an anderen Orten das Königliche Ohr berührt habe. Niemand wollte dänisch gesinnt sein, alle waren mit Leib und Leben Schleswig-Holsteiner und Deutsche. Das ist eine Gesinnungsweise, welche in allen Städten in Saft und Blut gedrungen ist, und die ich gleich hier mit einigen Worten erwähnen will, weil sie mir bei meinem Eintritt ins Land auffallend entgegentrat. — Man ist bei uns gewohnt, zwei große Partheien zu unterscheiden, eine des Fortschritts zur mehr oder minder vollkommen bürgerlichen Freiheit; eine andere des Stillstandes oder des Rücktritts, wenn es irgend sein könnte. — Von einer Nationalitätsfrage kann nicht die Rede sein und so richtet sich der Kampf einzig auf Verwirklichung der verschiedenen Constitutionsversprechen aus früheren Zeiten, auf Erfüllung des Gesetzes vom 22. Mai 1815, auf Einführung von Reichs-

ständen, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Staatsdiener, überhaupt auf Umgestaltung des jetzigen Polizeistaats in einen Rechtsstaat, welcher die Unmündigkeit der Bürger, die Heimlichkeit der Justizverwaltung, die Herrschaft der Bureaukraten und die Bevorzugung mancher Stände ausschließt. In diesem Kampfe erblickten wir die Menge der Intelligenz auf der einen Seite, auf der andern die in ihren Privilegien Bedrohten, unterstützt von dem mächtigen Willen des Thrones und der Regierung, welche ihren weitreichenden Arm drohend über Alle schwingt, die von ihr zu hoffen oder zu fürchten haben. Auf diese Weise werden namentlich die Beamten im Zaun und Zügel gehalten, um so mehr, da unsere Gesetzgebung in den letzten Jahren die sofortige Dienstentlassung, selbst der bis dahin unantastbaren Justizbeamten, außerordentlich erleichtert hat. Unsere Staatsbeamten gehören zum guten Theil der Fortschrittspartei an und selbst im Heere sind viele junge Officiere keineswegs den Zeitideen fremd geblieben, allein wehe ihnen, wenn sie sich gelüsten ließen, ihre Ueberzeugungen laut werden zu lassen. Man würde darin ihre Unfähigkeit, Staatsdiener zu sein, entdecken und sie absetzen, oder entlassen; weil man den Grundsatz fest-

geſtellt hat, ein Staatsmann müſſe keine Meinung haben, welche gegen den Staatswillen ſtreitet, d. h. des Staates, den man noch immer richtig genug mit der Erklärung des Vierzehnten Ludwigs, dem berühmten l'état c'est moi! bezeichnen kann, weil er aus wenigen unbedingt befehlenden und einem ganz unbedingt gehorchenden Volke beſteht. In dieſer Weiſe wird der Beamte zur Maſchine, die alle und jede Selbſtändigkeit und perſönliche Freiheit aufgiebt, und ſeine Brauchbarkeit durch ſogenannte gute Geſinnung erreicht. — Hier nun in den Herzogthümern iſt dies gar nicht der Fall. Der Beamte, wie der Bürger, äußern laut und ungeſcheut, was ſie von den däniſchen Zumuthungen halten, und verbergen ihren Widerwillen, ihre Klagen und ihre Sympathien nicht im Geringſten, wenn es darauf ankommt, ihren patriotiſchen Empfindungen Luft zu machen. In Schleswig-Holſtein handelt es ſich aber auch nicht um die Frage des Fortſchritts oder des Stillſtandes in der Verfaſſung, ſondern um Erhaltung der Nationalität. Die Verfaſſungsfrage ſchläft ſo ziemlich, ſie iſt in den Hintergrund getreten, und man hält ſie, ſoviel es nur angeht, auch dort feſt, weil vor allen Dingen erſt der Kampf der Nationalität ausgekämpft werden ſoll. — Die

Parteien, welche man gewöhnlich liberal und ſervil nennt, ſind alſo hier eigentlich noch kaum vorhanden, wenigſtens ſind ſie noch nicht entſchieden gegen einander aufgetreten. Sie haben ſo zu ſagen einen Waffenſtillſtand oder ein Concordat geſchloſſen, zuvörderſt gemeinſam ihre Waffen gegen einen Feind zu wenden, der ſie beide mit derſelben Schreckensſchärfe trifft, und dies iſt ein lobenswerthes Zeugniß für die verſtändige Tüchtigkeit aller Klaſſen, ein Zeugniß auch für den Geiſt, der ſie Alle beſeelt, den Amtmann, den Grafen, den Baron, den Rath, Advocaten und Richter, wie den Bürger und Bauer. Alle ſind der Meinung, erſt gelte es ſich der Dänen zu erwehren, ihr gutes altes Recht, Deutſche zu ſein und zu bleiben, feſt zu halten, das Uebrige werde ſich dann ſpäter finden. — Und dieſer Kampf: ob deutſch, ob däniſch, tritt dem Fremden entſchieden beim erſten Schritt ins Land entgegen. Er hat für uns Deutſche das allergrößte und heiligſte Intereſſe, denn es handelt ſich darum, ob wir abermals die Schmach erleben ſollen, ein Stück unſers Vaterlandes abgeriſſen und einem fremden Volke als Provinz überantwortet zu ſehen, oder ob, unterſtützt von Deutſchlands Sympathien, und wenn es ſein muß,

brüderlich thätiger Theilnahme, es dem deutſchen Stamme, der Schleswig zum größten Theile bewohnt, gelingen wird, bei Holſtein, und ſomit bei Deutſchland zu bleiben. — Daß es durch Staatsverträge, wie durch Geſetze, Sitten, Einrichtungen, durch Land und Volk, wie durch Erbrecht, endlich auch durch das lebendige, vernünftige Recht, das dem Bewußtſein und Willen des Volks entſpringt, dazu in jeder Weiſe berufen iſt, will ich mich in dieſem Buche zu zeigen bemühen, und hoffe durch eine einfache und wahre Schilderung der Verhältniſſe zu deren Kenntniß in Deutſchland beizutragen, wo man mit Recht ſeit längerer Zeit ſtets theilnehmender nach Schleswig-Holſtein hinblickt, ohne doch meiſt klar den Stand der Angelegenheit zu überblicken.

Huſum liegt an dem Rand der Marſchen und der Geeſt; ich darf daher nicht von ihm ſcheiden, ohne hier zugleich auch eine allgemeine Schilderung der Weſtküſte und ihrer Landſtriche einzuſchalten, welche uns mit dieſen eigenthümlichen Landesverhältniſſen ein wenig näher bekannt machen ſoll. Zu gleicher Zeit mögen wir uns die Herzogthümer überhaupt in ihren Bodenverhältniſſen verſinnlichen, und einige Andeutungen hinzufügen, die zur Beurtheilung ihrer gegenſeitigen Beziehungen und innern Verbindungen dienen können.

Von der Elbe nordwärts läuft eine mächtige Halbinsel bis ans Kattegat, ein Landstück bildend, welches das deutsche Meer von der Ostsee trennt, und stehen blieb, als diese einst sich ihre Auswege bahnte, in welchen sie jetzt zwischen ihm, den deutschen und dänischen Inseln und den schwedisch norwegischen Küsten hinströmt. Die ganze Halbinsel von der Elbe bis zum Skagerhorn enthält gegen 800 Geviertmeilen und war in den ältesten Zeiten von deutschen Stämmen bewohnt, welche später die nördliche Hälfte verließen, die nun von den Jüten in Besitz genommen wurde. Der südliche Theil bildet die deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein. Die Länge dieser beiden Herzogthümer beträgt in gerader Linie 29½ Meilen, bei einer Breite von 10 bis 18 Meilen. Der gesammte Flächenraum beider ist auf 320 Geviertmeilen angegeben. Beide Herzogthümer haben fast dieselbe Bodenbeschaffenheit. — Ihre Mitte füllt ein dürrer Landrücken, nackt, kahl und voller Moor und Haidestriche; ihre Ostseiten bilden ein liebliches Gewirr von Hebungen und Senkungen, die mit wenigen Ausnahmen einen hohen Grad von Fruchtbarkeit besitzen, mit Buchwaldungen bekränzt sind und in Viehzucht und Bodenkultur wetteifern. —

Das ganze Land, in Koppeln getheilt und mit Hecken eingefaßt, gleicht einem großen Garten. Holstein aber wird reizender noch durch viele schöne, größere und kleinere Seen, deren blaue Spiegel überall durch die reiche Landschaft schimmern. Betrachtet man den Westen der Herzogthümer, so fällt der dürre Rücken der Mitte in ausgedehnte, tiefe Ebenen ab, deren schwerer Thonboden sich endlich unter den Wogen der Nordsee verliert. — Wie weit diese Ebenen sich einst fortsetzten, welche Schreckenstage und Nächte große Landstrecken auf immer verschlangen, weiß man nur lückenhaft und sagenhaft zu erzählen. Die losgerissenen Bruchstücke, die Inseln und Eilande, geben davon Kunde, und alte Chroniken melden meist in wenigen, dürftigen Worten von den ungeheuren Fluthen, die im Laufe früherer Jahrhunderte grauenvolle Zerstörungen über das Land gebracht haben.

Diese tiefen Ebenen ziehen von der Elbe nördlich, längs den Westsäumen, bis fast an die Grenzen Jütlands; dort hören sie auf und machen beweglichen Sanddünen Platz, deren arges Dasein oft und bitter genug von den Bewohnern gefühlt werden. — Kein jäher Tod im empörten Wasser wird zwar diesen bereitet, aber der Sand schleicht

leiſe und unaufhaltſam über ihre Feldmarken; er weht im Nachtdunkel um Häuſer und Kirchen; Menſch und Thier verſinkt darin, wie im weichen, unergründlichen Moor, und nach wenigen Jahren ragen die Spitzen der Thürme aus dem wunderbaren gelben Meere, auf dem der Fluch ewiger Unfruchtbarkeit ruht. — So ſind manche Dörfer in Jütland verloren gegangen, weite fruchtbare Felder, auf denen dichte Saaten reiften, wo jetzt das Schweigen des Grabes herrſcht. — Die Weſtküſte Jütlands hat daher mehr den öden Charakter der Mitte des Landes, welche hier höher aufſteigt und zum Theil mit Wald gekrönt iſt. Oſtwärts liegen aber auch dort große und fruchtbare Güter, die meiſt in den Händen des Adels ſich befinden. Ein kräftiger und begüterter Bauernſtand iſt nicht vorhanden, wohl aber in den beiden Herzogthümern.

Jene Ebenen Schleswig-Holſteins am Weſtmeere werden Marſchen genannt. Marſchland heißt der fette, ſchwarze Thonboden (Kleiboden), auf dem jedes Saamenkorn üppig aufſchießt und reiche Früchte trägt. Von den Marſchſäumen ſteigen kleine Hügelketten auf und lagern ſich zwiſchen den grünen Tiefen. Dieſer höhere Boden heißt Geeſt, oder vielmehr: alles was nicht Marſch heißt, iſt

Geeſt, und die Leute in der Marſch, ſtolz auf die Güte ihres Landes, blicken mit ſolcher Geringſchätzung auf die mindere Fruchtbarkeit der Höhen, daß man wohl die Worte eines alten Bauers begreifen kann, der zu ſeinem reiſeluſtigen Sohn einſt ſagte: „Mein Sohn, dies iſt die Marſch; die ganze übrige Welt iſt nur Geeſt; was willſt Du Narr alſo ins wüſte Land hinausgehen?“

Man theilt die Marſch in Urmarſch und Aftermarſch, nämlich in ſolche, die immer Marſch geweſen und in andere, welche dem Meeresgrund abgewonnen wurde durch den Fleiß der Menſchen, die den angeſchwemmten Boden mit Deichen umgaben und allerlei künſtliche Einrichtungen trafen, das Meer von nun an davon abzuhalten. Oft trifft man tief ins Land hinein die Reſte alter Deichumſchließungen, welche anzeigen, was hier einſt geſchehen, oft aber auch läuft die Urmarſch bis an dem Saum der See, darauf hinweiſend, wie dieſe in ihrem ewig ſtürmiſchen Brauſen kein Vorland abſetzte, und in dem täglichen doppelten Wechſel von Ebbe und Fluth immer nur bemüht iſt, den unbeſchirmten Boden abzureißen und fortzuwaſchen.

Von dem nördlichen Elbufer ab, bis an die

Eidermündung, ſind die Marſchen ſeit uralter Zeit von Sachſenſtämmen bewohnt geweſen, und hier ſcheidet ſich Holſtein von Schleswig. Nördlich der Eider wohnten Frieſen, in der Marſch ſowohl, wie auf den Inſeln und Halligen vor der Küſte. Das Land heißt auch noch jetzt Nordfriesland, aber der Frieſenſtamm iſt längſt von den großen Inſeln Nordſtrand und Pelworm verdrängt. Bedeutende Stücke der kleinern Inſeln, welche er noch jetzt beſitzt, Amrom, Föhr, Sylt, ſammt weite Marſchen und Geeſtland hat das Meer verſchlungen; andererſeits hat die deutſche Sprache die frieſiſche überwältigt; denn in ganz Eiderſtedt und über Huſum hinaus, auch in der Hattſtedter Marſch wird deutſch geredet, ſo daß nur noch in den Harden der Aemter Bredſtedt und Tondern und auf jenen Außeninſeln frieſiſche Sitte und Mundart ſich erhält, welche um ſo ſicherer einſt gänzlich auch dort untergehen wird und muß, weil ſie niemals zur Schriftſprache geworden iſt, nie Bedeutſamkeit im Wiſſen und Verkehr des Menſchenlebens gewonnen hat, und keinen Theil erſtrebte an der Culturentwickelung deſſelben. Abſterbend und verkümmernd im Wellengebrauß der Weſtſee wird ſie höchſtens noch von 40,000 Menſchen geſprochen,

die früh schon deutsch oder dänisch lernen müssen, wenn sie ihren Nachbarn verständlich werden und ihre engbegrenzte Heimath verlassen wollen, um mit dem gemeinsamen bürgerlichen Verbande, dem sie angehören, in irgend eine allgemeine Beziehung zu treten.

Dies aber ist das Schicksal, welches allen kleinen Volksstämmen im Kampfe mit den übermächtigen, großen Völkern der Erde beschieden ist, und dies — schon hier mag es gesagt sein — ist auch die Ursache, weshalb, trotz alles heftigen Widerstrebens der Dänen, die deutsche Sprache unaufhaltsam durch Schleswig dringt und durch keine Regierungsmaaßregel sich zurückweisen läßt.

Die Marschen an der Westseite der Herzogthümer ruhen hinter den Deichen, als baumlose ungeheure Grasflächen und Getreidefelder, zwischen denen die Menschen sich zerstreut in Höfen angesiedelt haben, die auf künstlichen Erdhügeln inselartig aus der grünen Tiefe emporsteigen. Dörfer giebt es hier nicht, dazu ist kein Raum vorhanden, jene sehen nur von den Geesthöhen in die Marsch hinunter, deren vereinzelte Besitzer im weitläufigen Kirchspielverband zusammengethan sind. — Die Hofwirthschaft uralt freier deutscher Bauern tritt

in manchen Nachklängen erinnerungsvoll vor uns hin und läßt uns ahnen wie es einst war, als die Gemeinden freier Männer in selbstständiger Kraft auf ihrem freien Erbe saßen. In dem Deichverschlossenen Lande, das wie eine feste Burg hinter starken Wällen liegt, konnte sich die Bauernfreiheit lange Zeit der Knechtschaft erwehren. — Nicht selten findet man jetzt alte Halligen mitten in der Marsch, die den Beweis liefern, daß einst ein Meer hier wogte, dem sie abgewonnen wurden, dessen Grund nun fette graßreiche Ebenen bildet, aus welchen sie wenig höher hervorragen. Glücklich aber die, welche keiner Deiche bedürfen, wenigstens nicht die unmittelbare Last der Erhaltung hoher Seedeiche zu tragen haben, an denen die Wellen wühlen und fortgesetzte Ausbesserungen nach jeder hohen Fluth und jedem Sturme nöthig machen. Die Kosten der Erhaltung sind ungeheuer groß und würden von den einzelnen Kirchspielen oft nicht getragen werden können, wenn nicht das ganze Land dazu beisteuerte, das zur gemeinsamen Hülfe verpflichtet und in Deichverbände getheilt ist. — Drei Deichverbände sind in Holstein, drei in Schleswig. Ist ein Schaden geschehen, dessen Ausbesserungskosten nicht über zwei Mark

auf den Demath Land desjenigen Kirchspiels betragen, zu dessen Grund und Boden der Deich gehört, so zahlt das Kirchspiel allein, geht es über diese Summe hinaus, so wird es auf den ganzen Deichverband vertheilt und in dieser Weise der zu großen Belastung und Verarmung einzelner Kirchspiele vorgebeugt. — Dennoch ist die Ausgabe schwer genug und an manchen Orten so bedeutend, daß der Bodenertrag zum guten Theil für Deichkosten wieder darauf geht. So erzählte man mir, daß der König auf der Insel Pelworm 700 Demath Land besaß, welches für 10 Rthlr. Bankgeld der Demath verpachtet war. Indeß erhielt er selten einen Pfennig von dem Pachtgelde, weil Alles für Deichkosten in Anspruch genommen ward, und mußte es zuletzt für ein billiges verkaufen. Im Ganzen giebt man an, daß Schleswig 37 geographische Meilen Dämme besitzt, Holstein 35 Meilen; es mögen jedoch eher mehr, als weniger, sein; die Eiderstedter Marsch, 4 bis 5 □ Meilen groß, hat allein 13 Meilen Dämme zu erhalten, und da die Kosten einer Ruthe Deich nach der verschiedenen Höhe und Stärke 100 bis 200 Thaler betragen, so reichen viele Millionen nicht hin, um alle diese künstlichen Schutzwehren aufzuführen, an welchen

freilich viele Menſchengeſchlechter gebaut und gebeſſert haben, ehe ſie, nach und nach, ſo hergeſtellt wurden, wie ſie jetzt ſind.

Wenn man von den hohen Seedeichen herunter, auf deren Kronen gewöhnlich die Fahrwege laufen, in die Marſch blickt, gewahrt man erſt recht den eigenthümlichen und eintönigen Character derſelben. — Zwiſchen mächtigen Feſtungswällen liegt die grüne, geſegnete Ebene tief unten, durchſchnitten von zahlloſen, breiteren und ſchmäleren Waſſergräben, welche der Marſchbewohner nur mit Hülfe ſeines beſtändigen Begleiters, des Springſtockes, leicht paſſiren kann. Auf den Feldern zwiſchen dieſen Gräben reifen alle Getreidearten dicht und hoch; die gelben Waizenähren ziehen ſchwerwogend bis an die Hügel der fernen Geeſt; Gerſte, Raps und Bohnen miſchen ſich damit, und auf dem ſaftigen Grün des Graſes weiden Heerden von bunten glatten Rindern; Pferde und Jungvieh aller Art und in großer Zahl ſpringt und ſchreit und wiehert muthig und voll Luſt Dir entgegen. Wohin Du das Auge wendeſt, iſt die Marſch ein grünes, lebendiges Bild des Wohlſtandes. Zerſtreut liegen die Höfe, ſoweit der Blick reicht, auf den Werften, zwiſchen Bäumen

Gebüschen und kleinen Gärten. Es ist hier nicht, wie auf den Halligen, wo die Werft nur ein ärmlicher kahler Hügel ist, auf dem die Hütte kaum Raum hat. Der wohlhabende Marschhofbesitzer hat hinter den schirmenden Deichen Zeit und Geld gesammelt, um diese künstlichen Höhen zu erweitern und zu verfestigen. Der rauhe Seewind und die Stürme, welche auf den Außeninseln den Baumwuchs nicht dulden, werden an den hohen Deichkronen gebrochen; so ist denn die Marsch mit ihren tausenden, buschigen Werften, aus denen die rothen Steinhäuser, halb versteckt vom Grün, hervorschauen, mit eben so vielen Blumen und blüthenvollen Inseln besät, welche ganz wunderbar die völlig baum- und strauchlose Ebene besetzt halten. Wo man einen Kranz von Gebüsch in der Ferne erblickt, da steht sicher auch ein Marschhof mitten darin, und um ihn auf der Werft liegt der Garten, wo Beete und dunkelrothe Marschlevkojen und farbige Nelken von besonderer Schönheit und herrlichem Wohlgeruch blühen, wo aber auch alle Gemüsearten vortrefflich wachsen und gedeihen.

Und wendest Du dann das Auge ab von diesem fruchtbaren Boden und schickst es aus auf die andere Seite der Deiche, welch ein Gegensatz! Dort

unten dehnt ſich eine graue, grollende Wüſte aus, immer in fürchterlicher Beweglichkeit, immer gierig auf Tod und Untergang des Menſchenlebens bedacht. Brandende Wellen zeigen ihre weißen Zähne; ſie ſpritzen den Schaum hoch zu Dir auf und beißen wild in die Bruſt der Dämme, die ihrer Zerſtörungsluſt ein Ziel ſetzen. — Ein Wall von Erde und Raſen, höchſtens achtzig oder hundert Fuß breit und zwanzig, fünf und zwanzig Fuß hoch, hält das vernichtende Element in Schranken, und trennt zwei Welten. Hier auf der Grenzſcheide liegen ſie beide vor uns. — Hier ſtrecken ſich die blanken Rinderſchaaren, hier glänzt das ſonnige Grün des Lebens, hier ſteht das Haus des Menſchen umringt von Glück und Wohlſtand. — Und dort blähen ſich die weißen Segel der Schiffe, Tümmler und Seehunde wälzen ſich vor ihnen her, der Roche wühlt im Schlamm, ſchreiende Mövenſchaaren ſtürzen auf den Raub nieder. Wehe, wenn es dem alten, unerſättlichen Feind gelingt den Erdwall zu zernagen, oder ſeine ungeheuren Sturmfluthwellen ſo hoch ſich thürmen, daß ſie über dieſe Schutzwehren ſtürzen! In wenigen Minuten würde aller Segen ſich in Fluch verwandelt haben. Die Marſch würde ein Meer

ſein, auf dem die Trümmer des jäh zerſtörten Glücks, die Leichen der Menſchen und Thiere wild durcheinander trieben.

Wenn man bei ungewöhnlich hoher Fluth auf den Deichen ſteht und die Waſſer ſchwillen ſieht, bis ſie weit über dem Niveau der Marſch ſtehen, ergreift uns die Angſt, der ungeheure Druck des Meeres müſſe den Deich ſprengen, allein ſo leicht iſt dies nicht möglich, und ohne ein ungewöhnliches Naturereigniß kann man ganz ſicher ſein, daß die Wälle halten. — Die Deichbaukunſt iſt in neuerer Zeit bedeutend vervollkommnet worden. Die See-Deiche, oben ſteil abfallend, haben in der Mitte einen Bruch und böſchen ſich dann ſanft ab. Da wo wenig oder kein Vorland iſt, das die Brandung der Wellen bricht, iſt der Fuß der Deiche mit Stroh beſtrickt um Einwühlungen zu verhindern. Wie eine Art Matte liegt die Strohſtickerei über dem Boden und wehrt deſſen Fortwaſchen durch den Wellenſchlag; an einzelnen Stellen aber, wo beſondere Gefahr obwaltet, werden auch Steinwerke errichtet, gegen welche die Wogen abprellen. In früherer Zeit kam es oft vor, daß die Dämme brachen und überliefen, und ganz früh ſind die Marſchen eben ſo offen gewe-

sen, wie die Halligen. Die Häuser lagen auf ihren Werften unbeschirmt und duldeten alle die Noth, welche noch jetzt jene heimsucht. — Die ungeheuren Kosten der Deichbauten konnten nur durch Jahrhunderte langes Streben und Erwerben aufgebracht werden, und wenn man die gräulichen Verwüstungen liest, welche die Sturmfluthen hier zu unzähligen Malen anrichteten, muß man über die Zähigkeit des menschlichen Fleißes und dessen Kühnheit erstaunen, der unverdrossen immer von Neuem die Deichbrüche stopfte und besserte und wieder besserte, bis endlich das Werk größere Stärke gewann. — Unter den allerschrecklichsten Fluthen gehört die vom Jahre 1362, welche unter dem Namen: „die große Mannestränke“ in den Geschichtsbüchern bekannt ist. Die ganze Nordwestküste Deutschlands wurde davon getroffen; ganze Landstrecken zwischen Elbe und Weser gingen verloren. Alle Deiche brachen, alle Marschen liefen unter; die Eider wurde dreimal so breit, wie sie gewesen; Eiderstedt trennte sich gänzlich von Dithmarschen, und in Nordfriesland allein verschwanden dreyßig Kirchspiele mit Land und Leuten gänzlich. — Dieser entsetzlichen Fluth folgten aber manche andere kaum minder schreckliche, namentlich im Laufe des

ſechszehnten Jahrhunderts, wie z. B. die Fluth am 2ten November 1532, welche wiederum eine Mannestränke war. Sie ſowohl, wie auch die große Fluth des Jahres 1570, die Allerheiligenfluth am 1ſten November, nahm Hunderttauſenden das Leben. In den Marſchen und auf den Inſeln kamen in der Allerheiligenfluth allein 100,000 Menſchen um; im Ganzen an den deutſchen Küſten, bis nach Jütland, 400,000. — Der ſchrecklichen Fluth von 1634 habe ich ſchon gedacht; noch fürchterlicher war die vom 25ten November 1686 und eine andere vom 15ten November 1699; das Waſſer drang bis auf die hohe Geeſt, durch ganz Hamburg fuhr man mit Kähnen, große Schiffe wurden weit über die Deiche tief ins Land geworfen und in der Kirche zu Tondere fing man Fiſche. — Im 18ten Jahrhundert hatte man dagegen weniger Unglück zu beklagen; nicht etwa weil keine hohe Sturmfluthen kamen, ſondern weil man endlich mit aller Kraft die Deiche höher und ſtärker baute, als bisher, und mit größerer Gemeinſamkeit, Ordnung und Aufſicht dabei zu Werke ging. Drei entſetzliche Fluthen, am 25. Februar 1718, am 11ten September 1756 und 7. Oktober 1756, in denen beſonders Dithmarſchen viel litt und

einige tausend Menschen verlor, waren doch nicht mit dem Elend früherer Zeiten zu vergleichen, sie dienten nur dazu, neue Anstrengungen zu machen und höher und fester zu bauen. Der strenge Monarchismus des 18ten Jahrhunderts hatte wenigstens das Gute, daß er, allerdings in seinem Interesse, das materielle Wohl begünstigte, um hohe Steuern zu erlangen. Polizei- und Beamtenmacht bildete sich aus, als die treuen Gehülfen des Absolutismus, welche das Volk zum unverbrüchlichen Gehorsam einschulten und es zwangen, rücksichtslos ihren Anordnungen Folge zu leisten. Die Gemeinden der Marschen mußten daher Arbeiten unternehmen, die sie sonst nicht gethan haben würden, und man kann solchen Uebergang vom Feudal- bis zum Rechtsstaat nothwendig finden, ohne die Sache selbst damit etwa zu beloben. — Die Eiderstedter Chronik sagt von der Sturmfluth 1718: „Am 25ten Februar erhob sich abermals ein Sturm aus Westen und folgends aus Nordwesten. Es ist bei Menschengedenken kein solch Elend und Jammer verspüret worden, denn dieser Sturm währte 14 Tage hindurch, so daß in solcher Zeit fast Niemand seines Lebens sicher war, ohne die auf hohen Wärfen wohnen. Nichtsdestoweniger

wurden die Contributionen ſcharf eingetrieben, wo die Exequenten nur vor Waſſer hinkommen konnten.“ Man kann kein beſſeres Bild des wohlgeordneten Abſolutismus geben.

In unſerm Jahrhundert iſt die Fluth vom 4ten Februar 1825 die höchſte bis jetzt geweſen. Auf den Halligen tödtete ſie 80 Menſchen, und beſchädigte manche Marſchen und Deiche. Die Fluth von 1825 war höher als die von 1634, aber ſie that verhältnißmäßig doch nur geringen Schaden gegen die fürchterlichen Verheerungen, welche jene anrichtete, weil die Deiche ſeitdem um 10 Fuß höher und viel feſter und breiter geworden waren. Mit großer Sorgfalt iſt auch der Abfluß der inneren Marſchgewäſſer, die Schleuſen mit ihren doppelten Fluththoren, die Gräben und ihr Zuſammenhang geordnet. Aufſeher und Deichgrafen wachen über jede Beſchädigung der Bollwerke, deren geringſte Verletzung ſofort gebeſſert wird. Die oberſte Deichbehörde bilden zwei Deichinſpectoren, je Einer für Schleswig und Holſtein, und wo ſo viel geſchieht als Menſchenkraft und Liſt vermag, Land und Volk vor Verderben zu bewahren, läßt es ſich erklären, weshalb der Wohlſtand der Marſchen, begünſtigt auch durch langen

Frieden und glückliche Handelsverhältniſſe, ſich im hohen Grade gehoben hat. Die Marſchhofbeſitzer ſind jetzt meiſt begüterte, nicht ſelten ſogar reiche Grundeigenthümer, die oft weit eher Gutsbeſitzern, als Bauern gleichen, und größtentheils eine Bildung erhalten haben, welche ſie über die Einfachheit des gewöhnlichen Landmanns erhebt. Der Marſchhofbeſitzer iſt ein Herr, der es nicht nöthig hat im Schweiße ſeines Angeſicht zu arbeiten. Für die ſchweren Arbeiten der Erndte kommen von der Geeſt viele Menſchen um zu mähen und zu dreſchen, auch ſonſt zu verrichten, was der Marſchbewohner ſelbſt nicht thun mag. — In den Schleswigſchen Marſchen, hauptſächlich bei den Frieſen, ſtellen ſich dazu die Jütländer ein, die, wie in England die Irländer, jährlich regelmäßig zu dem reichen Nachbar im fetten Kleiboden wandern, dem ſie ihre Dienſte anbieten. Mit erſparten Pfennigen läuft dann der arme Jüte zur Winterzeit in ſeine Hütte auf der jütiſchen Geeſt zurück, erzählt beim Torffeuer von dem Reichthum der üppigen Marſchleute und dankt Gott, daß ſie die eigenen Hände ſchonen und armen Menſchen auch etwas gönnen.

Aus ſolchen Zuſtänden kann man ſich wohl auch

einen Theil der Geringschätzung erklären, den der deutsche Stamm im Allgemeinen gegen den dänischen hegt. Der deutsche Bauer auf seinem fruchtbaren freien Erbe, weiß sich im Besitz von Geld und Gut; wenn er dagegen die Verhältnisse seiner Nachbarn bedenkt, überkommt ihn leicht ein Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit; er dünkt sich besser, verständiger und von edlerer Abkunft. Der Jüte vollends, der als Viehtreiber oder Arbeiter ins Land kommt, dessen Vaterland und Stamm als arm, schmutzig, einfältig und unwissend verschrieen ist, der von den Friesen wie ein Paria behandelt wird, scheint ihm durchaus nicht ebenbürtig. Wie stimmt dies Selbstbewußtsein nun mit seinen Empfindungen, wenn er hört, daß die Dänen damit umgehen ihm Vaterland und Abstammung zu nehmen, ihn zu ihres Gleichen zu machen? Dagegen sträubt sich alles Blut des Schleswig-Holsteiners; er kennt Dänen und Dänenthum genugsam, um sich nie mit dem Gedanken zu befreunden ein Däne zu sein. —

Es ist nicht abzuleugnen, daß in der Art, wie beide Nationalitäten sich feindlich gegenüber stellen; wie der Deutsche den Dänen gering schätzt, der Däne sich in Selbstgefälligkeit als Oberherr der

deutſchen Herzogthümer betrachtet, die er ſo gern Danſk Provinſerne nennt: ein mächtiger Hebel zur Förderung des Kampfes liegt, der gegenwärtig ſeiner Entſcheidung entgegen geht. Der Widerwillen, Dänen zu werden, iſt allen dieſen deutſchen Männern tief eingeimpft, und ſie können Alle leſen, halten Alle wenigſtens das eine oder andere der vielen Wochenblätter, die in den Herzogthümern erſcheinen; nehmen Theil an den Vorgängen, berathen ſich in Volksverſammlungen, hören dort Redner, die ihren Patriotismus anregen, hören von den Reſkripten und Verboten ſprechen, welche die Däniſche Regierung erläßt um die Theilnahme des Volks an ſeinen Angelegenheiten zu unterdrücken; hören von der Propaganda in Kopenhagen, von der Zukunft, welche dieſe ihnen bereitet, von den Mitteln ſie zu däniſiren, von den Prozeſſen, in welche man kühn auftretende Männer verwickelt; und jemehr ſie zu fürchten haben, um ſo mehr ſteigert ſich ihre Aufregung, die in Schleswig größer ſein muß, als in Holſtein, das, weniger bedroht, ſich ſicherer fühlt. — Es iſt dem Volke der Herzogthümer im Allgemeinen eine geiſtige Trägheit und vorherrſchend materieller Sinn oft nachgeſagt worden; mir ſcheint, es liegt viel Tüchtigkeit, Aus-

dauer, Verſtändigkeit, ein deutſchlangſames Ergreifen einer Sache, aber ein um ſo zäheres Feſthalten an dem als recht und gut Begriffenen, in ſeinem Grundcharacter. Regſamen Geiſtes mag der Schleswig-Holſteiner vielleicht weniger ſein, als andere, weil es ihm materiell meiſt ſehr wohlgeht, weil der Boden ſo reich und fruchtbar iſt und ſo wenig Mühe erfordert; aber die gute Bewirthſchaftung, der fortgeſetzte ſteigende Wohlſtand, die Luſt zur eigenen Ausbildung, die Luſt, die Kinder etwas tüchtiges lehren zu laſſen; der Trieb mit den Producten der Viehzucht und des Ackerbaues zu handeln, den Abſatz zu fördern, die Nähe des Meeres, die Nähe großer Seeplätze und nebenher die politiſche Anregung, welche den Blick auf die Zuſtände des Landes, auf Geſchichte, Einrichtungen und Verhältniſſe lenkt, die Mängel aufdeckt, die Uebel empfinden läßt; Alles das iſt dazu geeignet Regſamkeit in die Köpfe zu bringen, und bei einem ſo tüchtigen, freien und wohlhabenden Bauernſtand muß dies von großer Wirkung ſein.

In den Marſchen, wo aus alter Zeit noch manche Vorrechte und Rechtsinſtitute beſtehen, Communal-Ordnungen mit mehr oder minder großen Freiheiten ſich erhalten haben, iſt man dadurch im Vor-

theil gegen andere Theile des Landes, aber es macht sich in Folge dessen auch ein gewisser Separatismus bemerklich, der sich von gemeinsamen Interessen oft starr abtrennt und selbstgenügsam oder unduldsam das geistige Bedürfniß von sich weist. — Dithmarschen vor allem weiß sich etwas auf seine alten Freibriefe, wonach nur eingeborne Dithmarscher Richter und Voigte sein können; auch Eiderstedt hat seine besondere Verfassung, so die Elbmarschen und fast jede in ihrer Besonderheit. Es ist überhaupt seltsam in diesen Landen mit Rechten und Einrichtungen bestellt. Eine ungeheure Verwirrung, ein Stillstand von Jahrhunderten, liegt hier auf dem Staub der alten Gesetzbücher, deren jüngstes tief ins Mittelalter hineinreicht; und Niemand hat bis jetzt daran gerüttelt, Alles erhält sich allein durch Gewohnheit in seiner Breite und Schwere; doch ist manches darin gut und besser, als es sein würde, wenn es neuer wäre, namentlich was Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens betrifft und Bauerngerichte, Schiedsgerichte, letztere eine Wohlthat, die König Friedrich der Sechste den Dänen zuwendete.

Die Bauerngerichte, Bondengerichte, sind ein Rest der alten, freien Zeit, wo das Volk sich selbst

Recht ſprach. Würden ſie zweckmäßig und zeitgemäß umgeſtaltet, ſo würden Geſchwornengerichte daraus hervorgehen. Jetzt haben ſie freilich meiſt wenig zu bedeuten, und nur an einigen Orten, wie z. B. in der Eidermarſch, zeigen ſie ſich wirkſamer. — Zwölf Bauern richten hier unter Vorſitz eines gelehrten Richters. Sie ſind lebenslänglich gewählt, können in Strafprozeſſen bis zu Zuchthaus auf ein Jahr verurtheilen, ſprechen Recht in allen Privatſtreiten und Pupillenſachen, und ſitzen auf offener Gerichtsſtelle, vor der die Advokaten reden und die Parteien erſcheinen. — Kein Prozeß kann aber in den Schleswigſchen Marſchen begonnen werden, ohne vorher den Sühneverſuch vor dem Schiedsgericht gemacht zu haben, wodurch viel Streit gütlich verglichen wird. Die Bondengerichte ſelbſt werden jährlich meiſt nur einmal gehalten, und bieten ſchlauen Anwälden oft das Mittel Prozeſſe mehrere Jahre lang hinzuſchleppen, wenn nicht, was häufig geſchieht, die Advokaten durch Vergleiche vor den Amtsgerichten die Sache zu beenden ſuchen. — Ein ſo alterthümliches, unvollkommenes Inſtitut muß ſchwere Mängel haben, und die ganze Rechtsverfaſſung eines Landes, wo jede Stadt ein anderes Recht beſitzt, iſt wild durch einander geworfen, ver-

rottet und lückenhaft genug. Dennoch aber darf man nicht vergeſſen, daß der Rechtsſinn des Volkes hier wach erhalten wird, daß ein unabhängiger Richterſtand vorhanden iſt, und der Stand des Advokaten ganz und gar dem Volke zur Seite ſteht und aller Gewalt des Staates entzogen bleibt.

Eben ſo alterthümlich und verſchieden, wie die Juſtiz iſt auch die Kirchſpielverwaltung. Einen Adel giebt es nicht in den Marſchen, *ſie ſind ganz und durchaus freies Bauernland.* Ihre Bewohner haben von jeher den Adel gehaßt, gegen ihn gekämpft, ihn oft geſchlagen, ſeine Raubſucht und ſeinen Uebermuth gedehmüthigt; ja die Dithmarſchen rühmten ſich einſt, es gäbe keinen Fuß breit in ihrem Lande, wo nicht ſchon die Leiche eines Adligen gelegen habe. — Die freien edlen Frieſen duldeten nie einen Herrn in ihrem Lande; wenn es aber keinen Adel giebt, ſo giebt es doch eine *grundbeſitzende Bauernariſtokratie.* Dieſe iſt zu allen Zeiten da geweſen und hat in ihrer Art die Herrſchaft an ſich geriſſen, die ſie auch jetzt noch ausübt, ſo weit es reicht. In den Kirchſpielen wählen die Grundbeſitzer nach ſehr abweichenden, alten Beſtimmungen die Kirchſpielrepräſentanten. Bald ſind es nur wenige der Reichſten,

die 100 bis 200 Demath Land beſitzen, welche dies Vorrecht ausüben, bald alle die 60 Demath, oder 40 und darüber, ihr eigen nennen. Es iſt aber immer die beſitzende Klaſſe, welche hier, wie faſt überall in der Welt, das Heft in der Hand hält, und neben ihr gehen die kleinen Leute, die Proletarier, leer aus; ihre Armuth oder ihr Elend macht ſie unberechtigt und zu Parias der menſchlichen Geſellſchaft.

Im Uebrigen iſt in den Marſchen der Stand der beſitzloſen Arbeiter nicht eben materiell tief zu beklagen. — Es giebt immer viel Arbeit an den Dämmen und Deichen, die gut bezahlt wird und zur Winterzeit findet ſich auf den Marſchhäfen Beſchäftigung, da im Allgemeinen wenig Geſinde gehalten wird. — Die Höfe ſelbſt ſind von ſehr verſchiedener Größe, von 40 bis zu 250 Demath, welches hier das allgemeine Maaß iſt. Der Demath hat nicht volle 2 Magdeburger Morgen Flächeninhalt.

In den Holſteiniſchen Marſchen wird nach alten Morgen gerechnet, deren jeder fünf Magdeburger Morgen gleich iſt. Die Güter in Dithmarſchen, der Kremper- und Wilſter-Marſch haben gewöhnlich 30 bis 80 Morgen; es iſt daher die Boden-

vertheilung ſo ziemlich überall nach demſelben Maaßſtabe vorhanden. Sie ſind hinlänglich groß um ihren Beſitzern ein reichliches Auskommen zu ſichern, doch nicht ſo bedeutend, um Rittern und adeligen Herren früherer Zeiten Glanz und Macht verleihen zu können. Gerade dieſe Theilung des Landes in freie Höfe, auf denen ein kräftiger Bauernſtand ſich entwickeln konnte, hat die Eroberung und Unterwerfung des größten Theils der Marſchen ſo lange verzögert, bis die Feudalzeit ihre ärgſte Gewaltſamkeit überwunden hatte. — Frieſen ſowohl, wie Dithmarſcher, retteten aus dem Schiffbruch ihrer Selbſtſtändigkeit ihr Landrecht und ihre Privilegien, welche die Fürſten um ſo eher ihnen gewährten, da ein Gefühl der Achtung vor den tapferen und begüterten Männern vorwaltete. Sie huldigten der Krone und zahlten dieſer Abgaben, adelige Herren erhielten ſie nicht. Ihr freies Eigenthum blieb ihnen, ſo wurden ſie kleine Vaſallen, wie die Ritter im Oſten des Landes größere waren. Was ſie dann auch von der Willkühr, von harten Voigten und Steuerdruck litten, ſie blieben doch die Meiſter in ihrem Lande, und noch giebt es viele Familien, welche ſeit Jahrhunderten im Beſitz derſelben Höfe ſind und deren Geſchlechter ein

höheres Alter nachweisen, als die meisten der adeligen Grundbesitzer.

Der Boden in den schleswigschen Marschen ist zwar theilbar, ganz im Gegensatz zu den Höfen in den östlichen Landschaften der Herzogthümer, wo der Grundbesitz geschlossen und gesetzlich unveräußerlich ist; aber zu Theilungen kommt es dennoch selten, weil ganz natürlich jeder Familienvater den unzerstückelten Hof seinen Erben hinterlassen möchte, und man sich nur von der äußersten Nothwendigkeit getrieben, zu Verkleinerungen verstehen würde. Jetzt, wo der Wohlstand sich so sehr erhöht hat, die Landesprodukte sich verdoppelt haben, der Absatz so leicht und gesucht ist, ist dies noch weit weniger der Fall. Schlechte Wirthe sind die wenigsten; es liegt vielmehr ein Trieb in dem Schleswig-Holsteinschen Volksstamm das Besitzthum zusammen zu halten und zu mehren, was eben aus dem Gefühl des Besitzes und seines Werthes entspringt, und wenn auch daneben an manchen Orten die neue Zeit mit ihren Genüssen und Angewohnheiten sich in die alte Einfachheit drängt, die Eigenliebe und Eitelkeit weckt, die Ausgaben vermehrt und den Bauer geneigt macht städtische Sitten, Einrichtungen, Tracht, Putz und

Geräth nachzuahmen, so hat er doch meist reichlich die Mittel dazu, und wer kann es ihm verargen, wenn er sich das Leben so angenehm zu machen sucht, wie es ihm gut dünkt? Daher trifft man denn bei manchen dieser Hofbesitzer, namentlich in der Nähe der Städte, Möbel von Mahagoniholz, tapezirte Wände, Sophas, große Spiegel, drei, vier ganz städtisch geschmückte Zimmer in ihren großen Häusern, auch Klaviere für ihre Töchter, welche die Schulen und sicher auch die Bälle in der Stadt besuchen; kurz von einem Bauerleben in alter, stiller Eigenthümlichkeit ist hier nicht mehr die Rede. Wir haben es mit Guts-Besitzern zu thun, die mit den Weltverhältnissen sowohl, wie mit Champagner und Austern bekannt sind. Indeß ist dies doch nur bei der großen Minderzahl der Fall, und für gewöhnlich mag auch der Mann zu den vermögensten gehören, mag er Landeshauptmann, oder Gemeindevorstand sein, mag seine Frau auch Hauben und blumenbesteckte Seidenhüte tragen, so herrscht doch im Hause und dessen Einrichtungen die schlichte Einfachheit alter Sitte noch immer bemerklich vor. Sind mehrere Söhne vorhanden, so erbt der jüngste den Hof, wenigstens in den Schleswigschen Marschen,

die Andern werden durch Heirathen, oder ſonſt verſorgt und durch Geld abgefunden, die Töchter wo möglich wieder mit Hofbeſitzern in die Ehe gethan, und ſo erhält ſich die Bauernariſtokratie der Marſchen aufrecht, ganz in derſelben Weiſe, wie wir dies auch in manchen Gegenden unſeres Vaterlandes bemerken können, wie z. B. in der Altmark, in Theilen Schleſiens, in den Niederungen und Brüchen, an den Abhängen des Thüringer Waldes u. ſ. w. Dort giebt es auch Bauernſtämme, die ihre freien Höfe ſeit Jahrhunderten inne haben und Familien darunter, deren Vorfahren ſie einſt von Kaiſer und Reich beſaßen. Sie ſind kleine Gutsbeſitzer die eiferſüchtig auf Erhaltung ihres Erbes und ſtolzer auf die Bewahrung der Reinheit ihrer Ariſtokratie ſind, als manche adelige Herren, welche ſie gern aus ihrer Nähe vertreiben, adelige Güter, wenn ſie können, kaufen und theilen, und nicht leicht dulden, daß ihre Töchter einen andern als einen Vollbauer heirathen. So ſind auch die durch ganz Deutſchland zerſtreuten Schulzen, Erb- und Lehnſchulzengüter die Reſte eines urfreien begüterten Bauernſtandes, und es finden ſich noch manche darunter, die größer und werthvoller ſind, als viele Ritterſitze.

In ganz Deuſchland aber hat der Boden kaum irgendwo den hohen Werth, wie jetzt in den Herzogthümern. Die Marſchen mit ihrem ſchweren Kleiboden ſind außerordentlich fruchtbar und geben in guten Jahren einen Ueberfluß an Waizen, Gerſte, Hafer, Raps, Bohnen und allen andern Feldfrüchten. Dieſe und die Fettmachung des Schlachtviehes, ſind die beiden Hauptgegenſtände der Landwirthſchaft. In den holſteiniſchen Marſchen iſt der Getreidebau vorherrſchend, in den Schleswig'ſchen die Viehgräſung. Butter- und Käſebereitung iſt mehr Sache der Oſtküſten, wo die großen adeligen Güter und die reichen Landſchaften der Bauern zwiſchen den verſchiedenen Meerbuſen und Buchten, dies zum beſondern Gegenſtand ihrer Induſtrie machen. Die Marſchbutter iſt zu fett um zur Dauerbutter ſich zu eignen; auch mag man die Bereitung nicht ſo gut verſtehen, endlich ſich auch nicht die nothwendige Mühe und Sorgfalt geben wollen. Der Hofbeſitzer in der Marſch iſt an leichteren Gewinn gewöhnt, und wenn nicht der große Gott im Himmel, ſo ſagte mir Einer, zuweilen auch ſehr naſſe Jahre und Mißwachs ſchickte, würden ſie gar zu übermüthig werden. — Man theilt die Marſchhöfe in Grashöfe und Ackerhöfe,

je nachdem sie auf Viehweide oder Fruchtbau paßlichen Boden haben. — Manche Marschen bilden fast ganz und gar fettes Weideland, wie die Eiderstädter Marsch; andere, höherliegende, ziehen vorherrschend Getreidearten und Raps. Da das fette Vieh in den letzten Jahren sehr im Preis gestiegen ist, haben manche Hofbesitzer angefangen ihr Ackerland in Weideland umzuschaffen, wobei sie den Vortheil haben, es zur Gräsung verpachten zu können und ohne vom Zufall der Witterung und des Gedeihens abzuhängen, ihr Geld in bequemer Ruhe einzustreichen.

Eigentliche Viehzucht wird in den Marschen wenig getrieben; man zieht gewöhnlich nur was man an Jungvieh selbst braucht, und selten hat ein Hof mehr als sechs bis acht Kühe, die sehr schön, groß und stark sind, und häufig in der guten Zeit täglich fünf und zwanzig bis dreißig Quart Milch geben. Pferdezucht ist vorzugsweise in den Holsteinischen Marschen heimisch; berühmt sind die großen Pferde Dithmarschens, welche bedeutenden Preis haben und gewöhnlich für Paris, als Wagenpferde, an reiche Franzosen verkauft werden. Die zahlreichen Schaaren fetter Rinder dagegen, welche jeden Herbst aus den grasreichen Marschen

zur Schlachtbank nach Hamburg und Altona ziehen, kommen aus Jütland, und bilden den eigentlichen Verkehr zwiſchen den beiden großen Theilen, dem Süden und Norden der Halbinſel. In den jütländiſchen mageren Heideſtrichen werden faſt alle die ſchwarzen, langgehörnten Stiere, mit dickem kurzem Kopf und geſtrecktem Leib, geboren, welche man auf den ſaftigen Marſchen einen kurzen Lenz genießen ſieht. — Bis zum dritten Jahre zieht man in Jütland ſie groß, dann kaufen ſie die Viehhändler auf und erſcheinen mit ihren Heerden auf den Märkten in den Marſchen. Der Hauptmarkt für Schleswig iſt Huſum. Hier lagern zuweilen 5 bis 6000 Paar in den Straßen, von denen wenige unverkauft bleiben. Denn mit den Verkäufern finden ſich die Käufer ein. Man macht Geſchäfte mit der Gräſung, und viele Bewohner der Geeſtdörfer treiben Viehhandel, indem ſie in der Marſch ſo und ſo viel Demath von einem Grashofbeſitzer pachten, dann in Huſum mageres Vieh kaufen und nun den Erfolg erwarten. — Auf zwei Demath nährt man gewöhnlich drei Rinder, auch wohl noch ein Jungvieh oder Schaf, und zahlt pro Demath 12 bis 15 Rthlr. Pacht. Es kömmt aber alles darauf an, wie der Graswuchs gedeiht;

ob der Sommer trocken oder naß, heiß oder kalt iſt; ob die Thiere, welche man kauft, die nöthigen Eigenſchaften haben, fett zu werden; ob man hinlängliche Weide hat, ſie zu nähren u. ſ. w. Obwohl man nun Ausſicht hat, ein hübſches Stück Geld zu verdienen, wenn Alles gut einſchlägt, ſo hat man doch nicht minder auch Ausſicht zu verlieren; denn aller Handel erfordert Glück, Ueberlegung und Sachkenntniß, bei dieſem aber iſt obenein gar viel von Zufälligkeiten abhängig. — Muß man Vieh kaufen, ehe es fett iſt und zu unpaſſender Zeit, ſo geht Geld verloren; im andern Fall füllt ſich die Taſche des Viehhändlers. Denn gewöhnlich gilt ein fetter Ochs ſo viel, wie das Paar der magern. Es kommt jedoch auf das Gewicht nach Schätzung an, ob er ſechs, ſieben oder gar achthundert Pfund wiegt. Ein vom Glück begünſtigter kann daher wohl gar das Doppelte gewinnen; hat er dem Jütländer 70 Thaler für das Paar Ochſen bezahlt, ſo bekommt er von dem Hamburger vielleicht für Einen 100 Thaler wieder.

Man kann annehmen, daß 30 bis 40,000 Stück Rindvieh jährlich von Jütland nach den Herzogthümern verkauft werden und dieſer bedeutende

einträgliche Handel, an welchem die adelichen Güter Jütlands ſowohl, wie die Bauern, lebhaften Antheil nehmen, ſetzten die Jüten in fortgeſetzte Verbindung mit ihren ſüdlichen Nachbarn. Was ſollten ſie mit ihrem Vieh thun, wenn ſie nicht dieſe Abnehmer hätten? — Der Eine bedarf des Andern, aber der Zug des ganzen Handels geht nach Süden weiter, bis an die Elbe, wo, wie wir früher ſchon geſehen haben, Hamburg und Altona das Rauchfleiſch und Salzfleiſch der jütiſchen Stiere in ungeheuren Quantitäten über die halbe Erde ſchicken. Hieraus iſt es auch zu erklären, wie damit das Vor- und Weiterdringen der deutſchen Sprache begünſtigt wird. — In alten Zeiten war die Eider die Grenzſcheide zwiſchen den deutſchen Dithmarſchen und dem frieſiſchen Eiderſtadt. Todtfeindſchaft herrſchte zwiſchen beiden, und Eiderſtadt empfand ſehr oft die ſchwere Hand ſeiner kühnen Feinde. Hätten Frieſen und Dithmarſcher feſt zuſammen geſtanden für Bewahrung ihrer gemeinſamen Freiheit, ſie hätten wohl länger Adel und Fürſten widerſtanden; aber ſie haßten ſich bitterlicher und haben noch jetzt alte Feindſchaft nicht ganz vergeſſen. Je mehr jedoch in neuerer Zeit ihre Intereſſen gemeinſam gingen, je mehr Handel und Wandel ſie verband,

um ſo mächtiger machte ſich auch das Uebergewicht derjenigen Sprache geltend, die ſüdlich der Eider im Oſten, bis an die Schlei, und von den Kaufleuten an der Elbe geredet wurde. Das Frieſiſche erſtarb nach und nach in Eiderſtadt, es ſtarb um Huſum und iſt jetzt todt in der Hattſtedter Marſch, wo nur noch alte Leute es unter ſich ſprechen. — Wir werden ganz dieſelben Verhältniſſe, daſſelbe raſche und mächtige Vordringen der deutſchen Sprache im Oſten wiederfinden, in der Landſchaft Angeln und ſelbſt über Flensburg hinaus, weil Handel und Verkehr die deutſche Sprache zur Nothwendigkeit machen. Und dieſe materiellen Vortheile ſind der wahre Grund, weßhalb alle Blicke ſich gen Deutſchland wenden, nach Hamburg, nicht nach Kopenhagen. — Hamburg iſt die eigentliche Hauptſtadt des Landes, dorthin gehen die Landesproducte, von dort kommt Geld und Wohlſtand; Dänemark aber iſt und bleibt fremd, und eine Incorporation muß den heftigſten Widerſtand finden, weil man keine Vortheile, wohl aber großen und materiellen Schaden darin entdecken kann.

In früherer Zeit muß es unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht haben, feindlich in dieſe weiten Wieſenfelder einzudringen, die in Holſtein 20 Quadrat-

meilen, in Schleswig 18 Quadratmeilen Raum einnehmen. Sie bildeten mit ihren zahllosen Gräben und schmalen tiefen Wegen, ihren Schleußen, durch welche das Meer, als Bundesgenoß, herbeigerufen werden konnte, und ihren vereinzelten festen Wohnungen auf den Hügeln, Schutzwehren der alten Freiheit, an denen die eisengepanzerten Reiter und Ritterschaaren der Unterdrücker Jahrhunderte lang Schmach und Untergang fanden. — Jetzt hat man die Straßen gebessert; man legt durch Eiderstadt und Dithmarschen Chausseen an, denkt sogar an eine Eisenbahn bis zur Elbe, aber noch immer sind die Marschwege bei nassem Wetter und zur Winterzeit häufig grundlos und für Fuhrwerk gänzlich unbrauchbar. Wagen und Pferde versinken in dem aufgelösten Boden, nur die Deichkronen bilden dann die Mittel zum Weiterkommen und die Leute in ihren Häusern auf den Werften sind mitten im Schlamm, abgeschnitten von der Welt, schlimmer wie auf Inseln, die ein Meer umfluthet. — Ein solches Haus unter seinen, vom Seewinde kahl gefegten Bäumen und Hecken, hat gewöhnlich die Form eines halben Kreuzes. Die lange Front bildet die Wohnung des Besitzers, an welche sich die Stallgebäude unmittelbar anschließen.

Der rothe Backsteinbau erinnert an holländisches Wesen, eben sowohl, wie die Taxuseinfassungen der Gartenbeete und die Sauberkeit der Gemächer. Gewöhnlich hängen, je nach der Größe des Hauses, zwei oder drei Zimmer zusammen; das kühlste und größte dient dann zum Sommeraufenthalt, Wohn- und Gastgemach. Häufig ist es mit einem Fußboden von Fliesen versehen, ohne Ofen, und enthält in gewaltigen, mit Messing beschlagenen Koffern, oder auch in alten schönen Schränken von gebeiztem und gebohntem Holz, deren Schnitzwerk Zeugniß giebt, daß in früheren Zeiten Holzschneidekunst hier vorzüglich geliebt und geübt wurde, den Leinen- und Bettenschatz, sammt andern Kostbarkeiten, namentlich auch fast immer den Putz und Schmuck der Frau, den bebänderten Seidenhut u. s. w.

Die wohlthuendste Reinlichkeit tritt uns hier überall entgegen. Die Wände sind blendend weiß, sie werden alljährlich neu getüncht; die Thüren, die Fenster, die Decken mit grünlicher Oelfarbe gestrichen, vermehren das Zierliche und Wohnliche ungemein. An den großen hellen Fenstern stehen Blumentöpfe, an den Wänden hängen wohl da und dort einige Kupferstiche, eine Gehäuuhr fehlt ge-

wiß nicht. Polſterſtühle reihen ſich um den Tiſch und der Fußboden iſt ſo ſauber gehalten, wie jener, auf dem der Kaffee- oder Theekeſſel von Morgen bis Abend in faſt ununterbrochener Geſchäftigkeit brodelt. Denn das Marſchwaſſer iſt nicht gut zu trinken, der Thee muß es erſetzen, dieſer ſchmeckt aber auch ganz vorzüglich. Das feine Weizenbrod, die friſche Butter und eine Art Zuckerbackwerk, das im Hauſe bereitet wird, erſcheint dem Fremden als eine beſonders empfehlungswerthe Beigabe der Gaſtfreundſchaft, die ihn willkommen heißt. — An Fiſch und Fleiſch iſt Ueberfluß. Tiſchgedeck, Teller und Hausrath haben die Händler aus der Stadt geliefert, und Küche, Haus und Keller iſt in allen Dingen wohl beſtellt. Der wohlhabende Marſchhofbeſitzer iſt natürlich ein ganz anders Weſen, wie der arme Halligbewohner. Zwar ſteht ſein Dach auch auf tief in die Werft geſenkten Ständern, aber ſeine Mauern haben ſeit vielen Jahren die Sturmfluthwellen nicht geſehen. Sicher ſchläft er in dem Bett, das in der Holzverbuchtung eingelaſſen iſt; ſicher ſteht der Hauberg jetzt, wie man aus uralten Zeiten die Mitte des Hauſes heißt, wo auf ſtarkem Pfahlwerk das Heu ſteht, der koſtbarſte Schatz des Marſchbewohners,

mit dem er sein Vieh ernährt und wohin er einst selbst floh, wenn unten die Fluth sein Haus umtobte. — Jetzt hat sich alles geändert; aber der Hauberg ist noch vorhanden in den alten Friesenmarschen und das Willkommen in Nordfriesland wird noch immer dem Gaste mit gefülltem Glase dargebracht. — Viele verständige tüchtige Leute wohnen hier, und man findet bei ihnen oft mehr Kenntniß als man erwartet. Sie haben die Schulen in der Stadt besucht, und, mag es aus dem Deichbau und Schleussenbau, der sie umgiebt, herstammen, oder ein eigenthümlicher Trieb dieses Küstenvolks sein, das eher vielleicht Schiffe besaß als Häuser; sie haben größtentheils Sinn für Mathematik, beschäftigen sich gern damit und machen zum Theil das Landmessereramen ohne Anstellung zu suchen. Auf ihren Gütern in Wohlstand lebend, drückt Lebensnoth und schwere Arbeit sie nicht. Sie haben Zeit sich um Dinge zu kümmern, die dem Menschen, der von früh bis spät sich um sein täglich Brod ringen muß, gewöhnlich fern bleiben. Ihre Kinder werden wohl erzogen, manche ihrer Söhne studiren und treten in den Staatsdienst, ja mehrere Familien die eine Anzahl Höfe besitzen, namentlich in dem reichen Eiderstadt und den Elb-

marſchen, treiben Luxus im großen Maßſtabe, in Bauten, Lebensweiſe, Equipage und Schmuck, und der junge Herr aus der Marſch, der aus Paris zurückgekehrt und im ſeidenen Schlafrock und türkiſcher Pfeife auf der Werft am Kaffeetiſch ſitzt, gleicht weit eher einem Löwen der Salons oder einem Paſcha, als einem Bauernſohne, der zu Haus die Muskete tragen, Vorſpanndienſte leiſten und andere beſondere Laſten und Pflichten erfüllen muß.

Vom Soldatendienſt, der hier zu Lande einzig und allein dem Bauer aufgebürdet iſt, kaufen ſich zwar die Reichen los und nehmen einen Stellvertreter, aber ſolche und andere Laſten, die ſie tragen müſſen, und welche ganz außer der Zeit ſind, können nicht anders als Unwillen bei Männern erregen, deren Wohlhabenheit und Bildung die beſtehenden Verhältniſſe richtig zu beurtheilen vermag. — Darum iſt der Bauernſtand in ganz Schleswig-Holſtein auch ſo geneigt, der Oppoſition gegen die däniſche Regierung beizuſtimmen. Sein verſtändiger Sinn faßt leicht die Mängel und Fehler auf. Er ſieht ein, was ihm fehlt und ihm ſelbſt nöthig iſt; er erwägt den Zuſtand des geſammten Vaterlandes, hört und lieſt über deſſen

Verhältniſſe, lernt die Geſchichte der Vergangenheit kennen, bedenkt die Zukunft, und wie kann er da anders, als denen beitreten, die ihm zeigen wohin es führt, wenn ſein Vaterland und ſein verbürgtes Recht zugleich verloren gehen?

VI. Kapitel.

Die Geeſt. — Die Landesprivilegien.

Von Huſum nach Schleswig ſind zwar nur fünf Meilen und etwas darüber, aber es iſt ein böſer Weg mitten durch die öden Sand- und Heideſteppen des mittlen hohen Rücken des Landes. — Nach Flensburg, das nördlicher liegend ein Dreieck mit Huſum und Schleswig bildet, führt eine Kunſtſtraße, eine andere iſt von Huſum aus durch die Eiderſtädter Marſch in Arbeit; aber Verkehr hat jene Hafenſtadt nach allen Richtungen hin jetzt wenig und wie ich ſchon ſagte, es iſt im glücklichſten Fall noch ſehr die Frage: ob der Heverſtrom je für den Seehandel eine Bedeutſamkeit erhält.

Bei einer Stadt von ſolcher Unbelebtheit wie Huſum, iſt es nicht zu verwundern, wenn die Poſtverbindungen ſpärlich ſind, und wer nicht mehre Tage auf einen Poſtwagen oder auf den Zufall einer Gelegenheit warten will, ſieht ſich genöthigt

Privatfuhrwerk oder Extrapoſt zu nehmen. Dies iſt die Art, wie man überhaupt meiſt in den Herzogthümern reiſt und reiſen muß, was die Bewegung ziemlich theuer macht, denn für die Meile bezahlt man regelmäßig einen Thaler und hat dabei meiſt weiter nichts, als einen offenen, ſogenannten holſteiner Wagen, deſſen Achſen feſt aufſtehen und deſſen Sitze in Riemen hängen. Eine große Wohlthat iſt es, daß jetzt regelmäßige Chauſſeebauten alljährlich in beiden Herzogthümern ſtatt finden, welche Diligencen hervorrufen und im Laufe der Jahre das Land mit einem Netz von guten Straßen bedecken werden, die bis vor Kurzem ſo ziemlich ganz mangelten. Im Jahre 1832 ward die Chauſſee von Kiel nach Altona fertig; nachdem aber im Jahre 1839 eine neue Zollverordnung in Kraft trat, durch welche die bisherige Zollfreiheit der Adelgüter und der Landſchaften Süden und Norden Dithmarſchen aufgehoben und abgekauft wurde, ward der Chauſſeebau lebhafter betrieben, wozu die Ritterſchaft patriotiſch geſinnt, von den empfangenen Summen Unterſtützungen hergab. Die neue Wegeordnung vom 1. März 1842 ſtellt feſt, daß alle Hauptlandſtraßen nach und nach in Chauſſeen umgewandelt werden, be-

zeichnet in Schleswig 58 Meilen und in Holstein 68 Meilen Weges dazu und schreibt vor, alljährlich zwei bis vier Meilen in jedem Herzogthum fertig zu bauen. Dies geschieht denn auch bis jetzt und muß von sehr wichtigen Folgen für die Handelsverbindungen ein, um so mehr wenn einige Eisenbahnen dazu kommen. Der König, welcher so eben durch die Marschen nach Altona fuhr, soll sich ein wenig ungnädig über die Langsamkeit des Baues geäußert haben und es muß halsbrechend hergegangen sein, ehe seine schweren Equipagen über das halbfertige Planum fortkommen konnten. Zur großen Belustigung erzählte man sich in Husum, daß der muthige Oberstaller von Eiderstadt dem Könige keine Antwort schuldig blieb und in seiner schmucklosen Aufrichtigkeit erklärte: Chausseen könnten nur gebaut werden wenn Geld geschickt würde, dafür möge Se. Majestät sorgen und die säumigen Behörden in Kopenhagen antreiben. — König Christian der Achte aber ist ein milder Fürst, der ein freies Wort nicht übel deutet und eine treffende Antwort ohne zu zürnen aufnimmt. Seine persönliche Freundlichkeit ist kein geringes Besänftigungsmittel in dieser Zeit der Aufregung, und bei der Schwierigkeit seiner

Stellung in dieſem Kampfe wird es nicht leicht von Billigdenkenden überſehen, daß er eben nicht, wie man zu ſagen pflegt, auf Roſen gebettet iſt. Dort die Dänen, welche von ihm ſtrenge Maaßregeln gegen den feindlichen Geiſt der Herzogthümer fordern, hier eben dieſer Geiſt, der kühn ſein gutes Recht begehrt, und vom Könige verlangt, er ſolle ihn anerkennen. Ein energiſcher Fürſt würde ſich entweder gedrungen fühlen dies zu thun, oder er würde die alten Pergamente in Stücke reißen und ſprechen: Ruft wie ihr wollt nach euren verbrieften Rechten, die vergangene Jahrhunderte ſich ausgeklügelt, ich will den däniſchen Staat erhalten, wie er iſt und dieſem Princip nach euch zwingen, eure verderblichen Plane aufzugeben! — Statt deſſen thut die milde Unentſchloſſenheit weder das Eine, noch das Andere. Das Rechtsgefühl wird nicht ſo ganz überwunden, um mit nichtsachtender Kühnheit Staatsſtreiche zu führen, eben ſo wenig aber kann und will jenes ſiegen, und ihm zur Liebe weder des däniſchen Volks Anhänglichkeit opfern, noch die leidenſchaftlichen Vorwürfe der Partheien auf ſich laden. Am Abend des Lebens ſind die meiſten Fürſten, wie die meiſten Menſchen, geneigt, wo möglich

die Ruhe um jeden Preis zu erhalten und so entstehen denn jene Reihen von verderblichen, halben Maaßregeln, die Niemand befriedigen und Alle aufreizen, die recht eigentlich gemacht sind, den Boden tief zu untergraben, alte Scheu und Ehrfurcht aus dem Herzen zu reißen, das absolute Königthum seiner Würde zu entkleiden, und statt die Leidenschaften zu besänftigen, sie heftiger und gefährlicher aufstacheln.

Kurz vorher, ehe der König in diesem Jahre das Seebad Föhr besuchte, hatte er das Fahnenverbot erlassen. Farbige Nationalfahnen, roth, blau und weiß flatterten überall, eigentlich zwar fehlte noch das Gelb, denn Holsteins Farben sind weiß und roth, Schleswig hat blau und gelb, aber die goldenen Troddeln und Schnüre ersetzten das fehlende, und jetzt, wo die jütländischen und dänischen Provinzialstände der einigen Nationalität der Herzogthümer zu Leibe gingen, wo sie Dekrete forderten, die Schleswig-Holstein als incorporirte Theile des Dänenstaats erklären sollen, war ein Symbol des Widerstandes gegen dies unbefugte Einmischen nothwendig. Die Fantasiefahnen wehten im Norden und Süden, der Fahnenjubel war groß und allgemein geworden. Jede Stadt, jede

Gemeinde, jede Verſammlung und Geſellſchaft ſteckte das dreifarbige Bundeszeichen auf; die Sängervereine zogen unter dieſem Banner zu den Feſten und endlich auch nach Deutſchland, gen Würzburg, wo ſie brüderlich empfangen wurden; ja im Schloſſe zu Auguſtberg hatten die ſchönen Prinzeſſinnen mit eigenen Händen eine reiche, roth, blau und weiße Fahne geſtickt, und dieſe war es eben, welche den Zug nach Würzburg begleitete.

Der Lärm in Kopenhagen darüber wurde ganz entſetzlich groß, die däniſche Preſſe erhob ein Zetergeſchrei gegen dieſe offenbare Verſchwörung und bewirkte wirklich nicht allein, daß man diplomatiſche Verſuche machte die Fahne in Würzburg zu verbieten, was König Ludwig von Baiern durchaus ablehnte, ſondern zu gleicher Zeit ward auch das Fahnenreſcript erlaſſen, wonach ſämmtliche dreifarbige Fahnen in den Herzogthümern unterſagt wurden. Dies Verbot wurde ſchmerzhaft empfunden und obwohl man gehorchen mußte, that man es doch nicht, ohne Proteſtationen und lange lebhafte Erörterungen in allen Wochenblättern, was wiederum zu Anklagen, Beſchuldigungen und Prozeſſen führte.

Mittlerweile kam der König ins Land und ſein

Empfang war an manchen Orten kein allzubegeisterter. In Tondern sang ihm die Jugend, welche auf die Bäume vor den Fenstern seiner Wohnung gestiegen war, die halbe Nacht lang das beliebte Volkslied: „Schleswig-Holstein stammverwandt,“ vor, und dies Lied, so wenig poetischen Werth es haben mag, spielt dennoch eine bedenksame Rolle in der jüngsten Geschichte der Herzogthümer. Seine volksthümliche Melodie und einige leicht faßliche Gedanken haben eine bezaubernde Wirkung auf alle Herzen hervorgebracht. Je mehr die Dänen es lächerlich zu machen suchten, je mehr ward es der Schlachtruf gegen sie und ihre Forderungen. Wo nur irgend sich Schleswig-Holsteiner versammeln, wird es gewiß gesungen, wo irgend ein Däne sich blicken läßt erschallt es ihm zum Hohne. Es wird im Theater gefordert, sobald irgend der Patriotismus Gelegenheit dazu bietet; kurz es ist überall sogleich bei der Hand und, vom Kinde bis zum Greise, weiß es jeder auswendig. Bei solchen Wirkungen ist wenig darauf zu geben, ob ein Gedicht viel poetischen Werth hat oder nicht. Da der Ursprung des Liedes in Deutschland aber wenig bekannt ist, will ich hier die nicht uninteressante Notiz mittheilen, daß merkwürdiger

Weiſe eigentlich ein deutſcher Dichter, Herr Straß in Berlin, (Otto von Deppen) der erſte Verfaſſer deſſelben iſt, bis es ſpäter von einem andern Dichter, dem Advokaten Chemnitz in Schleswig, umgeſtaltet und verbeſſert wurde. — Die Jugend in Tondern mag aber wohl ſehr unharmoniſche Töne ausgeſtoßen haben, denn der König wollte es endlich nicht länger dulden, obwohl er die Hymne gewohnt ſein mußte, welche ihn an vielen Orten empfangen hatte. Er befahl die Jungen zu verjagen, aber wer ſollte ſie von den Bäumen holen? Kein Voigt und kein Büttel vermochte es; die Jugend ſchrie im Gegentheil immer ärger und der König mußte gute Geduld üben und ſie weiter ſingen laſſen, bis ſie müde waren. Dafür ſparte ihm der Prinz von Auguſtenburg, Statthalter in den Herzogthümern, ein anderes, ernſteres Zeichen der Mißſtimmung. — Die Bürger von Tondern, welche nicht dazu bewogen werden konnten, dem Könige einen Fackelzug zu bringen, vereinigten ſich alsbald dazu, einen ſolchen dem Prinzen anzubieten, der viele Mühe hatte, ſie davon abzuhalten. Mißgeſtimmt kam der König nach Föhr, wo ihm, fern von Sorgen und Verdrüßlichkeiten, die gute Laune zurückkehrte.

Die Freuden der Tafel und der behaglichen Ruhe ließen den Monarchen vergessen, welche tiefen Zerwürfnisse, in seiner Familie sowohl, wie in seinem Staate, walteten, und wir wollen gern die Versicherung derer glauben, die sich in der Nähe König Christians befanden, daß er seit langer Zeit nicht so heiter und froh gewesen, wie auf dem einsamen Dünenstrande der friesischen Insel, von der er ungern endlich geschieden sei.

In Husum schon erwarteten ihn neue Plagen. Die Parteien und ihr eifersüchtiger Zwiespalt traten dicht zu ihm heran, und selbst die Bauern in den Marschen zeigten ihm deutlich genug, wie es mit seiner gesunkenen Popularität stehe. Sonst und noch im Jahr vorher, waren die Söhne der reichen Marschhofbesitzer auf ihren mächtigen, bändergeschmückten Hengsten dem Königlichen Wagen vorgeritten; sie hatten die Vorspanndienste, die Conscription und alle ihre Klagen gänzlich vergessen und ließen den Monarchen sich in der einfältigen Liebe eines kindlich gehorsamen und neugierigen Volkes sonnen, das mit gedankenloser Bewunderung einen König anstarrt, und vergnügt nach Haus geht, wenn dies Gaffen geglückt ist. Jetzt zeigten sich wenige, keiner ritt voraus, an

manchen Fenstern aber hatte der derbe Bauernwitz weiße Nachtmützen, rothe Weiberröcke und blaue Strümpfe nebeneinander aufgehangen, als unverkennbare Anspielung auf die verbotenen Fahnen und deren Farben.

Besser ging es später in Dithmarschen, den Elbgegenden und besonders feierlich in der Handelsstadt Altona her, die, wie alle Handelsstädte, nichts von Patriotismus weiß, der nicht zugleich kaufmännisch speculativ ist. Dithmarschen, wo einst die alte stolze Bauernfreiheit thronte, ist jetzt eine eifersüchtige für ihre Sonderrechte fürchtende Landschaft, welche am wenigsten geneigt ist, lebendigen Antheil an den allgemeinen Bewegungen und Schicksalen des Landes zu nehmen. In Eiderstadt aber und in den Friesenmarschen empfand man der Zeiten Schmach und Leid weit tiefer. — Ist es nicht schändlich, sagte mir ein Hofbesitzer, daß wir unsere Pferde und Leute opfern müssen zum Vorspanndienst, um die Wagen des Königs und seiner vornehmen Herrn durch unsere Marschen zu helfen? Jeder Narr ist hier berechtigt uns zum Vorspann zu pressen. Wenn irgend ein Beamter eine Reise macht, ist der Bauer da ihn zu fahren, wohin er es befiehlt. Jeder Officier

jeder Hofjunker sucht den Vorspanndienst zu erlangen und dies, wie die schreiende Ungerechtigkeit, daß unsere Kinder allein die Soldatenjacke anziehen müssen, um von dänischen Officieren gestoßen und geprügelt zu werden, das ist es, was vornehmlich zu gerechten allgemeinen Klagen bewegt.

Es war ein schlichter Mann, ein Bauernvorsteher, von dem ich dies hörte und was in den Marschen so heftig empfunden wird, giebt in andern Landestheilen, namentlich in den adeligen Distrikten, wo der Bauer ärmer und gedrückter ist und für seine Söhne keine Stellvertreter kaufen kann, noch weit mehr Grund zur Beschwerde. Verschiedentlich habe ich den aufhorchenden Leuten unsere Militärverhältnisse in Preußen erklärt, die ihren theilnehmenden Beifall fanden. — Daß jeder ohne Unterschied dem Vaterlande dienen soll, daß es einem Volke in schweren Schicksalstunden großen Vortheil, vielleicht Rettung bringen kann, wenn kein gesunder Mann im Lande ist, der nicht die Waffen zu führen versteht; daß unter solchen Verhältnissen der Soldatenstand, als Stand der Vaterlandsvertheidigung, zu größerer Ehre kommt als eine Söldnerkaste, welche blindlings die Befehle ihrer Obern befolgt, daß endlich, wenn alle junge Mannschaft

zu der Fahne eilen muß, nur eine kurze Dienſtzeit nöthig ſei, in welcher der Soldat nicht ſo leicht verlernt Bürger zu ſein, nicht zur Verknöcherung in Müßiggang und Arbeitsſcheu gelangt, das ſahen ſie Alle ein, und ohne Zweifel würde eine Militärverfaſſung, ähnlich der unſeren, überall hier den größten Beifall finden. Denn mit einer ſolchen nationalen Verfaſſung müßten nicht allein die Prügel verſchwinden und eine humane Behandlung für die Wohlfahrt der jungen Männer ſorgen, welche die Nation dem Dienſt des Vaterlandes auf eine Zeit lang übergiebt, es würden auch von ſelbſt die Dänen den Deutſchen in den Officier-Corps Platz machen müſſen, und durchgreifende Aenderungen in Verhältniſſen erfolgen, die zu den beklagungswertheſten und fehlerhafteſten in dieſen Ländern gehören.

Steigt man von den Frieſenmarſchen an der Weſtſee auf die Geeſt und den nackten Rücken des Landes, ſo findet man eine gänzlich veränderte Natur. Ausgedehnte Haideſtriche und Sümpfe wechſeln mit leuchtenden Sandfeldern, aber wo Torf und Sand es irgend zulaſſen, hat der Fleiß des Menſchen doch geſucht den magern Boden ſo gut wie möglich zu benutzen, und in manchen Gegenden dieſer hohen Geeſt findet man den Wohlſtand kei-

neswegeſ gering, denn hier übt wenigſtens kein adeliger Herr ſeine Bann- und Hoheitsrechte, oder fordert Zehnt und Spanndienſte. — Der Boden, wie er iſt, gehört den Bauern, die zu den königlichen Aemtern zählen; er iſt freies Eigenthum, und kann als ſolches benutzt und verbeſſert werden, wie es ſorgfältiges Mühen irgend möglich macht.

Manche Dörfer, durch welche der Weg führt, ſind groß und ſtattlich. Ihre Höfe, mit dem ſächſiſchen Pferdekopf am Giebel, zeigen, daß die Nachkommen des mächtigen Germanenſtammes, welcher einſt von dem Rheine bis in die jütiſche Halbinſel wohnte, hier noch ſein bekanntes Zeichen aufgeſtellt hat. Das halbe Kreuz der Marſchhöfe, ihr Hauberg in der Mitte, iſt mit den weiten waſſerreichen Tiefen voll üppiger Fruchtbarkeit verſchwunden. Sandig, dürr zieht ſich der Boden in gebrochenen Flächen hin, wo einzelne beſchilfte Lachen ihr verrätheriſches Grün über Sumpfſtellen decken. Magere Kühe und Schaafe weiden zwiſchen den kleinen Erdwällen, welche die Felder einfriedigen. Es iſt dies der Anfang jener lieblichen und nützlichen Koppeln, die an den Oſtſeiten beider Herzogthümer jedes Ackerſtück umringen und ein ſo eigenthümliches Netz buſchiger Feſtungswerke über das

ganze Land decken. Hier aber ſind dieſe Linien von Raſenſtücken weder ſo grün, noch ſo dicht mit Bäumen und Sträuchern beſetzt, wie in den Landſchaften gen Oſten. — Der magere Boden und rauhe, heftige Windwehen, die von Weſten und Norden über dieſe kahlen Flächen ſtreichen, vereinigen ſich, um den Baumwuchs zu unterdrücken. Meiſt ſind die Koppeln kahl, oder nur hie und da wuchert Geſtrüpp aus ihnen auf, das ſeine blattloſen Ranken ſchwermüthig im Winde wiegt. — Schwermuth überhaupt iſt der Ausdruck dieſer öden Gefilde, denen der Stempel der Unfruchtbarkeit oft in düſterſter Weiſe aufgeprägt iſt. Und doch ſind ſie nicht ganz arm, denn die Emſigkeit ihrer Bewohner ſtrebt und ringt mit der Härte der Natur, weiß ihnen Blüthen und Früchte zu entlocken, und in mancherlei Weiſe zu erſetzen, wo die ſchaffende Kraft nicht ausreicht. Ich habe ſchon erwähnt, wie die Leute auf der Geeſt Handel treiben, wie ſie in Marſchen den Graswuchs pachten, um dort Vieh zu mäſten, das herbſtlich nach Hamburg wandert, wie ihr Torf ihnen zur Abſatzquelle wird, und ihr genügſames Leben mit Geringerem vorlieb nimmt, als was die reichen Nachbarn weſtlich und öſtlich für ſich begehren. — Ueber dieſe

Haiden irren auch von Zeit zu Zeit Heerden von Schaafen, klein, schwarzköpfig und von starkem Vlies, deren grobhaarige Wolle den häuslichen Webestuhl und das Spinnrad in Thätigkeit setzt, und deren Produkte zu Handelsartikeln werden. Die Winterstrümpfe der Marschleute stammen gewöhnlich ursprünglich von der Wolle jütischer Geestschaafe und werden hier oben, oder in Jütland verfertigt, wo man jenem Gewerbzweige besondere Aufmerksamkeit schenkt. Merkwürdig ist es auch, wie die Menschen mit ihren Schaafen diesen Landrücken auf und ab ziehn, der von der äußersten Spitze der Halbinsel fast bis an die Elbe reicht. Gleich den Wanderschaafen Spaniens, die von den Alpujarras bis in die catalonischen Berge ziehen, ziehen die Schäfer der Jüten-Geest, wie heimathlos, durch das ganze Land. — Zur Sommerzeit treiben sie südlich hinab, bis über die Eider hinaus, der Elbe zu. Ihre Schaafe fressen das herrenlose Gras von den Rainen an der Straße, dann und wann auch rasten sie, irgend ein Grasstück miethend, um es abzuweiden; aber nächtlich geschieht es nicht selten, daß eine wandernde Heerde in die Schlagbäume einer Koppel dringt, satt wird, ehe der Morgen tagt, und weiter gezogen ist, ehe der

Eigenthümer den Schaden merkt. — Darum ſind die Feldbeſitzer auch mit Recht übel geſtimmt gegen die Schaafhirten, und wo Einer in der Nähe erſcheint, wird ſtrenge Aufſicht geführt, bis er wieder verſchwindet. Kommt der Winter endlich, ſo wenden ſich die Heerden nördlich und pilgern in das jütiſche Hochland, wo leicht ein wüſter Waldmorgen gefunden wird, der ſie aufnimmt. Hier baut der Schäfer ſeine Winterhütte, er verkauft und ſchlachtet von ſeiner Heerde, was er übrig hat; die Ueberlebenden aber lagern in der Hürde, und kratzen das Haidekraut ſo lange unter dem Schnee hervor, bis der Frühling erſcheint, und der Zug gen Süden von neuem wandernd angetreten wird. — Dieſe Schäferfamilien in ihrem raſtloſen Nomadenleben haben etwas ſehr Poetiſches und geben der proſaiſch nüchternen Ordnung des geſelligen Verbandes eine Beigabe, die in nichts mehr zu ihr zu paſſen ſcheint. Es iſt ein Ueberbleibſel aus verklungener Zeit, wie wir dieſe auch noch bei uns treffen, wenn wir nur aufmerkſam ſein wollen; hier erklärt es ſich aus der Natur des Landes, aus dieſem dürren, wüſten, langgeſtreckten Rücken, auf dem ſeit uralten Zeiten deutſche und jütiſche Schäfer ſich begegneten, und um Weideplätze und Tränke blutige Streite führten.

Was aber merkwürdig und seltsam vor Allem hier, das ist dies Begegnen und Verschmelzen verschiedener Völker auf einem so schmalen Raume, der, als sei es dazu nothwendig, die wunderbarsten Gegensätze zeigt. Die Marschen, die Geest und die Ostseite sind eben so verschieden, wie die Menschenstämme, die sich in ihnen umhertummelten, sich anfielen, mordeten und unterdrückten, ehe es den Jahrhunderten gelang, sie durch zahllose Leiden und Gewaltthaten zu versöhnen und theilweis zu vereinen. Und diese braunen Haiden des Schleswig-Holsteinischen Landrückens sind bei allen Kämpfen zwischen Dänen, Friesen, Sachsen und Wenden die Schlachtfelder gewesen. Wenn man die Geschichtsbücher durchblättert, findet man Jahrhunderte lang die Namen der Schlachten immer mit dem der Haiden verknüpft. Hier waren weite wüste Ebenen genug, wo die Ritter und Reiterschaaren großer Heere mordlustig sich anfallen konnten. Die Schlachten auf der Tapphaide, auf der Lohhaide, bei Bornhöved, Mölle, auf der Sollerupper Haide und viele andere sind hier geschlagen worden, und diese düsteren öden Moore widerhallten von den Siegesgesängen der Schleswig-Holsteiner. Es sind die historischen Denkstätten der Heldenzeit für

dieſe Herzogthümer, wo ſich die Empfindungen der Enkel mit den Erinnerungen an die Thaten ihrer Väter erfriſchen.

Wenn wir aber den jetzigen Zuſtand des Landes, ſeine Hoffnungen, Befürchtungen und Rechte verſtehen wollen, iſt es nöthig an einem Abriß ihrer Geſchichte dieſe Erkenntniß zu holen, und vielleicht iſt dies der paßlichſte Punkt, einen allgemeinen Blick auf dieſelbe zu thun.

Daß deutſche Stämme einſt die ganze Halbinſel bis zur Spitze Jütlands inne hatten, ſcheint von wenigen Geſchichtsforſchern noch bezweifelt zu werden. Angeln im Oſten, Frieſen im Weſten, Sachſen im Süden, und Joten im Norden. Die Völkerwanderung änderte dieſe Verhältniſſe. Ein großer Theil der Sachſen, Angeln und Frieſen fuhr übers Meer nach Brittanien und eroberte es; vom Norden und von den Inſeln drangen andere Stämme, Dänen und Jüten nach, bemeiſterten ſich des Theils verlaſſenen Landes, kämpften mit den Sachſen im Süden und ſtießen mit wendiſchen Völkern zuſammen, die an der Oſtſee vorwärts drangen und bis zur Elbe hin den Boden erobert hatten.

In dieſe ſagenhafte Vorzeit dringt zuerſt Karl der Große mit dem Kreuz des Chriſtengottes, an

der Spitze seiner Franken. Als er nach einem langen Vernichtungskampfe die Sachsen besiegt hatte, erschien er an der unteren Elbe und bedrohte die Jüten und Dänen, deren Fürsten die Sachsen oft unterstützt hatten. — Der dänische König Göttrik wurde geschlagen, Burgen an der Elbe gebaut und damals vielleicht zuerst der Dänenwall bei Schleswig aufgeführt, dessen Reste man noch jetzt deutlich sieht. Von der Schlei ab ward er, gegen die Einfälle der Deutschen, quer durchs Land von den Dänen als eine Schutzwehr erbaut.

Nach Karls Tode war an der Elbe und nordwärts von ihr, ein mehrhundertjähriges blutiges und wechselvolles Kämpfen, aber es war dies zumeist gegen die tapferen Stämme der Wenden gerichtet. Jene entschlossenen Verächter des Christenthums wollten sich dem Kreuz nicht beugen, das leichter in die jütische Halbinsel drang, und dort im Jahre 822 von Anschar, dem Mönch aus Corvey, verkündigt wurde, der zuerst auch Erzbischof in Hamburg und des ganzen Nordens Apostel ward. — Karl der Große hatte die Eider als die Grenze des Reichs der Deutschen gesetzt; aber das Land nördlich, bis zur Schlei, blieb immer ein bestrittenes Grenzland, und unter seinen Nachfolgern,

den Kaiſern aus dem Sachſenhauſe, unter Heinrich dem Erſten und Otto dem Erſten, ward eine Markgrafſchaft Schleswig errichtet. Deutſche Heere eroberten Jütland mehr als einmal bis zur äußerſten Spitze; der Dänenwall an der Schlei diente gegen die Dänen als Grenzhut; die däniſchen Könige Gorm und nach ihm Harald, mußten Tribut zahlen, Chriſten werden und den Lehnseid leiſten. — So kämpften auch Otto der Zweite und der Dritte; unter dem fränkiſchen Kaiſer, Konrad dem Zweiten ſcheint es aber, im Jahre 1026, durch ein Ehebündniß zwiſchen Konrads Sohn, Heinrich dem Dritten, und des Däniſchen Königs Knud des Großen Tochter, Gunhild, dahin gekommen zu ſein, daß die Markgrafſchaft Schleswig abgetreten und die Eider wieder, als Reichsgrenze, eingeſetzt ward.

Von dieſer Zeit an wendet ſich das Schwert der Deutſchen, oft im Bunde mit Dänen und Jüten, gegen die Wenden. Schon im Jahre 961 erhielten die Grenzgrafſchaften Holſtein und Stormarn (das Elbland) den erſten erblichen Herzog in dem tapfern Herrmann Billung von Lüneburg, dem Otto der Erſte die Herzogwürde gab. Das ganze 11. Jahrhundert hindurch führten ſeine Nachkommen den

Kampf gegen die Wenden, bis endlich die wendiſche Macht im 12. Jahrhundert von Heinrich dem Löwen gebrochen ward, der, nachdem die Blüthe des Wendenvolks gefallen und ihre Fürſten gechriſtet waren, die Unterwerfung beendete.

Das Haus des Sachſenherzogs Herrmann Billung ſtarb aus im Jahre 1106. Kaiſer Heinrich der Fünfte gab Sachſen ſeinem Schwiegerſohne, dem Grafen Lothar von Supplinburg, der 1125 Kaiſer wurde. Dieſer aber belehnte 1110 den Grafen Adolph von Schauenburg mit Holſtein und Stormarn, dem Lande nördlich der Elbe, das in ſo unruhiger Zeit einen tapfern Grenzhüter nöthig hatte. So kam Holſtein an das Haus der Schauenburger.

Schleswig dagegen war, ſeit die Eider als Grenze galt, eine däniſche Provinz geworden. Es wurde in die blutigen häuslichen Streite der Königsfamilie geriſſen, deren jüngere Söhne es zumeiſt regierten, dabei auf Mord und Verrath ſannen und dieſen erlagen. Das Volk erhielt ſich jedoch bei alten Rechten und Freiheiten. Viele Deutſche waren anſäſſig; deutſcher Adel erwarb die meiſten Güter, deutſche Bürger bevölkerten die Städte und bauten neue und belebten den Handel.

Verſchmelzen mit den däniſchen Monarchie ließ Schleswig ſich niemals. Das Volk tagte im alten Ting zu Urnhöved und wählte hier auch die Könige. Deutſche Sitte herrſchte überall, der Bauer war freier Mann und wehrhaft. Der Adel entſprang aus dieſer Waffenfähigkeit. — An den Weſtküſten Schleswigs und auf den Inſeln ſaßen freie Frieſenſtämme, die erſt im 11. und 12. Jahrhundert die Kunſt lernten, ihre Marſchen einzudeichen; keinen Herren, keinen Knecht über und unter ſich litten, und erſt im 12. Jahrhundert gezwungen wurden, der Schleswigſchen Herzöge Oberhoheit anzuerkennen und ihrer Krone ein Schutzgeld zu entrichten.

Etwas verſchieden geſtalteten ſich die Verhältniſſe in Holſtein. Hier war der Adel gewaltiger, und als das wendiſche Wagrien erobert war, dehnte er ſich darin aus und unterdrückte nach und nach den freien, ſächſiſchen Bauernſtand im Verein mit der herrſchſüchtigen Geiſtlichkeit. Bis ins 13. Jahrhundert nahmen die Bauern Theil an den Landtagen, welche auf der Ebene bei Bornhöved gehalten wurden, dann verſchwanden ſie allmählig davon, aber die Städte traten dafür kräftiger auf, Lübeck und Hamburg an ihrer Spitze. An der Holſteinſchen Weſtküſte, in den Marſchen entwickelte ſich

dagegen der vollkommene Bauernstaat der Dithmarschen. Ein kühnes sächsisches Bauernvolk saß hier, das Jahrhunderte lang kämpfend gegen Adel und Fürsten, seine Freiheit bewahrte und erst im Jahre 1559 endlich unterlag.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts trat Dänemark unter seinen Königen, Waldemar dem Großen und Waldemar dem Sieger, erobernd in Deutschland auf, und hier zum erstenmale entwickelte sich das Streben des Dänischen Staates, sich bis zur Elbe auszudehnen, diesen Strom zur Grenzscheide zu machen; Hamburg und Lübeck als die Stützen seiner Macht zu besitzen. — Die kleinen Inseln zwischen Sund und Belt waren den Dänischen Helden immer zu eng gewesen. Sie hatten in Schweden und Norwegen gekriegt, hatten selbst nach England getrachtet und, wie Knud der Große, es besessen; jetzt richtete sich ihr Augenmerk von Jütland und Schleswig aus, vornehmlich auf das deutsche Land, und mehrere Jahrhunderte lang sehen wir sie denselben Plan beharrlich, doch meist ohne Glück verfolgen, bis endlich friedliche Erbfolge, kluge Ueberredungskünste und die Wahl eines deutschen Fürstengeschlechts auf den erledigten Thron, ihnen mehr gewährte, als die Schärfe

des Schwertes. Holstein, Lübeck und Hamburg wurden erobert; Waldemar nannte sich von Gottes-Gnaden Herr von Nordelbingen, und Kaiser Friedrich der Zweite trat ihm förmlich das Eroberte ab und trennte es vom deutschen Reiche 1214; der Pabst bestätigte die Urkunde 1217. Jetzt wurde auch Mecklenburg bedroht und nur eine Gewaltthat des Grafen Heinrich von Schwerin, der den König auf der Jagd 1223 nächtlich in Fühnen überfiel und gefangen nach Mecklenburg führte, rettete die deutschen Länder an der Ostsee.

Die norddeutschen Fürsten erkannten jetzt ihre gemeinsame Gefahr, aus Deutschen zu Dänen gemacht zu werden. Die vertriebenen Schauenburger kehrten in ihr Land zurück, Hamburg wurde befreit, der Regent von Dänemark, Graf Albert von Orlamünde, in der Schlacht bei Mölle geschlagen. — Nachdem aber Waldemar 1225 nach harter Lösung frei wurde, rüstete er ein gewaltiges Heer und nun entschied die Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227 darüber, ob Norddeutschland fernerhin dänisch oder deutsch sein sollte. — Bremen, Hamburg, Lübeck, Holstein und Mecklenburg fochten gegen die dänische Macht in einer langen und blutigen Schlacht, welche nur durch

den Abfall der Dithmarſchen, die mit dem König waren, zu Gunſten der Deutſchen endete. Die däniſche Uebermacht war vernichtet; Waldemar mußte Frieden ſchließen (1229) und ſeine Eroberungen herausgeben.

Eine neue Wendung der Verhältniſſe trat dann ein, als nach den fruchtloſen Verſuchen König Erichs, Waldemars Sohn, Holſtein wieder an Dänemark zu bringen, ein Krieg zwiſchen ihm und ſeinem Bruder, dem Herzog Abel von Schleswig, entſtand. Die däniſche Macht ſchwächte ſich durch Theilung unter die Söhne Waldemars. Schleswig wurde Lehn für die jüngeren Prinzen des Königshauſes, und König Erich endlich verrätheriſch von Abel (1250) ermordet. — Der Brudermörder fiel jedoch ſchon 1252 in einer Schlacht gegen die Frieſen, die er hart beſchatzen wollte; aber es half ſeiner ſchuldbelaſteten Seele nichts, daß der Leichnam, nach mancher Schmach, endlich im Dom zu Schleswig beſtattet wurde. Ruhlos irrte er umher und ſtörte mit ſeinem Seufzen die Domherrn, die ihn aus ſeiner Gruft riſſen und mit einem Pfahl durch den Leib in den Sumpf verſenkten. Doch auch hier hatte Herzog Abel keinen Frieden gefunden. Als ſchwarzer Jäger, auf

weißem Roß, von feurigen Hunden begleitet, zieht er nächtlich durch die Lüfte, und mancher gute Mann hat ihn so gesehen und das Pfeifen und Klingen gehört, das seinen Zug begleitet, wenn mitternächtlich Sturm und Wetter über die Wogen der Schlei brausen.

Nach Abels Tode folgten zerrüttende Verwirrungen, Kriege um die Erbfolge in Schleswig und in Dänemark, Mord und Vergiftungen. — Die Schleswiger suchten sich von Dänemark zu befreien, die überwiegend deutsche Bevölkerung strebte schon damals, vor sechs Jahrhunderten, nach der festen Wiedervereinigung mit Holstein und Deutschland. Sie kämpften mit den Holsteinern gegen die kriegerische Wittwe des vergifteten Königs Christoph von Dänemark, der schwarzen Grethe von Pommern, und siegten in der Schlacht auf der Lohhaide, 1261. — Margarethe und ihr Sohn, der junge König Erich, wurden gefangen; den ganzen Rest des Jahrhunderts über blieb Schleswig den Nachkommen König Abels, als ein Erblehn des Dänischen Reichs.

Von dieser Zeit an waren die Schleswiger immer eifriger bedacht, nie mehr an Dänemark zurückzufallen. — Nachdem jetzt das Herzog-

thum aus einem Lehn, das auf Lebenszeit jüngeren Königssöhne gegeben wurde, zum Erblehn in Abels Stamm geworden war, erfolgte ein neuer Schritt der Lossagung und festen Verbindung mit Holstein, als Graf Gerhard der Große von Holstein, den die Dänen Gert den Kahlen nennen, ein gewaltiger, kriegerischer Herr, 1314 regierender Graf geworden war und das vielgetrennte Land vereinte. Ueberall siegreich, wurde er nur von den tapferen Bauern in Dithmarschen gedemüthigt und entrann ihnen kaum mit dem Leben. — Von Dänemark aus suchte König Christian II. Schleswig wieder zu erobern, aber Gerhard schlug ihn, wurde Reichsverweser der Dänen, verjagte den elenden König und seinen Sohn Erich gänzlich, und setzte den letzten Sprossen aus Abels Stamm, den Herzog Waldemar, auf den dänischen Thron. Dieser König Waldemar III. ertheilte nun mit Zustimmung seines Reichsrathes, am 15. August 1326, seiner Mutter Bruder, dem Grafen Gerhard von Holstein und Stormarn das ganze Herzogthum Schleswig, als ein erbliches Fahnenlehn; und dies ist das erste historische Dokument, die Constitutio Waldemariana, durch welches ausgesprochen wird, daß Schleswig und Däne-

mark niemals wieder vereint werden ſollen.*)

Bis zum Jahre 1815 hat man die Echtheit jener Urkunde nicht angefochten, aber das Original iſt verloren gegangen; deswegen zweifeln die Dänen jetzt an ihrer Echtheit und Gültigkeit. — Es iſt jedoch eine Beſtätigung der Conſtitution durch Chriſtian I. vom Jahre 1448 vorhanden, dieſe aber ſoll, wie die Dänen ſagen, unterſchoben und dem Könige Chriſtian, der kein Latein verſtanden habe, falſch ausgelegt worden ſein. — „Auf ſolche Weiſe," ruft ein Schriftſteller aus, „kann man es denn freilich weit bringen!" und allerdings läßt ſich das klarſte Recht von Jedem anfechten, der nur eine Zunge hat.

Dieſer erſten Urkunde folgte reichlich hundert Jahre ſpäter eine zweite von noch weit wichtigerer

---

*) Ducatus Suder-Inciae regno et coronae Daniae non unietur nec anectetur ita quod unus sit dominus utriusque, lautet dieſe wichtige constitutio Waldemariana, welche im Jahre 1330 vervollſtändigt wurde durch die Belehnung zur geſammten Hand mit Waldemars Leibeserben. Ceterum si domicellum Waldemarum ducem Juciae absque legitimo herede discedere contiget, ex tunc Nos Comitem praedictum (Gerhardum) et heredes suos de ducatu Sunder-Juciae impheodare tenemur et debemus, quem et actu cum dicto Domicello in solidum impheodavimus.

Bedeutung. — Nach Gerhard des Großen Ermordung am 1. April 1340, durch welche Dänemark von einem schrecklichen Dränger befreit wurde, der den Plan gemacht hatte, es ganz zu theilen und zu vernichten, und welcher noch jetzt in der Erinnerung den Dänen ein Greuel ist, fiel Schleswig im Jahr 1375, wo der letzte Sprosse aus Abels Stamm, Herzog Heinrich, starb, an Gerhards Sohn, als das ihm und seinem Stamme 1326 und 1330 zugesicherte Erb- und Fahnenlehn. — Damals erhoben sich die langen blutigen Kämpfe im Norden, durch welche die nordische Semiramis, die Königin Margarethe, Tochter Waldemars des Vierten, endlich 1397 mittelst der kalmarischen Union drei Kronen auf ihr Haupt brachte. Margarethe, Wittwe des Königs Hakon von Norwegen, brauchte Freunde für ihren Sohn Olaf; sie bestätigte daher die Belehnung der holstein'schen Grafen mit dem Herzogthum Schleswig 1386. Graf Gerhard IV. von Holstein war der erste Herzog von Schleswig, und wahrscheinlich wäre die Geschichte seines Stammes und seines Landes eine andere geworden, wenn er nicht, eroberungssüchtig, die Dithmarschen mit Krieg überzogen hätte. — Diese freien Bauern waren Für-

ſten und Adel längſt ein Gegenſtand des bitterſten Haſſes; dieſelben zu Knechten zu machen, war ſeit langen Menſchenaltern ihre heißeſte Begier, und jemehr Niederlagen ſie erlitten, um ſo racheſüchtiger trachteten ſie nach endlicher Unterjochung des tapferen Volkes. — Die Dithmarſchen wurden aber immer von Neuem das Grab des holſteiniſchen Volks, und als im Jahre 1404 der Herzog mit dem Kern und der Blüthe der Männer ſeines Landes in die Marſchen drang, ohne die Friedensbitten der Dithmarſcher zu beachten, wurde er am 4. Auguſt überfallen, mit 400 vom Adel erſchlagen, ſein ganzes Heer vernichtet. — Holſtein hatte auf ein Menſchenalter hin ſeine tapferſten Streiter verloren, Hunde und Raben fraßen ihre Körper.

Dieſe Vorgänge hatten die Folge, daß die Dänen einen neuen Verſuch machten, Schleswig zurück zu erobern. Sechs und zwanzig Jahre lang dauerte der Krieg gegen König Erich und endete mit einem Frieden 1435, der eigentlich nur ein Waffenſtillſtand war. — Dänemark war erſchöpft; es hatte während der Zeit auch gegen das ſchwediſche Volk und gegen Lübeck gekämpft und verloren. — In größter Noth und verlaſſen ſelbſt von ihrem Könige, riefen die Dänen Erichs Neffen, den Her-

zog Christoph von Baiern, an die Spitze des Staats, der es für nöthig hielt den Herzog Adolf abermals mit Schleswig erblich zu belehnen. Als aber Christoph starb (1448), boten die dänischen Stände jenem Herzog Adolf die dänische Krone an.

Dieser letzte Schauenburger war kinderlos, und wenig lüstern nach dem gefährlichen Glanz eines Purpurs, der den Rest seines Lebens mit Unruhe erfüllt hätte. Er schlug die Krone aus, empfahl jedoch seinen Schwiegersohn, den Grafen Christian von Oldenburg, und dieser ward um so leichter gewählt, weil Herzog Adolf heimlich eifrig bemüht war, ihm auch die Erbfolge in den Herzogthümern Schleswig-Holstein zu sichern.

Dem Rechte nach mußten diese in männlicher Linie erben und auf die Grafen von Schauenburg-Pinneberg fallen; aber es war kein Zweifel, daß Dänemark dann, wenigstens um Schleswig, neuen Krieg erheben würde, und dieser alte Zankapfel zum Kampf nie einen dauernden Frieden möglich mache, der, so sagte man nun, nur folgen könne, wenn Dänemark und Schleswig-Holstein von einem und demselben Fürsten beherrscht würde. Diese Lockung war stark und sie trug ihre Früchte. Herzog Adolf war ein allgemein beliebter Herr;

der junge König Christian schmeichelte und versprach, sicherte Aemter und Würden, Geld und Gut Allen zu, die ihm anhängen würden, unterschrieb auch die waldemar'sche Constitution vom Jahre 1326, gelobte Alles was von ihm gefordert ward, und unterwarf sich jeden Bedingungen. — So geschah es denn, daß, als Herzog Adolf 1459 starb, das Schleswig-Holsteinsche Volk, von Adel und Geistlichkeit verleitet, ein schweres Unrecht beging, indem es den Krieg fürchtend und des eigenen Vortheils wegen den rechtmäßigen Landeserben von sich stieß, und am Sonntage Invocavit (Ende Februar 1460) zu Ripen, König Christian zu seinem Fürsten wählte: „Um des Besten des Landes willen!" wie der Bischof von Schleswig es vom Rathhause herab verkündigte.

In Lübeck und Hamburg erregte die Wahl heftigen Unwillen. „Also," ruft die alte Lübecker Chronik aus, „wurden die Holsten Dänen und verschmähten ihren Erbherrn und gaben sich mit gutem Willen ohne Schwertesschlag unter den König von Dänemark, dem ihre Eltern und Vorfahren manches Jahr entgegen gewesen und mit bewehrter Hand gehindert hatten. Darin waren die Städte

(die Hanseſtädte) ihnen oft behülflich geweſen mit vielem Volk und ſchweren Koſten, auf daß ſie keine Dänen werden möchten; auch war mancher Herr und Fürſt und guter Mann in dieſem Streit gefallen und dazu ihre eigenen Väter, die den Dänen nicht unterthan ſein, ſondern frei leben wollten." — „Und alle diſſe Stucke," ruft der alte Chronikenſchreiber mit bitterm Vorwurf dann aus: „hadden die Holſten vergeten uppe diſſe tydt und wurden mit willen egen!"

Drei Tage nach der Wahl zu Ripen ſtellte König Chriſtian, jetzt auch Graf zu Holſtein und Herzog von Schleswig, am Mittwoch nach dem Sonntage, da man in der heiligen Kirche Invocavit ſingt und im Jahr nach unſers Herrn Geburt 1460, die berühmte Urkunde aus, welche ſpäter den Titel erhielt: das ſind der Lande Privilegien, von König Chriſtian beſtätigt; aber die Folgen des begangenen Unrechts konnten nicht abgekauft werden, wie die Anſprüche der verlaſſenen Schauenburger Grafen. Jahrhunderte lang und bis auf dieſen Tag, hat das unheilsvolle Bündniß fortgewirkt. Viel Noth, Elend und Plage iſt über die Herzogthümer gekommen, und jetzt erſt zeigt es ſich, wie wenig ſie mit ihrer feigen Klugheit ge-

wannen, wenn ſie glaubten, durch die Wahl deſſelben Herrn werde Dänemark ſeine Anſprüche auf Schleswig aufgeben. Jetzt, nach beinahe 400 Jahren, wo abermals die Trennungsſtunde dieſes Herzogthums von dem däniſchen Reiche ſchlagen ſoll, iſt mehr Widerſtand zu überwinden, wie damals, wo das Schwert der Schleswig-Holſteiner in ſo vielen ſiegreichen Kämpfen mit blutiger Schrift bewieſen hatte, daß ſie nie und nimmer Dänen ſein wollten.

In den Landesprivilegien bekennt König Chriſtian, daß ehrwürdige Prälaten, ſtrenge Ritterſchaft, ehrſame Städte und Einwohner des Herzogthums Schleswig, der Lande und Grafſchaften Holſtein und Stormarn, ihn angenommen haben und als ihren Herrn gehuldigt, nicht als einen König zu Dänemark, ſondern als ihren Herrn dieſer vorbeſchriebenen Lande auf Grund aller Artikel und Stücke die hiernach ausgedrückt ſind. Er beſtätigt hierauf alle Rechte, Gerechtſame und Privilegien, Freiheiten, ehrliche Sitten und Gewohnheiten, gelobt alles Unrecht abzuwenden, Frieden zu erhalten, keinen Krieg ohne Zuſtimmung der gemeinſmen Räthe des Landes zu beginnen; auch ſoll ein jeglicher verpflich-

tet ſein dieſen Brief in allen Stücken aufrecht zu erhalten, keine Steuer oder Abgabe ſoll erhoben werden ohne einträchtige Zuſtimmung aller Räthe und Mannſchaft dieſer Lande, geiſtlicher und weltlicher. — Droſt und Marſchall müſſen Eingeborne ſein; alljährlich ſoll der König ſelbſt ein Landrecht halten, alle wichtige Klagen hören und ſie nach Rath ſeiner Räthe entſcheiden. Endlich ſchwört er den vorbenannten Landen: nach allem ſeinem Vermögen ſie in gutem Frieden zu erhalten und dat Schleswik und Holſten blewen ewig toſammen ungedeelt!

Man ſieht daß die Stände ihre Rechte, und beide Lande ihre ewige Vereinigung aufs beſtimmteſte zu ſichern ſuchten. Zur größeren Vervollſtändigung des beſchworenen Vertrages aber erfolgte noch in demſelben Jahre (1460), am Freitage vor Palmarum in Kiel gegeben, eine zweite Urkunde, die unter dem Namen: „Eine tapfere Verbeſſerung der Privilegien, auch vom alten König Chriſtian verordnet und beſtätigt mit vier guten Artikeln" bekannt iſt. — In ihr gelobt der König, für ſich und ſeine Nachkommen, alljährlich im Lande

Holstein einen Landtag am Versammlungsorte zu Bornhöved, im Herzogthum Schleswig zu Urnhöved zu halten. In seiner Abwesenheit sollen die Bischöfe von Schleswig und Lübeck mit fünf guten Männern aus jedem der verbundenen Länder alle Sachen richten und verabschieden. Ferner gelobte er: keine andere Münze einzuführen, außer solche die in Hamburg und Lübeck gang und gebe sei: ein Gelöbniß, das jetzt sehr wichtig geworden ist, wo die Dänen ihr Geld in die Herzogthümer einzuführen trachten; endlich sicherte er das Wahlrecht und die Erbfolge in der Art, daß, wenn nur ein Sohn ihn überlebe, der König zu Dänemark wäre und die Lande diesen wählten, er verpflichtet sein solle, alle Artikel und Privilegien zu bestätigen, zu verbessern und zu beschwören. Wolle er dies nicht, so sei die Wahl frei, nur sollten sie einen der nächsten Erben dann zu ihrem Herrn nehmen.

Auf diese Weise, nicht durch Eroberung, sondern durch freie Wahl und beschworenen Vertrag ward die Verbindung der beiden Herzogthümer mit Dänemark hergestellt, keineswegs aber so, daß Schleswig-Holstein Theile der dänischen Monarchie wurden, sondern daß beide selbstständ-

dig nur Einem Oberhaupt gehorſamen wollten, wofür ſie ſich in eidlicher Erhärtung ausbedungen, daß Schleswig und Holſtein auf ewige Zeit zuzuſammen bleiben und niemals getrennt werden ſollen.

So geſichert, glaubten ſie zum Landeswohl Alles gethan und alle Rechte und Privilegien wie ihre Wohlfahrt vollſtändig geſchützt zu haben; aber ſchon dieſer Chriſtian I. zeigte ihnen durch Verſchwendungen und Bedrückungen Wortbrüchigkeit gegen die, welche ihm geholfen und denen er nur mit Undank lohnte, was ſie zu erwarten hatten. Dänemark dagegen verlor nicht allein einen Gegner, der, wie Lornſen ſagt, ſein natürlicher Feind war, der es immer gehindert und gehemmt, ſein Ziel, die Elbe, zu erreichen, auch oft genug den Beweis geliefert hatte, daß Schleswig-Holſtein vereinigt der ganzen däniſchen Macht vollſtändig gewachſen ſei; es hatte auch einen Bundesgenoſſen gewonnen, deſſen Macht und Reichthum ſeinen Zwecken dienen mußte. — Dänemark unter Chriſtian I. ſtand nach vielen ſchweren Kämpfen, die oft gänzlichen Untergang drohten, nun in der Blüthe ſeiner Macht. Es beſaß Norwegen und Schweden (bis zum Jahre 1521), aber ſelbſt als dies letztere ſich von Chri-

ſtian II. tyranniſcher Herrſchaft frei machte, blieben ihm die großen Provinzen Schonen, Halland, Blekingen, Gothland, Herjedalen, Jemtland und Oland. — Als ein mächtiges Land breitete es ſich vom äußerſten Norden über die Meeresarme der Oſtſee und Nordſee bis an die Elbe aus und ſeine Könige beherrſchten ſeltſamer Weiſe von einer kleinen Inſel aus einen Staat, deſſen einzelne Provinzen den größten Theil des Jahres durch Eis und Winterſtürme von dieſem Mittelpunkt getrennt, überhaupt nur in beſchwerlich langer Seefahrt erreicht werden konnten.

Einem ſolchen Reiche fehlte die nöthige Schwerkraft, aber zweihundertjährige Kämpfe koſtete es dennoch, ehe Schweden ſich ganz von ihm frei machen konnte; und beinahe noch einmal ſo viel Zeit und glückliche Umſtände waren nöthig, um Norwegen davon abzureißen. Jetzt blieben allein die däniſchen Inſeln, die jütiſche Halbinſel und deren Wurzel übrig, das Land bis zur Elbe; dieſe Herzogthümer, welche vertragsmäßig zwar ſich nie als Theile der däniſchen Monarchie anerkannten, aber doch als ſolche von den Dänen betrachtet wurden. Je mehr nun die waltenden Verhältniſſe auch für ſie eine rechtmäßige Löſung der bisherigen Ver-

bindung herbeizuführen schien, je eifriger und heftiger die Dänen dagegen das Recht dieser Lösung bestritten und sie, als zum dänischen Staatskörper gehörig, ausriefen, je mehr verfochten sie ihre Rechte und mit vollem Bewußtsein ihre Freiheit, ihr Vaterland und ihre deutsche Nationalität gegen alle Bestrebungen, welche sie zu Dänen stempeln sollten.

Und dieser Kampf muß in uns Deutschen die größte und allgemeinste Theilnahme erwecken. Denn können und dürfen wir etwa ruhig zusehen, daß schöne, herrliche, deutsche Länder unserm Vaterlande entrissen und auf immer verloren gehen sollen? Deutschland hat den Schmerz erleben müssen, daß noch im Jahr 1815 den Dänen ein neues Stück vom deutschen Lande, Lauenburg, zufiel; ein Verlust, der, wie Graf Münster in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege sagt, nicht durch die größten Geldopfer abgewendet werden konnte und was das Schmerzlichste war, anstatt der Hoffnung, Dänemark ganz von der deutschen Erde zu vertreiben, mußte diesem Dänemark, das so viel Unheil über die edlen Städte Lübeck und Hamburg gebracht und weit länger, als der König von Sachsen, auch da noch Napoleons Adlern verknech-

tet blieb, als der Rhein längſt überſchritten war, ein deutſches Land zur Entſchädigung dienen. — So gerieth der Rhein unter holländiſches, die Elbe unter däniſches Joch. — Der patriotiſche Graf nannte in einem Briefe an den Miniſter von Stein, vom 4. Januar 1813, es die unglücklichſte Idee, die alle Deutſchen abſchrecken würde, wenn man verſuchen wollte, Dänemark für Norwegen in Deutſchland zu entſchädigen. Pourquoi cette puissance ne cesserait-elle d'exciter! ruft er aus, aber dennoch geſchah es, weil man in Wien keinen Sinn für das deutſche Volk und ſein Recht, ſondern nur für fürſtliche und Familienentſchädigungen hatte.

Wir wollen den Dänen es friedlich gönnen, ein langes frohes und freies Daſein im Bunde der Völkerfamilien zu führen; — wir wollen uns freuen, wenn wir einträchtig neben einander wohnen und uns, als Nachbarn, loben und lieben können. Die Deutſchen unter allen Völkern der Erde haben die wenigſten Eroberungsgedanken; ſo iſt denn unſer billiger Wunſch allein der, nicht mehr noch in Schaam und Schande zu gerathen, und nicht etwa die Wiederholung eines kläglichen Schauſpiels zu erleben, daß das deutſche Vaterland ſich von einem

Nachbar plündern und berauben läßt, der, so klein und schwach er ist, doch siegt, weil wir bei aller Macht nicht einig, stark und willenskräftig sind.

Die Dänen sagen dagegen in versöhnlicher Weise: Wir wollen nichts von Euch, ihr Deutschen; wir wollen ja selbst euer Holstein nicht. Mag dies, wenn es sich von uns trennen will, seinen Weg gehen, aber Schleswig ist unser und da ihr nicht läugnen könnt, daß es immer ein dänisches Lehn gewesen, da wir geschichtlich nachweisen, daß es in Dänemark incorporirt worden ist, und wenn dies etwa zweifelhaft sein sollte, daß es souverain von unsern Königen besessen und beherrscht wurde, so müßt ihr wenigstens zugeben, daß es nie zum deutschen Reiche gehörte und ihr nicht das kleinste Recht habt von uns die Abtretung eines Landes zu fordern, das euch nichts kümmern kann.

Von allen diesen Einwürfen können wir nur den zugeben, daß Schleswig seit Konrads II. Zeit nicht zum deutschen Reiche gehörte. Allein es gehört noch viel weniger zu Dänemark, das nicht das geringste Recht daran hat. Schleswig ist ein selbständiges Herzogthum, das auf ewige Zeit staatsrechtlich fest mit Holstein ver-

bunden ist, wie wir dies historisch bewiesen haben, und das mit allen seinen Sympathien, mit Cultur, Sprache, Sitte, Gewohnheiten, Rechten und Verbindungen, welche tief in das Leben des Volks greifen, sich zu Holstein und Deutschland gezogen fühlt. — Die leidenschaftlichen Bestrebungen der Dänen, um jeden Preis Schleswig fest zu halten, haben zu beklagenswerthen Spaltungen zwischen beiden Volksstämmen geführt, und da die vielfach verwirkten staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer, wie die ganze Gestaltung des Lebens in demselben, namentlich aber in Schleswig, der alten vielbestrittenen Grenzscheide, wo die dänische und deutsche Sprache aber sich mischen, Anlaß zu den verschiedensten Urtheilen über die sich bekämpfenden Fragen giebt, so fällt es den Herren in Kopenhagen nicht gerade schwer, immer die günstigste Lesart für sich geltend zu machen, und alle Rechtsgründe der Gegner zu verwerfen.

Auch hierin haben sich die Dänen mit leidenschaftlichem Ungestüm benommen. Wie klar und mit wie ruhiger Würdigung ihnen auch die historischen Beweise ihrer Irrthümer zahlreich vorgelegt und ihre Einwände aufs bündigste vernichtet wurden, wie sehr Männer wie Lornsen, Falk, Dahlmann,

Michelsen, Hegewisch und manche Andere einen überlegenen Kampf mit ihnen führten; immer wieder werden dieselben nichtigen Gründe wiederholt, Verdrehungen und Deutungen hinzugefügt, und jemehr die Schleswig-Holsteiner erklären, daß man in Dänemark theils wirklich zu unkundig sei, um über die Verhältnisse der Herzogthümer zu urtheilen, theils aber durchaus nichts davon wissen wolle, um so mehr rufen die Dänen bittere Worte und Beleidigungen über das Streben einer verwegenen Partei, die auf Verrath gegen Dänemark sinne und dazu selbst die guten, harmlosen Deutschen benutzen wolle, welche sich von ihnen brauchen lassen, um in Kammersitzungen deutscher Duodezstaaten über Dänemarks Ungerechtigkeit und Anmaßung zu schreien. Es erweckt ein Lächeln des Mitleids, wenn man solche Tiraden von den Zeitungsschreibern eines Volks hört, das selbst nur einen Duodezstaat bildet, und obenein einen, der, wie ein Fisch ohne Wasser, kaum Athem genug hat, ein kümmerliches Dasein zu erhalten, das wahrscheinlich ganz aufhören, oder doch sich ganz ändern müßte, wenn er nicht auf Kosten aller Völker Europa's, und zunächst auf Kosten des deutschen Volks, einen schmählichen widerrechtlichen

Zoll erpreßte, der seinen Königen und deren Räthen allein gestattet, einen verschwenderischen, für seine Größe und Macht ganz unstatthaften Haus- und Hofhalt fortzusetzen. Man kann sich eine solche Verkennung der Dinge kaum anders erklären, als durch die krankhafte Reizbarkeit eines von einer fixen Vorstellung Beherrschten, der bei jedem Widerspruch blind zornig wird; sonst sollte man meinen, müßte man klareren Auges die Verhältnisse überschauen, und vor allen Dingen erkennen, daß nicht allein hinter jedem patriotischen Antrag einer deutschen Kammer, von denen mehrere obenein eine viel größere Bedeutung haben als Dänemark, das ganze deutsche Volk steht, sondern daß auch das historische wie das vernünftige Recht, das Recht, das im Volke lebt, in Holstein wie in Schleswig jeden Tag von neuem fest und bestimmt ruft: Schleswig-Holstein will nicht! Und darin liegt der Kern aller Wahrheit. Wären es die vergelbten Pergamente allein, welche der Vereinigung Schleswigs mit Dänemark entgegen ständen, wäre es nur eine Erbfolge, welche beide trennten, wir würden die letzten sein, welche dem klar ausgedrückten Volkswillen, wenn dieser sich zu den Dänen wendete, entgegen redeten. Allein eben dieser

Volkswille ist es, der mit unwiderstehlicher Macht die Macht der historischen Documente und verbürgten Rechte verstärkt, und dies Volksurtheil, welches vor allen Dingen die liberale Partei in Dänemark anerkennen müßte, wenn ihr einseitiger Patriotismus sie nicht blendete, diese gerechte und tiefe Abneigung Schleswigs, Vaterland und Freunde, Selbstständigkeit und Zukunft hinzugeben für das traurige Glück eine Provinz Dänemarks zu heißen, ist so stark und allgemein, daß ohne überlegene Gewalt und deren Unterdrückung niemals Schleswig dänisch gemacht werden kann.

Vergebens lügen sich die Dänen selbst vor, daß eine Partei sei, die allen Hader entzünde; eine Partei, welche im Schlosse zu Augustenburg ihre Stützen finde, aus dessen herzoglichen Kammern geheime und zahlreiche Fäden der Intrigue durch alle Landestheile laufen sollen. Mit solchen Thorheiten sachen sie den Streit heftiger an; versetzen ihn auf besondere Gebiete, und wenn je ihnen Unkenntniß der Zustände und Personen vorgeworfen werden kann, so muß dies hier geschehen: — denn nicht eine Partei, sondern das ganze Land ist es, das ihnen entschlossen entgegen tritt, und keine geheime Intrigue leitet den Widerstand,

ſondern ein rechtmäßiger Erbe beharrt auf ſeinen verbürgten Anſprüchen; thut aber eher zu wenig, als zu viel, um die öffentliche Stimme für ſich zu gewinnen, welche im viel höheren Grade von dem Widerwillen gegen die Fremdherrſchaft und der Erhaltung ihrer materiellen Wohlfahrt getrieben, ſich ſelbſt vor dem Dänenthum zu bewahren ſtrebt, als etwa agnatiſchen Anſprüchen zu dienen ſucht, die nur folgerecht ſich mit den Volksbeſtrebungen verknüpfen.

Ich will es verſuchen, hier kurz zuſammen zu ſtellen, was hiſtoriſch ſich weiter für das Recht Schleswig-Holſteins ſagen läßt, vereint zu bleiben und ſich von Dänemark zu trennen, im Fall der Mannsſtamm des Oldenburgiſchen Hauſes ausſterben ſollte; — mögen wir dann hören, wonach der Sinn des Volkes trachtet und wie überhaupt des Landes Lage und Stellung ſich in neueſter Zeit entwickelt hat.

Die ſtaatsrechtliche Grundlage der Einheit beider Herzogthümer beruht, wie wir geſehen haben, zuerſt auf der Waldemariſchen Conſtitution von 1326, wodurch die Grafen von Holſtein mit Schleswig belehnt wurden und dabei gelobt ward, daß Schleswig nie wieder mit Dänemark verbun-

den werden sollte; ferner aber auf der Akte der Landesprivilegien von 1460, durch welche die ewige und unzertrennliche Verbindung Schleswig-Holsteins beeidigt und der Vertrag besiegelt wurde, den beide Länder mit dem dänischen Königshause der Oldenburger geschlossen hatten, indem sie in freier Wahl Christian den Ersten zu ihrem Herzoge und Grafen erhoben.

Wir müssen nun sehen, ob dieser feierliche Vertrag jemals vernichtet wurde; ob er aufgehoben oder ungültig erklärt, oder die Landesprivilegien in irgend einer Art verloren gingen, so daß für Dänemark ein Recht entstand, die Lande als dänisches Eigenthum zu erachten, welche nun in untrennbarer Einheit Theile des dänischen Staates bilden und daher auch, gleich diesem, dem Absolutismus nebst allen übrigen Bestimmungen des dänischen Königsgesetzs unterworfen sein sollen.

Unter Christians I. Regierung schon zeigten sich alle Schattenseiten des neuen Bündnisses, hervorgerufen durch jenen Erbfehler des Oldenburgischen Fürstenstammes, durch schlechten, verschwenderischen Haushalt. — Christian verpfändete Aemter und Landschaften und gab sie seinen Gläubigern, dem Landadel, der Geistlichkeit und den Hansestädten

Preis. So wurde, wie Lornſen ſagt, jene ſchlechte Finanzwirthſchaft von früh an eine Quelle gräuelvoller Ereigniſſe für Schleswig-Holſtein. Der Uebermuth des Adels wurde groß gezogen, der Bauernſtand ſank und wurde verachtet, furchtbar gemißhandelt, bis Bürgerkrieg entſtand, in welchem die Rechte der Unterdrückten und Beſiegten gänzlich verloren gingen.

Als der König todt war, ſuchte eine Partei das Land wieder aus dem Bündniß herauszuziehen, der ſchlimmen Folgen wegen, die ſie erlebt. Dieſe Verſuche blieben jedoch ohne Folgen, denn der däniſche Reichs-Rath und das regierende Haus widerſtrebten, und durch Intriguen und Benutzung der Uneinigkeit der Stände kam es dahin, daß ein verderbliches Beiſpiel der Theilung eintrat. Beide Söhne König Chriſtians wurden zu Herzogen gewählt. Der eine, Friedrich, um ihm eine ſogenannte angemeſſene Verſorgung zu geben; der König Johann von Dänemark, um dieſem Reiche die Neutralität der Herzogthümer in allen Kriegen zu ſichern. Wie wohlthätig dieſe Neutralität auch ſein mochte und wie ſehr bei Eiferſucht zweier Herren die Stände an Macht und Kraft gewannen, ſo war die Trennung der Lande in den

Gottorfiſchen und Segeberg'ſchen Theil doch damit ausgeſprochen und bald auch Urſache, daß ſie tief in alle blutigen Wirren und Kämpfe Dänemarks gezogen wurden. — Chriſtian II., der von mancher grauſamen That den Namen des Tyrannen trägt, den das Volk aber liebte, weil er die Greelthaten des Adels nicht duldete, und die armen mißhandelten Bauern in ihren Rechten ſchützte, wurde vom Thron geſtürzt durch ſeinen Bruder, den Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein, der, als er König geworden war, die Grundverfaſſung von 1460 in allen Theilen beſtätigte und die Rechte und Freiheiten des Landes noch mehr erweiterte. In der Urkunde vom 6. Mai 1524, zu Kiel ertheilt, wurde feſtgeſetzt: daß jährlich zwei Landtage ſtatt finden ſollten zu Kiel und Flensburg. Die Stände beider Herzogthümer vereinten ſich dazu, die Landtage wurden alſo gemeinſam. — Die alten Verſammlungsorte in Bornhöved und Urnhöved verſchwanden, zugleich aber verſchwand der Bauernſtand auch gänzlich; — Friedrich der Große war ein Adelsfreund und unter ihm und ſeinem Sohn Chriſtian III. gingen die Reſte der alten Volksfreiheit völlig verloren. Der Adel erhielt volle Juſtiz über die Bauern

ſeiner Güter und ausſchließliches Recht auf alle oberen Beamtenſtellen.

Eine wahrhafte Volksvertretung gab es demnach ſeit jener Zeit eigentlich ſchon nicht mehr in den Herzogthümern, da der Bauernſtand fehlte; bei den Begünſtigungen des Adels aber war es Königen und Herzogen, namentlich Chriſtian III. leicht, im Jahre 1533 die Union der Herzogthümer mit Dänemark zu Stande zu bringen, durch welche ſich beide Lande verpflichteten, in Kriegen ſich gegenſeitig zu unterſtützen. — Hiermit hatte die Neutralität ein Ende und ſchon in den Jahren 1534 leiſtete Schleswig-Holſtein den Dänen Hülfe in der Grafen-Fehde, dem letzten Verſuch des mächtigen Lübecks und ſeines kühnen Bürgermeiſters, Georg Wullenweber, Dänemark zu vernichten und die Handelsprivilegien der Hanſa aufrecht zu erhalten. Es war dieſer blutige Kampf zugleich ein Krieg der ſchwer bedrückten Bauern und Bürger gegen den Adel. Der volksliebende alte König Chriſtian II., der ſeit langen Jahren im Kerker ſchmachtete, ſollte wieder eingeſetzt werden, aber der Adel ſiegte, das Blut der Bauern floß in Strömen und der beſpornte Fuß auf dem Nacken des Volks ſetzte ſich feſter von jetzt ab durch Jahr-

hunderte, bis endlich die Reihe an den Adel kam und auch dieſer in der unbeſchränkten Fürſtengewalt verſchwand.

Chriſtian III. brachte aber dadurch das größte Verderben über das Land, daß er es mit ſeinen Brüdern, als Erbe ſeines Vaters, theilte. So entſtanden nun der Gottorfiſche, der Hadersleben'ſche, und der Sonderburgiſche Antheil, und es gab drei Herren im Lande. Die ſtändiſche Macht war ſchon ſo weit geſunken, daß nichts durch ſie zu ändern blieb und für eine weitblickende Politik war die damalige Staatskunſt zu kurzſichtig, der Fehler zu allgemein, Länder durch Theilungen zu zerſplittern. — In Dänemark, dem Wahlreiche, wehrte der Reichsrath die Zerſtückelung, welche früherhin verderblich genug eingewirkt hatte; Schleswig-Holſtein aber galt von Chriſtian III. ab als Familienbeſitz der Oldenburger, die ſich an des Landes Rechte wenig kehrten, weil eben das Land nicht mehr die Kraft beſaß ſeine Rechte zu ſichern. So wahr iſt es, daß alle Pergamente nichts helfen, wenn ihr Inhalt nicht lebendig im Volke bewahrt wird. — In Schleswig-Holſtein war das Volk willenlos geworden; der Adel drängte ſich zur Fürſtengunſt, gewaltthä-

tig ſuchte er ſeine Sonderrechte zu ſichern, ſeine eigennützigen Privilegien zu erhalten; des Landes Wohl kümmerte ihn nicht mehr und ſeit die Reformation von Chriſtian III. ausgebreitet ward, und dieſer mit dem Adel die Beute theilte, welche die Aufhebung der Bisthümer und Stifte in ihre Hände lieferte, hatte das Volk auch den letzten Schutz verloren. Landtage wurden zwar viele gehalten das ganze 16te und 17te Jahrhundert über, und unter der Regierung Chriſtians des Vierten die meiſten, der Geldbewilligungen wegen, welcher der kriegeriſche Fürſt unausgeſetzt benöthigt war. Aber der elende Zuſtand verſchlimmerte ſich immer mehr, und was half es dem Volke, daß der Adel ſammt einer gewiſſen Zahl Städte befragt wurde, was ſie geben ſollten? Geben mußten ſie, und als der dreißigjährige Krieg endlich alle Volkskraft vernichtet hatte, als überall in Europa der fürſtliche Abſolutismus ſchrankenlos auftrat und über den blutigen Brandſtätten ſeine „von Gott“ verliehene Majeſtät aufrichtete, da war es eine Wohlthat zu nennen, daß wenigſtens nur eine Willkühr vorhanden war, die, weil ſie Alles als ihr Eigenthum und ſich als den Staat betrachtete, die Pflicht empfand, des eigenen Nutzens wegen

dafür zu ſorgen, daß Ruhe und Ordnung herrſche, auch wo möglich der Wohlſtand ſich mehre, damit Steuern und Abgaben und Schatzungen pünktlich gezahlt werden könnten. Aber alle die lächerlichen Anmaßungen des abſoluten Monarchismus, mit welchen die Stuarts und die Bourbonen ihren Thron umringten, dieſe übertriebenen, Vernunft und Geſchichte verhöhnenden Vorſtellungen von der „Göttlichkeit“ ihrer Würde, erſchöpften ſich in dem Königsgeſetz, das im Jahre 1660 den Zuſtand der Dinge in Dänemark änderte und aus einem Wahlreiche mit einem Schattenkönige, der unter der beſchränkenden Aufſicht des Reichsrathes ſtand, einen Monarchen machte, deſſen Wille Geſetz und deſſen Macht eine gottgeheiligte unantaſtbare war. So weit hatten es die grauſamen Bedrückungen des Adels und die gänzliche Erſchöpfung des Volkes und des Landes in unheilsvollen, unglücklichen Kriegen mit Schweden gebracht, daß man es vorzog Einen Tyrannen zu haben und ihm zu dienen, als vielen hunderten.

Und damals hätte unzweifelhaft die Stunde geſchlagen, wo die alten Privilegien der Lande Schleswig-Holſtein unrettbar verloren gingen, wenn nicht eben jene verderblichen Theilungen der

Herzogthümer in Gottorfischen und Königlichen Antheil die Eifersucht und das Streben der Gottorfischen Herzöge nach Souveränität in ihrem Lande, und ihre Familienverbindungen mit den Königen von Schweden, hemmend dagegen getreten wären.

Wir haben gesehen, wie durch Christian III. das Princip der Theilbarkeit in Anwendung gebracht wurde, welches in nachfolgender Zeit so weit fortgesetzt ward, daß es zwar nur zwei regierende Häuser gab, das Gottorfische und das Herzoglich-Königliche, aber neben diesen, zur Versorgung jüngerer Prinzen des Königshauses, eine Menge Nebenlinien Grundbesitz erhielten, die unter dem Namen der abgetheilten Herren begriffen wurden. Hieraus entwickelten sich die gehässigsten Streitigkeiten unter diesen mediatisirten Fürsten, welche stets nach Hoheits-Rechten lüstern, den regierenden Häusern widerstrebten, die nicht selten die schlimmsten Mittel anwandten, sie um ihren Besitz zu bringen, oder sich ihrer, wie es ging, zu entledigen. Die beiden regierenden Linien, welche im Verein mit den Ständen die weitere Landeszersplitterung hinderten, und die Versuche der abgetheilten Herren Huldigung zu erlangen, vereitelten, konnten jenen doch nicht allen Antheil

an der Regierung und besondere Herrschaftsrechte entziehen. Sie nannten sich sämmtlich Herzoge von Schleswig-Holstein und Erben zu Norwegen. Das Land aber so vielfach getrennt, belastet und verschiedenen Herren folgend, mußte an tiefen Wunden kranken, die Niemand vollständiger aufdeckt, als Lornsen in seiner trefflichen Schrift über die Unions-Verfassung. — Das Gottorfische Haus war aus der Theilung von 1544 zwischen Christian III. und seinen Brüdern entstanden. Herzog Adolf hatte Gottorf gewählt und seine Nachkommen regierten nach ständischer Wahl über diese Landeshälfte, bis nach manchen Streitigkeiten ein Erbfolgegesetz vom Jahre 1608 das Recht der Erstgeburt anerkannte und keine weitere Theilung des Landes als zulässig erklärte. Das Gesetz wurde vom Kaiser für Holstein, und vom Könige Christian, als Lehnsherrn, für Schleswig bestätigt. Hiemit aber wurde zugleich das bisherige ständische Wahlrecht vernichtet. — Schon im Jahre 1590 hatte Kaiser Rudolf den Herzogen eine Urkunde ertheilt, welche den Ständen befahl, jenen als Erbherzogen zu huldigen, somit das Wahlrecht aufhob. Wo es galt Volksrecht zu unterdrücken, waren die Kaiser jener Zeit meist hülfreich bei der Hand, und als

nach längerem Widerſtreben der Stände die Zeit günſtig, und Anhänger genug für den Fürſtenwillen gewonnen waren, ſetzte Herzog Friedrich es 1616 durch und wurde als Erbherzog anerkannt. Nun folgten die Primogenitursſtatuten der andern Linien um ſich im untheilbaren Beſitz zu erhalten. — Die adeligen Güter und Klöſter blieben in jeder Hinſicht gemeinſchaftlich zwiſchen den Gottorfiſchen Herzogen und dem königlichen Antheil; dem König Herzog wurde als oberſtem Lehnsherrn von den Gottorfiſchen Herzogen der Lehnseid geleiſtet. Eine, im Jahre 1623 zwiſchen den Herzogthümern Schleswig-Holſtein und Dänemark geſchloſſene erweiterte Union vermehrte die gegenſeitige Hülfe, welche ſich beide Länder in Kriegsgefahr leiſten ſollten.

Bald aber tritt aus jener Zeit folgerecht ein doppeltes Streben der Fürſtenmacht hervor. Zuvörderſt war das königliche, wie das herzoglich gottorfiſche Haus, bemüht, die ſtändiſchen Rechte gänzlich von ſich abzuthun. Ueberall in Europa wurde um dieſe Zeit die Volksfreiheit vernichtet und als in Dänemark das Königsgeſetz angenommen war, konnte es den Königen unmöglich gefallen, daß in Schleswig-Holſtein ihr unum-

ſchränkter Wille von der Macht der Stände geſchmälert werden ſollte. Sie beriefen daher die Ständeverſammlungen immer ſpärlicher, bis, als ſie ſicher waren, keinen Widerſtand mehr zu finden, jene ganz und gar unterblieben, ohne daß die alten Landesprivilegien geradezu aufgehoben wurden. Die ſtändiſche Vertretung hörte de facto auf; ſie ſchlief ein. Ein paar gehorſam demüthige Mahnungen blieben unberückſichtigt, und wie ein mitleidiger Scherz oder wie Hohn über die Herabwürdigung und Schwäche des Landes klingt es, wenn die Könige bei ihrem Regierungs-Antritt jedesmal jene Privilegien beſtätigten, welche verſtaubt und wurmſtichig in den Archiven lagen. Die bedientenhafte Unterthänigkeit, zu welcher das Volk nun erzogen wurde, die kaſtenhaften Trennungen, die Herabwürdigung jeder Selbſtſtändigkeit, der Dünkel des Adels, der Beamten, der Geiſtlichkeit, die Verdummung des Volks und die gefliſſentliche Förderung ſeiner bürgerlichen Vorurtheile, ſeiner Gewerbs- und Standeseitelkeiten, endlich die Gewißheit, daß jeder Widerſpruch gegen die Mächtigen und höher Stehenden wie ein ſchreckliches Verbrechen ſchonungslos geſtraft werde; dieſe Zuſtände waren allgemein in

ganz Europa dieſelben, und bezeichnen gleichmäßig den traurigen Verfall des Rechts, der Sittlichkeit und der bürgerlichen Freiheit.

Die Herzoge von Gottorf, die, wenn ſie den Muth beſaßen Schleswig-Holſtein zu erwerben, ſich an die Spitze der Herzogthümer ſtellen und deren Recht gegen die königliche Willkühr vertreten mußten, halfen bei der Unterdrückung; andrerſeits war in ihnen ſeit langer Zeit der Ehrgeiz erwacht, den Lehnsverband los zu werden. Dies ſuchten ſie mit Hülfe Schwedens zu erreichen, mit dem ſie heimliche Verträge ſchloſſen, ſich gegen alle Pflicht mit ihm verbanden, im Kriege ſich neutral erklärten, ihre Länder ſo zu ſchützen ſuchten, während der königliche Antheil von Schleswig-Holſtein doppelt furchtbar verheert wurde; bis däniſche Heere im Gottorfiſchen Beſitz ſchreckliche Vergeltung übten. So litt das unglückliche wehrloſe Land viele Jahre durch dieſe gegenſeitige Feindſchaft der regierenden Häuſer; aber die Herzoge erreichten ihren Willen; die Souverainität mußte ihnen mit Schwedens Hülfe im Frieden zu Rothſchild, 1658, zugeſichert werden. Dieſer Sieg war jedoch von kurzer Dauer und Herzog Chriſtian Albrecht von Gottorf nicht

der Mann dem Schickſal zu gebieten. König Chriſtian V. vertrieb ihn aus ſeinem Lande und obwohl wieder eingeſetzt, 1679, dann nochmals vertrieben und wieder eingeſetzt, 1689, hatte ſein Sohn und Enkel daſſelbe Schickſal. Der Haß zwiſchen dem Königshauſe und den Gottorfern war nicht mehr zu löſchen; das Eine oder das Andere mußte weichen, und dies Geſchick traf die Herzoge, welche mit Schweden verbunden blieben, das mit Karl dem Zwölften vom Gipfel ſeines bisherigen Glücks und ſeiner Macht ſtürzte. — Im Jahre 1714 nahm der König den Gottorfiſchen Antheil wieder in Beſitz, erklärte die Herzoge von Gottorf wegen Felonie aller Anſprüche verluſtig, vereinigte ihr Land mit dem königlichen Antheil von Schleswig und ließ ſich am 7ten September 1721 von Prälaten und Ritterſchaft, wie von den Einwohnern der Gottorfſchen Aemter huldigen.

In dieſer Art wurde ganz Schleswig nach langer Trennung abermals vereinigt und iſt es ſeit dem geblieben. — Hier müſſen wir jedoch einen Augenblick ſtehen bleiben, denn die Souveränität der Gottorfiſchen Herzoge, ihr langer unglückſeliger Kampf, ihre Vertreibung aus dem Lande und die Huldigung vom Jahre

1721 bilden die Hauptbeweiſe der Dänen, daß Schleswig von da ab eine Provinz Dänemarks geworden ſei und dem Königsgeſetz folgen müſſe.

Als däniſches Lehn war Schleswig ſeit dem Jahre 1252 von dem Mannsſtamme Herzog Abels erblich beſeſſen worden; ſeit 1375 war es Erblehn der Schauenburger geworden; 1397 kam Fehmarn dazu; 1411 Alſen; 1435 Nordfriesland und 1438 Arröe; 1460 ward es auf ewige Zeiten mit Holſtein verbunden, ſeine Lehnsabhängigkeit von Dänemark hörte auf. — Holſtein, ein Afterlehn vom Herzogthum Sachſen und ſeit 1110 Mannslehn der Schauenburger, ſeit 1434 Lehn des deutſchen Reichs, kam mit Schleswig vereint 1460 an das Oldenburger Königshaus. — In dieſem Grundvertrage iſt durchaus von keiner Lehnsabhängigkeit die Rede, alles was blieb war die Pflicht der däniſchen Könige, den von den Ständen erwählten Fürſten mit Schleswig zu belehnen. — Auch die Union von 1333 ſetzte keine zu leiſtende Lehnshülfe feſt, und erſt als Chriſtian III. mit ſeinen Brüdern theilte, forderte er von ihnen Lehnsdienſte, welche die Herzoge, als Neuerung, verweigerten. — Durch Vermittelungen und auf Zureden deutſcher Fürſten kam es 1579 zum Oderſeer Vergleich, worin die

Herzoge dem Könige eine geringe Lehnshülfe zugestanden; später ward in der erweiterten Union von 1623 festgesetzt, daß außer der Bundeshülfe, Schleswig die Lehnshülfe zu leisten habe. — Dabei blieb es, bis zum rothschilder Frieden von 1658, wo, wie wir anführten, der Herzog von Gottorf mit Schwedens Hülfe das Souveränitätsdiplom erhielt, dessen erster Artikel mit dürren Worten erklärt: das Belehnungsrecht, welches dem Königreich Dänemark zeither über das Herzogthum Schleswig zugestanden, das jus infeudationis, ist erloschen!

Bis zum Jahre 1815 wußte man dies nicht anders, wie überhaupt bis dahin theils die Verhältnisse der Herzogthümer zum Königreich unter einem dichten Schleier der Unkenntniß und gleichgültiger Unbeachtung ruhten, theils von den wenigen, welche sie näher kannten, als vollständig bestimmt angesehen wurden. Man nahm gewöhnlich an, daß kein Zweifel sei, Schleswig-Holstein habe nicht zu fürchten, als inkorporirte Theile der dänischen Monarchie betrachtet und nach dem Königsgesetz behandelt zu werden. Man nahm ferner an, Jedermann sei überzeugt, daß im dänischen Reich, beim Aussterben des Mannstammes der Oldenburgischen Königslinie, nach dem Königsgesetze der Weiberstamm

derſelben, als nächſt berechtigt, folge, wogegen in den Herzogthümern, nach Geſetz und Recht, die jüngere Linie des königlichen Hauſes, zunächſt die Herzoge von Holſtein, Schleswig, Sonderburg, Auguſtenburg, welche durch Theilung des königlichen Antheils 1564 zwiſchen den Söhnen Chriſtians III. (König Friedrich III. und Herzog Johann dem Jüngern) entſtanden war, zur Herrſchaft gelangen würden. In allen drei Linien war das Recht der Erſtgeburt eingeführt worden. Die Gottorfer thaten dies zuerſt am 9. Januar 1608; die jüngere königliche Linie durch Familienvertrag vom 17. Dezember 1633; die königliche Linie endlich durch das Statut vom 24. Juli 1650; mittelſt welches die Erbfolge der männlichen Abkömmlinge nach der Linie dergeſtalt feſtgeſetzt wurde, daß die ältere Linie immer der jüngeren vorangehen ſoll, ſelbſt wenn dieſe dem letztverſtorbenen Monarchen dem Grade nach eben ſo nahe, oder noch näher, verwandt iſt. — Dies Statut konnte natürlich nur für die ältere königliche Linie des Oldenburger Hauſes Gültigkeit haben, ſo wie die beiden anderen Erbſtatuten auch nur für die Gottorfer und die jüngere Linie galten. Der Reichshofrath und der Kaiſer, der das Statut beſtätigte, ſagen ausdrück-

lich, daß es allein für Friedrich III. und deſſen Nachkommen gelte und begehrt ſei, dennoch aber hat man es in neuerer Zeit benutzt, um, indem man ſeine Gültigkeit auf das ganze Oldenburgiſche Haus ausdehnte, der Auguſtenburgiſchen Linie ihre Erbberechtigung zu beſtreiten und Holſtein in vielen Theilen zu trennen.

Als im Jahre 1815 die Ritterſchaft ſich regte, um die alten ſtändiſchen Rechte aus dem langen Todesſchlafe aufzuwecken, fiel der erſte Funken in den Aſchenhaufen. Die Preſſe rührte an den vergilbten Blättern der Geſchichte; -es fielen Winke und Worte über die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark, und über eine mögliche Trennung. Die neue Zeit mit ihren Forderungen erhob ſich und dies gab Anlaß für die Dänen zum Widerſtreben und Beſtreiten. Ein Anonymus trat zuerſt mit der Behauptung auf: die Souveränitätserklärung von 1658 habe die alten Landesrechte aufgehoben; — die Herzoge von Gottorf hätten damit die abſolute Regierung in Schleswig eingeführt, eben ſo ſei es dem königlichen Antheil geſchehen, da auch dieſer zu gleicher Zeit ſouverän erklärt wurde. Nachdem nun die Gottorfer aus Schleswig vertrieben ſeien, Chriſtian V. 1721 die

Huldigung empfangen und Schleswig vereint habe, sei er unbeschränkter Herr des Herzogthums geworden, welches demnach dem Königsgesetz folgen müsse.

Hierüber entstand ein heftiger Streit der durchaus siegreich für Schleswig von dem Professor Falk in Kiel geführt werde, welcher behauptete: Schleswig stehe so unabhängig zu Dänemark, wie Hannover zu England, und jene Souveränitäts-Erklärung sei nichts, als die Aufhebung der alten Lehnsverbindung, was deutlich aus dem Souveränitätsdiplom hervorgehe, keinesweges aber sei darunter eine unbeschränkte Regierung im Innern zu verstehen. Dies gab auch der dänische Conferenzrath Schlegel zu, der den Streit weiter führte, dagegen aber machte er geltend, daß die Aufhebung des Lehnsverhältnisses nur zu Gunsten des Gottorfer Hauses männlicher Linie, keinesweges aber zu Gunsten des Landes erfolgt sei, und hierbei beruhigte sich Falk, nicht aber Schleswig-Holstein. In scharfer und richtiger Weise wurde nachgewiesen, daß ein Land nicht zeitweis allodial und dann wiederum lehnspflichtig erklärt, eben so wenig die Wiederbelebung der Lehnspflicht vom Abgange eines

Mannesſtammes abhängig gemacht werden könne. Eine andere Erbfolge und alle Folgerungen, welche aus den Souveränitätserklärungen gezogen werden könnten, ſeien aber rechtlich unſtatthaft und durchaus nichtig, weil 1) nicht mit den Ständen unterhandelt, 2) mit den Agnaten nicht unterhandelt, 3) das Grundgeſetz von 1460 die Untrennbarkeit Schleswigs von Holſtein beſtimmt.

Die Dänen haben nun zwar oft blinden Lärm erhoben und behauptet: daß aus der Souveränitätsurkunde im Kopenhagener Archiv klar hervorgehe, daß Schleswig nach dem Abgange der Gottorfer von Neuem als Lehn an Dänemark falle, allein dieſe Urkunde iſt niemals bekannt geworden. Vergebens hat man lange Zeit auf Veröffentlichung gedrungen und die Dänen dazu mit Ernſt und Spott herausgefordert. Man kann alſo mit Gewißheit annehmen, daß ſie den däniſchen Anſichten keinerlei Halt bietet; denn wäre dies im Geringſten der Fall, ſo würde man gewiß nicht zögern ſie zu benutzen; um ſo mehr, da bei dieſem Streite, wo aller Scharfſinn aufgeboten wird, und die unhaltbarſten Scheingründe angewendet werden, um einen Rechtsboden zu gewinnen, ein ſolches Dokument, wie ſehr es auch den Grundgeſetzen und Rechten

des Landes widerſpräche, ein koſtbarer Schatz ſein würde, den man gewiß nicht unbenutzt ließe.

In dem Souveränitätsdiplom für den Herzog Friedrich von Gottorf und in dem Kopenhagener Vergleich, findet ſich kein Wort, daß die Auflöſung des Lehnverbandes nur für jene herzogliche Linie gelten, nach deren Erlöſchen die Lehnsqualität Schleswigs wieder aufleben ſolle, was, abgerechnet der Seltſamkeit eines ſolchen Anſinnens, das einzig in ſeiner Art ſein würde, gewiß genau beſtimmt worden wäre. Daß es darin heißt, König und Reichsrath treten dem Herzog für ſich und ſeine männliche Erben die Souveränität ab, iſt aus der feindlichen Stellung der Gottorfer zum Königshauſe zu erklären, die, wie Lornſen mit Recht ſagt, ſich nie genug ſichern zu können glaubten.

Schleswig iſt demnach ein von Dänemark durchaus unabhängiges, in keinerlei Lehnsverband ſtehendes, mit Holſtein auf ewig verbundenes Land; jener Lehnsverband aber überhaupt ſeit Jahrhunderten nichts, als eine leere Form geweſen. — Als man in Dänemark ſah, daß mit den Souveränitätsdiplomen nichts erwirkt werden könne, richtete man das Augenmerk um ſo mehr auf den Vorgang von 1721,

und behauptete nun: daß durch die Huldigung der Ritterſchaft, Prälaten und Aemter des Gottorfſchen Antheils, die Incorporation Schleswigs in den däniſchen Staat ſtattgefunden habe. — Auch dieſe Behauptung iſt auf die klarſte Weiſe, als weder rechtlich noch faktiſch richtig, man möchte faſt ſagen zahllos widerlegt und abgewieſen worden; denn ſie bildet ſeit vielen Jahren den Hauptbeweis der Dänen, an den ſie ſich mit um ſo größerer Hartnäckigkeit feſtklammern, weil ſie keinen andern beſitzen. — Alle Ruhe und wiſſenſchaftliche Ueberführung hat dabei ſo wenig gefruchtet, wie der heftige und leidenſchaftliche Kampf der Tagesblätter. Die exaltirte däniſche Partei will die Beweiſe nicht anerkennen, und wie wäre es möglich einen Gegner dazu zu zwingen, welcher die tauſendmal widerlegten Angaben immer mit denſelben Betheuerungen, aber ſtets leidenſchaftlicher und rückſichtsloſer wiederholt, ja nicht ſelten in der beleidigendſten und übermüthigſten Art das Nationalgefühl und den Rechtsſinn derer kränkt, die er zu Dänen machen möchte.

Mit der ſogenannten Incorporation von 1721 verhält es ſich jedoch folgender Geſtalt. — Nachdem die alten Landesrechte ſeit langer Zeit ſchon

weder vom König-Herzog, noch vom Herzog von Gottorf mehr beachtet wurden, vielmehr gleichmäßig das Streben hervortrat, ſie wo möglich zu vernichten, ein Streben, das durch das allgemeine Elend und die Hülfloſigkeit des Volks erleichtert wurde, war es nicht zu verwundern, daß Landtage unregelmäßig und ſelten gehalten, Contributionen und Steuern willkührlich und einſeitig ausgeſchrieben, Verträge nicht befolgt, Klagen der Stände unbeachtet gelaſſen wurden. Während der Herzog 15 Jahre landflüchtig war, wirthſchaftete der König allein, beſchatzte das Volk und trieb, was er haben wollte, executoriſch ein. Wer hätte in dieſem Lande voll Krieg, Brand, Mord und Unglück aller Art, ſich ihm und ſeinen Heeren widerſetzen wollen? Von Recht des Volks war nicht mehr die Rede, nur von Akten der Gnade oder Gewalt; Jeder beugte ſein Haupt um es zu ſichern. Nachdem in dem Rendsburger Receß die regierenden Herrn ſich verglichen, wurde es keinesweges beſſer mit dem Volke. König und Herzog verſtändigten ſich ſchnell darüber, daß das Steuerbewilligungsrecht der Stände, wie überhaupt die alten Landesprivilegien, nicht mehr thatſächlichen Beſtand haben ſollten. Prälaten und Ritterſchaft ſahen bald

ein, worum es ſich handelte, ſie drangen fortgeſetzt, ſeit 1675, auf Herſtellung der Landtage, brachten auch 1690 noch einen zu Stande, und nach vielen Klagen und Bitten endlich den letzten im Jahre 1712. Aber es war kein wahrer Landtag mehr; die Städte waren dazu nicht einberufen worden. Den Prälaten und Rittern erklärte man unumwunden, von einer Steuerbewilligung für das Land könne fernerhin ihrerſeits nicht mehr die Rede ſein, ſondern allein für die adeligen und klöſterlichen Güter, die ſie angingen. — Nach den kläglichſten Verhandlungen erhalten ſie die Verſicherung, als Gnadenakt, von beiden Fürſten, daß in Friedenszeiten die gewöhnlichen Steuern nicht erhöht, außerordentliche Contributionen aber zu Kriegszeiten nur dann ohne Bewilligung aus den adeligen und klöſterlichen Diſtrikten erhoben werden ſollten, wenn die Kriegsläufte eine Landtagseinberufung nicht geſtatteten.

Man ſieht den gänzlichen Verfall der Landesfreiheit hierin abgeſpiegelt, welche ſtufenweis ſich auflöſte, nachdem nach und nach zuerſt der Bauernſtand von Adel und Fürſten herabgewürdigt und ausgeſchloſſen, dann durch Krieg und Leiden die Bürger entnervt und freiheitsunfähig gemacht waren. —

Auf den letzten Landtag berief man sie nicht mehr, auf anderen waren sie längst nur unvollständig erschienen. Prälaten und Adel besaßen das Uebergewicht, doch nur aus alter Freundschaft und Genossenschaft machte der Absolutismus einige formelle Umstände mit ihnen, denn wirklich war es bloß Redeform, wenn er ihnen einige Zusicherungen beim Abschiede auf den Weg gab. Gehalten wurde nichts. Der Landtag von 1712 war und blieb der letzte; Edikte und Verordnungen aus Kopenhagen bestimmten länger als ein Jahrhundert über, und bestimmen noch jetzt, was an Lasten und Abgaben getragen und was Gesetz und Richtschnur sein soll.

Als nun 1714 der Herzogstamm der Gottorfer abermals ausgetrieben war, 1720 Frankreich und England dem König-Herzog den Besitz garantirt hatten, 1721 die Huldigung des Gottorfischen Antheils erfolgen sollte, erließ Friedrich der Vierte ein Einberufungspatent für die Einwohner des gottorfischen und gemeinsamen Antheils, in welchem es heißt: Daß wegen des von dem gottorfischen Hause im schwedischen Kriege beobachteten Verfahrens, er bewogen worden, den Antheil an Schleswig, welchen der Herzog Karl Friedrich bisher in Schleswig inne gehabt, als ein in beschwerlichen Zeiten

unrechtmäßiger Weiſe von der Krone Dänemark abgeriſſenes Pertinenz, wieder in Poſſeſſion zu nehmen, und nachdem ihm der Beſitz des Herzogthums und folglich auch des Gottorfiſchen Antheils von den vermittelnden Mächten garantirt worden, ſelbigen Antheil mit den ſeinigen zu vereinigen. Die Huldigung wurde hierauf auf Schloß Gottorf vollzogen, und zwar blos vom bisher gottorfiſchen und gemeinſamen Antheil, doch keinesweges von den Einwohnern der herzog-königlichen Lande. — Prälaten und Ritterſchaft und die Beſitzer adeliger Güter; in Städten und Aemtern, die Geiſtlichen und vornehmſten Einwohner, leiſteten den Eid durch Unterſchrift, welche alſo lautete: „Ich Endesbenannter thue hiermit kund: Nachdem Ihre Königliche Majeſtät zu Dänemark und Norwegen, mein allergnädigſter König und Herr, Kraft Dero sub dato Gottorf den 22. Februar 1721 ausgelaſſenen Patents das vorhin geweſene fürſtliche Antheil des Herzogthums Schleswig mit dem Ihren zu vereinen und Dero Kron, als ein uraltes, injuria temporum abgeriſſenes Stück auf ewig wieder zu incorporiren für gut befunden, auch Kraft ſelbigen Patents mir allergnädigſt injungiren laſſen, mich allhier perſönlich ein-

zufinden, um in Dero alleinige Pflicht zu treten und den gewöhnlichen Erbhuldigungseid in gehöriger Form abzulegen:

„So gelobe und verpflichte ich mich, meine „Erben und Succeſſoren hiermit und in Kraft „dieſes, daß ich Sie, Ihre Königliche Ma„jeſtät von Dänemark, Norwegen für un„ſern alleinigen ſouveränen Landesherrn „erkennen und halten, Deroſelben, wie „auch Dero Königlichen Erbſucceſſoren se„cundum tenorem legis regiae, treu, hold „und gewärtig ſein, allerhöchſtgedachte Ihrer „Königlicher Majeſtät und Dero Königlichen „Hauſes Nutzen und Vortheil in allem, „äußerſten Fleißes ſuchen und befördern, „Schaden und Nachtheil aber aller Mög„lichkeit nach warnen, verhüten und ab„wenden und Alles dasjenige thun und „leiſten wolle, was getreue und gehorſame „Landſaſſen und Erbunterthanen zu thun „und zu leiſten ſchuldig ſind. — So wahr „mir Gott helfe und ſein heiliges „Wort! Geſchehen zu Schleswig den 4. „September Anno 1721.“

Auf dieſen Akt und dieſen Eid, behaupten die

Dänen, ſei das Herzogthum Schleswig damals Dänemark incorporirt worden, wie dies die vier lateiniſchen Worte: secundum tenorem legis regiae, klar beweiſen ſollen, daß es nach dem Königsgeſetz erben und dieſem Geſetz folgen müſſe. Man hat nun lange erbitterte Streite darüber geführt, ob das Komma jenen vier Worten vorangehen, oder ob es, wie Lornſen behauptet, ausdrücklich in der Eidesformel hinter dem regiae ſtehe. — Meines Erachtens kommt darauf eben nicht ſo viel an; jeder Theil mag es ſich immerhin zum beſten deuten, wie er es braucht; die Hauptſache iſt, ob durch dieſen von Widerſprüchen erfüllten Huldigungsakt wirklich die alten Landesrechte vernichtet und die beſtehende Erbfolge aufgehoben werden konnte, und hierauf wird jeder Unpartheiiſche wohl mit Nein! antworten müſſen. — Daß es die Abſicht des Herzogs-Königs war, einen Staatsſtreich zu begehen, iſt allerdings ſchwer zu verkennen; allein vollbracht wurde er nicht zur Hälfte; ja der König hatte nicht einmal den Muth, die Bitte der Stände, um Beſtätigung der Landesprivilegien, Freiheiten und Begnadigungen und Berufung eines Landtages abzuſchlagen. Er verſprach vielmehr einen Landtag in den Herzogthümern aus-

zuſchreiben ſobald die Conjuncturen danach beſchaffen ſein würden; das Uebrige überging er mit Stillſchweigen, aber er konnte eine Ständeverſammlung nicht verſprechen, wenn er Schleswig als dem Abſolutismus des Königsgeſetzes verfallen betrachtete. — Man ſcheint ſich nicht getraut zu haben, eine Gewaltthat mit Unerſchrockenheit durchzuführen, zu der man allerdings jeden möglichen guten Willen beſaß, und ließ das Begonnene unvollendet und rechtlich erfolglos auf andere Geſchlechter übergehen, ob dieſe vielleicht mit beſſerem Glück Vortheile daraus ziehen möchten.

Zuvörderſt ſcheitert die däniſche Behauptung der damaligen Incorporation Schleswigs ſchon daran, daß nur der Gottorfiſche Antheil, nicht aber der königliche, den Huldigungseid leiſtete, und niemals geleiſtet hat; daß ferner die Eidesformel ausdrücklich ſagt, es ſolle ein gewöhnlicher Erbhuldigungseid geleiſtet werden, endlich, daß der König in ſeiner Qualität, als Herzog von Schleswig, auch nur rechtlich einen ſolchen begehren konnte, der die beiden getrennten Theile des Herzogthums verband, daß er aber nicht das geringſte Recht beſaß, das Herzogthum in Dänemark incorporiren zu wollen. Jenes secundum tenorem legis

regiae bleibt demnach, wo das Komma auch ſtehen mag, ein völlig erfolgloſer und leerer Verſuch. Vier lateiniſche Worte, welche Ritter und Prälaten gewiſſer Landestheile unterzeichnet, können weder das Land, noch die erbberechtigten Agnaten um ihre geſicherten Rechte bringen, und weder iſt das Grundgeſetz von 1460 dadurch berührt, noch haben die Schleswig-Holſteiniſchen Landſtände eingewilligt, noch endlich haben die Agnaten ſich bereit erklärt, ihrer Erbberechtigung nach den Primogeniturſtatuten und ihren Lehnsanſprüchen zu entſagen.

Alles das aber müßte nothwendig geſchehen ſein, wenn jener einſeitige und nur theilweiſe erfolgte Huldigungsakt irgend eine Aenderung der Landesverhältniſſe hervorbringen ſollte. Die Dänen behaupten nun zwar, die jüngere königliche Linie habe alle Erbberechtigung in Schleswig dadurch verloren, daß der Herzog Chriſtian Auguſt von Auguſtenburg im Jahre 1721 einen ganz ähnlichen Huldigungseid geleiſtet habe, in welchem ebenfalls den Erbſucceſſoren in der Regierung, secundum tenorem legis regiae, Treue gelobt ſei; aber der Herzog leiſtete dieſen Eid, wie wörtlich darin ſteht: ratione ſeiner darin belegenen Güter. Eine Aufhebung oder Entſagung ſeiner Erbrechte, welche da-

mit verbunden ſein ſoll, vermag nur Unkenntniß oder Böswilligkeit darin aufzufinden, und um ſo mehr iſt jener Einwand null und nichtig, da nicht einmal der Verſuch gemacht wurde, einen Eid von den übrigen Linien zu erlangen.

Es kommt jedoch der Partei nicht darauf an, in welcher Weiſe ſie ihre Schlüſſe feſtzuſtellen ſucht. So behauptet ſie ja auch, daß Holſtein durch die Auflöſung des deutſchen Reichskörpers Allodium geworden und durch das Patent vom 9. September 1806 Dänemark incorporirt worden ſei. In dieſem Patent heißt es allerdings: „Unſer Herzogthum Schleswig, Unſere Grafſchaft Pinneberg und unſere Stadt Altona ſollen fortan unter der gemeinſamen Benennung des Herzogthums Holſtein mit dem geſammten Staatskörper der Unſerem Königlichen Zepter untergebenen Monarchie als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil derſelben verbunden und ſolchem nach von nun an Unſerer alleinigen und unumſchränkten Botmäßigkeit unterworfen ſein.“ Aber, wenn eine bloße Ordonnanz genügt, um ſagen zu können, hiermit ſind alle Rechte eines Landes und alle Erbfolgeordnung aufgehoben, dann iſt nicht einzuſehen, weshalb Sr. Majeſtät von Dänemark nicht jetzt eine

erläßt, die allem Streit ein Ende macht und mit absolutem Willen bestimmt: die Herzogthümer Schleswig-Holstein sind dem dänischen Reiche incorporirt, sie folgen dem Königsgesetze: car tel est nôtre plaisir!

Eine solche Deklaration, die übrigens von der dänischen Propaganda sowohl, wie von den Ständen in Wiburg und Rothschild längst gefordert wurde, und noch gefordert wird, wäre wenigstens immer besser, als dies Schleichen und Winden zwischen Bös und Gut. Mit dem Recht kommt man nicht aus, darum also die ultima ratio regium: die Gewalt! herausfordernd, ob die Worte unseres großen Dichters sich erfüllen:

Wenn der Gedrückte nirgend Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — dann greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst! —
Der Güter höchstes darf der Mensch vertheidigen
Gegen Gewalt — Wir stehn vor unser Land,
Wir stehen vor unsere Weiber, unsere Kinder!

Im Uebrigen zeigte es sich auch bei Holstein, wie nichtig diese willkührliche Auslegung einer Incorporation ist; wie hohl das Gerede bleibt, daß dies Herzogthum, als Allodium, dem Weiberstamme Erb-

folge ſichere, Schleswig aber, als däniſches Lehn, im Fall des Ausſterbens der ältern königlichen Linie von Neuem zum Lehn auszugeben ſei, und es dem Herrſcher in Dänemark dann frei ſtehe, wen er damit bedenken wolle. Wenn der König, wie es in ſeiner Macht ſtehe, den in Holſtein zur Erbfolge gelangenden Weiberſtamm, der dann auch die Königskrone in Dänemark trägt, wie vorauszuſehen, Schleswig zur Lehn gebe, ſo ſei das Reich wiederum vereint und werde es bleiben.

Man macht es ſich gar zu bequem in Kopenhagen und fantaſirt ſich gerne allerlei Mährchen und Wunder vor. Nur Schade, daß die Schleswig-Holſteiner ſo wenig davon wiſſen wollen; die däniſchen Könige aber bei jedem Verſuch, den ſie machten, immer zagend vor ihrem Unrecht, zurückſcheuten, was auch diesmal bei Holſtein der Fall war, da auf Reclamation des Herzogs von Auguſtenburg in das Patent vom 9. September 1804 ſtatt: unzertrennlicher Theil, ungetrennter Theil erſetzt wurde, wodurch im Verein mit den befriedigenden Erklärungen des Königs gegen die ruſſiſchen und ſchwediſchen Linien der Agnaten, die bezweckte Incorporation ſich in ſich ſelbſt auflöſte. Samwer in ſeinem trefflichen Buche: „die Staatserb-

folge in Schleswig-Holstein", hat aber ganz recht, wenn er auch in diesem Betrachte wiederum nur die drei großen Gründe einer unmöglichen Rechtsgültigkeit für alle jenen Versuche aufgezählt:

1) weil das Grundgesetz von 1460 die Untrennbarkeit Schleswigs von Holstein festsetzt,

2) weil die Stände, — 3) weil die Agnaten nicht eingewilligt haben.

Was Holstein betrifft, so ist dies als deutsches Bundesland allerdings mehr noch gesichert vor einem Gewaltstreich als Schleswig, aber in seinen historischen Schicksalen und der Verbindung seiner einzelnen Theile unter sich, eben sowenig vor Anfechtungen geschützt. Der Herzog Karl Friedrich von Gottorf nahm nach dem Verlust seiner Schleswigschen Lande in Kiel seinen Sitz, weil sein Erbe in Holstein ihm auf kaiserlichen Befehl herausgegeben werden mußte. — Alle Versuche Dänemarks, ihn zu einer Abtretungs-Urkunde des ihm entrissenen Landes zu bewegen, blieben fruchtlos, sein Haß gegen das Könighaus trieb ihn zu einer Verbindung mit der ältesten Tochter Peter des Großen von Rußland, und nur der Tod Peters schützte

Dänemark vor einem Kriege. — Des Herzogs Friedrichs Sohn, Peter Ulrich, bestieg den russischen Thron 1762, allein Dänemarks Stern entging der furchtbaren Gefahr durch Peters plötzliche Ermordung; denn schon stand ein russisches Heer in Mecklenburg. Peters einziger Sohn, Paul, war minderjährig; Catharina II. schloß hierauf nicht allein Frieden mit Dänemark, sondern trat auch in Tauschverträge mit Dänemark. 1767 wurden die Traktate geschlossen und 1773 vom Großfürsten bei seiner Mündigkeit bestätigt. Der Großfürst entsagte allen Ansprüche auf Schleswig, ebenso auf Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Diese überließ er der jüngeren Linie seines Hauses, welche sie jetzt als Großherzogthum Oldenburg besitzt.

Nun sagen die Dänen, Rußland habe jenen Tauschtraktat nur zu Gunsten der älteren königlichen Linie geschlossen; sobald diese aus dem Besitz trete, könne es den ehemals Gottorfschen Antheil und Kiel zurückfordern, wobei es denn freilich wohl die eingetauschten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, das jetzige Großherzogthum Oldenburg, wieder herausgeben müßte, was, selbst wenn Alles so wäre, große Schwierigkeiten haben müßte.

Nach den Unterſuchungen neuer Publiciſten hat aber Rußland für den Gottorfſchen Antheil von Schleswig vollkommen und ohne Rückhalt entſagt, die ſchwediſche Linie der Gottorfer (die Waſa's) könnten dagegen, der deutungsvollen Faſſung der Urkunde wegen, weit eher Anſprüche erheben. — Für Holſtein ſollen die ruſſiſchen Rückfallsrechte darauf beruhen, daß in der Ceſſionsacte die Abtretung „an Sr. Majeſtät zu Dänemark und Norwegen und deren männlichen Descendenten, wie auch eventualiter an dero Herrn Bruders des Prinzen Friedrich Liebden und Ihro männliche Poſterität," erfolgt. — Hieraus folgern einige den Ausſchluß aller übrigen Erben; dagegen ſagt die Meinung Anderer, daß die beſondere Erwähnung des Prinzen Friedrich nur deswegen geſchehen, weil zur Zeit des Abſchluſſes jenes Tractates König Chriſtian VII. keine Leibeserben gehabt, und Prinz Friedrich der Erbprinz geweſen. Es ſollen jene Worte alſo weit eher die Beſtätigung der Ceſſion auch für die Seitenlinien ausdrücken, als beſchränkend verſtanden werden. Dies ſcheint allerdings das richtige um ſo mehr zu ſein, da in der Abtretungsurkunde über die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt dieſe Länder ebenfalls „dem durchlauchtigſten Groß-

fürſt aller Reußen und dero männlichen Descendenten" zugeſichert werden, obwohl es ausgemacht iſt, daß das ganze Gottorfſche Haus ſie empfangen ſollte; der Großfürſt auch ſofort ſie der jüngeren Linie als immerwährendes Eigenthum zuwies. — Wie nun, wenn die ruſſiſche Linie ausſterben ſollte, die übergangene ſchwediſche Linie ihre Rechte auf Oldenburg gelten machen, und durch welche Mittel ſie in Beſitz jenes Landes zu ſetzen, oder ſich an das Gottorfſche Holſtein halten ſoll, das iſt Sache der Zukunft und dürfte weitläuftige, ſtaatsrechtliche Verhandlungen und Vergleiche beanſprechen, die man bis dahin auf ſich beruhen laſſen kann. Man ſieht jedoch aus dieſem allgemeinen Ueberblick der Verhältniſſe, wie vielfach verwickelte Fragen hier zu löſen und wie abweichend die Meinungen darüber ſind.

Auch wegen der Grafſchaft Pinneberg warten ſchwierige erbſchaftliche Streitigkeiten. König Chriſtian IV. und Herzog Friedrich III. von Gottorf nahmen Pinneberg als ehemaligen Beſtandtheil Holſteins und eröffnetes Lehn in Beſitz, als der letzte Graf von Schauenburg 1640 ſtarb; beide Fürſten muſten jedoch das Land um eine Geldſumme von der Gräfin von Schauenburg kaufen, weil

Pinneberg ſeit längerer Zeit Allodium war, dafür entzogen ſie Pinneberg, als adeliges Gut, den Ständen, trotz aller Vorſtellungen derſelben. — Herzog Friedrich verkaufte dem Statthalter Chriſtian Ranzau, 1649, ſeinen Antheil an der Grafſchaft und dieſer wurde zu einem deutſchen Reichsfürſtenthum, unter dem Namen: Grafſchaft Ranzau, erhoben: bis das Land 1726, in Folge einer Schenkungsakte und Gewaltthaten der ärgſten Art, die endlich durch einen Brudermord gekrönt wurden, deſſen verborgene Anſtifter ſich der menſchlichen Gerechtigkeit zu entziehen wußten, an den König von Dänemark fiel. — Der letzte Ranzau, zu lebenswieriger Gefangenſchaft verdammt, ſtarb in der Feſtung Aggerhus in Norwegen, wohin die däniſchen Selbſtherrſcher damals häufig ihre Opfer ſandten um ſpurlos zu enden, und obwohl der Kaiſer 1725 das in Rendsburg gefällte Urtheil, wie die ganze Unterſuchung vernichtete, welche gegen einen Reichsfürſten gar nicht hätte von däniſcher Seite geführt werden dürfen, ſo half doch dies ſo wenig, wie andere Strafankündigungen. — Der König nahm Ranzau in Beſitz, verglich ſich in der Stille mit der einzigen Schweſter des Grafen, und das deutſche Reichslehn wurden ſeitdem als ein beſonderes

Familiengut des Oldenburgiſchen Hauſes betrachtet und verwaltet, bis jetzt.

Wie ſchwierig es ſein muß in ſo viele dunkle Punkte voll altem Unrecht das Licht des Rechts zu bringen, wird Jeder begreifen; und andere nicht minder verwickelte Verhältniſſe knüpfen ſich daran, vor allem die Succeſſionsrechte betreffend, um welche es ſich vorzugsweis handelt. — Was wird nicht von den verſchiedenen ſich bekämpfenden Meinungen daran gedreht und gedeutelt, und wie leicht iſt es in Streiten, welche Rechte, Urkunden, Vergleiche und Actenſtücke mehrerer Jahrhunderte beanſpruchen, irgend ein Wort, eine Wendung, oder einen Vorgang zu entdecken, welcher der Abſicht dienen kann! Und die, welche die allerentgegengeſetzteſten Reſultate aus denſelben Beweisſtücken ziehen, ſind nicht etwa unwiſſende, namenloſe Männer; es ſind größtentheils Gelehrte von Ruf, Profeſſoren, Publiciſten und Rechtslehrer. — Bald ſoll nach ihnen Schleswig, wie wir geſehen haben, dem Königsgeſetz gehorchen, weil 1721 eine Huldigung erfolgte, bald ſoll Holſtein zwiſchen Rußland, Schweden und den Auguſtenburgern getheilt werden, Pinnenberg an die Weiberſtämme kommen, oder auch das Auguſtenburger Haus ganz und gar

von aller Erbschaft ausgeschlossen werden. Linienerbfolge und Gradualerbfolge, Ausdehnung oder Beschränkung der Erbstatuten, gemeines- und lombardisches Lehnrecht, Herkommen und Sitte und Verwerfung derselben, alles wird, wie man es braucht, zusammengekehrt, angenommen, oder nicht anerkannt, und wenn Leute, wie Lornsen, zu Schlüssen gelangen, daß Pinneberg dem Weiberstamme zufalle, während Sammer es der Augustenburger Linie zuspricht, Falk eine verschiedene Erbfolge zugesteht, so kann man denken, wie von dänischer Seite, etwa von Herrn Paulsen in Kiel, oder von Herrn Clauſſen, Larsen, Ussing, Sehmann u. s. w. in Kopenhagen geurtheilt wird.

Das Ganze erscheint fast wie ein gordischer Knoten, der zerhauen werden muß, wenn es endlich nicht anders geht, denn dem Anscheine nach wird die dänische Parthei sich nie eines andern belehren lassen, als was ihre Vorkämpfer ihr vorsagen. So werden auch die Schleswig-Holsteiner ihr klar erwiesenes Recht behaupten, und in der einen Hand den Grundvertrag von 1460 halten, in der andern ihre Willenserklärung, um fest dabei zu bleiben. Je mehr die Dänen daran arbeiten, diesen Volkswillen zu beugen, um so kühner

und gewaltiger wird er ſein und ſeine Majeſtät zu ſchirmen wiſſen. — Mit dem Blick auf die menſchliche Natur kann man kaum verlangen, daß es anders ſein ſollte. Die Dänen wollen nicht losgeben, was ſie ſeit vier Jahrhunderten in der Hand halten, jene ſchönen und reichen Herzogthümer, die ihnen ſo oft ſchon mit Geld und Gut und Blut aus der Noth halfen, und eben jetzt hat ſich die Luſt dazu höher geſteigert. — Das däniſche Volk, in vielen Dingen tüchtig und vaterlandsliebend, wünſcht und hofft eine ſkandinaviſche Union, eine Verbrüderung mit Schweden und Norwegen. Die Dänen wiſſen dabei, daß ihr Staat der kleinſte und ſchwächſte iſt. Ihr Ehrgeiz zeigt ihnen den däniſchen Namen ſeines alten Glanzes beraubt; ein kühner Unmuth über den Verfall des Reichs, ein ſchamvoller Schmerz über ihre jetzige Schwäche, ein Freiheit liebender Geiſt treibt ſie an, ein neues junges Dänemark zu begründen. — Ruhmſüchtig möchten ſie an die Spitze des ganzen Scandinaviens treten, möchten ihren Namen von neuem in den Jahrbüchern der Geſchichte glänzen ſehen und unter den europäiſchen Völkern einen ehrenwerthen Rang einnehmen. — Das Alles iſt wohl anzuerkennen, wie leicht es auch zu Ueberſchätzung und eitlem

Träumen führen mag; allein es führt jedenfalls zu Ungerechtigkeit gegen die Rechte Anderer; denn dieſer Wunſch, groß und geachtet zu ſein, macht es eben, daß die däniſch patriotiſche Partei mit ſo leidenſchaftlicher Heftigkeit Schleswig für einen Theil Dänemarks erklärt und ſelbſt Holſtein nur mit Widerſtreben ziehen läßt, wenn dieſem das Glück durchaus nicht gönnen will, zum neuen Scandinavien zu gehören. Da fruchten denn keine Vernunftgründe, keine hiſtoriſchen Beweiſe, keine verbürgten Rechte, und wenn dieſe gar ſo vielfach mit Scheingründen angefochten werden können, wie hier, ſo gehört freilich ein hoher Grad von Einſicht und Redlichkeit dazu, um von allen Verſuchen abzuſtehen, die herrlichen Länder für ſich zu behalten.

Daß die Succeſſionsrechte des Auguſtenburger Hauſes in Schleswig-Holſtein, auf welche wir ſpäter zurückkommen werden, ſchwerlich aber irgend ernſthaft anzufechten ſind, iſt die Meinung und Ueberzeugung aller gründlichen und partheiloſen Publiciſten, und obwohl mir einer der däniſchen Stimmführer ſagte, er gäbe nicht einen Thaler für ſämmtliche Anſprüche der Auguſtenburgiſchen Linie, denn dieſe habe nicht mehr Recht zur Erbfolge, wie er oder ich, ſo iſt doch in Dänemark

ſelbſt die Meinung der Unterrichteten, wenigſtens theilweis, keineswegs auf dieſen äußerſten Punkt leidenſchaftlichen Unrechts gekommen. — Schleswig iſt das Feldgeſchrei der meiſten; Holſtein haben nur die Exaltirten im Sinn; in den Herzogthümern ſagt man dagegen mit Feſtigkeit: „Wo Holſtein bleibt, bleibt Schleswig!“ — Unter dieſer Bedingung ſind beide Länder mit Dänemark einſt zum Bunde zuſammen getreten, unter dieſer Bedingung trennen ſie ſich von ihm. Sie haben ein hiſtoriſch geſichertes, beurkundetes Recht dazu, und dies iſt nirgends rechtlich angetaſtet oder vernichtet worden. — Aber außer dieſem hiſtoriſchen Recht haben ſie ein lebendiges vernünftiges Recht: Sie wollen keine Dänen ſein! Sie wollen bei ihrem großen deutſchen Vaterlande bleiben, und Schleswig, was auch die Deutſchen ſagen mögen, obwohl es nicht zum deutſchen Bunde gehört, ſo wenig wie Oſtpreußen, obwohl in Schleswig ein Theil der Einwohner ein plattes Däniſch ſpricht, wie in Oſtpreußen theilweis ein plattes Polniſch geſprochen wird, ſo iſt es dennoch, ganz wie Oſtpreußen, durch und durch ein deutſches Land, denn ſeine ganze Bildung iſt deutſch, ſeine Städte ſind deutſch, ſeine Sitten, Gewohnheiten und Rechte

ſind deutſch, und was zumeiſt den Ausſchlag giebt: es will um keinen Preis däniſch bleiben, denn es empfindet ſich in Blut und Leben Deutſch! — Darum auch blickt es mehr und mehr auf das deutſche Fürſtenhaus in Auguſtenburg, das an ſeine Spitze treten und ſeine Selbſtſtändigkeit und vollſtändige Verbindung mit Deutſchland ſichern ſoll: Es hängt von dieſem Hauſe ab, alle Sympathien des Landes für ſich und ſeine Sache zu vereinigen, denn wenn es nicht ſchon geſicherte Rechte der Erbfolge beſäße, ſo würden die Blicke der Schleswig-Holſteiner ſich ihm zuwenden müſſen. Auf welchen unter den übrigen Mannsſtämmen der Seitenlinien ſollten ihre Wünſche fallen?

Streifzüge

in

Schleswig-Holstein

und

im Norden der Elbe

von

Theodor Mügge.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main,
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

Druck von Benjamin Krebs.

VII. Kapitel.

Schleswig. Der Osten:

Verwaltung, Justiz, Steuern.

Das alte Schleswig, die Stadt, welche früher als Dorf Fliesdorf oder Schleswicke genannt wurde, in Zeiten dänischer Obermacht Hatabye hieß, und schon im 9. Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz war, größer und wichtiger wie jetzt, liegt, wie alle Städte des Ostens, am äußersten Ende des Meerbusens, der die Schlei heißt, da wo der Bergrücken der Landesmitte sich an die fruchtbaren östlichen Marken schließt. — Von Hügeln umkränzt, an deren Abhängen dicht am Ufer der Schlei die Stadt sich hinzieht nnd eigentlich nur eine Straße bildet, welche die Bucht umzieht, giebt es der schönen Aussichten viele, die den Ankömmling freundlich überraschen. Erreicht er die Stadt im Abenddunkel, so scheint sie ungeheuer groß. Das Rasseln der Räder auf den Pflaster-

steinen will kein Ende nehmen, denn beinahe eine Meile weit reihen sich die Häuser durch das Thal, und wäre Schleswig so breit wie lang, müßte es einer der wichtigsten Sammelpunkte des Menschenlebens sein.

Dem ist aber nicht so. Es hat trotz seiner Ausdehnung nur ungefähr 12,000 Einwohner, die jetzt wenig Handel und Schifffahrt mehr treiben, welche andere, mehr begünstigte Orte an sich gezogen haben. — Die Schlei, ungeachtet ihrer Breite, ist nur für kleine Fahrzeuge mehr brauchbar; ihre alte Mündung ist versandet, die Königin Margarethe ließ sie mit versenkten Schiffen stopfen. — Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts ging aller Handel aus der Westsee über Schleswig. Die Engländer brachten ihre Güter die Treen herauf und dann über Land nach Schleswig, von wo aus sie über die Ostsee weiter gingen; als aber im Jahr 1155 die Schiffe im Schleswiger Hafen geplündert wurden, zog sich der Handel fort und Schleswig, das damals 40,000 Einwohner gehabt haben soll, sank von dieser Höhe, welche es nicht länger bewahren konnte. Bei alledem aber ist Schleswig noch immer die rechte Hauptstadt des Landes, der Sitz der Regierung, der Mittelpunkt

der bewegenden Elemente, der Wohnort vieler tüchtigen Männer, deren Kentniß, Wiſſenſchaft, Talent und Thätigkeit einen mannigfachen Wirkungskreis finden.

Von den älteſten Zeiten an hat Schleswig ſeinen Rang behauptet. Hier wohnten die Herzoge und durch die Landesgeſchichte zieht Schleswigs Namen mit manchen wichtigen und folgenreichen Erinnerungen einen rothen Faden, der es eng mit dem Ganzen verknüpft. — Hier wurde König Niels zur Sühne für den feigen Mord Knud Lawards vom Volke erſchlagen; hier mordete Herzog Abel ſeinen Bruder König Erich, von hier aus verbreitete ſich das Chriſtenthum. Das erſte Bisthum der chriſtlichen Kirche in den Herzogthümern ward in Schleswig geſtiftet; mancher Kampf, mancher Sturm, manche Belagerung ward in den langen blutigen Kriegen der Deutſchen und Dänen von den Schleswigern beſtanden; hier endlich ſteht noch das alte Schloß Gottorf, im zwölften Jahrhundert erbaut, an deſſen Beſitz oder Verluſt mehr als einmal das Landesgeſchick ſich knüpfte.

Schleswig war auf viele Menſchenalter der Grenzplatz deutſcher Sitte und Bildung, und von Schlöſſern und Burgen umringt, der Schlüſſel des

Dänenwalls, welcher quer durchs Land gezogen, ein Miniaturbild der chineſiſchen Mauer, zwei Völker ſchied. — Heut zu Tage, wo das Dänenwerk in Trümmern liegt, wo eine unwiderſtehliche Macht längſt über die bemooſten Reſte barbariſcher Zeiten ſiegreich fortgeſchritten iſt, mit der Palme der Civiliſation die Schwerter ſtumpf gemacht hat, iſt Schleswig eine andere Feſtung geworden, die in der Kraft des Geiſtes ihre Bollwerke ſucht und dem Vaterlande eine Schutzwehr bildet. Denn von hier aus wird am meiſten und entſchiedenſten für die Sache Schleswigs gewirkt; hier wohnen viele der beredetſten Vertheidiger deſſelben, und dies iſt um ſo natürlicher, weil in dieſer Stadt nicht allein Beamte, Advokaten und wiſſenſchaftlich Gebildete in beträchtlicher Anzahl ſich vereinen, ſondern weil auch, nicht wie an andern Orten, wo Handel und materielle Intereſſen vorzugsweiſe das Leben beherrſchen und beſchränken, ſich in der Bürgerſchaft ein klareres Bewußtſein für Staatsbürgerthum und ein freierer Blick für das Allgemeinwohl leichter entwickeln kann.

In Schleswig iſt die Landesregierung und das Obergericht, eine gelehrte Schule, mancherlei Inſtitute und Vereine, eine Garniſon zu Roß und zu

Fuß, endlich verſammeln ſich auch hier die Provinzialſtände des Herzogthums. Das Alles muß Leben und Bewegung in die Geſellſchaft bringen. Es giebt mehrere Buchhandlungen hier, ſogar eine Hofbuchhandlung, deren freundlichem Beſitzer ich mannigfach dankbar verpflichtet wurde; wie denn überhaupt ſo viele edle Gaſtlichkeit und Freundſchaft, welche meinen Aufenthalt in Schleswig begleitete, die weit verbreitete Erzählung von der Herzlichkeit und Theilnahme, die den Fremden empfangen, nur beſtätigen kann; denn nirgend kann man ſich heimiſcher fühlen, wie ich mich hier befand. — Einige gute Gaſthäuſer, wie das der Madame Eſſelbach, mögen auch dazu beitragen, den Aufenthalt zu verſchönern, und überall iſt Weſen und Sitte des Lebens deutſch, die Sprache deutſch, und die Geſinnung echt deutſch, denn in Schleswig möchten wohl nur ſehr wenige zu finden ſein, die im Kampfe der Gegenwart nicht auf Seite des Landes ſtänden.

Ich habe oft an das Seitenſtück dieſes Streits in Polen gedacht, wo in der Provinz Poſen die Polen einen ſo geſchloſſenen Phalanx gegen die Deutſchen bilden, ſich in Geſellſchaften abſondern, auf Bällen eine echte Polin um keinen Preis mit

einem Deutſchen tanzte und lieber einen Bauernknecht als Ehegemahl, heimführte, als einen preußiſchen Junker oder Geheimrath. Aber das iſt doch alles anders hier. In der Provinz Poſen wohnen beinahe eben ſo viel Deutſche wie Polen; das Land iſt durch Krieg erworben, freilich durch einen ungerechten, ſchmählichen Krieg, zuerſt durch jene dreimalige Theilung, den Schandfleck der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, der eine Folge der Schuld der Nation war, die ſich länderſüchtigen Nachbarn als Beute ablieferte; endlich durch den Ausgang der Napoleoniſchen Zeit und durch den Wiener Congreß. — In Polen iſt von jeher, wenn vom Volk und von Freiheit die Rede war, nur der Adel darunter verſtanden worden, und noch in der Revolution von 1830 konnte man ſich nicht dazu entſchließen, die Leibeigenſchaft aufzuheben. Der Bauer iſt nun unter preußiſcher Herrſchaft perſönlich frei geworden und zum Eigenthum gelangt; der deutſche Gutsbeſitzer behandelt ihn zehnmal beſſer wie ſein Landsmann, der Pole. Der Bauer fühlt ſich daher wohl. Er wird verſtändiger, reinlicher, menſchlicher und beſäuft ſich nicht mehr ſo viehiſch. Die preußiſche Regierung ſorgt für Schulunterricht, der Polizeiſtaat mit ſei-

ner ausgedehnten Bureaukratie hat für solche halbwilde Wesen das Gute, daß er gehörig kommandirt, Aufsicht hält, die gesetzlichen Vorschriften streng überwacht und die adelige Willkühr nicht duldet. Der Bauer würde daher die Regierung segnen, wenn er nicht katholisch wäre. Aber der Priester träufelt Haß in sein Herz gegen die deutschen Ketzer und dieser Haß, Religionshaß, stumpfsinniger Aberglaube, ist es zumeist, was den Deutschen bei dem polnischen Volke zum Greuel macht.

Hier in den Herzogthümern ist dies dagegen ganz und gar nicht der Fall. Die dänische Bevölkerung beträgt kaum $^1/_3$ der Einwohnerzahl; Deutsche, wie Dänen, sind Protestanten und die Geistlichkeit, welche zum Theil allerdings auch an dem Kampfe Theil nimmt, kann wenigstens nicht mit dem Kreuz in der Hand die Ketzer verfluchen. Dazu kommt das mächtige Uebergewicht der deutschen Sprache. Kein Deutscher im Herzogthum Posen lernt Polnisch, und nur mit Widerstreben lernen die Polen Deutsch. Der Militairdienst allein zwingt sie dazu. Hier müssen die Dänen deutsch lernen, wenn sie sich verständlich machen wollen und meist lernen sie es schon in früher Jugend, denn Kopenhagen ist eine halbdeutsche Stadt.

In allen Schulen wird deutſch gelehrt; es iſt ein Erforderniß der Bildung, deutſch zu ſprechen. Von den deutſchen Beamten in den Herzogthümern ſprechen nur ſehr wenige däniſch, nicht einmal die Amtmänner alle; eben ſo wenig die Ritter und Räthe. In keiner Schule wird däniſch gelehrt und was ſoll man auch mit einer Sprache, die man nicht nöthig hat? Die Städte ſind alle deutſch und der größte Theil ihrer Bewohner vermeidet es, ſelbſt wenn man däniſch verſteht, dies zu bekennen, man verlangt von den Dänen, daß ſie deutſch reden. In der Stadt Schleswig ſind nur die Officiere der Garniſon zum Theil Dänen, und weil die Herzogthümer ganz andere Geſetze und Einrichtungen beſitzen, als das Königreich, iſt für die Unterbringung von Dänen als Beamte eine Grenzſcheide gezogen, die ſehr ſchwer zu überſchreiten iſt.

Wie kann man nun wohl ein Land däniſch machen wollen, wo das deutſche Element ſo ſtark und mächtig iſt, wo der ganze Adel deutſch iſt, wo alle Landescollegien deutſch ſind, wo der größte Theil des Landes einem wohlhabenden, freien Bauernſtande gehört, der auch in dem däniſch redenden Norden keinen Adel zwiſchen ſich wohnen hat,

welcher ihm Stütze und Führer sein könnte, während in den Städten eine überwiegend deutsche Gesinnung, oft bis zur Exaltation, sich geltend macht!

Was in Schleswig auffällt, ist, daß auch hier viel weniger von Verfassung, als von Trennung von Dänemark, die Rede ist. — Erst die Nationalität entschieden, dann die innere gesellschaftliche Ordnung festgestellt, war die vorherrschende Stimmung und hierüber ist volle Einigkeit, mögen die Meinungen auch sonst sich weit genug trennen. Daß in einer Stadt, wie hier, der gesellige Verkehr sich in Kreise sondert, daß über Absonderungen geklagt wird, der Beamtenstand sich ausscheidet, die liberalen Elemente sich nach ihren Stellen zusammenthun und Andere meiden, ist ein allgemeines Uebel, was in ganz Deutschland schwer empfunden wird. In Schleswig macht die Bauart der Stadt auch, daß die Familien sich selten besuchen. Die ungeheure Länge hindert die Geselligkeit und hält das Haus in Ehren, denn es ist in der That kein Spaß, in irgend einer stürmischen Regennacht aus fröhlichem Kreise eine halbe Meile weit über schlechtes Pflaster nach Hause zu stolpern. Es klang sehr lustig, als man mir erzählte, daß zur Winterzeit ein Omnibus um zehn Uhr Abends

durch die Stadt fahre und das Raſſeln ſeiner Räder dann ein Zeichen für alle Geſellſchaften ſei, auseinander zu ſtäuben, um dies Fuhrwerk zur Heimkehr benutzen zu können; aber man kann ſich wohl denken, daß mancher Seufzer und manches Gelöbniß, beſonders von Damenlippen erſchallen mag, wenn der rettende Omnibus verfehlt wird.

Merkwürdigkeiten hat Schleswig nicht aufzuweiſen, aber ſchöne Spaziergänge hat es in Fülle und einige reizende Blicke von den Höhen herab, in eine Ferne voll Fruchtbarkeit, Waldſtreifen und gartenartige Gemarkung, ſo auch die Stadt im Thale, welche gar lieblich zwiſchen Bäumen, Wieſen und dem blauen Schleiſpiegel ſich ausſtreckt. Das alte Herzogsſchloß, Gottorf, wo ſo mancher Fürſt gehuldigt und gekrönt wurde, iſt ein mächtiges Viereck, dem man ſein Alter und ſeine ehemalige Feſtigkeit nicht viel anſieht. Mit weißem Anputz liegt es zwiſchen ſchilfigen Gräben, welche ſonſt wohl von Wällen und Mauern umzogen waren, von denen jetzt keine Spur mehr iſt. Seine weiten Räume dienen den Landescollegien und zur Winterzeit bewohnt es der Statthalter. Aber Gottorfs Schloß hat zu viele hiſtoriſche Bedeutſamkeit und einen zu berühmten Namen, um nicht in zahl-

reichen Erinnerungen und ſelbſt in Hoffnungen auf die Zukunft mehr zu bedeuten, als ein Haufen über einander geführter Steine.

In dieſen hohen ſchallenden Gängen und Höfen, in dieſen weiten, jetzt ſtillen Räumen haben Jahrhunderte ihren königlichen Glanz entfaltet. Wie manche That ward hier beſchloſſen, wie manches dunkle Geheimniß zitterte leiſe von dieſen Wänden. Goldene Gewänder rauſchten über tiefen Kerkern und ganze Zeitalter mit allen ihren Wechſeln in Sitten, Leben, Anſchauungen, allen ihren Sünden, Fehlern und Gebrechen, und was ſie erhoben und heiligten, bis es als lächerlich und abgeſchmackt verworfen und verhöhnt wurde, haben ſolche Schlöſſer in ſich aufgenommen. Noch im vorigen Jahrhundert hat der alte Landgraf von Heſſen hier Alchimie getrieben und mit Schmelztiegeln und Violen manche Nacht umhergewirthſchaftet, Geiſter citirt und Gold gemacht. — Das iſt nun alles vorbei; wir lachen darüber, aber ich habe eine beſondere Ehrfurcht vor ſolchen alten, wunderſamen Gebäuden, in denen vergangene Zeiten und Geſchlechter ihr Weſen trieben, und in Schleswig ſieht man noch an verſchiedenen Orten Paläſte ſtehen, die auf Zeiten deuten, wo der Adel ſich hier um einen Fürſten-

hof ſammelte, die jetzt aber öde und verlaſſen ſind, wie Schloß Gottorf, oder billig vermiethet werden.

Außer dem Schloß, deſſen Beſchreibung, wie die aller übrigen Schlöſſer und Baulichkeiten ich irgend einem Andern überlaſſe, der mir vielleicht nachreiſt, iſt nur noch die Domkirche zu erwähnen, mehr jedoch wegen ihres Alters, als wegen architektoniſcher Schönheit. Könige und Fürſten liegen in den Seitenkapellen und Grüften, als einziges werthvolles Kunſtwerk iſt jedoch nur eine vortreffliche große Schnitzarbeit zu erwähnen, welche die ganze Wand hinter dem Altare einnimmt, die Lebens- und Leidensgeſchichte Jeſu in vielen einzelnen Bildern und mehreren tauſend Geſtalten darſtellend, die von einem geſchickten Meiſter herrühren, deſſen Namen ich leider vergeſſen habe. — Solche werthvolle Holzſchnitzarbeiten ſind des Nordens beſonderes Eigenthum und müſſen um ſo mehr in Ehren gehalten werden, weil keine Bildhauer in Stein und Marbel hier heimiſch werden konnten. — So iſt es auch in Norwegen, wo ich zum öftern tief im wilden Gebirg gar ſchönes Schnitzwerk an alten Gebäuden traf, womit ſich jetzt die Menſchen nicht mehr befaſſen, die lieber bunte Farben zuſammenkleren, ihre Geſimſe damit zu be-

kleistern. In Schleswig soll auch früherhin Reichthum an Schnitzarbeiten aller Art vorhanden gewesen sein, der nach und nach unterging, zerstört und in die Rumpelkammer geworfen wurde. Der Sinn für solche alte Kunst der Bildnerei mit der Messerspitze, ist erst jetzt wieder erwacht und nun hält man in Ehren, was noch zu haben und zu halten ist.

Daß die politische Bewegung, dies Ringen gegen Macht und Gewalt und ein seit zwanzig Jahren fortgesetztes Untersuchen und Kämpfen um verdunkelte Rechte, einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Zustand der Gesellschaft ausgeübt hat, ist hier nirgend zu verkennen. Eine gewisse Tüchtigkeit und Verständigkeit zeigt sich bei Vielen, die Gesinnung der Tugend wird dadurch früh gekräftigt, das edelste Erbtheil eines Volks, die Vaterlandsliebe, angefacht, und der Blick Aller auf die Weltereignisse gerichtet, das Erkenntnißvermögen und die Verstandesschärfe entwickelt. — Auf dem Lande nördlich der Elbe liegt, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, ein Nebel der Vergessenheit, der Staub der Gräber früherer Jahrhunderte, und man hat ein gewisses Recht zu solchem Urtheil, denn Mecklenburg, Lübeck, Lauenburg, Hamburg und

dieſe Herzogthümer bieten in ihren Geſetzen und Inſtitutionen einen ganz merkwürdigen Anblick. Die däniſche Herrſchaft namentlich hat ſeit Jahrhunderten nichts geändert, wo irgend das Alte erhalten werden konnte. Nachdem der Abſolutismus ſein Reich begründet hatte, hielt er die Form feſt, mochte ſie noch ſo veraltet ſein. Er hütete ſich wohl daran zu rütteln und irgendwo den Staub abzublaſen, weil er kein gutes Gewiſſen über das hatte, was aus jeder Neuerung hervorgehen mochte. So konnte denn ein geiſtreicher Freund mir wohl ſagen: „Sie müſſen ſich ein Land hier vorſtellen, wo ſeit zweihundert Jahren und länger kein Lebensathem der neuen Zeit durch die Geſetze wehte; wo eine troſtloſe Verwitterung herrſcht, wo aber von unſerer Seite nicht gedacht werden kann, eher eine durchgreifende Reform zu verſuchen, als bis wir überzeugt ſind, den däniſchen Reformen nicht in die Hände zu arbeiten. Die Dänen würden uns gern ihr Geſetzbuch zu Theil werden laſſen; ſie würden uns mit Vergnügen von den Reſten des jütiſchen Low aus dem 13ten Jahrhundert, vom lübſchen Rechte, von der Carolina und der peiniglichen Halsgerichtsordnung befreien, aber wir ziehen es vor, lieber zu behalten, was

wir haben, als einen Finger nach den däniſchen Geſchenken auszuſtrecken, die viel zu gefährlich ſind, um ſie anzunehmen, wie verlockend ſie auch ſonſt ausſehen.“

Aber wie iſt es möglich, erwiderte ich, daß man noch jetzt mit einem ſolchen Wirrwar verſchiedener Rechte und Geſetze aus alten Zeiten auskommen kann? „Es hat ſich eine Praxis gebildet, war die Antwort, die wenig nach dem alten Geſetzbuch fragt. Für beſtimmte Fälle wird in herkömmlicher Weiſe entſchieden, und damit eine paſſende Gleichmäßigkeit und zeitgemäße Juſtiz hergeſtellt. Kleine Sachen mögen die verſchiedenen Stadt- und Amts- oder Bonden- und Voigtgerichte nach ihrer Weiſe abthun, für wichtigere Fälle, wo die Obergerichte eintreten, kann man ganz ſicher ſein, vernünftig und nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen behandelt zu werden. Dabei iſt das Verfahren an dieſen Höfen raſch und mündlich, wenngleich nicht öffentlich; endlich haben wir eine dritte Inſtanz an dem Ober-Appellations-Gericht, und im Allgemeinen ſo manche Vortheile und Rechtsſicherheiten gegen das Juſtizverfahren in den meiſten deutſchen Staaten, daß wir vor der Hand zufrie-

den sein können, bis es einmal besser mit allem Uebrigen wird.

„Es sieht freilich vieles bei uns gar wunderlich alt aus, fuhr er dann fort, allein bei manchen Uebeln ist es dennoch nicht so schlimm, wie man denkt, weil das Alte zuweilen besser ist, als das Neue! — Von frühen Zeiten her mußte vieles sich hier sondern, weil auf wenigem Raum sich vier Nationalitäten kreuzten und berührten. Sachsen, Friesen, Wenden und Dänen kämpften und vermischten sich und jedes Volk hat, mehr oder minder, uns etwas hinterlassen in Sitten, Gebräuchen, Gesetzen und Wesen, was oft bis auf diese Stunde zu keiner Verschmelzung gelangt ist.

„So ist es mit den Richtern und Gerichten. — Im Mittelalter erlangten manche kleine Landschaften besondere Freiheiten, und weil sich eben in den letzten Jahrhunderten hier wenig änderte, erhielten sie sich bei solchen Rechten und Privilegien. In anderen Ländern übernahm das 18te Jahrhundert, oder die neueste Zeit, den Gleichmachungsprozeß. Die fürstliche Allmacht ließ neue Gesetzbücher nach ihrem Geschmack ausarbeiten, oder die Völker selbst machten sich an die Arbeit, den Augiasstall auszuleeren. Was aber häufig dabei

herauskommt, ſehen wir an Preußen, wo ſeit länger als 20 Jahren Geſetzcommiſſionen beſtehen, und Herr von Dankelmann, Herr von Kamptz, endlich jetzt der berühmte Herr von Savigny Geſetze machten, die immer wieder vom Staatsrath, oder von den ſtändiſchen Verſammlungen, als unbrauchbar verworfen werden, weil ſie mit dem Verlangen des Volks und der Aufklärung der Zeit nicht übereinſtimmten. In der Geſetzgebung liegt einer der Hauptknoten des Kampfes des Abſolutismus mit der Freiheit der Völker, die zu ihrer Sicherheit Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Geſchworengerichte verlangen, eine unabhängige Juſtiz und Volksrichter, ſtatt täglich abſetzbarer Beamte, ſammt dem heimlichen Verfahren und deſſen Inquiſition. Wir haben wenigſtens aus alten Zeiten die Reſte eines Volksgerichts behalten, aus welchen ſich ſpäter leichter ein Ganzes formen und herſtellen läßt. So bleiben wir denn bei unſern verſchiedenen Stadtrechten, welche in Schleswig alle Städte verſchiedenartig beſitzen, mit Ausnahme von Tondern und Burg, die, wie die Städte in Holſtein, lübſches Recht haben. Mag immerhin in Schleswig das jütiſche Low Waldemars des Zweiten von 1240 noch gelten, und neben

ihm, die peinliche Gerichtsordnung von 1532, die Kirchenordnung von 1542 und die Landgerichtsordnung von 1636. An der Westküste: das nordfriesische Landrecht von 1426, das nordstrandische Landrecht von 1572, das Eiderstädtsche Landrecht von 1591 u. s. w. Wir wissen recht gut wie schön es wäre, ein einiges zeitgemäßes Recht zu haben, aber es geht noch nicht an, wir müssen warten. — So ist es auch in Holstein, wo der Sachsenspiegel von 1218, die deutschen Reichsgesetze, das römische Recht, die peinliche Gerichtsordnung von 1532, die Kirchenordnung von 1542, die Landgerichtsordnung von 1636, das dithmarsische Landrecht von 1567, das Land- und Marsch-Recht, das Eiderstädtsche Recht, die Neumünstersche Kirchspielordnung, das lübische Recht von 1536, die bordesholmischen Amtsgebräuche nebst manchen andern veralteten Rechten und Gebräuchen ganz unangetastet friedlich zusammen wohnen. Wir sind auch in dieser Art ganz wie Holstein gestellt, haben dieselben Wünsche und Hoffnungen, weil dieselben Mängel und Gebrechen.

„Alle diese verschiedenen Rechte sind für Schleswig in dem corpus statutorum Slesvicensium, für Holstein in dem corpus statutorum holsaticorum

gesammelt, aber wie gesagt, die Praxis hat viele ihrer Bestimmungen längst geändert. Wie nun in den Städten Stadtgerichte und auf dem Lande Amtsgerichte und Bauerngerichte das Recht üben und alle kleine Sachen, Injurien und was summarisch behandelt werden kann, abthun, so sind die Obergerichte für die wichtigen Sachen da. Ein Präsident und 6 Räthe sind dabei angestellt und beziehen Besoldungen bis 2000 Thaler. Gewöhnlich haben sie noch besondere Titulaturen und heißen Etatsräthe, ein Titel womit man in Kopenhagen ganz besonders freigebig ist. Der Conferenzrathstitel steht schon eine Stufe höher; Justizräthe macht man dagegen ungefähr in derselben Weise, wie bei uns bis vor kurzem Hofräthe, d. h. man giebt ihn Leuten, die mit nichts in der Welt weniger als mit dem Justizwesen zu schaffen haben.“ —

Eine Trennung zwischen Justiz und Verwaltung findet in den Herzogthümern nicht statt. Es giebt eine Art Beamte, welche eine ganz eigenthümliche Mischung von Justiz- und Verwaltungsvorstand in sich vereinen und in manchen Dingen unsern Landräthen, in anderen unseren Landrichtern ähneln. Diese Beamte nennt man in Schleswig: Hardes-

voigte, in Holstein: Kirchspielvoigte, nach den alten Landeseintheilungen in Harden, oder Kirchspiele. Der Hardesvoigt beaufsichtigt das Hypothekenwesen in jedem Distrikt; er entscheidet bei Grenzstreitigkeiten; er hat die Rekrutenrollen, ihn gehen die Verkäufe und Gütertheilungen an; endlich ist er auch Vorsitzer bei den Bondengerichten, kurz er ist in dem Leben der Gemeinden eine sehr wichtige Person von mannigfacher Thätigkeit. Die Handelsvoigte brauchten früher nicht studirte Juristen zu sein, gerade wie die Sorenskriver in Norwegen, mit denen sie auch am besten zu vergleichen sind; jetzt aber verlangt man gelehrte Studien und bei Ueberfüllung an Stellesuchenden drängen sich viele nach einem solchen Amte und ziehen ein sicheres Einkommen von 1000 bis 1200 Thalern dem ehrgeizigen Streben nach einer Rathsstelle beim Obergericht vor.

Ueberhaupt giebt es einen dreifachen Weg für junge Leute, um zu Amt und Brod in Justiz oder Verwaltung zu gelangen, nachdem sie ihr Examen absolvirt haben, das vor einer Commission in Kiel gemacht werden muß, die es streng damit nimmt und der man rühmlich nachsagt: daß sie keinen Nepotismus dulde. Der adelige Candidat

von der ersten Landesfamilie fällt durch, wenn er nichts weiß; er ist daher gezwungen wenigstens etwas zu lernen, um zu Begünstigungen zu gelangen die ihm allergnädigst zufließen, wenn er seinen Weg durch die Kanzlei in Kopenhagen macht. Dies ist für Leute von Familie und Ansehen immer das beste Mittel um rasch befördert zu werden. Ein zweiter Weg ist der, beim Obergericht als Auscultator einzutreten, und sich unentgeldlich beschäftigen zu lassen. Der dritte endlich ist die Beschäftigung, als Privatsecretair bei den Amtleuten (oder auch als Hülfsarbeiter bei den Hardesvoigten), was gewöhnlich mit der Zeit zu einer Hardes- oder Kirchspiel-Voigtanstellung führt.

In einem so kleinen Lande, wie diese Herzogthümer, sind nicht allzuviel Stellen zu vergeben, aber man muß nicht glauben, daß die Bureaukratie deßhalb etwa gering an Zahl ist. Nach den Tabellen von 1843 ergiebt sich, daß in Schleswig-Holstein nicht weniger wie 15,200 Ober- und Unterbeamte im Civildienst waren, so daß auf 1000 Menschen im Lande also ungefähr 19 Beamte kamen, eben so hatten Kirche und Schule 14,344 Angestellte, beinahe 18 auf 1000 Köpfe der Bevölkerung.

Was die Vertheilung des Bodens betrifft, so

gehört dieſer den dortigen Klöſtern, der Ritterſchaft, den Bauern und den Bewohnern der Städte, oder er iſt Staats- und Königs-Eigenthum. Von der Benennung Prälaten und Klöſter muß man ſich nicht täuſchen laſſen und glauben, es ſtecke etwas Geiſtliches dahinter. Dieſe Klöſter ſind freilich aus altem Kloſtergut, frommen Stiftungen und Geſchenken entſtanden, ſie ſind jedoch Geſammtbeſitz der Ritterſchaft, welche bei Einführung der Reformation mit dem Könige theilte, was die katholiſche Geiſtlichkeit damals beſaß, und dies gemeinſame Eigenthum noch jetzt von aus ihrer Mitte gewählten Adeligen verwalten läßt, die den Namen Prälaten und nebenbei auch manche Standesrechte damit verbinden, ſammt guten Einkünften.

Es giebt vier adelige Klöſter in den Herzogthümern, nämlich das St. Johanniskloſter bei Schleswig mit vielen zerſtreuten Gütern, und drei Klöſter in Holſtein: das Kloſter Preetz (deſſen Beſitzungen allein 3½ Quadratmeilen betragen), das Kloſter Itzehoe (beinahe 2 Quadratmeilen) und das Kloſter Unterſen (2½ Quadratmeilen).

Außer dieſen 8 Quadratmeilen privilegirten Landesbeſitzes der Klöſter giebt es in Schleswig ſechs adlige Diſtrikte mit 134 adeligen Gütern

(alle an der Oſtſeite), darunter die Grafſchaft Reventlow-Sandberg und die fürſtlich Auguſtenburgiſchen Güter, zuſammen 29 Quadratmeilen.

Holſtein hat 165 adelige Güter in vier Diſtricten, zuſammen mit den Klöſtern 58 Quadratmeilen. Rechnet man dazu die 20 octroirten Konge in Schleswig und die 5 Konge in Holſtein, ſo nimmt das privilegirte Land wohl gut ein Viertel der ganzen Bodenfläche der Herzogthümer ein, und zwar den beſten und fruchtbarſten Theil, denn die Herrn trafen in alter Zeit ſchon immer eine gute Wahl, wenn es ans Nehmen ging und ſuchten für ſich heraus was den mehrſten Segen brachte.

Die übrigen $^3/_4$ ſind in Aemter und Landſchaften getheilt und freies Eigenthum. Es giebt in Schleswig 15 Aemter und Landſchaften, in Holſtein 21. Jedem Amte ſteht ein Amtmann vor, der als Regierungspräſident die Angelegenheiten leitet, aber auch manche richterliche Macht in der Amtsſtube übt. In den Frieſenmarſchen und Harden haben Landvoigte das Richteramt. Eiderſtedt hat einen Oberſtaller, in der Landſchaft Nordſtrand ſteht ein Staller an der Spitze, in der Grafſchaft Pinneberg ein Landdroſt, und ſo

fort ist Macht und Amtsgewalt verschieden. Oft hat jedes Kirchspiel ein eigenes Gericht, oft mehre vereint, oder die Landschaft zusammen.

Dazu kommen die verschiedenen Privilegien und Sonderrechte in den Landschaften und endlich eine Menge Unterbeamte: Amtsverwalter, Amtsschreiber, Landschreiber, Lehnsvoigte, Hausvoigte, Reitvoigte, Landinspectoren, Branddirectoren, Jägermeister, Holzvoigte, Hegereiter, Deichinspectoren, Landkriegsmeister, Zollinspectoren und mehr dergleichen in Hülle und Fülle.

Die Amtleute und Voigte ziehen die Steuern ein, führen die Polizeiaufsicht und vollziehen die Befehle der Regierung. Diese theilt sich in die Schleswig-Holsteinsche Regierung in Gottorf und in das Departement der Statthalterschaft, dem die allgemeine Landesaufsicht obliegt. Außerdem giebt es ein Societäts-Collegium, einen General-Kriegs-Commissär und einen Oberlandes-Commissär.

Aber die Schleswig-Holsteinsche Regierung besteht nur aus vermittelnden Behörden, die nach Kopenhagen Bericht erstatten und Vorschläge machen, Anordnungen und Befehle jedoch von dort empfangen, wo die Schleswig-Holstein-Lauenburgsche Kanzlei, bestehend aus einem Präsidenten

und drei Deputirten, der Centralpunkt für die Regierungsgewalt ist. — Der absolute Monarch ist der eigentliche Träger des Ganzen; neben ihm steht sein Staatsrath (der Kronprinz und fünf Staatsminister). Der Präsident der deutschen Kanzlei ist der vortragende Minister für alle Sachen der Herzogthümer, für Justiz, Regierung, Polizei, kurz für die ganze Staatsverwaltung; da aber die Herzogthümer in vielfacher Beziehung, namentlich in Finanzen und Kriegswesen, nicht von Dänemark getrennt sind, zu ihrem großen Leid und Schaden, so greifen die dänischen Behörden, die Rentenkammer, die Generalzollkammer, die Staatsschuldendirection, das Generalcommissariat und Admiralitätscollegium, die Post, das Ministerium des Auswärtigen und manche andere, unaufhörlich in die Angelegenheiten der deutschen Länder hinein, verbinden dieselben mit denen des Königreichs und machen die gänzliche Trennung in vieler Beziehung so schwer und so tief aufregend.

Außer den Domaineneinkünften und besonderen Einnahmen, beruhen die Landeseinkünfte auf Zöllen und directen Steuern. Auch hierbei hat sich aus alten Zeiten manche unmittelbare Belastung bei

gewiſſem Grundbeſitz ſich erhalten; die allgemein directen Steuern beſtehen aber aus der allgemeinen Contribution, die jeder Bodenbeſitz in Stadt und Land trägt, der auch der Adel unterworfen iſt: ferner in Grund- und Benutzungsſteuer. Dazu kommt Magazin- und Fouragelieferung, Herrengelder, Kopfſteuer, Rangſteuer, Gage- und Accidentienſteuer nebſt Gewerbeſteuer und anderen Abgaben, was zuſammen mit den Stempelſteuern und Zöllen im Jahr 1844, 5,026,166 Reichsbankthaler (à ¾ Rthlr. preußiſch) eingetragen hat. Die geſammte Staatsſchuld betrug nicht weniger wie 114,194,806 Rthlr. in Folge der ſchlechten Finanzwirthſchaft, in welche die Herzogthümer unverſchuldeterweiſe hineingezogen wurden, weil ihre Vorfahren nicht dafür geſorgt hatten, ihre Selbſtſtändigkeit zu bewahren.

Wenn man ein Land kennen lernen will iſt es nöthig, wenigſtens eine allgemeine Einſicht zu haben, wie die Leitzäume und Fäden beſchaffen ſind, mit denen die beſtehende Ordnung erhalten wird. Hier ſieht man leicht, daß eben nicht die kürzeſte und beſte Art vorhanden, um ſo viel verſchiedenes Weſen in mancherlei Abſtufungen zu leiten, wozu noch kommt daß für Alles, was ge-

ſchehen ſoll, die Einwilligungen und Befehle erſt weit über die Wogen des Meeres herbeigeholt werden müſſen. Das iſt ein Uebel, was ſich der fremden Herrſchaft beigeſellt. Daher das Ermüdende, Schleppende, Langſame im Regieren der deutſchen Länder, deren Verlangen mit däniſchen Augen betrachtet, mit däniſcher Kritik beleuchtet wird.

Und dieſe Kritik wird nicht allein von der Regierung, ſie wird auch von der däniſchen Preſſe geführt, die ſich zum Polizeiagenten und Helfershelfer des Abſolutismus macht und den gewaltthätigſten Maßregeln der Regierung, die ſie unausgeſetzt dazu ſtachelt und antreibt, Beifall klatſchen möchte. Die Preſſe der Herzogthümer ſucht ſich natürlich, ſo viel ſie vermag, dagegen zu wehren, und dies giebt mir Gelegenheit hier einen Blick auf die Preßverhältniſſe und Journale Schleswig-Holſteins zu thun, die man bei uns wenig kennt.

Eigentliche politiſche Zeitungen giebt es in Schleswig-Holſtein nur eine, den Altonaer Merkur, ein ziemlich ſtumpfſinniges, einflußloſes Organ; Conceſſionen zu politiſchen Journalen hütet man ſich zu ertheilen. Es iſt damit in Dänemark ganz ſo, wie bei uns. Man wünſchte von Herzen, es

wäre nie ein Gutenberg geboren worden, weil die schreckliche Erfindung aber einmal in der Welt ist, erscheint es um so nöthiger, das Volk vor ihrem Gifte zu bewahren, denn die schlechte Presse und ihr Gift ist auch hier ein allgemein beliebter Ausdruck geworden. Nur muß man der dänischen Herrschaft nachsagen, daß sie doch noch lange nicht in Auslegung der Censur so weit gekommen ist, wie andere Leute, denn bei uns würde man gegen die Mißliebigkeit der Tagespresse ganz andere Maaßregeln anwenden; hier stößt sich manches daran, daß die Dänen selbst eine gewisse Preßfreiheit besitzen; daß Jedermann ein Journal herausgeben, jeder wenigstens über innere Landesangelegenheiten freimüthig schreiben darf, wofür er zwar den Gesetzen verantwortlich ist, aber doch nie auf Regierungsbefehl sein Blatt unterdrückt werden kann. Man kann den Schriftsteller strafen, unter Censur stellen, bei Wasser und Brod einsperren, aber man kann nicht hindern, daß ein Oppositions-Journal erscheint, so lange es Leser hat und sich ein Mann findet, der seinen Namen, als Redakteur, hergiebt. Wenn eine Regierung ein solches Recht einmal im eigenen Lande anerkannt hat, wird sie immer auch nicht in den Nebenländern eine gänzlich trostlose

Cenſurſtrenge durchführen können. Sie wird einige Achtung oder Furcht vor der öffentlichen Meinung haben, und ihrer Willkühr ſelbſt gewiſſe Schranken ſetzen müſſen.

In den Herzogthümern ſteht Holſtein, als Bundesland, unter den vom deutſchen Bunde angeordneten Karlsbader Cenſurbeſchlüſſen und ſpäteren Zwangsverordnungen. Schleswig hat, obwohl nicht Bundesland, auf Königlichen Befehl ebenfalls Cenſur, aber es könnte ſich davon befreien, wenn es ſich als Beſtandtheil der däniſchen Monarchie auf die Landesgeſetze beriefe, und mit Jütland und den Inſeln Gleichſtellung forderte, und hierzu iſt es von der däniſchen Preſſe ſchon vielfach aufgefordert worden, — ohne natürlich dieſem Anſinnen nachzukommen. Bis nach dem Jahre 1830 waren die vielen Wochenblätter in den Herzogthümern auch wenig von der Cenſur beeinträchtigt; ihr harmloſer gleichgültiger Inhalt erregte keinerlei Beſorgniß, als aber der Antheil des Landes an ſeinen Zuſtänden, an den Zeitfragen und an dem Streit gegen die Dänen immer lebhafter wurde, kamen auch bald geſchärfte Cenſurbefehle. So traten die Wochenblätter aus ihrer Unbedeutenheit. Fähige Männer, von Talent und Kenntniſſen, übernahmen die Redaktio-

nen, beurtheilten die Landesrechte und bekämpften die Dänen. In Schleswig kündigten 1835 die Schleswig-Holsteiniſchen Blätter und das Eckernförder Wochenblatt die Cenſur, der ſie ſich bis dahin unterworfen, doch nun erfolgte Beſchlagnahme auf Beſchlagnahme, als bloße Polizeimaaßregel ohne gerichtliche Anklage; und da die Obergerichte, deren Schutz die Redakteure anſprachen, ſich incompetent erklärten, blieb nichts übrig, als von neuem der Cenſur ſich zu unterwerfen, um ſo mehr, da die Regierung Anſtalt machte, jenen Oppoſitionsblättern die Conceſſionen zu entziehen. Obwohl nun die Befehle von Kopenhagen, ſtreng zu cenſiren, von den beauftragten Polizeibehörden und Beamten nach Möglichkeit gut vollzogen wurden, ſo waren doch manche derſelben keinesweges in geiſtiger Verknöcherung ſo weit vorgerückt, oder ſo ſehr bloße Maſchinen der Regierungsmaaßregeln, endlich auch nicht mit ſo beſchränkenden Vorſchriften, geheimen Inſtructionen und dergleichen verſehen, um jede freie Bewegung zu hindern. Viele waren ſelbſt nicht ohne Geſinnung für die Sache des Landes und thaten, was ſie mußten mit Widerwillen, ſchonten ſo viel es nur irgend zuläſſig war und weil die Nationalangelegenheit eben keinen Stand aus-

ſchließt, weil Adel, Beamte, kurz Alle Bewohner daran im gleichen Maaße betheiligt ſind, war es unmöglich, die Cenſurſtrenge ſo durchzuführen, wie man es jenſeits der Belte wünſchen mochte. Wenn eine abſolute Regierung die fügſamen Werkzeuge ihres Willens wanken ſieht, ſo kehrt ſich ihr Zorn gegen dieſe unfolgſamen oder unbrauchbaren Diener, die ſie durch beſſere zu erſetzen ſucht, wenn aber ein ganzes Volk gemeinſam für ſeine Rechte ſtreitet, ſo wäre es endlich ſchwer, dergleichen paſſende Subjecte zu finden. Die Cenſur vor allen iſt Meinungsſache des Cenſors und drohende Reſcripte wie Prozeſſe gegen Volksredner und Schriftſteller helfen nichts, wenn ein Volk die Märtyrer ſeiner Sache für Kerkerſchaft und Strafen, mit Bürgerkronen und Liebe dankbar entſchädigt.

Eben als ich in Schleswig war, hatte ein ſolcher Prozeß begonnen und zwar gegen einen allgemein geachteten und ſeiner Kenntniſſe und Verdienſte wegen geſchätzten Bürger, den Obergerichts-Advokaten Doctor Heiberg. Dieſer hatte im Eckernförder Wochenblatt einen Artikel über das Fahnenverbot geſchrieben und das Blatt mit einem Trauerrand umgeben laſſen. Nicht ſowohl der Artikel als jene ſchwarze Leiſte ward nun in den Anklagezuſtand geſetzt. Der

Polizeimeiſter von Schleswig und Cenſor Hardesvoigt Jakobſen, ein nicht minder beliebter, wackerer Mann wurde von ſeinem interimiſtiſch geführten Amte entfernt und in dieſer Sache mit einer Aufſehn erregenden Schärfe eingeſchritten, die um ſo beſtürzender war, weil man der abſoluten däniſchen Herrſchaft eine gewiſſe Milde nicht abſprechen kann. Mag man dieſe Väterlichkeit oder Schwäche nennen, größtentheils wucherte ſie wohl darin, daß man ſeit alten Zeiten gewohnt war bei ſchlaffen Zügeln Gehorſam zu finden, und weil bei der Menge von Alterthümlichkeiten, hier der moderne Polizeiſtaat und die ſteten gewaltthätigen Eingriffe deſſelben um ſo weniger vollſtändig ausgebildet werden konnten.

Die Preſſe und der Kampf des Landes hatte aber nach und nach mehr von der Ruhe und Stille eines idylliſchen Lebens im verborgenen Winkel zerſtört, als man dachte. Die Schleswig-Holſteiner nahmen lebendigen Antheil an Deutſchlands geiſtigen Kämpfen und je mehr ſie einſahen, daß dort allein ihre wahren Verbündeten wohnen, je mehr ihre Wochenblätter das deutſche Vaterland ausriefen, um ſo reger beſchäftigte man ſich mit den Verhältniſſen, welche bei uns, am Rhein wie an

der Weichsel, ihren Widerhall finden. Die Advokaten gesellen sich, weil sie am unabhängigsten waren, auch zumeist der Landessache bei; sie besonders schrieben in den Wochenblättern, schrieben gegen die Dänen und für die Landesrechte. Verdenken kann man es also den Herren in Kopenhagen nicht, daß sie besonders ingrimmig gegen diese scharfsinnigen und kenntnißreichen Anwalte des Volks sind; wenn aber selbst von königlichen Lippen mit vorwurfsvoller Bitterkeit jüngst die Worte gehört wurden, daß die Advokaten diese ganze Aufregung hervorgebracht und das Volk verführt hätten, so ist dies ein Irrthum, in welchem freilich viele Dänen befangen sind, der aber wohl zu erklären ist, da auch in den ständischen Versammlungen allerdings Männer wie Löck, Claussen, Gülich, Beseler und manche der unerschrockensten und besten Vertheidiger der Volksrechte und der Zeitforderungen, dem Advokatenstande angehören.

Die Wochenblätter, deren in jeder Stadt wenigstens Eins erscheint, haben daher die größte Wichtigkeit für die inländischen Angelegenheiten und manche darunter sind ungemein weit verbreitet. Vor allem ist dies mit dem Itzehoer Wochenblatt der Fall, das im größten Zeitungsformat erscheint

und 6000 Abnehmer haben soll. Ein Blatt von solcher Bedeutung muß der Regierung die größte Sorge machen, man hat daher auch gegen dies zumeist schon Verbotsandrohungen ergehen lassen, welche, da es einem Buchdrucker gehört, und ein bedeutendes Vermögensobject aufs Spiel gestellt wird, auch ihre Wirkung nicht ganz verfehlt haben. Man klagte wenigstens darüber, daß die Tendenzlosigkeit dieses Blattes sich sehr häufig sichtbar mache, der jetzige große Absatz die Folge der Verbreitung aller Ankündigungen sei, während andere Blätter, wie das Eckenförder, das Sonderburger, das Rendsburger, die Lyna, das Oldesloer u. s. w. viel entschiedener und von Talenten unterstützt für die Landessache kämpften. Eine eigenthümliche Stellung hat das Kieler Correspondenzblatt, eines der ältesten und auch im übrigen Deutschland wohl bekannten Wochenblattes, das unter Leitung eines geistvollen und geschickten Redakteurs, des Dr. Theodor Olshausen, seit Jahren die Ansichten einer Partei vertrat, die unter dem Namen der Neuholsteiner sich geltend machte und viel Lob von Kopenhagen aus erhielt, während die Tagespresse der Herzogthümer fast einstimmig sich dagegen erhob. Die Neuholsteiner trennten sich nämlich von

dem Kampfe gegen die Dänen darin, daß ſie ſich von Schleswigs Sache losſagten, und es dieſem überlaſſen wollten für ſich zu ſorgen, wie es am beſten gelänge. Warum, ſo ſagten ſie, ſollen wir in dieſem Kampfe leiden; warum zeitgemäße Fortſchritte, welche wir für uns erwerben und erſtreben könnten, entbehren, blos weil Schleswig dies nicht vermag. Wir können zu einem Geſetzbuch, zu einer Verbeſſerung unſerer Militärverfaſſung, zu manchem Guten überhaupt kommen, wenn wir nicht eigenſinnig darauf beſtehen, ohne Schleswig nichts anzunehmen. Gern wollen wir uns Schleswigs annehmen, wie wir es vermögen, nur muß es nicht unſer fortgeſetzter Schaden ſein. Von uns können die Dänen nichts wollen, wir gehören zum deutſche Bunde, Unrecht iſt es alſo, von uns zu verlangen, Chorus in allen Dingen zu machen, da wir doch ganz andere ſtaatsrechtliche Grundlagen beſitzen, wie Schleswig. Dieſe Anſicht fand beſonders in Dithmarſchen Anklang, wo man der Abſonderung überhaupt gewogen war und Schleswigs Sache häufig eine fremde ſcheinen mochte. In andern Theilen Holſteins bekämpfte man dagegen den Neuholſteinismus mit aller Kraft, namentlich von Rendsburg aus. In Kiel ſelbſt entſtanden die neuen Kieler

Blätter des Dr. Karl Lorentzen, eines jungen Mannes voll Schlagfertigkeit und Talent, mit dem sich gleichgesinnte Freunde verbanden, und so wurde zur Freude der Dänen ein Kampf angefacht, dessen Gefahr keine geringe war, wenn nicht plötzlich in der Rothschilder Ständeversammlung von 1844 der Bürgermeister von Kopenhagen, Herr Algreen Assing, den Antrag gestellt hätte, Sr. Majestät zu bitten, eine Deklaration zu erlassen, daß Schleswig, Holstein und Lauenburg untrennbare Theile der dänischen Monarchie seien. Dieser Vorgang, von dem wir später sprechen werden, machte plötzlich dem Kampf ein Ende. Die größte Aufregung verbreitete sich im Lande. Die Neuholsteiner sahen ein, wie es mit ihrer großen Sicherheit stehe. Dr. Olshausen erklärte sich darüber, und die Kieler Correspondenzblätter zogen die aufgesteckte Fahne ein, wenn sie dieselbe auch nicht verbrannten. So ist der Neuholsteinismus wenigstens für jetzt so ziemlich verschwunden; im Norden Schleswigs findet dagegen ein anderer Gegenstreit statt, denn dort, in Flensburg, Hadersleben und Apenrade hat die dänische Partei ihre Wochenblätter, welche mit aller Heftigkeit für Dänemark streiten und nicht ohne thätige Geldhülfe der dänischen Propaganda unter

die däniſche Bevölkerung verbreitet werden. Die däniſche Propaganda hat durch den Verein für Preßfreiheit, der viele Mitglieder zählt und reichlich unterſtützt wird, eine wohlgefüllte Kriegskaſſe, und ſie mag es ſich etwas koſten laſſen um ihre Sache zu befördern, was ihr nicht verdacht werden kann. Die Danewirka in Hadersleben, das Apenrader Wochenblatt und die Flensburger Zeitung werden zumeiſt von den däniſch redenden Bauern geleſen, und damit in ſteter Anregung erhalten. Die Lyna in Hadersleben, welche jetzt deutſch und däniſch gedruckt wird, iſt eine der Landesangelegenheit ergebene Wochenſchrift, wie denn Hadersleben, die nördlichſte Stadt Schleswigs und Hauptſitz des Sprachſtreites, in überwiegender Mehrzahl ihrer Bewohner den däniſchen Bundesladungen gänzlich abhold und der vaterländiſchen Sache innig zugethan iſt.

VIII. Kapitel.

Angeln und Hütten.

Mit werthen Freunden, denen ich viel Belehrung und Genuß verdanke, machte ich einige Ausflüge in die Aemter Hütten und Angeln, um das Bauernleben an der Oſtſeite kennen zu lernen und das Land zu betrachten. Die Schlei ſcheidet Angeln von Hütten, aber die Natur beider Landſchaften iſt ſo ziemlich dieſelbe, nur mag Hütten noch mehr voll kleiner Geſenke und höherer Hügel, Angeln an manchen Stellen noch fruchtbarer und grüner ſein. Weiterhin an der Schlei liegt der adelige Diſtrikt Schwanſen mit großen reichen Gütern, und überall iſt der Character der Fruchtbarkeit, des Wohlſtandes und des emſigen Fleißes der ſchaffenden Menſchenhand dieſen ſchönen Thälern und Abhängen aufgedrückt. Die Hauptbeſchäftigung der Landleute iſt hier neben der Feldwirthſchaft die

Milchwirthſchaft, der Ertrag des Viehes, die Butter; und dieſe eben macht, daß die Güter einen hohen Werth erhalten haben, der immer noch im Steigen iſt. Man fährt durch große reiche Dörfer, denen man es anſieht, daß ihre Einwohner, das heißt die Grundeigenthümer, Geld erworben haben. Dieſe Häuſer von gelben Backſteinen, die Fenſter mit großen Scheiben, die Ausdehnung der Baulichkeiten, Alles beweiſt den Wohlſtand, in welchem ſich die Beſitzer befinden. Wenn dann die Dörfer im Rücken liegen, laufen die Wege wieder zwiſchen den Koppeln in tauſendfachen Windungen hin. Die Heckenwirthſchaft ſperrt die Ausſicht überall, aber zwiſchen den Bäumen erblickt man die reichen Felder, die zahlreichen weidenden Heerden, und von den Höhen herunter ſieht man in ein liebliches Gewirr kleiner Thäler, Waldſtreifen und Wieſen. Hier iſt man ſo recht eigentlich in dem großen Landesgarten, der idylliſch ſich über einen großen Theil der Herzogthümer ausdehnt.

Ich habe ſchon früher erwähnt, wie jene Heckenwirthſchaft zuerſt auf dem Landrücken in der Mitte Schleswig-Holſteins zum Vorſchein kommt, hier aber ſind alle Felder mit Bruſtwehren von Erde

eingefaßt, auf denen dichtes Buſchwerk und viele Bäume, Buchen, Eichen, Eſchen und Vogelbeeren wachſen. Hieraus ziehen die Bewohner ihren Holzbedarf, denn alle vier oder fünf Jahre werden die Koppeln abgeholzt. Die Waldſtreifen, welche das Land durchſetzen, gehören dagegen meiſt dem Könige und werden von Förſtern und Holzvoigten beaufſichtigt. Das Holz iſt ziemlich theuer, denn allzuviel iſt nicht vorhanden, aber dieſe Gehölze, meiſtentheils Buchwald der auf den Hügeln ſteht und mit ſeinen dunklen Laubkronen träumeriſch und kühl auf die hellgrünenden Felder blickt, geben dem von zahlloſen Gehegen durchſchnittenen Lande einen eigenthümlichen Reiz. Oft ſind die Hecken freilich dem Wandernden hinderlich und läſtig; ihr hoher Baumwuchs bildet gleichſam Hohlwege, in welche kein Luftzug dringt und die Sommerhitze um ſo drückender wirkt. Sie ſind jedoch nöthig und nützlich, ganz der Natur des Landes und ſeinem Culturzuſtand angemeſſen, der ſo hoch geſtellt werden muß. Bei der Betrachtung dieſes tauſendfach durchſchnittenen Landes iſt es mir oft eingefallen, wie ſchwer es einem Heere ſein muß, einzudringen und es zu erobern, wenn die Bewohner einen ernſtlichen Widerſtand leiſten wollen. Es iſt dies eine Art Vendee;

jede Hecke, jedes Ackerstück muß erobert werden und eine geringe Anzahl entschlossener Männer kann sich gegen bedeutende Uebermacht siegreich vertheidigen. Soldaten, die in Reih und Glied zu fechten gewohnt sind, können hier gar nichts ausrichten; denn nur auf dem dürren Rücken in der Landesmitte ist Raum zu Schlachtfeldern, in diesen Boscagen löst sich Alles im kleinen Krieg auf, wo der im Vortheil ist, der die meiste Landeskenntniß hat. Wären die Bauern in Angeln und Hütten, oder die Schleswig-Holsteiner überhaupt waffengeübt, wie unser Landesvolk in Folge der allgemeinen Wehrhaftigkeit, oder wären sie Büchsenschützen wie die Schweizer und Tyroler, es könnte ihnen so leicht kein Feind etwas anhaben. Ihr Land ist schwerer noch zu erobern, wie die baum- und strauchlosen Marschen, und in diesen engen Wegen, zwischen diesen dichten Hecken und Wällen kann man selbst mit Sensen, Dreschflegeln und Piken ein Heer vernichten, das sich nirgend ausdehnen, nirgend entwickeln kann und überall auf zahllose Hindernisse stößt.

Die Erdwalle, gegen welche man geltend macht, daß sie manchen Fuß guten Boden einnehmen, trennen mit ihrer Beholzung nicht allein die Felder und sorgen für Brennmaterial, sie halten auch

die Kühe auf dem angewiesenen Weideraum fest, so daß man ihnen keinen Hirten zu halten braucht. Im Frühjahr wird das Vieh in die Koppel gebracht und bis zum Spätherbst bleibt es dort, wobei nur von Zeit zu Zeit die Weide nach Bedürfniß gewechselt wird, bis endlich, wenn die langen Regennächte eintreten, das Brüllen der Thiere von selbst anzeigt, daß sie nach dem warmen Stall verlangen. In der besten Milchzeit wird dreimal täglich gemelkt, sonst zweimal. Auf allen Wegen erblickt man denn zur bestimmten Zeit die Milchmädchen, Strohhüte, wie Vogelnester, auf den Köpfen, an der Trage rechts und links die Milcheimer, zinoberroth innen angestrichen, nach außen grün, was gegen die schäumige weiße Milch ganz allerliebst absticht und eine Art Farben- und Schönheitssinn beweist. Den Kühen sind oft große Joche von leichtem Holz um die Hälse gehängt, wenigstens solchen, die zu dummen Streichen geneigt sind und gern die Schranken der Gesetzlichkeit, die Hecken, durchbrechen. Hier ist das Vieh meist roth und mittelgroß, nicht, wie in den Marschen, hoch und bunt, aber doch ist es sehr ergiebig in Milch, wobei das einfarbige rothe als das beste erachtet wird. Schlagwirthschaft ist überall einge-

führt, wo irgend der Beſitz ausreicht und gewöhnlich ſind es ſieben oder neun Schläge, von denen einer als Brache liegt, und drei oder vier mit Timotheegras und Klee bepflanzt, dem Vieh die fette Weide geben. Wieſen ſind wenige vorhanden, denn Waſſer iſt nicht allzu reichlich; das gewonnene Heu dient daher auch nur als Winterfutter, während die beſtellten Weiden und die Stoppelfelder den Sommer über ausreichen.

Wenn die Schlei aber zur Grenzſcheide zwiſchen zwei Landſchaften wird, ſo ſcheidet ſie noch viel bemerkenswerther zwei Volksſtämme. In Hütten iſt der Sachſenſtamm in ſeinem uralten Beſitz nie ernſtlich angefochten worden. Däniſche Eroberer ſind dort nicht eingedrungen um verlaſſenes Land in Beſitz nehmen zu können, ebenſo wenig hat die däniſche Sprache hier je ſich feſtſetzen können. Kein Menſch verſteht ein Wort davon, und ſchon an der Bauart der Häuſer merkt man das altdeutſche Weſen, das langgeſtreckte Gehöft, an deſſen Giebel der Pferdekopf ſitzt, dies merkwürdige Wahrzeichen unſerer Väter aus früherer Zeit. An der einen Breitſeite des Hauſes liegen die Wohnräume, zwei oder drei Gemächer nebſt Kammern, und die Betten ſitzen in der Wand hinter Holzwerk. In

alten Häuſern findet man wohl einen Flieſenfußboden; im größten Zimmer, dem Peſel, wie ſie es nennen, ſtehen die großen Kiſten mit dem Leinenſchatz des Hausfleißes. Reinlichkeit iſt überall vorhanden, wenn auch nicht in dem Maße wie bei den Frieſen; Oefen von Eiſen ſtehen an der Wand, aber nirgend erblickt man einen Schornſtein. Aus der Küche, die zuweilen nur in einem Heerde beſteht, der auf der Diele draußen angebracht iſt, wo am Eiſenhaken ein Keſſel über dem Feuer ſchwebt, zieht der Rauch durch das Haus und ſucht ſich, wie er kann, ſeinen Ausweg. Der Eingang zur Seite führt in den großen Raum, welcher unter dem Dach des Gebäudes liegt, und Scheune und Stall bildet, gerade wie dies in Weſtphalen und am Niederrhein der Fall iſt. Zu beiden Seiten ſteht das Vieh, auf einer Seite die Kühe, auf der andern Pferde und Jungvieh, in der Mitte iſt die Tenne, oben der Scheunenraum. Auch in Dithmarſchen iſt das ſo, Stall, Scheune und Wohnungen, Alles umſchließt das eine Dach, und in dem großen Raum auf der Tenne, zu welcher an der andern Seite ſich eine weite Einfahrt öffnet, verweilt die Familie vornehmlich zur Sommerzeit. Hier werden alle Hausarbeiten abgethan; hier iſt

der Spielplatz der Kinder, hier sitzen die Menschen beisammen nach der Tagesarbeit.

Der Rauch, welcher die Räume füllt und die Insekten verscheucht, ist nach ihrer Meinung vortheilhaft für das Vieh; er macht Futter und Korn schmackhafter, hauptsächlich aber thut dies wohl der Glaube allein. Die alte Sitte der Väter hat den Häusern keine Schornsteine gegeben, dabei ist man geblieben und läßt erst nach und nach davon ab; auch ein Zeichen, wie schwer es ist, Althergebrachtes zu besiegen.

In Hütten sind wenige große Güter. Die meisten Bauerstellen kommen nicht über ½ Hufe hinaus. Vierzig bis sechszig Tonnen Land (80 bis 120 Morgen) sind aber auch ein Besitz der eine Bauernfamilie sehr gut erhält. Es werden auf solchen Stellen 10—12 Kühe, 6—8 Stück Jungvieh und 2—4 Pferde gehalten. Man rechnet gewöhnlich auf 3 Tonnen Land, das Futterkräuter trägt, 2 Kühe und diese werfen hier die meiste Einnahme ab, obwohl die Bauernbutter nicht so hoch im Preise ist, wie die der großen Güter, welche höher geachtet wird. Bei 8 oder 10 Kühen lassen sich nicht alle Vortheile wahrnehmen, und die bei großen Milchwirthschaften herrschende nöthige

Sauberkeit wenigſtens nicht ganz erzielen, allein man erreicht doch bedeutende Vortheile und der Abſatz fehlt nicht. Die Butter, aus ſüßer Sahne bereitet, wird eingeſchlagen und zum Herbſt für 6 bis 8 oder 9 Schillinge (4 bis 6 Sgr.) im Handel verkauft. Da nun in guter Zeit jede Kuh täglich ein Pfund Butter liefert, auch wohl noch mehr, ſo iſt der Ertrag bedeutend und die Einnahme auf einige hundert Thaler anzuſchlagen. Nebenher geben auch die Schafe Gewinn an Wolle, zuweilen wohl über den Hausbedarf hinaus, doch iſt das Land nicht dazu angethan, groſſe veredelte Heerden zu halten und Wollproduction zum Hauptgegenſtand der Ertragsfähigkeit der Güter zu machen, wie dies bei uns der Fall iſt. Hier iſt alles auf Milchwirthſchaft berechnet. Die Butterausfuhr nach Hamburg und nördlich nach Flensburg, nebenher auch Käſebereitung und Schweinemäſtung mit Hülfe der Milchüberbleibſel, das ſind die Quellen, auf welchen der Wohlſtand im ganzen Oſten der Herzogthümer beruht, wie im Weſten auf Viehmäſtung, auf Pferdezucht, und in den kornreichen Marſchen auf Getreidebau, Raps und Weizen.

Seit den letzten zwanzig Jahren hat ſich der Ertrag der Viehzucht eben ſo verdoppelt, wie an

der Westküste die Viehmästung. Es sind in den letzten Jahren über 50,000 Faß Butter, jedes durchschnittlich von 240 Pfund, ausgeführt worden; während vor zehn oder zwölf Jahren nicht über 30,000 die Grenzen passirten. So ist auch die Käsebereitung von 1 Million Pfund auf 2½ Million Pfund gewachsen, da aber der Käse meist von geringer Güte, trocken und weiß ist, weil die Fetttheile der Milch sorgsam zur Butter abgeschöpft werden, er also nur billig, meist nicht über 1 Schilling (8½ Pfennig) das Pfund abgesetzt werden kann, so hat man neuerdings besseren Gewinn von der dicken Milch durch Schweinemast erzielt und die Käsebereitung vermindert, deren Hauptausfuhr nach Norwegen und Schweden stattfindet.

In Angeln, wo die Güter der Bauern größer sind als in Hütten, ist auch die Milchwirthschaft besser bestellt. Es giebt dort viele Vollhufner, oder Besitzer von mehreren Hufenstellen, die durch Kauf oder Erbschaft in die Familien gekommen sind. Hier ist es nicht wie in den Friesenmarschen, daß der jüngste Sohn den Hof erbt, sondern die deutsche Sitte, welche das Recht des Erbes dem Erstgebornen sichert, besteht von uralter Zeit und deutet darauf, daß deutsche Stämme von früh an hier

wohnten. Eben ſo wenig iſt der Boden theilbar, was ebenfalls ein bemerkungswerther Unterſchied zwiſchen dem Weſten und Oſten iſt. Die Höfe beſtehen aus einem geſchloſſenen Beſitz der nicht verkleinert werden kann und von alter Zeit zu ihnen gehörte, doch haben ſie oft auch Land was trennbar davon iſt und durch ſpäteren Kauf vielleicht hinzu kam. Dies iſt allein veräußerlich, ſonſt muß der Hof, ganz wie er iſt, in andere Hände übergehen, was nicht ohne Noth geſchieht und jetzt in Zeiten des Wohlſtandes ſelten vorkommt. Gute Hufen in Angeln werden mit 20,000 Thaler und wohl noch höher, zuweilen weit über den Werth bezahlt, weil manche Kapitaliſten, namentlich Hamburger ſich in den Herzogthümern ankaufen, und wenig Gelegenheit dazu finden. Auch die Halbhufenſtellen in Hütten ſind hoch im Preis und doch iſt das Bauernland meiſt nicht der allerbeſte Boden, wie ihn die Adelsgüter beſitzen, welche dafür auch ungeheuer geſtiegen ſind.

Der Wohlſtand unſerer Bauern, ſagte mir ein mit den Landesverhältniſſen genau bekannter Mann, iſt ganz beſonders der Geſetzvorſchrift zu danken, welche die Theilung der Güter unzuläſſig macht. Das Eigenthum wird dadurch keiner Zerſplitterung

Preis gegeben, die den Bodenbesitz in Parzellen auflöst, und eine Menge armer und dürftiger Eigenthümer erzeugte, welche unter Kummer und Noth ihr Leben fristen. Ein solcher Bauernstand ohne Nachdenken, Erziehung und Kraft, welche Besitz und Vermögen ertheilen, ist das beste Mittel, für den Absolutismus die Völker in Unmündigkeit zu erhalten; denn eine träge, arme und unmündige Masse gehorcht leichter, als eine wohlhabende, die ihre Rechte kennt und zu beurtheilen weiß. Unser kräftiger und tüchtiger Bauernstand, der so verständig ist und in jetziger Zeit zur besten Stütze des Landes wird, konnte sich nur mit Hülfe des untheilbaren Besitzes auf diesen Standpunkt erheben. Es ist den Herzogthümern oft nachgesagt worden, daß sie unerschöpfliche Schatzkammern bilden, an denen sich vergebens die schlechte Finanzwirthschaft der Dänen versucht hat; der wahre Grund dieses Reichthums besteht aber eben darin, daß der Besitz nie zerstückt wurde und seine Fruchtbarkeit von Fleiß und Ordnungsliebe unterstützt ward. Zu allen Zeiten blieb den Leuten immer etwas zum Sparen übrig; dann kam wohl ein Sturm, der allen Wohlstand bis auf die letzte Spur verschlang, allein es dauerte nicht lange, so

ſchien auch die Sonne wieder, der Friede und der Handel kehrten zurück, die nahen Meeresküſten und die reichen Kaufmannsſtädte beförderten das neue Aufblühen. Man fing wieder an zu ſparen und hatte Opfer zu bringen, wenn andere Unglücksfälle eintraten.

In dieſer Weiſe vertheidigt man den geſchloſſenen Grundbeſitz und man kann nicht läugnen, daß vieles daran wahr iſt. Es wird ein wohlhabender Stand von kleinen Grundbeſitzern dadurch großgezogen, und hier an den Oſtküſten iſt dies namentlich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts geſchehen, wo manche große Güter getheilt und verkauft, Laſten abgelöſt und freies Eigenthum geſchaffen wurden, endlich auch die Fortſchritte der Landwirthſchaft, beſonders der Mergelanwendung, und der vermehrte Abſatz der Landesproducte auf dem großen Hamburger Markt den Boden in hohen Preis, und Geld in die Taſchen der Beſitzer brachte. In den Marſchen war dagegen ſeit uralter Zeit der Beſitz frei, und trotz der Theilbarkeit erhielt ſich der Wohlſtand in der Freiheit aufrecht durch den geſunden Sinn des Volkes. Von der bloßen Nichttheilbarkeit hängt Wohlſtand und Kraft des Volkes daher wohl ſchwerlich ab und doppelt muß

man ſich hüten dies als wahr anzunehmen, denn man vertheidigt damit auch die Majorate des Adels und kommt zu Conſequenzen, welche alle Freiheit hemmen, aller Gerechtigkeit Hohn ſprechen und zu Kaſten-, Geburts- und Bodenbeſitz-Privilegien führen, gegen welche ſich ja eben die Anſtrengungen der neuen Zeit richten. Es iſt nun allerdings wahr, daß zu groſſe Theilbarkeit Armuth ſchafft, aber im Grunde liegt das Gegenmittel in jener ſelbſt. Boden, der eine Familie nicht nähren kann, wird bald aufgegeben werden müſſen. Es werden ſich immer doch wieder gröſſere Beſitzungen bilden, aber die Theilbarkeit hat das Gute, daß ſie den gröſtmöglichſten Fleiß und die beſte Benutzung des Landes hervorruft, keine Kaſtenbildung zuläßt, keine Bauernariſtokratie, die in ihrer Weiſe vielleicht noch gefährlicher iſt, wie die des Adels oder die des Geldes.

In einem Lande, wie dies, wo drei Viertel von Grund und Boden Bauern gehört, muß ſich leicht ein Hochmuth des Beſitzes ausbilden, der ſchwere Schattenſeiten aufzuweiſen hat. So iſt es auch in der That. Die reicheren Eigenthümer ſehen auf die ärmeren Nachbarn geringſchätzig nieder. Der Hufner wird ſeine Tochter ſo leicht nicht an den

Sohn eines Mannes geben, der nur zehn oder zwanzig Tonnen sein eigen nennt; seine Erben werden Erbtöchter heirathen und sich so in den Hufenbesitz zu bringen suchen; es wird eine Abstufung nach Tonnen Land entstehen, welche tief in das gesellschaftliche Leben greift; und wenn dies auch in der ganzen Welt mehr oder minder so ist, wenn die Liebe sich auch überall den Verhältnissen und Vorurtheilen unterordnen muß, so tritt dies Uebel bei einer Bauern-Kaste doch am grellsten hervor, denn in ihr walten nur die durchaus noch materiellen Interessen, der Besitz der Scholle, dem alles Andere sich unterordnet. Talent, Intelligenz, Kenntnisse, geistige Vorzüge jeder Art gelten hier noch weniger, wie beim Hamburger oder Lübecker Kaufmann. Von diesem bäuerlichen Kastengeist bei oft großer Tüchtigkeit, wurde mir ein treffendes Beispiel erzäht. Ein Hufner in Angeln hatte einen alten Streit mit einem Kossäten, der zehn Tonnen Landes besaß. Der Sohn des Hufners liebte die Tochter von seines Vaters Gegner, aber dieser wollte von einer Verbindung nichts wissen, obwohl er den Streit damit hätte beenden können. Beide Parteien kamen endlich überein, ihren Streit durch schiedsrichterlichen Spruch eines von ihnen hochge-

ſchätzten Advokaten zur Entſcheidung zu bringen. Was dieſer ſagte, ſollte geſchehen. Der Spruch erfolgte gegen den Hufner und dieſer zahlte unweigerlich eine Summe von mehreren Tauſend Thalern. „Gieb deinen Sohn mit meiner Tochter zuſammen," ſagte der Andere, als das Geld auf dem Tiſch lag, „und dies da ſoll ihr Heirathsgut ſein." „Es kann nicht ſein," verſetzte der Hufner beleidigt; „nimm dein Geld, mein Sohn iſt kein Mann für deine Tochter." Nach einiger Zeit aber kam er ſehr verlegen zu ſeinem Rechtsfreunde und begann nach einigem Umſchweifen: „Was würden Sie wohl ſagen, Herr, wenn mein Sohn doch das Mädchen heirathete?" „Ich würde mich freuen und es für recht und gut halten," erwiederte dieſer, „denn die jungen Leute lieben ſich und werden glücklich ſein." „Ja, das iſt wahr," fuhr der Bauer fort, „aber die Menſchen werden viel darüber ſprechen und ſich wundern; denn obwohl die Familie brav iſt und auch bemittelt, der Vater ein verſtändiger Mann, den jeder lobt und ſeinen Rath ſucht und das Mädchen wacker und gut, ſo iſt er doch nur ein Kaſſäte! — Es hat mich manchen Kampf gekoſtet und iſt mir immer noch nicht ſo," fuhr er kopfſchüttelnd fort, „als ſollte ich ja ſagen, aber

es wird wohl nicht anders werden, Herr, mögen ſie auch über mich lachen und ſpotten, der Junge thut mir leid, ich kann es nicht länger mit anſehen.“

So verſuchte der wackere Mann ſeine Rechtfertigung mit vielen Gründen; ein Reichsgraf könnte kaum mehr gegen eine Mißheirath ſeines Erben einwenden. Und hier war noch obenein ein außerordentlich günſtiger Fall, in tauſend anderen würde nimmermehr eingewilligt werden. Man kann daran ſehen, wie ſchwer es hält, in die Bauernariſtokratie aufgenommen zu werden. Erblickt man nun die reichen Felder, den ſchönen Beſitz, die wohnlichen ſchönen Häuſer, in denen häufig auch Möbel aus der Stadt, Sophas und modiſcher Putz nicht fehlen, und redet man mit dieſen verſtändigen Leuten, die bei aller Treuherzigkiet doch ſehr weit von gewöhnlicher Bauerneinfalt entfernt ſind, die die Wochenblätter leſen, ſich unterrichten, von den Landesangelegenheiten ſprechen und ihren Wirthſchaften ganz gut vorſtehen, ſo freut man ſich allerdings über ſolche Tüchtigkeit und Wohlſtand, und iſt meiſt geneigt über Anderes leicht wegzublicken, namentlich über das Proletariat der Käthner und Tagelöhner, das mit ſeinem Elend ſich doch recht

ſichtlich daneben bemerklich macht, aber man ſollte dies und Anderes nicht ſo leicht zu beſeitigen ſuchen.

Neben den groſsen ſchönen Häuſern der Hufner ſtehen nicht ſelten die armen verfallenen Hütten ihrer Dienſtleute. Ein Taglöhner verdient 6 bis 7 Schillinge täglich, das reicht kaum hin um in guter Zeit für ſich und ſeine Familie das Allernothdürftigſte zu beſchaffen; wenn aber der Winter kommt, wenn irgend ein Zufall die Hand, welche das harte Stück Brod erwirbt, nur auf Tage zur Arbeit unfähig macht, ſo iſt auch die bitterſte Noth da. — Das iſt allerdings das Loos vieler Weſen in der menſchlichen Geſellſchaft, deren fürchterliche Ungleichheit uns zu Betrachtungen führt, welche eben ſo betrübend, wie ſchwer zu verſöhnen ſind. In den armen Hütten wohnen die, welche als eine Laſt ihrer beſſer verſorgten Mitbrüder betrachtet werden, die über Armenſteuer ſich beklagen, über die Höhe der Kirchſpiellaſten, und dabei nicht bedenken, daſs ſie dazu wenig wahres Recht beſitzen, denn ſie ſelbſt ſind es, durch welche jener traurige Zuſtand hervorgerufen wird.

Daſs man etwas thun müſſe, die Lage der Armen

zu verbessern, sie sittlich zu heben aus der Verthierung, in welcher die allermeisten schmachten, ist ein Gedanke, der jetzt die Welt durchfliegt, und sicher einer der edelsten und erhabensten, welche je geboren wurden. Er ist nicht neu, sondern unzählige Male aufgetaucht und an dem Egoismus des Besitzes gestorben. Er liegt im Christenthum und doch wird er am wenigsten darin befolgt. Ob er, trotz aller Arbeitervereine, Hülfsvereine und Systeme jemals in seiner Reinheit ausgeführt werden kann, wird Niemand zu entscheiden wagen; aber man kann wenigstens dahin kommen, daß Niemand hungert und Niemand bettelt: eine ähnliche Paralelle, wie einst Friedrich der Große sie seinem Minister Zedlitz schrieb: „Mein lieber Zedlitz, stehlen, belügen und betrügen werden sich die Menschen immer, aber der Aufklärung gelingt es doch vielleicht einmal, daß sie sich nicht mehr, wie wilde Bestien, morden." — So kommt man denn auch jetzt nach und nach aus den versteinten Vorurtheilen heraus, als ob es vom Herrn der Welt gesetzlich so bestimmt sei, daß der Eine in allen Freuden und Lüsten der Erde schwelge, während tausend Andere sich im Elende winden, und darin liegt ein großer Fortschritt, denn mit dieser gotteslästerlichen

Schlechtigkeit kann man alles rechtfertigen, alle Gewalt und alle Unterdrückung.

Es that mir wohl, als ich Angeln mit einem Hufenbesitzer, einem rechtschaffenen und verständigen Mann, über die Verhältnisse der Tagelöhner sprach, die sich, wie er meinte, jährlich vermehrten, so viel wohlwollenden Sinn und Erkenntniß der Sachlage zu finden. — Die armen Leute sind zu beklagen, sagte er; es ist nicht genug was sie erwerben, sie kommen beim besten Willen nicht damit aus, und ihre Noth nimmt ihr Lebenlang kein Ende. Aber der Einzelne kann ihnen nicht helfen, und im Ganzen geschieht nichts, so bleibt es denn wie es ist. Besser sind die daran, welche ein paar Tonnen Landpachten, eine oder zwei Kühe halten können, und deren Ordnungsliebe und Sparsamkeit ihnen weiter hilft. Ordnungsliebe und Sparsamkeit, das sind überhaupt die Elemente, auf welchen die Hebung der untern Volksklassen beruht, aber um beide zu entwickeln und in Anwendung zu bringen, muß man ihnen Gelegenheit geben. Hier in Angeln sollte man daher den dürftigen Lohn freiwillig erhöhen, und so die armen Menschen wenigstens ein wenig an der Fruchtbarkeit des Landes und an der guten Zeit

Theil nehmen lassen, welche allein die Taschen der Besitzer füllt, während die Zunahme der Bevölkerung den Werth der Arbeit immer mehr niederdrückt. Nach dem Gesetz vom 28. Juli 1784 sollen Hufen bei Theilungen höchstens in Viertelhufen parzellirt, von einer vollen Hufe höchstens vier, von einer halben höchstens zwei Kathenstellen abgelegt werden, die so viel Land haben müssen, daß sie zwei Kühe nähren können. Tagelöhner kann jeder Hufner anbauen, so viel er will, und eben durch diese Freiheit ist die Armuth so sehr gewachsen; denn die Taglöhnerhäuser wurden Speculation, man brauchte kein Land abzutreten und zog Miethe und Dienste von den armen Hütten. Will man dem steuern, so muß ein Gesetz gegeben werden, das die Tagelöhner zu Käthner macht und für ihr Leben Sorge trägt.

Diese Mißstände abgerechnet, welche sich übrigens in den meisten Ländern wiederholen, und nur hier ein wenig mehr, dort ein wenig geringer hervortreten, ist Angeln ein Land voll Glück und Segen. Unzählige kleine Thäler zwischen den Höhen, welche an einigen Orten über 200 Fuß aufsteigen, enthalten ebensowohl einzelne große Höfe, wie Kirchdörfer, welche jedoch meist nicht von großer Ausdehnung

ſind, denn viele Beſitzer haben es nach und nach vorgezogen, ſich in der Mitte ihrer Feldmarken ihr Haus zu bauen, der bequemeren Wirthſchaft wegen. So haben die Dörfer ſich verkleinert und die getrennten Höfe zugenommen; doch es iſt ſchön, durch ein Land zu wandern, das ſo grün und ſo reich, ſo voll von großen Menſchenwohnungen und ſo eigenthümlich idylliſch maleriſch in ſeiner ſtillen träumeriſchen Lieblichkeit iſt. Die Wege zwiſchen den Koppeln ſind meiſt gut, nur oft ſehr ſchmal, ſie führen auf und nieder durch die fruchtbaren Gefilde, durch zahlloſe Heerden, die im Schatten der Gebüſche lagern, an den Saum kühler Gehölze hin, oder durch das Bett kleiner Gewäſſer, die leiſe über den Kiesſand murmeln. Und wenn in der Ferne hoch auf dem Hügelgipfel im Himmelswiderſchein eine Mühle ſteht, oder ein Haus unter alten Bäumen, das weit ins Land hinausſieht, wenn endlich der blaue Schein des Meeres den Horizont begrenzt, weiße Schiffe über die ſchäumige Fluth jagen und nach langer Wanderung die Küſte erreicht wird, welche mit ihren vielen kleinen Buchten, mit ihren Buchwäldern und grünen Hügeln von den klaren Oſtſeewellen umgürtet vor uns liegt, dann findet man ſo viele einzelne Schönheiten, daß man

jeden, der dies Land besucht, auffordern muß, Hütten und Angeln nicht zu vergessen; er wird für seine Wanderungen reichlich belohnt werden.

Man sagt den Angeln eine gewiße Schlauheit in Handel und Wandel, Streitlust, Eitelkeit und damit zusammenhängende Prachtliebe nach, die sich namentlich auch im Bau ihrer Häuser ausspricht.

Es ist ganz merkwürdig, wie vieles die Schlei scheidet und verändert, was nur aus der verschiedenen Nationalität der Bewohner herstammen kann. Angeln, oder das Land zwischen der Schlei und dem Flensburger Busen, war bis zum 4. Jahrhundert der Sitz eines Germanenstammes, der mit Friesen und Sachsen übers Meer zog, England eroberten und ihm den Namen gab. Nun drangen die Jüten im Norden ein und bis an die Schlei wurde dänisch gesprochen, und seltsamer Weise wurde es doch nie zur Kirchen- oder Gerichtssprache, denn diese war und blieb plattdeusch. Wahrscheinlich war dies eine Folge, daß Angeln, meist in große Güter getheilt, Adelsfamilien angehörte, die deutschen Stammes waren. Zudem war die Hofsprache deutsch und als der oldenburgische Stamm auf den dänischen Thron kam, erhielt die deutsche Sprache eine noch größere Stütze. Dage-

gen aber verſchwand das alte freie Bauerngut immer mehr. Der Adel hatte das Uebergewicht, Leibeigenſchaft machte Alles auf ſeinen Gütern unfrei, die Menſchen wurden mit der Scholle verkanft, und wie ſie behandelt wurden, kann man aus der Sitte erſehen, daß z. B. den Mägden, wenn ſie ſchlecht geſponnen hatten, der Flachs um die Finger gewickelt, dann angezündet und verbrannt wurde. Manche Menſchen wurden grauſam zu Tode gemartert und für die Mörder gab es keine Strafe; der Leibeigene war ohne Menſchenrechte. Solche Schändlichkeiten ſind Begleiter der rohen Zeit, der Willkühr, die ihre Knechte zu preſſen und zu belaſten wußte, wie Zugthiere. Noch im vorigen Jahrhundert war der Zuſtand ſo kläglich, daß es für ein Unglück galt Hufner zu werden und manche Dienſtleute ihre Herrn flehentlich baten, ſie damit zu verſchonen. Denn wer eine Hofhufe erhielt, mußte täglich 4 Pferde und 2 oder 3 Menſchen in den Herrenhof zur Arbeit ſchicken, überdies ſchwere Pacht bezahlen und konnte zu nichts kommen. Die Hufner gingen in Holzſchuhen und Leinenjacken. Wer ein paar Stiefeln beſaß, war reich, ſagt Jenſen in ſeinem Buch über Angeln, und noch im

Jahre 1790 waren die Laſten ſo groß, daß ſie nicht zu erſchwingen waren.

Auch auf den alten Königsgütern, wo keine eigentliche Leibeigenſchaft herrſchte, gab es Hofdienſte, aber den Feſteleuten gehörten wenigſtens die Gebäude zu eigen, und in den Aemtern waren die Bauern freie Grundeigenthümer, doch auch ſie waren ſämmtlich in dürftigen Umſtänden. So lange die Herrenzeit in der Blüthe ſtand, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, war der Bauernſtand überall bedrückt. Manche Leibeigene kauften ſich zwar los, und nach und nach entſtanden freie Höfe durch Theilung der großen Güter; Hufen und Kathen wurden verkauft und die Leibeigenſchaft war in Angeln faſt ganz verſchwunden, als das Edict vom 19. Dezember 1804 ſie geſetzlich aufhob.

Seit dieſer Zeit wuchs nun der Wohlſtand, beſonders in den letzten 30 Jahren. Der Mergel verdoppelte die Erndten und den Viehſtand, das freie Eigenthum gab den Menſchen Luſt es zu benutzen, doch auch Jenſen bemerkt: daß in der letzten Zeit die Communallaſten ſehr hoch geſtiegen ſind, und die Armenlaſten immer bedeutender werden. Man hat zu viel gemergelt, zu viel benutzt und der Armen zu wenig gedacht.

Ich habe mehr als einmal in Angeln mit Verwunderung die großen Gebäude angeschaut, die wie stattliche Landhäuser aussehen. „Wohnt hier ein Edelmann?“ fragte ich zuweilen. „Nein, es ist ein Bauernhof,“ war die Antwort, „aber der Besitzer ist gewiß ein Mann von 60- oder 80,000 Rthlr.“ Die Eitelkeit, stattliche Gebäude zu besitzen, ist allgemein in Angeln und treibt die Leute oft, ihre alten Wohnungen, auch wenn diese noch ganz schön sind, niederzureißen und neue zu bauen, allein auch da, wo größere Einfachheit der Sitten noch herrscht, findet man häufig die Lust sich hervorzuthun. Man weiß, daß man die Mittel dazu hat und das mag man gern zeigen. Die Bauart ist in Angeln anders als in Hütten bei den Sachsen. Hier fehlt der Pferdekopf an den Giebeln. Der Herr lebt mit seinen Thieren auch nicht unter einem Dach; die Stallgebäude sind vom Wohnhause getrennt und diesem fehlen die Schornsteine nicht. Sind die Stallgebäude neu, so sind sie meist, wie das Hauptgebäude, von Lehmsteinen aufgeführt, rechts und links die Ständer für die Kühe und eine Pumpe in der Mitte um reichlich und leicht frisches Wasser zuzuführen. In den älteren Häusern findet man einen Theil wohl noch für Stallung und Scheune

eingerichtet, aber doch nicht nach sächsischer Art, d. h. nicht nach der Giebelseite, sondern nach der Breite des Hauses laufend, dessen Thür in der Mitte des Gebäudes auf eine Vorflur führt. Die Betten sind auch hier schiffsartig hinter Holzverkleidung und Schieber davor, um sich bei Tage unsichtbar zu machen; was aber überall gefunden wird, bei den Friesen wie bei den Angeln, wenn sie ihre großen Kasten voll Leinen und Betten öffnen, das sind die Seidenhüte und Blumenhauben der Frauen, ganz modisch wie sie die Stadtfrauen tragen. Und sie begnügen sich nicht mit Einem Hut. Ich habe öfters eine ganze Gallerie heraus holen sehen. — Ueberall herrscht Reinlichkeit im Stall wie im Wohnzimmer, und ich glaubte schon gesagt zu haben, daß die Kühe wöchentlich mehrmals geputzt und gestriegelt werden, was auf den Milchertrag und ihre Fleischfülle vortheilhaft einwirkt. Ganz besondere Reinlichkeit und Vorsicht erfordert ja auch die Milchwirthschaft. Die Milchkammer macht entweder einen Theil des Hauses aus, oder sie befindet sich in einem besonderen Gebäude, dessen gepflasterter Raum ein wenig unter der Oberfläche des Erdbodens liegt. Nach allen Seiten sind vergitterte Lucken, durch welche die Luft streichen und

den Raum kühl halten kann, der während der Tageshitze durch Läden vor den Fenstern geschlossen wird. Hier stehen nun eine Menge flacher Holzgefäße, alle innen roth angestrichen, in denen die Milch den Rahm absetzt, der sorgfältig abgeschöpft täglich verbuttert wird. — Man rechnet bei guter reichlicher Weide auf 8 Quart Milch ein Quart Rahm, und auf 2 bis 2½ Quart Rahm ein Pfund Butter. Das Buttern geschieht mit der Buttermaschine, deren Rad entweder von Menschen gedreht wird, oder welche auf den großen Gütern ein Pferd in Bewegung setzt. Ist die Butter fertig, so wird sie sorgfältig herausgenommen, ausgedrückt und diese in einem tiefer liegenden Kellerraum, der sich an die Milchkammer schließt, sorgfältig abgekühlt, dann in Fässer geschlagen oder in halbe Fässer, und so verkauft.

In Angeln, wo es viele ganze Hufen und manche Hufenstellen giebt, ist die Milchwirthschaft schon bedeutend, und da es ein Geschäft ist, von dessen Erfolg so vieles abhängt, verwendet man alle Sorgfalt darauf. Die Hausfrau steht der Milchwirthschaft selbst vor; täglich müssen die Gefäße sämmtlich aufs beste gereinigt werden, weil Reinlichkeit den Wohlgeschmack und die

Dauer der Butter, ſomit auch ihren Preis bedingt.

Gewöhnlich werden auf einer Hufe 20 bis 24 Kühe gehalten. Ein verſtändiger Landwirth, deſſen Hof ich mit meinem Freunde beſuchte, der Hufner Peterſen, hielt 22 Kühe und 6 Pferde. Er war vor Kurzem ſelbſt in Hamburg geweſen und hatte dort ein vortheilhaftes Handelsgeſchäft mit ſeiner Butter gemacht. So erweitert ſich der Blick des Landmannes. Er greift ſelbſt in den Handel, entbehrt der Ankäufer und tritt in einen größeren Kreis der Speculation. Das zeugt für eine richtige Beurtheilung der Verhältniſſe. Auf einem andern Hofe von 2 Hufen wurden 46 Kühe gehalten und in den letzten zwei Monaten hatte man 2,500 Pfund Butter eingeſchlagen. Das iſt denn doch ein bedeutender Gewinn, und ich weiß nicht, warum man ſich nicht auch in manchen unſerer Niederungen, die an Fruchtbarkeit Angeln gleich ſtehen, wie auch auf den großen Gütern, mehr auf die Butterinduſtrie wirft. Warum ſollten wir nicht dieſelbe Reinlichkeit, Ordnung und Sorgfalt darauf verwenden, dieſelben Einrichtungen treffen und denſelben großen Gewinn davon erzielen können? — Ich wünſchte, daß dieſe kleine Beſchrei-

bung der Schleswig-Holsteiniſchen Wirthſchaft, die ich hier nicht weiter ausführen kann, tüchtige Landwirthe anreizte, ähnliches zu verſuchen. Dort habe ich von manchen Seiten mit Verwunderung es ausſprechen hören, weshalb eine Induſtrie, welche die Herzogthümer reich macht, in Deutſchland nicht mehr nachgeahmt und vervollkommnet werde, und in der That ich begreife es auch nicht, um ſo weniger, da die vielen Städte und der bedeutende Verbrauch von Butter reichliche Abſatzquellen leicht machen.

Neben den großen Häuſern der Hufner, die an ihrer Hinterfront gewöhnlich Obſt- und Gemüſegärten haben, welche aber meiſt nicht ſo gepflegt ſind, wie die Gärten der Marſchbewohner, denen der holländiſche Sinn für Blumen und Bäume eigen, liegt in einiger Entfernung das Abzughaus, der Altenſitz, wie wir ſagen, wohin ſich die alten Leute oder die Wittwen zurückziehen, wenn ſie das Gut dem Sohne übergeben. Nur durch Uebereinkunft kann der Sohn das Gut von den Eltern, oder von der Mutter erhalten, und kontraktlich muß er jährlich bedeutende Abgaben an den Altenſitz liefern. So war ich bei einer Wittwe, die an Roggen, Buchweizen, Gerſte, Weizen und Ha-

fer mehr empfing als sechs Menschen jährlich verzehren können; dazu Futter für zwei Kühe, Eier, Butter, Schaafe, Wolle u. s. m. Oft sind die kleinen Häuser sehr niedlich und freundlich eingerichtet, mit mehren Zimmern und Kammern versehen, und wenn sie neu gebaut werden, sind sie massiv und bequem. — Man erzählte mir dabei, daß es oft viele Ueberredung koste, alte Leute zum Abtreten der Hufe an den Erben zu bewegen, denn sie trennen sich ungern vom Besitz und der gewohnten Herrschaft und Thätigkeit. Die Contrakte sind daher auch nicht selten sehr drückend und selbst die Art der Bewirthschaftung, nebst mancher andern Einmischung in das Eigenthumsrecht, wird dem Sohne vorgeschrieben, der sich darein fügen oder warten muß, was er meist doch nicht will.

Die Sprache in Angeln ist jetzt allgemein die deutsche, aber diese ist erst im Laufe des jetzigen Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt, und noch giebt es manche Höfe, namentlich gegen den Flensburger Meerbusen hin, wo die Großeltern das dänische Idiom reden und kein Deutsch verstehen, die Eltern unter sich wohl und mit den Alten dänisch sprechen, mit ihren Kindern aber nur plattdeutsch, weil diese kein Wort Dänisch können, da-

gegen viel weiter, als Vater und Mutter, im Hochdeutſchen ſind, worin ſie in der Schule unterrichtet werden. So werden in einem und demſelben Hauſe die drei verſchiedenen Mundarten geredet, aber das däniſche Platt ſtirbt gänzlich aus. Die nächſte Generation ſchon wird in Angeln nichts mehr davon wiſſen, und ſchon hat das Deutſche den Flensburger Fiord überſprungen und beginnt ſich jenſeit nach Apenrade hin unter die Landleute zu verbreiten.

In Angeln haben vorzüglich die deutſch redenden Prediger und die deutſchen Edelleute zur Verbreitung der Sprache beigetragen; mehre ſorgten mit großem Eifer dafür und brachten doch nichts rechtes zu Stande. Man kam zu einem Gemiſch von Däniſch und Deutſch, von welchen Jenſen einige luſtige Proben aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts anführt, wie z. B.: „Wie hem ſonſt dänſk weſen, men nu ſiin wie düdſk bläwen.“ Aus dieſem Platt ſollte dann ein Hochdeutſch hervorgehen, was natürlich noch merkwürdiger war, denn man ſprach den erſten Satz des Landescatechismus z. B. ſo aus: Wir Menſken wünſken alle vergnügt und froh ſu ſäin u. ſ. w. und ſie bildeten ſich auf dies Deutſch, das mit dem däniſchen ſken reichlich

durchſpickt war, nicht wenig ein. Gegenwärtig iſt das Alles anders. Es wird ein beſſeres Deutſch geredet und in 88 Schulen 8700 Kinder unterrichtet, die das Deutſche als Mutterſprache erkennen. Das Beſte für eine wahre Ausbreitung der Sprache that doch der Handel und die ſteigende allgemeine Bildung und Aufklärung. Seltſamer Weiſe, obwohl der lange, ſchmale Geſichtsſchnitt und die ganze Körperbildung der Angler auf vorherrſchenden jütiſchen oder däniſchen Urſprung deutet, ſind die Leute durchaus deutſch geſinnt und würden es ſicher ſehr böſe aufnehmen, wollte man ſie Dänen heißen. So viel, ja ſo Alles thut die Sprache, dies wunderbare Band, das den Menſchen Nationalität verleiht, wohne er wo es ſei auf Erden.

Anhänglichkeit an den Geiſtlichen, Ehrfurcht und religiöſe Gläubigkeit, iſt von jeher in Schleswig, wie in Holſtein, tief eingewurzelt geweſen. Fromme Stiftungen, Kirchen, Altäre und Kapellenbauten, reiche Land- und Leute-Schenkungen und Spenden aller Art, floſſen der katholiſchen Kirche zu, die manche Dörfer, Höfe und Hufen beſaß. Dafür ſind jetzt auch die adligen Klöſter, ihre Erben, ſo reich und groß. Die frommen Holſten wur-

den in alten Zeiten von Biſchöfen und Prälaten hoch gerühmt, aber wie auch der Zeiten Wechſel und Wandel andere Ordnung und Sitte herbeiführte, die Menſchen auf ihren Ackerhöfen und Haiden, in der Stille ihres Lebens kamen ſelten oder nie zu Skrupeln und Zweifeln und noch immer iſt jenſeit der Elbe, hier im deutſchen Norden, ein Eldorado der Gläubigkeit bei Hirten und Heerde. — Ganz natürlich hat dieſe Frömmigkeit von je her auch manche Schattenſeiten gehabt. Teufelsbeſchwörungen, Zauberei, Hexenbrennen, Kobolde und Geſpenſter aller Art trieben Jahrhunderte lang ihr Weſen. Namentlich ſind Hexenprozeſſe und Scheiterhaufen eine Lieblingsbeſchäftigung des 17ten Jahrhunderts geweſen. Der Proteſtantismus hat in ſeiner Art darin wenigſtens eben ſo viel geleiſtet wie die katholiſche Kirche, und hier in Holſtein und Schleswig dauerte das Brennen bis ins 18te Jahrhundert fort. Jede alte Frau mit rothen Augen ſchwebte in ſteter Gefahr als Hexe angeklagt und gefoltert zu werden; die juriſtiſche Fakultät in Kiel verurtheilte die Hexen und Zauberer dutzendweis zum Feuertode und in Angeln war es gar nichts ſeltenes, daß die Gutsherrn Hexen foltern und braten ließen,

wenn die Kühe nicht Butter geben wollten. Wo solcher Aberglaube und Teufelsspuk sein Wesen trieb, wo die Pastoren und Edlen an der Spitze des Unsinns standen und obenein in einem Lande, wo wenige Städte von Bedeutung den geistigen Aufschwung fördern konnten, mußte sich die stumpfsinnige Gläubigkeit über viele Menschenalter ausdehnen.

Aus jenen grausamen Zeiten sind als Reste mancherlei Sagen von Gespenstern der verschiedensten Art übriggeblieben, und diese hausen noch gläubig in Köpfen, denen man es kaum zutrauen möchte. Es hat aber gar manches Anziehende, diesen fantastischen Träumereien nachzuspüren, um zu erfahren wie das Volk sich seine bösen und guten Wesen geschaffen hat. In den Marschen bannt der Glaube die Geister auf die Deiche hinaus, wo sie im Vorlande auf den Watten, in Sturm und Wellengebrauß, büßend und klagend umherirren müssen. Da ist es bald ein böser Voigt, der mitternächtlich auf seinem feurigen Pferde über die Deiche sprengt und wer ihm begegnet, in den Abgrund schleudert; bald ein anderes entsetzliches Gespenst, der Dränger genannt, der den Wanderer auf den Deichkronen in der Dunkel-

heit anfällt. Er ſieht ihn nicht, er hört ihn nicht, aber er fühlt ſich von eiskalten ſchrecklichen Armen umſchlungen, und nun geht es an ein Ringen auf Leben und Tod. Der Dränger will ſeine Opfer hinunterſchleudern in die Fluth, die unten weiß heraufſchäumt, dies aber wehrt ſich ſo lange es kann, bis es erliegt und erſäuft wird, oder bis der Morgen kommt, deſſen erſter Strahl das gräßliche Weſen verſcheucht. Mancher hat ſchon gerungen die ganze Nacht über und iſt im Schweiße gebadet und erſchöpft, endlich mit dem Leben davon gekommen, Andere ſind auf ewig verſchwunden.

Auf der Geeſt in den Haiden und Sümpfen wohnen dagegen ganz andere zauberiſche Geſchöpfe. Dort haben die kleinen Unterirdiſchen ihr Reich aufgeſchlagen, und bald ſind ſie den Menſchen freundlich und hülfreich, bald wieder neckiſch und feindlich geſinnt. Wenn ein einſamer Wandrer Abends durch die Moore geht, zwiſchen den tief ſchweigenden Waſſerbecken, auf denen die großen Lilien ſchwimmen, hört er zuweilen hundert Stimmen zugleich: Guten Abend! rufen. — Gewöhnlich ſträubt ſich das Haar des Furchtſamen empor. Er ſieht ſich angſterfüllt um und wenn er in den Kelchen der Lilien und auf dem breiten

Geblätter die kleinen grüßenden und winkenden Männlein und Jungfräulein erblickt, läuft er athemlos davon und hört das luſtige Gelächter des übermüthigen Zwergvolkes hinter ſich erſchallen. Wer aber ſtandhaft iſt und fromm und gerecht, der kann ein ſchönes Geſchenk mit nehmen, auch wird jeder in Wald und Feld vom Glück begünſtigt, dem es gelingt, mit ihnen Freundſchaft zu ſchließen.

An der Oſtſeite treten dagegen die Sagen des Nordens ins Volk, welche von den däniſchen Inſeln und aus Norwegen herüber kamen. Das Ungeheure der nordiſchen Fantaſie ſpiegelt ſich in den Thaten der Trolden und Gettos, der Hexen und Rieſen. — So lag ein Stein mitten in Angeln der 64 Fuß im Umfange hatte und 20 Fuß dick war. Von ihm war es bekannt, daß eine jener rieſenhaften Zauberinnen, oder Troldkonen, ihn von der Halbinſel Sundewit aus, in ihrem Strumpfband, den ſie als Schleuder gebraucht, Meilenweit bis Hattlund geworfen habe, um die chriſtliche Kirche in Quernen damit zu zerſchmettern. Das Strumpfband riß und ſo fiel der Stein bei Hattlund nieder. Solche Gettosthaten giebt es manche. Die Oſtſeeküſten ſind ihre Heimath, denn dort wohnten die alten Wikinger, welche in ihren

Meerſchiffen weit umherſchwärmten, und in Nebel, Stürmen, Kämpfen und Abenteuern aller Art, ihr wildes Seeräuberleben mit den Geſtalten und Freuden der nordiſchen Wallhalla miſchten. Die Steinkiſten und Rieſenbetten auf der Haide ſind Erinnerungen derſelben Art. Erſt ſpäter in chriſtlicher Zeit miſchte ſich der Teufel ins Spiel, der mit Pferdefuß und Hahnenfeder überall umherſchwärmte und bald den luſtigen Leuten ohne Weiteres die Hälſe umdrehte, bald ſie, um Geld und Gutes willen, zum Abfall von Gott und Gottesſohn verlockte, nächtlich mit ihnen tanzte und mit Weibern allerlei Kurzweil trieb. Dieſe Teufelsſagen ſind ſämmtlich aus viel ſpäterer Zeit, und auf unſere Tage hin mit Aberglauben und Schwärmerei gemiſcht, die noch immer ihre Bekenner finden. Es lag aber auch im Geiſte des vorigen Jahrhunderts, die Kirchenandacht mit Büttel und Peitſche aufrecht zu halten, und Chriſtian der Sechste namentlich ließ es ſich angelegen ſein, Schandpfahl, Halseiſen und Geldbußen über die Säumigen und Glaubensträgen zu verhängen. Strafen jener Art giebt es nun freilich nicht mehr, aber ohne von Hingebung und gläubigem Eifer erfüllt zu ſein, beobachten die Meiſten das Herkömmliche ohne

Nachdenken und überlassen alles Weitere ihren Seelsorgern, die größtentheils dem Buchstabenglauben ergeben, sich neuerdings erst in Masse gegen die Bewegungen in Deutschland erklärt und für Herrn Hengstenberg in Berlin Zeugniß abgelegt haben.

Der größere Theil der Landgeistlichen ist sehr gut gestellt in Einkünften, die meist aus dem Landsitz der Pfarreien fließen. Der Zehnten ist abgelöst und in Geld umgewandelt, mancherlei Leistungen und kleine Einnahmen kommen hinzu, die Hauptsache aber bleibt der Ackerbau, den manche selbst mit Eifer betreiben, die als tüchtige Landwirthe gelten, Andere vortheilhaft verpachtet haben. Es giebt Dorfpfarrer, die 2000 Rthlr. und darüber Jahreseinkünfte beziehen; 1000 Rthlr. haben viele, und nur auf dem Landrücken und auf den armen Inseln und Halligen sind die Einnahmen gering und betragen kaum ein paar hundert Thaler. Bis auf diese Ausnahmen kann man die Stellen durchschnittlich auf 5 bis 600 Rthlr. annehmen, während bei uns sehr viele nicht über 400 Rthlr. steigen und über 1000 Rthlr. sehr wenige zu finden sind. Wie würden aber die meisten unserer Pfarrer staunen, wenn sie die schönen großen Wohnhäuser ihrer geistlichen Brü-

der hier sähen, welche zuweilen mit der größten Eleganz gebaut und ausgestattet sind!

So besuchte ich einen jungen Pfarrer in Hütten, dessen Wohnung in Lage und Bauart nicht reizender gedacht werden kann. Das neue große Haus massiv und stattlich, die Wohnräume zahlreich und zierlich geschmückt. Es fehlte an einem Salon nicht und rund umher lag ein in Terassen aufsteigender Garten voll Blumen, Fruchtbäumen, Lusthäusern und den schönsten Fernsichten auf das weite, reiche Land. Ein wenig davon entfernt blickte der Kirchthurm unter alten Bäumen hervor; die Höfe des Kirchspiels, zerstreut an Gehängen und Hügeln; und bis in tiefdämmernde Abendferne lief dies liebliche Gemisch kleiner Thäler, diese wunderbaren zahllosen Hecken, die grünen Wälder und Felder mit ihren Herden. Man kann kein sanfteres Bild eines Stilllebens denken, keine reizendere Idylle, als solch ein in Blumen und Laub verstecktes Pfarrhaus.

Andere Pfarrer mögen wohl nicht so schön wohnen, aber jedenfalls besser, wie die meisten unserer Geistlichen in ihren oft schiefhängigen Holzhütten mit Lehmwänden und verfallenen Strohdächern. Hier macht sich manches anders, da die Pfarren

meiſt beſſer ſind und die Pfarrer nicht, wie bei uns, in ſo großer Zahl von gnädigen Patronen abhängen, welche ihnen die Häuſer bauen müſſen, und ſcheel darein ſehen, wenn ihre Patronatsvorrechte Geld koſten Hier iſt ein wohlhabendes Land, wohlhabende Gemeinden, denen es nicht darauf ankommt, ob ein paar hundert Thaler mehr bei einem Bau verwendet worden. Aber die Pfarrer müſſen ſich dafür auch der Gemeinde mehr anſchließen und ſelbſt in politiſcher Beziehung haben ſie es nöthig, Vertrauen und Wohlwollen zu erwerben, denn ſie können gewählt und in die Ständeverſammlung geſandt werden.

Einen ſolchen freiſinnigen und in vieler Art tüchtigen Herrn, der große Liebe, im Lande ſowohl, wie in ſeiner Gemeinde erworben hat, habe ich in Angeln in dem Paſtor Moritzen kennen gelernt. Jugendlich rüſtig, theilnehmend für Literatur und für alle geiſtigen Beſtrebungen, ein eifriger Landwirth, der ſeinen Nachbaren weit und breit Rath ertheilt, Verſuche für ſie macht, alles praktiſche Neue fördert und Vorurtheile zu beſiegen ſucht, iſt Herr Moritzen zugleich ein regſames ſtändiſches Mitglied, der ohne Menſchenfurcht für ſein Vaterland und deſſen Fortſchreiten in Recht und Wahrheit

tapfer gestritten hat. Ich bin kein Anhänger einer Verfassung die auch Geistlichen gestattet im Ständesaal Platz zu nehmen; wären sie aber Alle wie dieser unterrichtete und tüchtige Mann, so möchte man vielleicht der Persönlichkeit den Grundsatz opfern.

Was die kirchliche Eintheilung der Herzogthümer betrifft, so werden die Kirchspiele zu Probsteien verbunden, von denen es in Schleswig zehn, in Holstein zwölf giebt. An der Spitze der Geistlichkeit steht in jedem Herzogthume ein Generalsuperintendent, der auch einen großen Sprengel hat, wozu die adeligen Kirchen gehören. Es sind im Ganzen in Schleswig 227 Kirchen mit 242 Geistlichen, in Holstein 155 Kirchen und Kapellen mit 193 Geistlichen. Dazu kommen die Distrikte, welche in kirchlicher Hinsicht mit Dänemark verbunden sind, nämlich die Inseln Alsen und Arroe und das Stift Ripen. Dort stehen Bischöfe an der Spitze. — Ripen hat 29 Kirchen und 24 Geistliche; Alsen und Arroe 18 Kirchen und eben so viele Pfarrer.

IX. Kapitel.

Nordschleswig. – Flensburg. – Der Sprachenstreit. – Bank und Geld.

Die Ostküste Schleswigs hat einen besondern Reiz durch die tiefen Meerbuchten, welche die Ostsee unter tausendjähriger Arbeit ins Land gewühlt hat. Einst müssen mächtige Naturereignisse ihr dabei geholfen haben, durch welche das ganze Landstück zertrümmert wurde, welche das baltische Meer zuschloß und zum Binnensee machte. Zum Theil rissen die Fluthen es gänzlich nieder, zum Theil ließen sie Inseln übrig die von vielen kleinen und drei großen Meeresarmen, den Belten und dem Sund getrennt und umringt, den ganzen Raum bis zur schwedischen Küste füllen. — Die Wasser der Ostsee drängen sich seit Jahrtausenden mit reißenden Strömungen durch die Meeresstraßen, und wenn Stürme sie gegen die Küsten peitschten, zackten sie diese aus, bildeten die Buchten und

halfen mit ihrer Arbeit den kleinen Flüſſen, welche ſich durch die Thäler des Hügellandes ihren Weg bahnten. Wenn man auf den äußerſten Vorſprüngen ſteht, welche oft hoch und wie Vorgebirge mit Buchwald dicht beſetzt, grün und herrlich über der wogenden See hängen, breitet ſich dieſe in ihrer tiefen Bläue ſtrahlend in unermeßliche Fernen aus. Wie ſchön iſt dies Meer gegen das ſchmutzige, wüthende, das an den Weſtküſten nagt und mit ſeinen furchtbaren Sturmfluthen den Menſchen nie endendes Leid und Untergang bereitet. Hier iſt Alles blau, Alles heiter, Alles voll Farbe und Duft. Inſeln von mächtigem Umfang, Alſen namentlich, liegen fruchtbar in dieſen klaren Waſſern; zahlloſe bewaldete kleine Eilande ſchwimmen gleichſam mitten in der Meeresbläue und weit ins Meer hinaus folgt dann die Kette der däniſchen Inſeln, hinter Alſen, Fühnen, deſſen weiße hohe Sandufer über den Kanal ſchimmern, und ſo fort bis zu dem grünen Seeland.

Richtet man aber den Blick hinunter auf die Sunde, welche dieſe Inſeln und Halbinſeln von Schleswigs Küſten trennen, ſo ſieht man große Schiffe auf und nieder fahren und merkt, daß dies Meer dem Handel bedeutende Vortheile durch ſeine

Tiefe gewähren muß. An der ganzen Westküste findet kein großes Schiff einen sichern Hafen. Nur mit der Fluth können mäßig große Fahrzeuge in die Eider, in den Heverstrom, in die Lystertiefe u. s. w. einlaufen; hier dagegen segeln die größten Dreimaster sicher und gar nicht fern vom Lande, auch wenn sie 20 Fuß tief gehen, in die Meeresbuchten und Busen ein und finden vortreffliche Häfen, wo sie mit vollster Sicherheit ankern können. Als Folge dieses Vorzugs mußte sich das Menschenleben früh da anbauen und zusammenthun, wo das Meer in der tiefen Bucht mit dem Lande zusammenstieß, wo der kleine Fluß oder Bach in dasselbe fiel und der meiste Schutz für den Handel zu erwarten war. So finden wir denn auch immer am Ende der Buchten oder Meerbusen Städte erbaut, welche die Ufer umschließen, und meist dann erst dem Blick sichtbar werden, wenn man die Hügelwände erreicht hat, von denen der Meeresarm eingeschlossen wird.

Der trefflichste Hafen an der ganzen Ostsee wird auf diese Art bei Kiel gebildet. Hier drängt sich das Meer in einen fünf Meilen langen Busen, an dessen Ende die Stadt liegt, und bildet einen Hafen, in welchem alle Kriegsflotten der Erde sicher

ankern könnten. Neuſtadt, Heiligenhafen und Eckernförde liegen an kleinern und ſeichteren Buchten; Schleswig iſt durch die Schlei jetzt nicht mehr begünſtigt. Apenrade hat einen ſchönen ſichern Hafen, am Ende einer faſt zwei Meilen tiefen Bucht, eben ſo Hadersleben, die nördlichſte Stadt in Schleswig; den beſten Hafen jedoch hier im Norden beſitzt Flensburg, der wichtigſte und größte Handelsplatz des Herzogthums.

Man kann von Schleswig aus nach Flensburg durch einen der ſchönſten Theile Angelns gelangen, und dieſer Weg iſt bei weitem der Kunſtſtraße vorzuziehen, welche, allerdings am ſchnellſten, über den Rücken des Landes führt. Ein Reiſender, der nichts zu verſäumen hat, und ein paar Meilen mehr nicht ſcheut, wird dafür in Angeln durch eine üppige Natur entſchädigt, und nebenher auch durch eine gute Einkehr in den Wirthshäuſern, die gar ſtattlich und häufig am Wege liegen. Solche Krughöfe haben ſtets eine Durchfahrt, die an ihre Wirthſchaftsgebäude und Ställe ſtößt. Hier können Pferde und Wagen vor allem Unwetter geſchützt ſtehen, während die Reiſenden in dem freundlichen wohleingerichteten Hauſe ſich ſtärken können. Dieſen Schutz findet man überall in den Herzogthümern

und er wäre wohl auch bei uns zu empfehlen, wo auf dem Lande gar keine Sorge dieser Art sich findet. Ein Schleswiger Fuhrmann wird aber auch nie verfehlen, wo möglich jede Meile einmal anzuhalten, seine Pferde verschnaufen, tränken und ihnen Heu vorlegen zu lassen, um nach fünf Minuten weiter zu fahren. Je weiter gegen Norden, je stiller und ruhiger verrichten die Menschen ihre Geschäfte. Von selbst aus innerer Lust singt und lacht keiner so leicht, wie es die Leute da in Oesterreich, am Rhein, in Schwaben und Franken thun; bei uns ist das auch schon seltener, man will einen Anreiz haben, trinken und in Anregung kommen, wenn gesungen werden soll. Der Bauer auf dem Felde, das Mädchen mit der Milchbutte, der Fuhrmann neben seinem Gespann, Jeder thut schweigend, was er soll. — Wenn der Wagen des Reisenden bei Bauern und Weibern vorüberführt, wird man wohl mit einem Ruck an der Mütze, oder mit einem Kopfnicken gegrüßt, noch öfter aber stumm und ernsthaft angesehen und entlassen. Der Menschenschlag ist hier nicht so groß und stark wie in Holstein, aber stark und kräftig gebaut. Eine Landestracht ist nicht vorhanden; nur bei den Friesen und in Holstein, in der Probstei Preetz finden sich die Reste davon in

den Rücken der Weiber mit farbigen und rothen Besätzen im Mieder und Kopfputz. Sonst trägt der Bauer überall Hut und langen blauen Rock oder Jacke und Mütze, ohne irgend eine nationale Eigenthümlichkeit. Man hat sich lange und viel über die Verwandtschaft der Engländer mit den Angeln und überhaupt mit den alten Bewohnern der Herzogthümer gestritten und im Grunde oft viel ermittelt; ich glaube allen Ernstes, wenn irgend etwas auf eine uralte Verbrüderung hindeutet, so ist es ein beiden gemeinsamer und in allen Ständen üblicher oft gehörter Fluch. God damn! sagt in England der Lord und der Bettler und das kann man hier noch alle Tage und Stunden hören. Gott verdamm' mich! ist eine Betheuerung die dem Grafen, dem Amtmann, wie dem Tagelöhner glatt von den Lippen geht, die Jedermann im Munde führt und die ein Nationalfluch ist, so gut wie jenseit der Nordsee. Ein Schleswig-Holsteiner wird daran überall zu erkennen sein. Er macht damit bei jeder Gelegenheit seinem gepreßten Herzen Luft und wird vor Königen und Fürsten sich schwerlich diesem Lieblingsruf ganz entschlagen können, wenn er in Eifer geräth. Ich habe Herren aus der höchsten Gesellschaft gesehen, denen das Gott-ver-

damm'-mich! so geläufig war, daß es in jeder Rede vorkam, gerade wie den Schweden das „Sieben und siebenzig Schock Tonnen Teufel!“ das der König Karl Johann so wenig leiden mochte. In Schweden freilich werden die Tonnen Teufel Jedem ärgerlich an den Hals gewünscht, der irgend einen Anlaß dazu giebt, hier ist die Verdammniß weit mehr eine Bekräftigung der Rede und gewißermaaßen ein Bindemittel zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen. Ein Amtmann, ein Präsident, oder ein Graf, der so national flucht, macht sich ganz sicher beliebt, denn er zeigt damit, daß er ein Mann des Volkes ist, der derb und einfach zu sprechen weiß, nicht vornehm thun will, und diese ungezwungene Derbheit, verbunden mit dem Plattdeutsch, ist wirklich eine Verknüpfung aller Stände, die nicht gering anzuschlagen ist. — Bei aller Verschiedenheit der Abstufungen in der Gesellschaft ist ein gewisses familienfestes Band um Alle geschlungen. Der Adel und der Beamtenstand mögen immerhin ihre Vorrechte und Vorurtheile im Herzen tragen, sie treten wenigstens nicht so grell damit hervor. Ein Junkerthum, wie wir es leider kennen, voll nackter Geburtsanmaßungen findet hier keinen Boden, und gerade die ältesten

Landesfamilien ſind meiſt am weiteſten davon entfernt, durch hochmüthiges Weſen ſich abzuſondern. Der Adel beſitzt mehrere Männer, die im ganzen Lande Liebe und Hochachtung finden, Anderen freilich iſt dies weniger nachzurühmen, aber der größte Theil iſt unterrichtet, und ſein Bündniß mit dem Volke ebenſowohl feſter gemacht durch den jetzigen gemeinſamen Kampf, wie durch die Verhältniſſe der Bodenvertheilung, durch den kräftigen, wohlhabenden Bauernſtand, der, wie wir ſehen werden, in der jetzigen ſtändiſchen Vertretung ein ſo bedeutendes Gewicht hat, und dadurch ein Gefühl der Freiheit und Gleichheit empfängt, das ſich dem ganzen Lande mittheilt. Die Ueberzeugung, für eine gemeinſame Sache zuſammen zu ſtehen, einigt die verſchiedenſten Theile zum Ganzen, und nun kommt dies Fernhalten ariſtokratiſcher Manieren, dies ehrliche, treuherzige Plattdeutſch und wie geſagt ſelbſt der nationale Fluch dazu, um den Kitt dichter zu machen.

Je mehr man ſich aber dem Norden nähert, um ſo mehr tritt der Meinungsſtreit über die Landeszukunft hervor. Bis Flensburg iſt die Frage: ob däniſch, ob deutſch? vollkommen entſchieden; dieſe Stadt jedoch bildet eine Grenzſcheide eben ſo gut

wie ihr Meerbuſen, zwiſchen den deutſch und däniſch redenden Leuten.

Dieſer Meerbuſen, den die Dänen den Flensburgs Fjord nennen, zieht vier Meilen tief ins Land, wo er zwiſchen den Hügelabhängen, an denen die Stadt bis an den Strand hinläuft, den trefflichen tiefen Hafen bildet. Flensburg iſt alt, man weiß ſeine erſte Entſtehung nicht nachzuweiſen, aber ſchon im 13. Jahrhundert trieb es wichtigen Handel und in manchen Zeitläuften hat die Stadt ſchwere Schickſale erlebt durch Belagerung, Brand und Eroberungen. Auf der Höhe im Weſten ſieht man noch die Reſte eines feſten Schloſſes, die Duburg, wo die nordiſche Semiramis, Königin Margaretha, vom Tode überraſcht wurde. Man hat von den Trümmern aus einen ſchönen Blick auf Stadt und Hafen, den ſchönſten aber von den gegenüberliegenden Ballaſtbergen, welche ſteil einige hundert Fuß zum Fjord niederſinken. Ueberhaupt iſt Flensburgs Lage ſchön und faſt romantiſch zu nennen. Zwiſchen den waldigen Höhen, vor ſich den breiten Meerbuſen der in weiter Ferne erſt ſich krümmt und hinter Vorgebirgen verſchwindet, bildet die Stadt einen großen Bogen und umarmt ſo gleichſam den Hafen, in deſſen ſicherem Schutz ſich die Dreimaſter

der Flensburger an ihren Kabeln wiegen. Die Straßen senken sich gegen den Marktplatz hin, und von diesem läuft das lebendige Handelsquartier dem Hafen zu, an dessen Bollwerk kleinere Schiffe und Dampfboote ankern. In der langen Straße, welche die Biegung des Strandes einfaßt, wohnen die Handelsherren, deren große Häuser sich mit Höfen und Speichern schließen, die nach der Wasserseite erbaut sind. Flensburg hat seit Jahrhunderten einen wichtigen Handel nach fernen Ländern getrieben, nach Westindien Butter und allerlei heimische Producte geführt und Colonialwaaren daraus zurückgebracht. Es hat mit den dänischen Inseln lebhaften Verkehr unterhalten, und als Norwegen noch zu Dänemark gehörte, die Finnmarken ausschließlich mit Allem versorgt was diese brauchten: mit Branntwein, Mehl, Hanf, Kartoffeln, Fleisch, Fett u. s. w. Flensburger Kaufleute erhielten dies Monopol gegen Geldvorschüsse und ihnen wurden zuletzt die Handelsstellen, als Eigenthum, übertragen. Jetzt hat dieser einträgliche Verkehr längst aufgehört, auch der Westindienhandel in neuer Zeit an Umfang verloren, aber er ist dennoch bedeutend genug und als ein vermehrter wichtiger Erwerbzweig ist der Grönlandshandel dafür empor gekommen. Eine bedeu-

trude Anzahl Flensburger Schiffe wird jährlich auf den Robbenfang ausgesandt. Sie besuchen die dänischen Niederlassungen in Westgrönland und bringen Thran und Häute aus dem Eismeer zurück. Dazu kommt der Zwischenhandel mit den dänischen Inseln, der Handel mit den Colonien und Alles dies läßt die Neigung eines großen Theils der Flensburger Kaufleute, in enger Verbindung mit Dänemark zu bleiben, sehr wohl erklären. Eines Kaufmanns Vaterlandsliebe hängt ganz von seinen Interessen ab. Flensburg fürchtet für die Abnahme seines Handels, darum hält es nichts von einer Trennung; es zählt seine Schiffe, die jetzt 150 an Zahl betragen, welche gegen 7000 Lasten halten und berechnet seine nördliche Lage, seine vielverzweigten Verbindungen mit den Dänen und den Schaden, den es erleiden würde, wenn gegen Jütland und gegen die Inseln stärkere Zollgrenzen gezogen würden.

Was man auch dagegen geltend gemacht, und in der Ferne für Flensburg einen ganz andern Gewinn gezeigt hat, wenn die Herzogthümer einst selbstständig und zum deutschen Zollverein treten würden, so ist der Handelsstand dadurch wenig überzeugt worden. Die Stadt mit ihren 17,000

Einwohnern iſt zwar in der Mehrzahl keineswegs däniſch geſinnt, aber jener Minorität fehlt es nicht an Macht und Anſehen und hierdurch unterſcheidet ſich die däniſche Partei ganz von der in Apenrade und Hadersleben, wo faſt ausſchließlich nur in den untern Klaſſen die däniſchen Verbündeten zu ſuchen ſind.

Apenrade mit 5000 und Hadersleben mit 7000 Einwohnern liegen in eben ſolchen Thälern am Rande von Meerbuſen, und namentlich Apenrade hat in letzter Zeit durch Schiffbau und Handel ſich ſehr gehoben. In beiden Städten wird deutſch geſprochen, und ſelbſt die niederen Klaſſen, welche das däniſche Idiom gewöhnlich reden, müſſen ſich des Deutſchen bedienen. So iſt es auch in Flensburg, was nicht ſo, wie jene, rund eingeſchloſſen von einer däniſch redenden Bevölkerung liegt. Die vierte Stadt, in welcher der Sprachſtreit waltet, iſt Tondern, eine Meile von der Weſtküſte an dem Flüßchen Widaa. Die 3000 Einwohner, welche Tondern zählt, haben den größten Theil ihres alten Handels eingebüßt und als Zeichen beſſerer Zeiten nur ihre alte ſchöne Kirche bewahrt. Hier iſt ein Seminar um däniſch redende Lehrer zu bilden, und dies ſowohl, wie mancherlei Umtriebe haben den

Sprachkampf in Tondern ganz besonders angereizt; aber gerade in diesen nördlichen Städten ist die Gegenwirkung auch um so entschiedener und die deutsche, oder schleswig-holsteinsche Partei, im entschiedensten Uebergewicht.

Man kann annehmen, daß vom Flensburger Meerbusen ab, und quer durchs Land, von den Grenzen der friesischen Harden bis zur Königsaue, die Jütland von Schleswig scheidet, mit Einschluß von Alsen und Arroe, ungefähr 120,000 Bewohner des Herzogthums das dänische Platt sprechen, was einem Drittheil der Gesammtbevölkerung gleich kommen würde. Obgleich nun von dänischer Seite gewöhnlich behauptet wird, mindestens die Hälfte der Schleswiger rede dänisch, und, wie neulich erst ein Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung behauptete, der aus sehr trüben Quellen von Kopenhagen her diesem Blatte zugeflossen war, selbst diese Annahme sei noch so groß, so ist mir dagegen von wohlunterrichteten und parteilosen Leuten versichert worden, daß (natürlich mit Einschluß der Friesen, die auch Deutsche sind) über $^2/_3$ der Bevölkerung Schleswigs der deutschen Zunge angehören, was mit der genauen Angabe einer kürzlich erschienenen Schrift übereinstimmt, nach welcher von

den 348,523 Einwohnern des Herzogthums 113,945 das däniſche Idiom und 234,578 deutſch reden.

Der Sprachſtreit im Norden Schleswigs war in der erſten Zeit des Kampfes und bis zum Jahr 1840 ein untergeordneter. Seit der älteſten Geſchichte des Landes hatte dieſer Theil zum Herzogthum gehört und Niemand hatte ihn angetaſtet. Nur einmal im Jahre 1400 wurden von der Königin Margarethe 31 Kirchſpiele ſehr widerrechtlich mit Jütland vereint und ſind mit Weſterlandföhr und Lyß auch dabei geblieben. Der däniſch ſprechende Norden erachtete ſie jedoch immerdar nie als Dänen, oder Jüten, ſondern als Schleswiger, und bis auf dieſe Stunde iſt der allergrößte Theil derer, die das Däniſche platt ſprechen, gewiß nicht geneigt, Dänen zu werden; ja als eben jetzt, der Grenzverhältniſſe wegen, einige ſchleswigſche Dörfer zu Jütland geſchlagen und andere jütiſche dagegen ausgetauſcht werden ſollten, haben die Bewohner der erſteren aufs entſchiedenſte ſich geweigert und erklärt, ſie ſeien Schleswiger und wollten bei ihrem Lande bleiben.

Was den Sprachſtreit aber in neuerer Zeit ſo leidenſchaftlich gemacht hat, iſt den Einwirkungen aus Kopenhagen vornehmlich zuzuſchreiben. In

einem heftigen Parteikampfe ist es nicht zu verwundern, wenn man dem Grundsatz huldigt, daß der Zweck die Mittel heilige, oder wenn man sich als Partei über die Gerechtigkeit der Mittel selbst täuscht, und hier stehen wir auf einem Boden, wo man den Schmerz patriotischer Männer wohl begreifen kann, der alle staatsrechtlichen Verhältnisse und historischen Thatsachen gering achtet gegen die Gewißheit, daß 120,000 dänischredende Bewohner des Herzogthums, Dänen also durch Sprache und Abkunft, mit allem Uebrigen verloren gehen sollten. Daß diese Dänen seit den ältesten Zeiten zu Schleswig gehören, daß sie selbst sich Schleswiger nennen, und bei Schleswig bleiben wollen, kümmert die Inseldänen nicht. Diese wollen Schleswig festhalten, mögen seine Bewohner auch noch so laut sich auf ihr Recht und ihre Abneigung berufen. Als daher die Gründe der Propaganda für die Incorporation des ganzen Herzogthums immer unhaltbarer, der Widerstand in Schleswig-Holstein immer entschiedener wurde, warfen sie sich um so heftiger auf dies patriotische Gebiet und forderten laut Gerechtigkeit für 120,000 unterdrückte Dänen, denen man die Sprache rauben, sie germanisiren, ihnen Vaterland und Brüder unter den größten Gräueln entziehen wolle.

Die däniſche Preſſe erhob ſich mit allem Ungeſtüm, indem ſie die Leiden der däniſchen Nord-Schleswiger ausmalte und für ihre Sprache eine der deutſchen ganz gleiche Berechtigung begehrte.

Durch dieſe Bemühungen mußte der Kampf leidenſchaftlich und gehäſſig werden. Seit Jahrhunderten war die Geſchäftsſprache der Behörden und die Gerichtsſprache deutſch, was an ſolchen Orten auf dem Lande, wo kein Deutſch verſtanden wurde, gewiß viele Uebelſtände hatte. Die Dänen verlangten nun, daß, wo däniſch geredet werde, nicht allein däniſch ſprechende Richter ſein, ſondern auch die Protokolle in däniſcher Sprache abgefaßt werden ſollten. Dies ſchien ein gerechtfertigtes Begehren, welches man durch viele Beiſpiele von Härten und Mängeln unterſtützte. Das Berufen der deutſchen Partei, daß viele Menſchenalter hindurch die deutſche Sprache Gerichtsſprache geweſen, die Richter übrigens immer däniſch geſprochen und verhört und nur die Schriften in deutſcher Sprache abgefaßt wären, wurde heftig abgewieſen, und endlich erklärte ſelbſt die Verſammlung der Stände in Schleswig mit einer geringen Majorität ſich für den Antrag, die däniſche Sprache zur Gerichtsſprache in den däniſchredenden Diſtricten zu machen.

Die Folgen dieſes Beſchluſſes zeigten ſich bald. Schon am 14. Mai 1840 erſchien mit ungewöhnlicher Schnelle das Sprachreſcript, wonach die däniſche Sprache bei den Gerichten überall da eingeführt wurde, wo ſie Kirchen- und Schulſprache ſei; ſtatt aber auch die andern Theile der Petition zu erfüllen, welche als Bedingung begehrte, daß die deutſche Sprache in ſämmtlichen Schulen gelehrt werde, beſagte das Reſcript nur, daß in den Diſtrictsſchulen, wo der öffentliche Unterricht in däniſcher Sprache erfolge, die Lehrer verpflichtet ſein ſollten, drei Privatſtunden wöchentlich denjenigen Kindern zu geben, deren Eltern es wünſchten!

Da nun die Pröbſte und Prediger zu beaufſichtigen haben, daß die anzuſtellenden Lehrer im Deutſchleſen und ſchreiben auch unterrichten können, ſo kann man wohl denken ob dieſe Geiſtlichen, geborne Dänen, viel Rückſicht darauf nehmen, und wie es bei dieſer gänzlichen Aenderung des Verhältniſſes den unter Dänen wohnenden Deutſchen und überhaupt allen geht, welche ihren Kindern gern die nützliche deutſche Sprachkenntniß verſchaffen möchten. Viele Klagen in dieſer Rückſicht und manche ähnliche in Betreff des Gottesdienſtes ſind

seitdem laut geworden. Man schränkte den deutschen Gottesdienst ein, wie man konnte, hob ihn auf wo man kein Bedürfniß erachtete, und hier in den Grenzstrichen, wo es nicht anders sein kann, als daß an vielen Orten Deutsche und Dänen untermischt wohnen, mußten die leiden, welche die schwächeren waren. Ich will nur einen Fall hervorheben, der mir bekannt geworden ist, nämlich in Nordburg auf Alsen. Nordburg ist ein Flecken mit 1200 Einwohnern, wovon 300 Deutsche sind. In früherer Zeit war die Predigt ganz deutsch. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward befohlen mit deutsch und dänisch zu wechseln, und dies war völlig gerecht. Nach und nach aber wurde das deutsche Predigen immer mehr beschränkt, endlich auf 6 mal im Jahre herabgesetzt und nach dem Sprachreseript auf zweimal jährlich ermäßigt. Vergebens bleiben alle Klagen; der Fall kam selbst bei den Ständen zur Sprache, aber es war keine Aenderung zu erlangen, und so wie hier, geschah es gewiß an manchen Stellen. Man beutele die gefährliche Nachgiebigkeit und ehrenhafte Billigkeit der Schleswiger Stände zum Vortheil der dänischen Sprache so weit aus, wie man konnte, und sachte zu gleicher Zeit den gegenseitigen Haß

der beiden Nationalitäten zu Flammen an. Von Hadersleben aus verbreitete dieſen das däniſche Blatt, die Danewirke, welche unter die däniſche Landbevölkerung verbreitet wurde, und die Cenſur half redlich dabei mit. Das deutſche Wochenblatt in Apenrade wurde unterdrückt, ein däniſches trat an ſeine Stelle. Den deutſchen Blättern überhaupt ward eine immer ſchärfere Aufſicht zu Theil. Beſchlagnahmen, Anklagen, Drohungen folgten ſich ſchnell, und während die Regierung in ſolcher Weiſe offen für das däniſche Streben Partei nahm, ſchloß ſie die Augen vor den heftigen Zerwürfniſſen der Bevölkerung, die in Verſammlungen, in Wirthshausſtreiten und Prügeleien, in öffentlichen Reden und Umzügen ſich Luft machten, und in dem Schooß der Familien ſich verderblich fortſetzten. Es wurden Feſte gehalten, namentlich von den Dänen auf der Skamlingsbank, einem Hügel bei Hadersleben, und die däniſchen Zeitungen wußten ſich viel damit, daß dort einmal Deutſche durchgeprügelt wurden. Dannebrogskreuze wurden vertheilt, Dannebrogsfahnen umhergetragen; der Dannebrog wurde das Loſungswort und von Kopenhagen kamen nicht allein Redner, ſondern auch Geld, um die gute Sache zu unterſtützen. Andererſeits hielt die Schleswig-Hol-

steinische Partei auch ihre Versammlungen, ihre Musikfeste und Umzüge; Alles theilte sich und befehdete sich, aber in den Städten blieben die Deutschen im vollen Uebergewicht, denn das ganze Gewicht der Gebildeten und begüterten Klasse war auf ihrer Seite.

Mit dem Jahre 1842 wurde der Sprachstreit noch aufregender, als plötzlich in der schleswigschen Ständeversamlung der Abgeordnete für Sonderburg, Peter Hjord Lorenzen, Kaufmann in Hadersleben, dänisch zu reden begann, was einen Sturm gegen ihn erregte, der damit endigte, daß ihm der Präsident das Wort entzog.

Lorenzen war ein Mann von Talent und in den früheren Ständeversammlungen ein feuriger Liberaler gewesen; der Sache des Vaterlandes eifrig zugethan, einer der besten Redner und eifrigsten Gegner der Regierung. Aus dieser Opposition war er nun mit einem Male umgekehrt und zum Dänen geworden. Wie dies geschehen, weiß man nicht; aber Lorenzen war in seinen Handelsgeschäften zurückgekommen, er saß in Schulden und hatte vergebens versucht bei bisherigen Gönnern Hülfe zu finden. Man macht diesen den Vorwurf, daß, nachdem sie Lorenzen für ihre Absichten gebraucht, sie

ihn durch Kälte und Rückſichtsloſigkeit gekränkt und beleidigt hätten, und dieſe Kränkungen, der Wunſch ſich zu rächen, verbunden mit ſeinen bürgerlichen Verlegenheiten, mögen dieſen erregbaren Mann zum Apoſtaten gemacht haben. Seine Schulden ſollen ſämmtlich bezahlt worden ſein, und wenn dies wahr iſt, ſo wird die Kriegskaſſe der Propaganda allerdings wohl das Beſte dabei gethan haben; genug, Lorenzen trat öffentlich der Forderung bei, daß die däniſche Sprache daſſelbe Recht, wie die deutſche, im Ständeſaal haben müſſe, und keine Bitten des Präſidenten Falk, keine Vorſtellung, daß kaum 5 oder 6 der Abgeordneten aus däniſch redenden Bezirken der Verſammlung angehörten, die übrigens obenein ſämmtlich deutſch ſprachen, daß dagegen der allergrößte Theil, oder faſt ſämmtliche Mitglieder der Verſammlung nicht ein Wort däniſch verſtünden, daß eine Einheit der Geſchäftsſprache aufrecht erhalten werde müſſe, daß dieſe Geſchäftsſprache, die deutſche, rechtlich ſeit den älteſten Zeiten feſt ſtehe, endlich aber durch Ueberſetzung der Ständezeitung in's däniſche hinlänglich dafür geſorgt ſei, den däniſch redenden Theil der Bevölkerung mit Allem bekannt zu machen, was im Ständeſaal vorgehe; — nichts half gegen Lorenzens

Hartnäckigkeit, der endlich gezwungen ward den Platz zu räumen, und die Versammlung verließ.

Von dieser Zeit an wurde der Sprachstreit zur allgemeinen Sache. Die dänische Presse war außer sich über die Mißhandlungen Lorenzens, den sie früher so oft auf's bitterste angegriffen, obwohl demselben eigentlich nichts geschehen war. Sie rief König und Volk zur Hülfe und zur Rache herbei. Es gab von nun an keine Mittel, keine Verdächtigung und Aufregung, deren sie sich nicht bediente. Sogar zum Bauernkrieg forderte sie auf, versprach die Unterstützung des dänischen Volks, und selbst von den Kanzeln in Kopenhagen wurde Haß gegen die Schleswig-Holsteiner gepredigt. Unabläßig wurde die Regierung bestürmt, die verrathene Landessprache zu schützen, zugleich brachte man es dahin, daß die jütländische Ständeversammlung in Wiburg ganz unbefugter Weise sich einmischte, und ebenfalls den Schutz des Königs für die dänische Sprache im schleswigschen Ständesaal in Anspruch nehmen wollte. Der königliche Commissarius, Conferenzmeister Oerstedt trat jedoch den schleswig'schen Ständen vollkommen bei, gab dem Präsidenten derselben Recht, vertheidigte die Aufrechthaltung der deutschen Sprache, als Geschäfts-

ſprache und die nothwendige Einheit derſelben, um Verwirrungen zu vermeiden; endlich ſprach er eben ſo richtig den Wiburger Ständen die Kompetenz ab, Anträge zu ſtellen, die ihrem Wirkungskreis fremd wären. Freilich urtheilte derſelbe Mann im Jahre 1844 ganz anders über dieſe Kompetenz, als die däniſchen Stände in Rothſchild eine Incorporationserklärung vom König begehrten.

Für ſeine Mäßigung mußte Oerſted damals den ganzen Zorn der däniſchen Propaganda empfinden, welche ſich in den heftigſten Schmähungen gegen ihn erſchöpfte. Im nördlichen Schleswig aber wurde die Aufregung nicht weniger geſteigert und das ganze Land nahm Theil, ja damals zumeiſt verpflanzte ſich dieſe Theilnahme auch nach Deutſchland, deſſen Preſſe von dieſer Zeit an ſich lebendig mit der Lage der gefährdeten Herzogthümer zu beſchäftigen begann.

Peter Hjord Lorenzen ward der Held des Tages für die Dänen. Er mußte nach Kopenhagen reiſen um dort ſeine Triumphe in Feſten und Gaſtmählern zu feiern, aber eine rechte Freude mag er doch wohl nicht gehabt haben. Aerger, Kummer und geheime Schaam nagten an ſeinem Leben. Seine früheren Freunde kannten ihn nicht mehr; Hohn

und Verwünschungen begleiteten den Vaterlandsverräther, und was er hier an Ehre und Ruhm verloren, konnte ihm der Beifall der Kopenhagener Partei nicht ersetzen, die ihn, der für ihre Sache, freilich vielleicht auch für ihr Geld, sich bekehrt, bei einem Feste sogar auslachten, als er, der ein Däne sein wollte vom Wirbel bis zur Zehe, in seinem schlechten dänischen Platt eine Rede hielt. Damit gaben die eitlen Herrn in Kopenhagen am besten Zeugniß, wie es überhaupt mit dem schleswigschen Dänisch beschaffen ist. Dies enthält nämlich nicht nur manche der dänischen Sprache ganz eigenthümliche Formen nicht, sondern es ist auch mannigfach mit verdorbenen deutschen Worten untermischt, eine Art Dialekt, welcher im Grunde weder dänisch noch deutsch genannt werden kann. Dem dänischen fehlt der bestimmte Artikel vor dem Hauptwort, was, wie die Dänen sagen, den hauptsächlichsten Unterschied ihrer Sprache von der verwandten deutschen bildet, aber das dänische Platt hat dieſen Artikel; eben so bildet es die Conjugationsformen mehr in deutscher Weise, und man darf mit manchem Rechte der Annahme beitreten, daß, wenn auch dies Patois ursprünglich dänisch sei, es sich doch so stark vom Inseldänisch unter-

ſcheidet, daß es ſehr ſchwer und von den meiſten Inſeldänen gar nicht verſtanden wird. Ein bekannter däniſcher Dichter verſicherte mir, daß er auf Alſen die Bauern kein Wort verſtanden habe; daſſelbe beſtätigen viele Andere, und ſo kann man es den Schleswig-Holſteinern wohl nicht verdenken, wenn ſie behaupten, daß die Nord-Schleswiger eben ſo wenig Dänen ſind, wie ſie es ſein wollen. Die däniſche Sprache iſt aber eine, welche mit den Deutſchen aus ein und demſelben Stamm entſprungen und nur durch die verſchiedenartige Ausbildung ſich von ihr getrennt hat; allein es giebt wenige Worte, die nicht deutſcher Abkunft wären. Bei nur einiger Uebung und Bekanntſchaft wird man leicht ein Buch oder eine Zeitung leſen und verſtehen. Sprechen iſt dagegen bei weitem ſchwerer, ebenſo klingt das Geſprochene meiſt unverſtändlich, wenigſtens bei den Dänen in Kopenhagen, die viel liſpeln und weich in einander ziehen und ſchleifen.

Die Bauern in den nördlichen Diſtricten ſind weder ſo wohlwollend noch ſo zahlreich im Beſitz voller Hufen, wie die Leute dieſſeits des Flensburger Buſens; ſie ſind vereinſamter in ihren nördlichen Diſtricten und vermöge der Sprache waren ſie von den däniſchen Schriften, Wochenblättern

und Emiſſären leichter zu lenken. Wie weit die däniſche Preſſe dabei ging, wie ſie oft mit wahrer Wuth unerſchöpflich in Anklagen gegen Alles, was in Schleswig-Holſtein geſchah, und namentlich gegen Beamte auftrat, deren Beſtrafung oder Abſetzung ſie von der Regierung begehrte, ſobald das Geringſte geſchah, was ihr mißfiel, davon giebt es zahlloſe Beiſpiele. Weder der Einzelne, noch die Behörden, weder Gerichte noch Verwaltung wurden geſchont und als die däniſche Kanzlei einmal mit der deutſchen Kanzlei, an deren Spitze der Graf Reventlow-Criminil als Präſident ſtand, bei einem Colliſionsfalle über gemiſchte Jurisdictions-Verhältniſſe übereinſtimmte, erfolgten nicht allein die heftigſten Angriffe und Klagen, daß der Präſident, als Mitglied des Staatsraths, einen gefährlichen Einfluß auf das Ohr des Königs übe, ſondern auch die däniſche Kanzlei und die Miniſter blieben nicht verſchont. Eines der Tageblätter ging dabei ſo weit, auszurufen: man ſolle nicht vergeſſen daß über den Grafen Johann Friedrich Struenſee am 25. April 1772 ein Todesurtheil geſprochen wurde, in deſſen Gründen ſich auch der finde: er habe Verachtung und Zurückſetzung der däniſchen Sprache gezeigt und dies

Todesurtheil sei vollstreckt worden. — Statt jenes schmachvolle Blatt der dänischen Geschichte schamvoll zu verhüllen, rühmte man sich seiner und forderte gleichsam zu Wiederholungen heraus. So wuchs die Erbitterung beider Theile, die sich unablässig bekämpften, und durch Vereine und Volksversammlungen die Aufregung größer machten. Mit Hülfe Lorenzens und seiner Freunde, darunter auch Professoren und Geistliche, hielt die dänische Partei am 4. Juli 1844 ein großes Volksfest auf der Skamlingsbacke bei Hadersleben, wozu aus Kopenhagen die Propaganda ihre besten Kräfte sandte. Von Kiel kam der Professer Paulsen, der sich rühmte, er habe den Sprachstreit zuerst angeregt, von Kopenhagen ein ganzes Dampfschiff voll Professoren, Advokaten, Journalisten, Canditaten und Studenten, 12,000 Theilnehmer des Festes hörten die Redner, die es weder an begeisternden Worten für Dänemark noch an Beschimpfungen der Schleswig-Holsteiner und der Deutschen fehlen ließen. Die Hauptsache war, den Schleswigern Muth einzusprechen, daß sie Dänen seien und Skandinavier werden müßten, daß, wie der Redakteur des Journals „Fädrelandet", Herr Ploug, behauptete, dreißig dummdreiste Schleswig-Holsteiner

den Fehdehandschuh gegen sechs Millionen Skandinavier erhöben, denen der ganze schöne Norden gehöre, welcher auch das wahre Vaterland der Schleswiger sei. Darum solle an der Eider, in Rendsburg, der Grenzstein wieder aufgerichtet werden, aber mit dänischer Inschrift: bis hier geht Skandinavien! Dies Alles ward mit vielem hochtönendem Phrasengeklingel den Schleswigern hier zugerufen. Scandinavien und scandinavischer Bund ist ja überhaupt der Rettungsanker, an den sich die Dänen klammern. Mögen sie immerhin in solchen Zukunftsträumen schwelgen, wenn sie aber, wie neulich erst beim Studentenfeste in Kopenhagen so weit gehen, den Schweden Schleswig als eine Brautgabe für ihr neues Scandinavien zu versprechen, so ist dies allerdings eine Großpralerei, die von den Schleswigern mit vollem Recht in derbster Weise verhöhnt und gezüchtigt wurde. — Bei solchen Absichten muß den Dänen natürlich die deutsche Sprache Gegenstand des Hasses sein, der jedoch zuweilen in ganz unwürdiger und lächerlicher Weise auftritt. So wurde bei dem Feste auf der Skamlingsbank die deutsche Sprache in Schleswig ein zusammengerührtes, verquäcktes Kauderwelsch genannt; ja ein Herr Pastor

Frend Grundwig, der auf eine däniſche Hochſchule für Schleswig antrug, verlangte, daß das Deutſche wie ein kräftiger, breitſchultriger Sklave behandelte werde, von dem man im Felde, Holzkeller, Stall und Scheunen vielen Nutzen haben könne, den man aber vor allen Dingen gehorchen lehren und auf die Finger klopfen müſſe!

Iſt dies und zahlloſes Anderes nun nicht die fratzenhafte Eitelkeit, von der der alte Arndt geſprochen hat? Nicht das däniſche Volk im Ganzen und Großen verſchuldet das, o nein, das däniſche Volk hat wenig damit zu thun, aber die Leidenſchaftlichkeit der Partei, welche leider auch manche tüchtige und ehrenwerthe Männer zu einem Grad der Verblendung getrieben hat, den nur ihr heißes Gefühl für ihr Vaterland, und ihr Glaube im Rechte zu ſein, zu entſchuldigen vermag. Aber auffallend und bemerkenswerth bleibt es, daß nicht wenige von den erſten däniſchen Agitatoren keine Dänen ſind, ſondern deutſcher Abkunft ſind. Sogar Herr Orla Lehmann iſt von deutſchen Eltern geboren; er, der im geſegneten Namen des dreieinigen Nordens, ſeines Vaterlandes, ſo viel geſchrieben und geſprochen, und ſeine bedeutſamen Gaben ſeit Jahren

dazu verwandt hat, den Kampf in Schleswig-Holstein anzuschüren.

Die deutsche Partei in den Städten sah im Gefühl ihres Ansehens dem Treiben ziemlich ruhig zu und dies Zeichen der Uebermacht gab sich auffallend dadurch kund, daß man den großen Zorn meist nur mit Spott erwiderte. Ein schleswigscher Verein wurde von der dänischen Partei gestiftet, zu der jedes Mitglied einen Thaler zahlen sollte, allein große Folgen hatte er nicht, als aber Lorenzen, der auf der Skamlingsbank ausgerufen hatte, der Geist Niel Ebbesens, des Mörders Gerhards des Großen lebe noch in Hadersleben, Reden hielt gegen die schleswig-holsteinischen Fahnen, die er aufrührerische Lappen nannte und dies zu heftigem Streit und Thätlichkeiten führte, machte der Magistrat ihm den Prozeß und strafte ihn wegen Friedensbruch und veranlaßter Schlägerei, was natürlich abermals die heftigsten Anklagen der dänischen Partei zur Folge hatte.

Ueberhaupt ging diese von dem Grundsatz aus, Alles, was sie und ihre Anhänger bezweckten, sei gut, sei Sache des Vaterlandes und müsse von der Regierung beschützt werden, von der sie eine Art türkischer Gerechtigkeit verlangte, d. h. eine fortge-

ſetzte Baſtonade der Schleswig-Holſteiner, bis dieſe zu Dänen geſchlagen ſeien. Sie ließ es auch an Antreibungen anderer Art nicht fehlen und überreichte dem Könige unter Andern eine Petition mit 20,000 Unterſchriften durch eine Deputation, an deren Spitze der Profeſſor Schouw ſtand, welche die Gleichſtellung der däniſchen mit der deutſchen Sprache im Ständeſaal zu Schleswig begehrte, aber ſie war ſehr erzürnt, als der König zwar die patriotiſche Geſinnung anerkannte, welche er theile und ſich auf das berief, was er zur Sicherheit der däniſchen Sprache in Schleswig gethan habe, dagegen aber tadelnd hinzufügte: daß wahrhaft patriotiſche Männer beſſer thäten, verſöhnend zwiſchen ſtreitende Parteien zu treten, als die Gemüther aufzuregen, was durch ſolche Adreſſen geſchehe. Der Einſicht des Königs möge man es überlaſſen zu thun was Recht ſei.

Die Klagen und Beſchwerden der Schleswig-Holſteiner über die Aufregungen und den bittern Zwieſpalt, welchen die Propaganda fortgeſetzt zwiſchen die Bewohner der Herzogthümer ausſtreute, machten aber, daß die Regierung endlich doch in Bewegung gerieth. Die patriotiſche Partei, welche das Journal Fädrelandet vertritt, das unabläſſig

nach einer norwegiſchen Verfaſſung und Zuſammenſturz der abſoluten Gewalt ſtrebt, mußte der Regierung Beſorgniſſe einflößen, denn auch in Dänemark wuchs die Aufregung. Peter Hjord Lorenzen hatte auf der Skamlingsbank vor Allen die norwegiſche Verfaſſung für Schleswig verlangt, und alle Wortführer hatten ihm beigeſtimmt. So mochte denn jetzt die Regierung auch nicht ungern ſehen, daß die Magiſtrate der deutſch geſinnten Städte Maßregeln gegen die Ruheſtörer ergriffen und in dieſem Taumel von Schwäche der Staatsgewalt, die mitten unter dem Kampf der Parteien ihren abſoluten Standpunkt zu behaupten ſtrebt, kann es nicht verwundern, daß jetzt wieder ein reaktionairer Akt der Komödie folgte. Prozeße gegen die Organe der däniſchen Partei, Verwarnungen und Drohungen leiteten ihn ein, dann folgte ein Verbot des ſchleswigſchen Vereins, und der gutmüthige Monarch, der hier und da zu vermitteln ſuchte und es Keinem recht machen konnte, betheuerte vergebens bald, daß er ein rechter und echter Däne ſei, bald, daß an den beſtehenden ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen und Verbindungen der beiden Herzogthümer nichts geändert werden ſollte. Ein ſchlimmer Verluſt für die däniſche Partei war

der Tod Peter Hjord Lorenzens. Sein Nachfolger, Laurits Skau, ein kleiner Gutsbesitzer zum Sommerſted, hat bei weitem nicht das Talent und Anſehen jenes Apoſtaten, den er durch rauhe Heftigkeit nicht zu erſetzen vermag. Die Feſte und Verſammlungen wollen daher nicht mehr glücken, und in den Städten Hardersleben und Apenrade iſt die däniſche Partei ganz und gar herunter gekommen. Im Sommer 1845 machte Laurits Skau in Apenrade den Verſuch ein Muſikfeſt zu ſtören, denn die Muſik- und Geſangvereine ſind die wahren Bindemittel der Schleswig-Holſteiniſchen Patrioten, welche ſich zu ihnen vereinen, mit ihren Fahnen und Geſängen ſich gegenſeitig beſuchen und beim frohen Male in Freundeskreiſen Worte und Gedanken tauſchen. — Eine Schaar Menſchen aus den untern Klaſſen des Volks zog mit dem Dannebrog heran und machte fürchterlichen Spektakel, aber am nächſten Tage lohnten die Schiffbaumeiſter ihre Geſellen ab, welche daran Theil genommen, die Fremden wurden aus der Stadt gewieſen und Laurits Skau in Strafe genommen. Nicht beſſer ging es ihm, als er in Angeln Verſuche machte, die Bauern zum Beitritt zu dem ſchleswigſchen Verein und zu Geldſpenden zu bewegen, indem er

verſprach, er wollte ſelbſt kommen und zu ihnen reden. Man ließ ihm ſagen, Geld habe man nicht für ihn und geben würde man nichts, wenn er aber durchaus ſelbſt kommen wollte, könne er Hiebe vollauf mit nach Haus nehmen. Hierdurch hat Laurits Skau ſich von dem Verſuche abſchrecken laſſen, ſeine Bekehrungen über den Flesburger Meerbuſen zu verbreiten, und faſt ſcheint es, als wäre die größte Heftigkeit des Sprachſtreites überhaupt vorüber. — Daß man in den Städten nichts ausrichtet, hat man däniſcher Seits wohl eingeſehen, und obwohl die Bauern im Norden mit Mißtrauen gegen die Abſichten ihrer Landsleute, ihnen die deutſche Sprache aufzudringen, hinlänglich erfüllt ſind, ſo haben doch deren Betheuerungen, daß dies ganz und gar erlogen und erfunden ſei, verbunden mit dem Beiſtand, den ſie bei manchen angeſehenen Nord-Schleswigern fanden, die wie der wackere Kirchſpielvoigt Erichſen zu Frieden und Einigkeit ermahnten, den verſtändigen Theil auch wieder beruhigt, und dieſer verſtändige Theil iſt nicht gering. Dazu kommt daß die däniſche Preſſe, Fädrelandet ſelbſt, einen gemäßigteren Ton angenommen und einige reuige Selbſtbekenntniſſe über ihre ärgſte Leidenſchaftlichkeit gegeben hat. Merkwürdig nahm

es ſich dabei aus, daß dies Journal, welches ſo viel gethan hat in dieſem Streit, zu dem Geſtändniß gebracht wurde, daß überall in den Diſtrikten Schleswigs, welche das däniſche Platt reden, der Drang nach Unterricht in der deutſchen Sprache vorwalte; daß da, wo der deutſche Unterricht nicht beſteht, auch eine niedere Bildungsſtufe merklich ſei und Jeder, der die Mittel beſitzt, ſeinen Kindern Privatunterricht geben laſſe, damit ſie deutſch lernen.

Fädrelandet erzählt dabei, daß reiſende Dänen, welche die Gegend von Tondern beſuchten, wo alles den däniſchen Dialekt ſpricht, die Leute fragten, welchen Unterricht in der Schule ihre Kinder am meiſten bedürften, deutſch oder däniſch? Sie erhielten einſtimmig die Antwort: deutſch! denn däniſch erlernen ſie genug zu Hauſe durch die tägliche Unterhaltung, deutſch aber bedürfen ſie zum Verkehr in allen Städten, mit allen Beamten und um durch die Welt zu kommen. Wenn ſie ihr Getreide, ihre Butter, ihr Vieh u. ſ. w. verkaufen wollen, ſo brauchen ſie, wenn ſie nicht deutſch verſtehen, einen Commiſſionär, der ihr Dollmetſcher wird und ihre Unwiſſenheit mißbraucht. Wer nicht deutſch kann, geräth in viele Verlegenheit, allgemein

iſt daher die Ueberzeugung, man müſſe es lernen.

Das däniſche Journal nennt nun zwar die Meinung der Reiſenden, daß nach ſolchen Beweiſen die deutſche Kanzlei recht thue, wenn ſie den deutſchen Unterricht befördere, eine einſeitige Beſchränktheit; aber in dieſem abgerungenen Bekenntniß der Wahrheit liegt dennoch ein halb offenes Zugeſtändniß, daß die deutſche Sprache nicht aufzuhalten ſei, weil das Volk von der Nothwendigkeit ihrer Kenntniß durchdrungen iſt. Und ſo iſt es in der That. Niemand kann ſich darüber täuſchen, der ſeine Augen nicht verſchließen will. Es hilft hier kein Geſchrei, kein Schelten, keine Phraſen; es iſt eine einfach klare Thatſache, deren natürlicher Verlauf in den Entwickelungen der Verhältniſſe dieſes Landes liegt. Die deutſche Sprache muß überwiegend hier vordringen, je mehr die Verbindungen mit dem Süden wachſen, je enger gemeinſame Vortheile die Landestheile aneinander ſchließen, je mächtiger deutſche Cultur, Sitte und Handel ſich auf Kunſtſtraßen und Eiſenbahnen in dieſem Norden werfen. Wo die Städte deutſch ſind, wie hier, wo die tiefe Abneigung gegen das Dänenthum ſo nackt und ſtarr in den Vordergrund

tritt, ſich mit ſolcher Anhänglichkeit und ſolcher Nothwendigkeit an deutſche Sprache und Deutſchland ſchließt, da iſt es [illegible] und gar erfolglos, eine däniſche Nationalität zu predigen, die von keinem einzigen Vortheile unterſtützt wird. — Die Dänen brauchen die Herzogthümer, aber die Herzogthümer brauchen die Dänen nicht! Das iſt die Klippe an welcher alle Beſtrebungen der Dänen ſcheitern müſſen, und hierin liegt die Auflöſung der Frage, warum das Band zwiſchen den beiden Staatstheilen ſo ſchwach und mürbe iſt. Wäre der Nutzen gegenſeitig, ſo würde die Verbindung gewünſcht ſein. Sie würde vom Volk empfunden und unzerreißbar gemacht werden; jetzt empfindet das Volk aber, ſelbſt in Nord-Schleswig, daß es weit mehr mit Schleswig-Holſtein und mit den dentſchſprechenden Leuten zuſammenhänge, als mit den Bewohnern der Inſeln, die ihre Brüderſchaft ihnen aufdringen wollen, und dies geht ſo weit, daß ſie ſich, trotz ihres däniſchen Dialekts, häufig Deutſche nennen und ſich als Deutſche erachten, wovon ich ſelbſt mehrere Beiſpiele erzählen könnte. „Wat ſig doch de leeven Dänen for Koſten maacken, uns arme Lüüd to bekehren!“ ſagte mir Einer ſpöttiſch lachend. „Na,

dat is nix, wie wellen bleewen wat wi sün, düdske Lüüd.“ — Aber auch wenn sie wenig oder gar kein Deutsch verstehen, kommt es häufig vor, daß sie Deutsche zu sein behaupten, und mich selbst versicherte ein Bauer aus der Nähe von Apenrade, er sei ein deutscher Mann, obwohl er dabei nicht ein Wort Deutsch sprach. Und wer kann es ihnen verargen, wenn sie sich Deutsche nennen und bei Schleswig bleiben wollen! An der Königs-Au scheidet sich Jütland freilich wenig durch die Sprache, wohl aber durch Sitte, durch Gewohnheiten und Gesetze, durch Eigenthumsverhältnisse, Abgaben, Lasten, Steuern, endlich durch eine Zollgrenze und durch die Landesmünze, das Geld! Alles dies ist so wesentlich tief, eingreifend und so bestimmend für die Trennung zweier Länder, wie es sein kann. Hier an der Königs-Au wird ein Pascherhandel, vornehmlich mit Branntwein getrieben, Zöllner streifen umher und sperren die Straßen mit Schlagbäumen; Häuser und Mühlen stehen mit der Küche vielleicht in Jütland, mit der Wohnstube in Schleswig, und die Bewohner entziehen sich schlau mit einem Schritt, je nach den Umständen, den Nachforschungen der Beamten. Es ist ein Krieg im Kleinen gegen

Grenzwächter und Steuereinnehmer, aber dieſer iſt alt und tief eingeimpft. Hier liegt eine Grenzſcheide, die ins Bewußtſein des Volkes gedrungen iſt. Schleswig trennt ſich von Jüttland, und was drüben liegt, reizt in keiner Art zur Vereinigung. Dazu kommt das Geld! In ganz Schleswig gilt durchweg das ſchleswig-holſteiniſche Courant, die Markſtücke, die zwölf-, die acht- und vier Schillingsſtücke; die Schillinge endlich, welche alle in Hamburg und Lübeck dieſelben ſind und dort allein genommen werden. Es iſt eine wahre Muſterſammlung von alten, verbrauchten, abgeſchliffenen, verbogenen Münzen. Die Schillinge ſind wie Fiſchſchuppen dünn, meiſt unkenntlich vor Alter, ſchmutzig und fatal, die größeren Münzen ſtammen meiſt alle aus dem vorigen Jahrhundert, viele aus dem 17. Jahrhundert, aber es iſt Silber; Kupfergeld giebt es nicht, halbe und viertel Schillinge kommen gar nicht vor, die Händler und Krämer müſſen ſich ſelbſt helfen und ihren Kundleuten Marken geben, die ſie wieder einlöſen. Es iſt das älteſte und ſchlechteſte Geld in der Chriſtenheit; das däniſche dagegen iſt neu und hübſch geprägt, bis ins kleinſte theilbar, aber die Kupfermünzen ſind den Schleswig-Holſteinern ein Greuel, die däniſchen

Zettel werden überall mit Verachtung zurückgewieſen, Niemand will ſie, Niemand nimmt ſie, kaum ſind ſie in den Grenzorten los zu werden. In Jütland iſt alles Geld dagegen däniſch, die Zettel und Kupfermünzen in allen Händen. An der Königs-Au hört das plötzlich auf, und die Leute berufen ſich dort eben ſo wohl auf ihr verbürgtes Recht, kein däniſches Geld anzunehmen, wie die im Süden, in Kiel und Altona. Die Geldſcheide iſt eine ſeit Jahrhunderten beſtehende Trennung, ein Band der Verknüpfung, an welchem bisher alle Bemühungen der däniſchen Partei ſcheiterten. Däniſche Species nimmt man freilich, denn dieſe gelten auch in Hamburg, däniſche Thaler aber ſchon weniger gern; preußiſche Thaler und preußiſches Papiergeld ſind dagegen wie überall in Deutſchland wohl bekannt, zum vollen Werth gewechſelt und geſucht. Und nun kommen zu dieſer Geldſcheide die alten Geſetze und Gerichte Schleswigs, während in Jütland das däniſche Landrecht eingeführt iſt, endlich dazu der Landbeſitz ſelbſt mit ſeinen Eigenthümlichkeiten und Berechtigungen, der größere Wohlſtand, kurz, alle Lebensverhältniſſe. Die Leute fühlen ſich anders und denken anders. Jütland und Dänemark ſind ſo vielfach von ihnen verſchieden, daß

deren Verhältniſſe ihnen fremd erſcheinen, und ihre Nationalität ihnen, trotz der Sprache, als eine gänzlich Getrennte entgegen tritt.

Aus allen dieſen Angaben wird man zu dem Schluß berechtigt, daß auch der Sprachſtreit kein glückliches Ergebniß für die däniſche Partei herbeiziehen kann, denn mitten unter allen Schutzmaßregeln der Regierung, unter den Triumphen der Partei, bei Einführung der däniſchen Gerichtsſprache, Beſchränkung des deutſchen Lehrweſens durch däniſche Seminariſten, den Beſtrebungen die däniſche Sprache in den Ständeſaal zu bringen, was freilich noch nicht gelungen iſt, unter Feſten und Aufzügen, dem Flattern des Dannebrogs und den Hurrah's für Dänemark iſt dennoch das Deutſche immer mehr geſucht, immer eifriger von einer Bevölkerung erſtrebt worden, deren Haß man dagegen erwecken wollte, und jetzt hat ſich in Hadersleben ein ſchleswig-holſteiniſcher Verein gebildet, zur Abwendung der däniſchen Verſuche und zur Beruhigung des Landes. Die däniſche Partei ſollte aufhören ſo nutzloſe und ſo beklagenswerthe Anſtrengungen zu machen; gänzlich beenden läßt ſich dieſer Streit aber freilich nicht eher, bis überhaupt das Schickſal der Länder entſchieden iſt.

Wenden wir uns zu einem anderen wichtigen Abschnitte in diesem Kampfe, der zwei deutsche Länder dänisch machen soll, zu den dänischen Bestrebungen, dänisches Geld in die Herzogthümer einzuführen, die alte Landesmünze zu verdrängen, das dänische Bankwesen und dänische Zettel einzubürgern. Bei dieser Angelegenheit hat Flensburg eine bedeutsame aber keine patriotische Rolle übernommen, und da es zum Verständniß der ganzen Lage des Landes den Dänen gegenüber nöthig ist, die Geldfrage zu kennen, mag die Darlegung derselben hier versucht werden. Fast alle Revolutionen und große Umwälzungen in den Völkerschicksalen sind aus Finanzverwirrungen hervorgegangen, oder in ihrer Folge zum Ausbruch gelangt. Die bloßen Ideen des Rechts haben noch nie eine Nation bewegt, das Aeußerste zu wagen; immer waren es materiell gefühlte Leiden, durch welche sich das Maaß bis zum Ueberlaufen füllte. Die schlechte Finanzwirthschaft des dänischen Staats, entsprungen aus Verschwendungen, einer Folge des schrankenlosen Absolutismus, und einer fehlerhaften Politik, welche nach des großen Bernstorfs Tode sich verleiten ließ, Napoleons getreuster Bundesgenosse zu werden, hatte Dänemark im Jahre 1813 dem Staats-

bankerott nahe gebracht. Man half sich durch einen Gewaltstreich, dem eine ganze Reihe anderer Gewaltstreiche folgten. Am 5. Januar wurde von dem Werthe alles Eigenthums 6 Prozent als Zwangsanleihe eingefordert, um damit eine Reichsbank zu gründen. Wer nicht zahlte, ward bei Pfändung gehalten seine Baarschaft mit 6 Prozent zu verzinsen! Mit dem Gewinn dieser Bank sollte die Staatsschuld getilgt werden. Am 20. Juli 1813 wurde die Reichsbank in eine Nationalbank verwandelt, die in Kopenhagen, Christiania und Kiel drei Hauptcomptoire haben sollte; aber Norwegen ging verloren und der ganze Plan erhielt viele Umwandelungen. Es zeigte sich, daß das ausgesogene Dänemark die Bankanleihe nicht aufbringen konnte, daher wurde sie ihm zu ⅔ abgenommen; die Herzogthümer mußten den vollen Betrag zahlen.

Ein Erlaß vom 6. April 1818 ordnete die Einrichtungen. Kopenhagen wurde der alleinige Sitz der Bankdirection, die Bankdirectoren und Bankrepräsentanten konnten nur Dänen sein, weil sie in Kopenhagen und dessen Nähe wohnen mußten; es war also eine durchaus dänische Nationalbank, zu der die Herzogthümer das meiste geben

mußten. Die Anfangs erzielte Reichsbank ſollte die Staatsſchulden tilgen, das Zwangskapital war zum Beſten des Staates verloren, die Nationalbank ſollte dagegen das Geldweſen beſſern, einen Theil der Schulden tilgen und verzinſen; wenn dies geſchehen aber, ſollten die Intereſſenten den Gewinn ziehen, und dieſer konnte bedeutend werden, da die Bank eine Zettelbank war, der ein ausſchließliches Privilegium auf neunzig Jahre ertheilt wurde.

Die Klagen über dieſe Zwangsmaßregeln waren in den Herzogthümern eben ſo allgemein, wie die Noth und der Geldmangel. Dies benutzte man in Kopenhagen, um am 14. Juli 1818 ein königliches Patent zu erlaſſen, nach welchem Jeder aus aller Verbindung mit der Nationalbank treten konnte, wenn er ſo lange die Zinſen ſeiner Baarſchaft mit 6½ Prozent an ein zu dieſem Zwecke in Altona errichtetes Bankinſtitut zahlen wollte, bis ein näher beſtimmter Theil der Zettelſchuld getilgt ſei.

Da nun die Meiſten die Baarſchaft nicht aufzubringen vermochten, wählten ſie natürlich unter zwei Uebeln des kleinſte, und haben bis jetzt ihre 6½ Prozent gezahlt. Mit wie viel Noth, wie vielem Kummer, unter wie vielen Thränen und

Elend dies geschah, kann man ermessen, aber man that es, um sich vor dänischen Bankzetteln zu bewahren, um keine Reichsbankgeldrechnung im Lande zu haben, um das schleswig-holsteinische Courant und die Silbervaluta aufrecht erhalten. Von mehr als 13 Millionen Bankhaft in den Herzogthümern erklärten sich nur 576,113 Thaler bereit, bei der Nationalbank zu bleiben, 12,582,000 Thaler haben von 1819 an 6½ Prozent Zinsen entrichtet und dies mächtige Kapital ist durchaus verloren gegangen für Schleswig-Holstein, das aufs äußerste dadurch benachtheiligt wurde. Denn nicht allein, daß das dänische Königreich nur ⅓ von dem zahlte, wozu die deutschen Herzogthümer gezwungen wurden, diese gaben die großen Summen auch gänzlich umsonst, denn indem sie die Zinsen nach Dänemark lieferten, verloren sie alle Rechte und Ansprüche als Bankinteressenten, die den Dänen allein zu gute kamen. Die dänische Nationalbank hat gute Geschäfte gemacht, ihre Aktien stehen hoch, die Schulden, welche sie tilgen sollte, sind bezahlt und ihren Aktionären fließen nun reiche Dividenden zu; die Schleswig-Holsteiner aber sind durch die Regierungsmaaßregeln, welche eine Falle für sie waren, um allen Ersatz für ihre schweren Opfer ge-

bracht, die ſie nun ſeit 26 Jahren tragen. Man kann ſich denken, mit welchen Empfindungen daher ſie die däniſche Nationalbank betrachteten, aber ihr einziger Troſt war der: wenn wir auch ſchmählig übervortheilt wurden, und noch immer zahlen müſſen, ſo ſind wir doch dadurch von allen Operationen dieſer Bank befreit. Wir haben unſer Geld behalten und keine däniſchen Zettel bekommen, mögen wir darum das uns geſchehene Unrecht vergeben und vergeſſen; iſt doch unſer Land blühend und reich, und hat doch unſer Fleiß und Friede und Wohlfahrt uns zu Segen und Glück geholfen. Auf dieſem Troſt ſteifte man ſich und freute ſich fort und fort, daß ſchwere Opfer wenigſtens das alte Landesprivilegium des mit Hamburg und Lübeck gemeinſamen Geldes gerettet hatten, als plötzlich die däniſche Collegialzeitung im Juli 1840 anzeigte: daß der König die Nationalbank autoriſirt habe, in Flensburg eine Disconto- und Depoſitalbank und in Rendsburg ein Comptoir zu errichten.

Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für das Land. So waren alſo alle Opfer vergebend geweſen; man hatte zwanzig Jahre lang geduldet und duldete noch, um ſich verhöhnt und betrogen

zu ſehen. Die Aufregung ergriff alle Stände. Adel, wie Bürger und Bauer fühlte, worum es ſich handelte, und zu jener Zeit, wo die Abſicht der Dänen ſchon klar war, Schleswig däniſch zu machen, erkannte man den Zweck vollkommen, die Herzogthümer durch Verdrängung des Schleswig-Holſteiniſchen Courants und Einführung der däniſchen Münze und Zettel enger mit dem Königreich zu verbinden, von Hamburg, Lübeck und Deutſchland aber zu trennen. Die Preſſe, die Stände, die Städte, einzelne Männer und das Volk ſelbſt, Alle traten gegen den däniſchen Plan auf; aber es halfen weder Bitten noch Abgeſandte, noch Unterredungen mit dem Monarchen, noch Reichsberufungen, Volksverſammlungen und der Blick auf das aufgeregte Land. Je höher dieſe Aufregung ſtieg, je beſtimmter man darauf hinwies, es ſei die Abſicht der Dänen, die Herzogthümer mit den großen Geldmitteln der Nationalbank zu unterjochen und auszubeuten, dieſelben mit ihrem Papiergelde zu überſchwemmen, das baare Geld aus dem Lande zu ziehen, Handel und Induſtrie zu vernichten und den Verkehr mit Hamburg zu erſchweren, um ſo eifriger war die däniſche Partei in Flensburg und die däniſchen Zeitungen in Kopenhagen für die

Bank thätig. Der König wies die Deputirten des Landes mit dem Bedeuten zurück, aus Flensburg und Rendsburg seien Petitionen eingegangen, welche Filialbanken und Bankcomptoire forderten; Magistrate und Kaufleute hätten sich dafür erklärt, er könne also keine Rücksicht auf einseitige entgegengesetzte Forderungen nehmen. Daß dergleichen Petitionen wirklich schon 1837 erfolgt waren, hatte seine Richtigkeit. Aber es waren dabei nur einige hundert, zum Theil obenein hintergangene und zum falschen Schritt verleitete Männer betheiligt, während die Stimme des ganzen Landes sich laut dagegen erhob. Man wollte nicht darauf hören; denn der politische Grund war zu vortheilhaft. Ueberdies priesen ja die Flensburgischen Deputirten die Errichtung einer Filial-Bank, als einen neuen Beweis der Huld und Gnade und Wahrheit des Monarchen selbst in der Ständeversammlung und baten denselben mit vier ihrer Collegen, sich nicht andern Sinnes machen zu lassen. Bald überzeugte man sich, daß es kein anderes Mittel gebe dem Verderben zu entgehen, als die Errichtung einer Schleswig-Holsteinischen Landesbank, und diese wurde auf der Kieler Neujahrsmesse (dem Kieler Umschlag) 1843 von einem der

trefflichsten Patrioten des Landes, dem Landinspektor Tiedemann in Vorschlag gebracht und mit Lebendigkeit ergriffen. Die einflußreichsten Männer vom Adel, Reventlow, Moltke, Rumohr, Bülow u. s. w. verbanden sich mit Männern wie Falk, Beseler, Gülich und anderen Capazitäten zur Ausführung, das Hauptsächlichste aber that der unermüdliche Tiedemann, der seinen ganzen Einfluß geltend machte, um den Bauernstand in Bewegung zu bringen und die Theilnahme durch alle Kreise zu verbreiten.

Tiedemann durchreiste das ganze Land und hielt mit Hülfe seiner Freunde überall Volksversammlungen. Ein Mann des Volkes und ein Kind desselben, wußte er seine Reden den Begriffen anzupassen. In einigen fünfzig solcher Volksversammlungen, auf Märkten und offenen Plätzen, bei strenger Kälte, setzte er stundenlang den Bauern auseinander, worum es sich handle, wie man zusammenhalten, wie man es machen müsse um dem dänischen Joche zu entgehen, und bei Deutschland und zunächst bei Holstein zu bleiben. Volksfeste wurden gehalten bei denen die Redner alle Staatsverhältnisse zu Dänemark dem Volke, das zu Tausenden herbeiströmte, vortrugen, ganz besonders aber

ihm zeigten, wie Schleswig-Holstein, weil seine Finanzen von den dänischen nicht getrennt seien, seit vielen Jahren fortgesetzt schwer beschädigt wurde. Eine solche Lehre schlägt am leichtesten und tiefsten in die Herzen des Volks. Jedermann begreift, daß ihm ein Unrecht geschieht, wenn ihm bewiesen wird, er bezahle zu viel. Es ist der Geldbeutel, der hier seine Rolle spielt, das allerverständlichste Mittel, die Gemüther in Anspruch zu nehmen und zugleich das gefährlichste für eine Regierung, die sich nicht sicher weiß, das Behauptete, als Lüge, zu Boden zu werfen.

Bei einem dieser Volksfeste in dem Dorfe Haddeby, bei Schleswig, wo Tiedemann den Bauern sagte: daß erweislich die Herzogthümer im Laufe der Zeit um 39 Millionen betrogen seien, griff die Regierung ein und zog den kühnen Redner zur Untersuchung. Der Amtmann von Scheel, ein Beamter von nichts weniger als volksthümlicher Gesinnung, machte dabei den Denuncianten; Tiedemann ward von seinem Amte suspendirt, das Obergericht verhandelte seinen Prozeß. Aber der trefflichen Vertheidigung des Obergerichts-Advokaten Beseler und der Wahrheit, daß Tiedemann, der plattdeutsch gesprochen, das Wort bedrögen ohne

Arg im Sinne des Zuvielbezahlens gebraucht habe, wie dies häufig geschieht, gelang es seine völlige Freisprechung beim Obergericht zu bewirken. Dieser Prozeß Tiedemanns trug nicht wenig dazu bei, daß sich das ganze Land um so mehr für das Project einer Landesbank erklärte. Hierzu wurden verschiedene Plane entworfen, die Presse nahm sich der Sache aufs thätigste an, aber es fehlte freilich auch nicht an Widerstand, namentlich an strengen Maßregeln gegen die freisinnigen Blätter, denen es bei sofortiger Unterdrückung verboten wurde, sich mit Politik zu verfassen, wozu man auch die Landesbankangelegenheit rechnete.

Während nun die Filialbank in Flensburg durch ein königliches Decret vom 23. Februar 1844 förmlich eingeführt wurde, hielten die Schleswig-Holsteiner eine große Bankversammlung in Rendsburg, die ein Volksfest war, an welchem mehrere tausend Menschen Theil nahmen. Das Schauspielhaus war dazu eingeräumt, mit dreifarbigen Fahnen und Schleswig-Holsteinschen Wappen bedeckt; der Graf von Reventlow, Klosterprobst in Preest, der anerkannt tüchtigste Mann des Adels, stand an der Spitze des Comité's. Graf Reventlow las der Versammlung die eingegangene königliche Resolution

vor, nach welcher eine Schleswig-Holsteinsche Landesbank nicht genehmigt, dagegen zur Erlaubniß auf eine Privatbank Hoffnung gemacht wurde. Man sammelte daher Unterschriften der Theilnehmer an dieser Privatbank, ernannte ein Comité von Männern aus allen Landestheilen und fand bereitwillige Unterstützung. Binnen wenigen Monaten waren beinahe eine Million Species für eine Schleswig-Holsteinsche Privatbank gezeichnet, allein als das Statut im Herbst 1844 den Schleswigschen Ständen vorgelegt wurde, trat der königliche Commissarius dagegen auf, und obwohl auch die Holsteinschen Stände einstimmig den König um Genehmigung des Bankstatuts baten, ist dies doch bis jetzt nicht erfolgt. Wahrscheinlich in der Vorahnung dieses drohenden Mißgeschicks waren jedoch schon in Rendsburg, auf Tiedemanns Veranlassung, um sofort etwas zu thun und der verhaßten Filialbank den Vorsprung abzugewinnen, fünf Männer zur Errichtung eines Bankiergeschäfts in Flensburg zusammengetreten, das sich mit Wechselkauf und Discontiren, Darlehen und Depositoannahmen beschäftigen sollte. Tiedemann bot seinen ganzen Einfluß auf, um namentlich den wohlhabenden Bauernstand zum Beitritt an dies

Unternehmen zu bewegen, und in der That kamen durch freiwillige Theilnahme des Volks bald genügende Fonds zusammen, um den Anfang machen zu können. Das Bankgeschäft, welches der Schleswig-Holsteinschen Bank vorarbeiten soll, wurde in Flensburg wirklich errichtet und hat dort guten Fortgang gefunden. Es sind in einem Jahre bis zum Herbst 1845 354,000 Mark eingezahlt worden und dies Geld hat das schleswig-holsteinsche Volk, der schleswig-holsteinsche Bauernstand zumeist hergeben. Das ist ein großes und schönes Zeichen von Kraft und Verständigkeit, von einer Einheit und Hingebung, die man doppelt preisen muß, weil sie selten ist in Deutschland. Viele von denen, die durch Amt, Stellung oder Stand Rücksichten nehmen zu müssen glaubten, haben sich zurückgezogen, namentlich ist dem Adel Theilnahmlosigkeit vorgeworfen worden, der selbstständige Bauernstand aber hat sein Geld gegeben, und tritt immer vollzähliger dem Unternehmen bei, in der Ueberzeugung, daß man das alte Landesprivilegium aufrecht erhalten, das dänische Geld und die dänischen Zettel nicht eindringen lassen müsse. Wo in irgend einem deutschen Lande würde sich ein solches Zeichen von Vaterlandsliebe und Gemeinsinn

offenbaren, das auf Rath und Stimme einiger Männer so bedeutende Opfer bringt — Opfer, die am schwierigsten von einem Volke zu erhalten sind, sein Geld?! — Ehre also diesem tüchtigen Bauernstande, der eine so feste Stütze des Landes ist, der so viele Theilnahme zeigt, wo es gilt die allgemeine Sache zu vertheidigen, und mit seinem Geld und Gut dem Rath der Männer folgt, von denen er weiß, sie wollen sein und des Vaterlandes Wohl. Und diese Männer sind zumeist schlichte Bürger ihres Landes, Advokaten, ein Landinspektor ohne Amt und Macht, aber Männer, zu deren Einsicht, Redlichkeit und Treue man unbedingtes Zutrauen hat. Jeder Mann von der Elbe bis zur Nordsee und bis zur Königsau kennt die Namen Löck, Beseler, Tiedemann, Bremer, Falk, Claussen und manche Andere; jeder weiß, wie sie für des Landes Rechte streiten, was sie wollen und worum es sich handelt. Bei uns ist eine solche Volksthümlichkeit bis jetzt unmöglich, darum auch ein solcher Erfolg. Hier ist aber Alles darin einig, man müsse, was es auch koste, sich die Dänen vom Halse halten; müsse ihr Geld und ihre Anerbietungen, ja selbst was sie Gutes bringen könnten, zurückstoßen, weil man nichts mit ihnen zu thun,

nichts mit ihnen gemein haben dürfe. Bei solchem Sinn paßt es sich, daß viele, die zum Bankgeschäft beigetragen haben, erklärten: an Zinsen vom angelegten Gelde sei ihnen gar nichts gelegen, wenn es überhaupt nur die dänischen Projecte bekämpfe. Aber das Bankgeschäft rentirt sich und wird dies noch besser thun, wenn es größere Mittel besitzt um umfassende Geschäfte zu machen. So ist es also ein entschlossener Kampf auch gegen das dänische Geld, der in Flensburg geführt wird. Wie tief die Abneigung aller Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Münze ist, tritt überall bestimmt hervor, und nicht allein hat man dagegen protestirt, daß Soldaten und Beamten ihren Sold in dänischem Gelde gezahlt erhalten, sondern überall, wo man die Absicht merkt, dänische Münzen einzuschmuggeln, regt sich dagegen auch der entschiedenste Widerstand, der so weit geht, daß, da z. B. die Post das Briefporto der meisten Briefe so gestellt hat, daß der Empfänger eine kleine dänische Kupfermünze wieder hinausbekommen muß, Niemand diese Münze annimmt, welche durch allgemeines Uebereinkommen den Briefträgern verbleibt, welche über den nationalen Kampf wahrscheinlich sehr vergnügt sind; dabei hat man jetzt ein Radi-

kalmittel ergriffen, das däniſche Kupfergeld los zu werden. Man hat es geſammelt und nach Deutſchland zum Einſchmelzen für die Vollendung des Hermanns-Denkmals geſchickt. Deutſcher und beſtimmter, kräftiger und patriotiſcher konnte der Volkswille ſich nicht ausſprechen, der ſeine Rechte unverkümmert aufrecht zu erhalten ſucht, und ſo wenig dürfen die Dänen hoffen, die Rechte durch Maßregeln zu beugen, gegen welche man mit deutſcher Zähigkeit und Ausdauer ſich gewaffnet hat.

Kapitel X.

Die Erbfolgerechte der jüngeren königlichen Linie.

Vor dem Flensburger Meerbuſen, der viele maleriſche Buchten und Einſchnitte enthält, deren waldige hohe Ufer den blauen Meeresſpiegel umkränzen, ſetzt ſich das feſte Land in eine Halbinſel fort, welche breit in die See hinaus läuft und nur durch einen ſchmalen Sund von der großen Inſel Alſen getrennt iſt. Ein Theil dieſer fruchtbaren Inſel gehört dem Herzog von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, dem Haupte der jüngeren königlichen Linie, Schwager Königs Chriſtians des Achten; und hier nach dieſen fernen Geſtaden richten ſich ſeit Jahren immer aufmerkſamer die Blicke der Dänen wie der Deutſchen, denn die Löſung der Fragen, welche Schleswig-Holſtein ſo heftig bewegen, ſchlingt ſich dicht um

die erlauchte Familie der Auguſtenburger, deren Erbrechte dabei zumeiſt und zunächſt betheiligt ſind.

Auch in Flensburg hatte ich mit manchen unterrichteten Männern über den Streit geſprochen und fand getheilte Meinungen. So viel war gewiß, daß in der letzten Zeit die Deutſchgeſinnten an Zahl und Stärke gewonnen hatten, die däniſche Partei nur durch einen Theil der Kaufmannſchaft geſtützt wurde, ein anderer nicht unbedeutender Kreis aber eigentlich nicht Fiſch nicht Fleiſch, nicht deutſch nicht däniſch war, und es am liebſten geſehen hätte, wenn man die unbequemen Verhältniſſe ganz und gar abthun und vergeſſen könnte. Möchte es noch lange ſo bleiben, wie es iſt, ſagte mir ein Mann der zu den reichſten und angeſehenſten gehört, wir haben nichts von den Parteiſpaltungen, als Hader und Verdruß. Dänemark hat uns immer werth gehalten, wir haben nicht zu klagen; unſer Handel blüht, die Geſchäfte wachſen, der Wohlſtand mehrt ſich. Ob der oder jener Herr im Lande iſt, was kümmert es uns, wenn man unſer Wohl nicht antaſtet. Es iſt ein Unglück, daß die alten Documente und Briefe nicht beſtimmter lauten und nun nach Jahrhun-

derten ſich ſo viel Haß und Streit darüber erheben kann.

Aber die alten Documente lauten eigentlich doch beſtimmt genug, erwiderte ich. Die alten Landesrechte ſind klar und gewiß und was die Erbfolge des Herzogs von Auguſtenburg betrifft, ſo ſteht die nach dem däniſchen Königsgeſetz und den Erbfolgeordnungen unantaſtbar da.

So unantaſtbar, rief er lachend, daß die Dänen keinen Schilling dafür geben. Aber wenn es auch ſo wäre, wie Sie ſagen, ſo würde es doch beſſer für uns Alle ſein, wenn es ſich ändern ließe, wenn keine Theilung ſtatt fände; wenn wir uns in den lang eingelebten Verhältniſſen erhalten könnten. Ich frage nichts nach den Dänen, ich berückſichtige nur die Umſtände, unſere Verbindungen mit den Inſeln, unſere gegenſeitigen Vortheile. Hätte es dem König Friedrich nicht beliebt die männliche Erbfolge aufzuheben und in ſeinem Königsgeſetz zu beſtimmen, daß auch der Weiberſtamm in Dänemark auf den Thron gelangen ſoll, ſo wäre dieſer heilloſe Streit nicht, aus dem wir nicht herauskommen können.

Und dieſer friedlich geſinnte Herr in Flensburg hat recht, denn wirklich liegt der Knoten dieſer

Verwickelungen in den Bestimmungen des Königsgesetzes, das die weibliche Erbfolge in Dänemark einführte. Hätte Friedrich der Dritte nicht so viele Sorgfalt für die Thronfähigkeit des Weiberstammes getragen, hätte er wohlbedächtig und fernhinblickend, die Erbfolge im Königreich nicht damit von der Erbfolge in den Herzogthümern getrennt, so würde, wenn der Mannsstamm der älteren Linie des Königshauses der Oldenburger ausstirbt, der jüngere Zweig, die Augustenburger Herzoge, den Thron besteigen und die Verbindung der deutschen Herzogthümer mit dem dänischen Reiche unlösbar fortbestehen. — „Es hätte, sagt Lornsen in gerechter Würdigung der Verhältnisse, also Friedrich III. im Interesse des Reichs, dessen König er war, seine gleich ihm von den Königen Christian I., Friedrich I. und Christian III. abstammenden Agnaten, nach dem Absterben seines Mannesstammes, zur Thronfolge in Dännemark berufen sollen, dann wäre die Aufrechthaltung der Verbindung Dänemarks und Schleswig-Holsteins auch für die Folgezeit gesichert gewesen. Aber dieser König, welchem die Nation, wie Alles, so auch die Feststellung der neuen Erbfolgeordnung anheim gegeben, fand es nicht also für gut. Er zog es vor, sein Fami-

lieninteresse vorzugsweis ins Auge zu fassen, und verordnete in seinem königlichen Erbstatut, der sogenannten lex regia, daß nach dem Abgange seines Mannsstammes nicht seine Agnaten oder die Mannsstämme der Seitenlinien des oldenburgischen Hauses, sondern sein weiblicher Stamm zur Regierungserbfolge im Königreich gelangen solle. Daraus ergab sich denn nothwendiger Weise eine künftige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark in dem vorausgesetzten Erbfalle. — Die Dänen und ihr König haben es so gewollt, wir sind unschuldig daran — was ist gerechter, als daß sie nunmehr auch selbst die Folgen ihrer That tragen? Aber nicht also! Wir Schleswig-Holsteiner sollen dafür büßen! Wie wir ursprünglich die Unabhängigkeit unseres Landes den Reichsinteressen Dänemarks geopfert, später den Sonderinteressen des oldenburgischen Hauses zur Liebe Jahrhunderte lang die Drangsale der Theilungen getragen haben, so will man jetzt schließlich den einzigen Preis für so wesentliche Dienste, für so schwere Opfer uns nehmen, den Staatsverband unseres Landes auflösen, die Vereinigung Schleswigs mit Holstein fallen lassen.“

In dieser Anklage Lornsens liegt das ganze

Gewicht der däniſchen Verſchuldung, welche jetzt dadurch gut gemacht werden ſoll, daß man Schleswig mit allerhand Scheingründen als ein Dänemark incorporirtes Land aus geben will, das von Holſtein getrennt, dem Königsgeſetz und deſſen Erbbeſtimmungen unterworfen ſei.

Ich habe in der Ueberſicht der Landesgeſchichte dargeſtellt, daß nirgend in rechtlicher Weiſe dies der Fall ſein kann; überdies aber hat nicht allein bei ſeiner Thronbeſteigung König Chriſtian der Achte im Jahre 1840 alle Rechte und Privilegien des Landes beſtätigt, ſondern auch am 2. Dezember 1842 der königliche Commiſſarius in der Schleswigſchen Ständeverſammlung erklärt, daß er auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs hiermit die ſchon einmal abgegebene Verſicherung wiederhole, daß Se. Majeſtät die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe, auf denen die Selbſtſtändigkeit des Herzogthums Schleswig begründet iſt, ſo wie deſſen bisherige Verbindung mit dem Herzogthum Holſtein aufrecht erhalten werde.

Dieſe Erklärung kann im beſten Falle nur Gültigkeit haben, ſo lange Chriſtian VIII. die Krone trägt; wenn es aber wahr iſt, daß ſein Sohn und Nachfolger, der letzte männliche Sproß des Königs-

hauſes älterer Linie, ganz verſchieden über die Schleswig-Holſteinſche Frage denkt und ſich oft ſchon beſtimmt genug darüber äußerte; dann ſind die Sorgen und Befürchtungen der Herzogthümer vollſtändig gerechtfertigt und man begreift die bangen Blicke auf die Zukunft eben ſo wohl, wie die Zerwürfniſſe im Königshauſe ſelbſt, welche immer unumhüllter hervortreten.

So lange in Dänemark keine Ausſicht war, daß eine verſchiedene Erbfolge eintreten konnte, blieb die Eintracht des königlichen Hauſes erhalten und die Erbfolgerechte der Auguſtenburgiſchen Fürſten unangetaſtet. Niemand bekümmerte ſich um die verſtaubten Pergamente der Archive; erſt als es wahrſcheinlicher wurde, daß der Mannsſtamm der ältern Linie ſeinem Erlöſchen entgegen gehe, erwachte bei den Dänen die Furcht, bei den Schleswig-Holſteinern die Hoffnung auf Trennung; zugleich aber wandte ſich der Blick auf die Erbfolgerechte der jüngeren königlichen Linie und nun folgte däniſcher Seits eine Reihe von Bemühungen um zu erweiſen, daß jene Erbrechte erloſchen, oder zweifelhaft, oder gar nicht vorhanden ſeien. — Der Mannsſtamm des königlichen Hauſes der Oldenburger war ſeit der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts kein Baum, der viele männliche Sproſſen trieb. Chriſtian der Siebente, der Sohn Friedrichs V. kam 17 Jahr alt auf den Thron ſeines Vaters, und vermählte ſich wenige Monate darauf mit der unglücklichen Caroline Mathilde von England, deren Leben, Leiden und Lieben ſo viele Dichter und Schriftſteller erzählt und beſungen haben. — Die geheime Geſchichte dieſer und der folgenden Zeit iſt zum größten Theil noch unenthüllt. Der Wahnſinn des jungen Königs ruft eine jener ränkevollen und blutigen Palaſtverſchwörungen hervor, an deren Spitze die Stiefmutter Chriſtian des Siebenten, die arge Königin Juliane, eine Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel ſteht. Sie war die zweite Gemahlin Friedrichs V. und ſtrebte mit nichtsachtendem Ehrgeiz darnach, ihrem Sohn, dem Prinzen Friedrich, Halbbruder des Königs, die däniſche Krone zu verſchaffen. Darum die Anklage der unglücklichen Mathilde und deren Verſtoßung, darum die Hinrichtung Struenſees und Brands, deren ſchuldloſe Häupter zugleich zur Sühne des beleidigten däniſchen Adels fielen.

Die Königin Juliane erreichte jedoch ihren Zweck ſobald nicht, denn Chriſtians und Mathil-

dens Sohn, der Kronprinz Friedrich, 1768 geboren, blieb am Leben. Im Jahr 1784 ward er Mitregent, und trat an die Stelle seines wahnsinnigen Vaters, bis er im Jahre 1808, nach dessen Tode, als Friedrich VI. den Thron bestieg. 1790 hatte er sich mit einer Tochter des Landgrafen Karl von Hessen vermählt, dessen Gemahlin eine Schwester seines Vaters war. Aus Friedrichs VI. Ehe entsprangen zwei Töchter, die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Dänemark, Bruder des jetzigen Königs, und die jetzige Gemahlin des Herzogs von Schleswig-Holstein-Glücksburg; aber in Gerüchten und Sagen laufen durch den Mund des Volks noch immer die Erzählungen fürchterlicher Verbrechen, welche eine strafende Nemesis der Königin Juliane und ihrem Stamm aufbürdet, als Folge der Gräuel, die sie verschuldet. — In Kopenhagen erzählt man sich allgemein, daß Friedrich der Sechste allerdings zwei Söhne gehabt habe, welche aber gleich nach ihrer Geburt verschwanden. Man weiß von einem armen Knaben, der zu einem Tischler in die Lehre gethan, seine Abkunft entdeckte, doch schnell gefangen gesetzt und in die Colonieen geführt wurde, wo er nach Jahren entkam u[illegible] Kopenhagen glück-

lich erreichte, doch nur um daſelbſt zu ſterben. In einem öffentlichen Krankenhauſe, faſt im Augenblick ſeines Todes, ſoll er vom Könige aufgefunden und erkannt worden ſein. Eine Hofdame und ein alter Schloßdiener, dem jener Knabe übergeben war, entzogen ſich nach dieſer Entdeckung durch Selbſtmord jedem irdiſchen Richter. Mögen dies auch immerhin Ammen-Mährchen ſein, wozu man dieſe Geſchichten von anderer Seite ſtempelt, ſie beweiſen, was das Volk der Herrſchgier jener grauſamen Königin zutraute. — Julianens Sohn, der Erbprinz Friedrich, konnte die Krone nicht erlangen; er ſtarb 1805, aber aus ſeiner Ehe mit Sophie von Mecklenburg-Schwerin, waren zwei Söhne und zwei Töchter vorhanden. Der älteſte dieſer Söhne, Chriſtian Friedrich, geboren den 18ten September 1786, iſt der jetzige König von Dänemark, Chriſtian der Achte, welcher ſeinem Vetter Friedrich VI. am 3ten Dezember 1839 auf dem Thron gefolgt iſt. Sein Bruder Friedrich Ferdinand ward 1792 geboren und vermählte ſich mit der älteſten Tochter König Friedrichs VI., der Prinzeſſin Caroline. Dieſe Ehe iſt kinderlos. Die beiden Prinzeſſinnen: Juliane Sophie und Charlotte Louiſe, Schweſtern

König Christians VIII. wurden an zwei hessische Prinzen verheirathet, an Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Brachfeld und den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Aus dieser letzten Ehe stammen drei Töchter und ein Sohn: Friedrich Wilhelm geboren 1820 und muthmaßlicher Erbe der dänischen Königskrone sowohl, wie der Kurfürstlichen Krone von Hessen-Kassel.

Denn König Christian VIII., welcher sich von seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, 1812 scheiden ließ und sich 1815 zum zweiten Male mit Caroline Auguste, Schwester des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg vermählte, besitzt aus jener ersten Ehe nur einen Sohn, den Kronprinzen Friedrich Carl Christian, geboren den 6ten Oktober 1808. Derselbe vermählte sich 1828 mit der zweiten Tochter des verstorbenen Königs Friedrich VI., der Prinzeß Wilhelmine, welche 1837 von ihm geschieden, jetzt die Gemahlin des Herzogs von Schleswig-Holstein-Glücksburg ist. Der Kronprinz heirathete 1841 zum zweiten Male, die Prinzessin Caroline von Mecklenburg-Strelitz, beide Ehen sind jedoch kinderlos geblieben, und so steht der Mannsstamm des dänischen Königs-

hauses jetzt auf sechs Augen, auf dem König Christian, dessen Bruder (den Prinzen Ferdinand) und dem Kronprinzen.

Das befürchtete Erlöschen der ältern Linie setzt den dänischen Staat, wie wir gesehen, nun in die üble Lage, die mit ihm verbundenen deutschen Herzogthümer zu verlieren, ganz ähnlich wie dies mit England der Fall war, als Hannover sich nach König Wilhelms IV. Tode, 1837 von ihm trennte, weil in England der Weiberstamm zur Krone gelangte, die in Hannover nur ein Mann tragen kann.

Die jüngere Linie nahm Besitz und England, das Hannover nie als einen integrirenden Theil betrachtete, versuchte in keiner Weise das Recht zu beugen. Ein großes und mächtiges Volk fühlte sich dort nicht gekränkt und beeinträchtigt durch einen Verlust, der es nichts anging, denn Hannover gab England weder Kraft, noch verbesserte es etwa seine Finanzen. Der König von England allein war auch König von Hannover. Zwei Kronen vereinten sich auf seinem Haupte, sonst gab es nichts Gemeinsames dort. Der freie und stolze Sinn des Volkes hatte nie versucht Hannover als eine englische Provinz zu betrachten und

zu bewirthschaften. Anders ist es mit Dänemark. In mittelaltiger Zeit waren jene deutschen Länder zur Verbindung mit ihm gekommen und hatten unter ganz anderen Verhältnissen nach und nach ihre Selbstständigkeit verloren. Ihre Privilegien blieben zwar dem Buchstaben nach stehen, aber in Wahrheit wurden sie Provinzen, deren Vertretung nach Außen, deren Heerwesen und Finanzen ganz mit den dänischen verschmolzen wurden, so daß zuletzt wohl bei Dänen die Meinung entstehen konnte, die Herzogthümer seien wirklich ihr Eigenthum. Das arme kleine Volk der Dänen erschrak vor dem ungeheuren Verlust. Vierhundert Jahre des ungestörten Besitzes hatten ihrer Ansicht nach längst aus der Verbindung eine untrennbare Vereinigung gemacht; jetzt wurde diese plötzlich gefährlich angetastet, durch das mögliche Erlöschen des Mannsstammes im Königshause; jetzt erst traten die alten Urkunden aus ihrem Dunkel, durch welche Schleswig-Holstein dänisch geworden war.

Den Dänen kam es nun vor Allem darauf an zu erweisen, daß die Herzoge von Augustenburg kein Recht zur Erbfolge hätten. Mit Schleswig wurden sie in der beliebten Weise am kürzesten dadurch fertig, daß sie es seit 1721 incorporirt

sein ließen, dagegen machte ihnen Holstein doch einiges vermehrtes Kopfbrechen. Die Herzoge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg waren ihnen ersichtlich die gefährlichsten Gegner und Niemand ist in neuer Zeit wohl heftiger und erbitterter von der dänischen Propaganda angegriffen, als das Haupt der Familie, Herzog Christian August.

Wir haben gesehen daß dieser jüngere Zweig des königlichen Hauses im Jahre 1564 dadurch entsprang, daß sein Stammvater, Herzog Johann der Jüngere, mit seinem Bruder, dem Könige Friedrich II. den königlichen Antheil theilte. — Im Jahre 1622 theilten die Söhne Johanns des Jüngern wiederum die Erbschaft ihres Vaters und es entstanden die Sondenburger, Norburger, Arröer, Glücksburger und Plöner Linien, welche jetzt sämmtlich erloschen sind, bis auf den Zweig der Sonderburger Linie, welcher die Linie der Herzoge von Augustenburg bildet, und einem jüngern derselben Linie, von dem die Herzoge von Beck-Glücksburg stammen.

Das Primogenitur-Statut, welches für die jüngere königliche Linie von dem Herzog Alexander zu Sonderburg am 17. Dezember 1633 eingesetzt

wurde, ſicherte für dieſe beiden Zweige ſeinen Nachkommen das Recht der Erſtgeburt; daher geht die auguſtenburgiſche Linie der Beck-Glücksburgſchen in der Erbfolge voran, dieſe Erbfolge ſelbſt iſt aber der geſammten königlichen Linie nach dem Ausſterben des Mannsſtammes der ältern königlichen Linie durch das Recht der Lehnsſucceſſion geſichert.

Die Angriffe der Dänen auf dieſe Nachfolge ſind nun der allerverſchiedenſten Art geweſen. — Wie es mit der Behauptung ſteht, daß der Herzog Chriſtian Auguſt im Jahre 1721 einen Unterthaneneid geleiſtet und damit ſeine Erbrechte aufgegeben habe, iſt früher ſchon dargeſtellt worden; eben ſo haben wir angeführt, wie im Jahre 1806 Dänemark die Incorporation Holſteins verſuchte, auf Proteſt des Herzogs Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg jedoch der Ausdruck „unzertrennlicher Theil“ in dem Patent vom 9ten September geſtrichen, und dafür das nichtsbedeutende Wort „ungetrennt“ geſetzt wurde.

Die Herzoge von Auguſtenburg waren demnach aufmerkſam auf Bewahrung ihrer Rechte und ſie mußten es noch mehr werden, als mit dem Jahre 1815 die Angriffe immer verſchiedener begannen;

jemehr ſich der Streit erhitzte, um ſo ungereimter wurden die Behauptungen. Eine Zeit lang griff man ſogar die Legitimität der Ehe des Herzogs an, der eine Gräfin von Danneskjold-Samſöe geheirathet hatte, und da auch ſein Bruder, der Prinz Friedrich mit einer Gräfin Danneskjold-Samſöe vermählt war, fand man darin das beſte Mittel, die Erbfolgefähigkeit aller Kinder aus dieſen Verbindungen zu bezweifeln.

Es wurden jedoch bald, und namentlich durch Sammer, an dreißig Fällen im königlichen Hauſe nachgewieſen, daß Ebenbürtigkeit der Mutter zur Erbfolgeberechtigung ihrer Kinder gar nicht gefordert werde, daß ſich vielmehr im königlichen Hauſe, wo ſehr viele unebenbürtige Ehen ſtatt fanden, ein ganz entſchiedenes Herkommen ausgebildet hat, das dem Weſen des ſkandinaviſchen Nordens entſpricht, welches keine Standesunterſchiede kannte. Auch das in ſpäterer Zeit gegebene Königsgeſetz verlangt keine Ebenbürtigkeit für die Erbfolge der Kinder, ſondern nur Einwilligung des Königs zur Ehe. Dieſe Beſtimmung wurde dann auch von den Dänen auf die Ehe des Herzogs angewandt, obwohl das Königsgeſetz nur für Dänemark Gültigkeit haben kann. Der alte König Friedrich

hatte nun wohl allerdings die Verbindung des Herzogs mit der Gräfin von Samsöe nicht gern gesehen und darüber gezürnt, allein sich bald versöhnlich gezeigt; überdies war die Wahl des Herzogs unter Beistimmung seines Schwagers, des Kronprinzen, jetzigen Königs erfolgt; das Königsgesetz also in keiner Beziehung darauf anwendbar. Man ließ diese unnützen und häßlichen Angriffe daher auch bald wieder fallen und wandte sich auf viel ernsthaftere Gegenstände. Man bestritt nämlich die Lehnsfähigkeit der jüngern Linie, und auf diesem verwickelten schwierigen Felde konnten die verschiedensten Folgerungen oder Schlüsse gezogen, hartnäckig vertheidigte Behauptungen aufgestellt werden; hier war überhaupt ein Boden, auf welchem dialektische Fechterkünste und scharfsinnige Hypothesen viel vermochten.

Dieser Streit währt bis jetzt fort, und hat von beiden Seiten viele Rechtskundige und Gelehrte beschäftiget; allein die Sache des Augustenburgischen Hauses erlangte dennoch ein so entschiedenes Uebergewicht in der öffentlichen Meinung und fand so wohlgerüstete treffliche Vertheidiger, daß ihr Erbfolgerecht in Schleswig-Holstein so ziemlich wohl den Meisten klar ist, die nicht

im Parteiintereſſe es verdunkeln und abläugnen wollen.

Von der höchſten Wichtigkeit iſt in dieſem Betracht Samwers Buch über die Staatserbfolge in Schleswig-Holſtein, das Werk eines ſcharfſichtigen Publiciſten, der von vielen wichtigen Urkunden unterſtützt, die Einwände der Gegner widerlegt und mit großer Entſchiedenheit die Rechte der jüngern königlichen Linie vertheidigt.

Ob überhaupt ein Lehnsrecht für Schleswig-Holſtein gültig ſei, oder ob nicht die Landesprivilegien allein gültig bleiben und die Herzogthümer, wenn ſie ſich von Dänemark trennen, von Neuem ein Wahlreich werden, iſt ebenſowohl Gegenſtand lebhaften Streites geworden, wie die Frage: ob Holſtein und Schleswig Mannslehen ſeien?

Was die Wahlfreiheit der Stände anbetrifft, ſo iſt dieſe lange Zeit hindurch Gegenſtand des Streits zwiſchen Ständen und Herzogen geweſen, bis derſelbe endlich in dem Erſtgeburtrechte zur Vermittelung gelangte. Der Verlauf der Zeiten hat die Erbfolge in der Wirklichkeit feſt begründet und zu Schleswig-Holſteins eigenem Wohle wäre eine

Rückkehr zur Wahlfreiheit nicht zu wünschen. Was dagegen die Frage betrifft: ob Schleswig und Holstein ausschließlich Mannslehen seien? so muß für Holstein dies wohl für alle Zeit behauptet werden, denn es war Lehn des deutschen Reichs, das nur für Waffendienst gegeben wurde. — In den früheren Lehnsbriefen wird allerdings nur von veri heredes gesprochen; die spätern aber enthalten ausdrücklich die Belehnung auf männliche Leibes- und Lehnserben. Schleswig dagegen ist in früherer Zeit auch Weiberlehn gewesen, wie dies Dahlmann und Michelsen behaupten, der mehre Erbverzichte der Herzogtöchter auf das Herzogthum Schleswig bekannt gemacht hat. Wenn dies aber auch so gewesen, so ist doch gewiß, daß es in späterer Zeit von den dänischen Königen selbst als Mannslehn anerkannt wurde. Im Odenseer Vergleich 1579 mußten die Herzoge eben deswegen Lehndienste zusagen. König Friedrich II. versprach dagegen allen Herzogen von Holstein, den jetzigen wie zukünftigen, Schleswig als ein rechtes fürstliches, altväterliches, vererbtes Fahnenlehn zu verleihen. In allen folgenden Zeiten sind beide Herzogthümer als solche genannt, die nur an den männlichen Stamm fallen

können; es kann daher der Weiberſtamm, wenn derſelbe in Dänemark nach dem Königsgeſetz zur Krone gelangt, niemals auch in den Herzogthümern regieren.

Ein anderer wichtiger Streitpunkt iſt nun der, ob, wenn die Herzogthümer ſich trennen, eine Linien- oder eine Gradual-Erbfolge eintritt. — Bei der reinen Linienerbfolge iſt diejenige die nächſte, welche ihrer Abſtammung nach mit dem letzt Verſtorbenen den nächſten gemeinſamen Stammvater hat. Gilt dagegen die reine Gradualerbfolge, ſo iſt der der königlichen Linie Nächſtverwandte auch nächſtberechtigter Erbe. Bei gleichen Graden der Verwandtſchaft muß das Erbe getheilt werden. Tritt endlich eine Linien-Gradualfolge ein, ſo gilt bei der nächſtberechtigten Linie das Recht der Erſtgeburt, die Primogeniturfolge.

Nun ſind die Herzoge aus der jüngern königlichen Linie nach der reinen Linienerbfolge die nächſten, denn ihr Stammvater Johann der Jüngere war ein Sohn Chriſtians III.; die gottorfſche Linie hat einen entfernteren Stammvater (Friedrich I.) mit der älteren königlichen Linie gemein. Die Herzoge von Auguſtenburg und von Glücksburg würden daher das Land thei-

len müſſen. — Nach der Gradualfolge ſtänden die Auguſtenburger dagegen hinter den Gottorfern, denn dieſe ſind dem Grade nach näher mit der ältern königlichen Linie verwandt. Gilt die Linien-Gradualfolge, ſo fiele Schleswig-Holſtein durch Primogeniturrecht zunächſt der Auguſtenburgſchen Linie, dann der Glücksburgiſchen, dann der Gottorfſchen zu.

Wie wir geſehen haben ſind die Primogenitur-ordnungen von 1609, 1633 und 1650 für die drei Linien des oldenburgſchen Hauſes vorhanden, allein keine iſt da, welche für das ganze Haus gemeinſame Gültigkeit hätte. Dieſer Umſtand hat den Streit vornehmlich ſo verworren gemacht. — Was ſoll gelten? An wen ſoll die Nachfolge fallen, wenn eine der Linien erliſcht? Nach welchem Rechte ſoll entſchieden werden? Nach dem gemeinen Recht? Nach Privatrecht, oder gemeinem Lehnrecht? Und nach welchem Syſtem? Nach Linien- oder Gradualfolge? nach welcher Succeſſionsordnung?! Man ſieht welch ein Feld zu Behauptungen und Gegenbehauptungen hier offen liegt, was durch Anſichten und Parteiintereſſen bis zur Ueberſchwenglichkeit fruchtbar gemacht werden kann.

Die Succeſſionsordnung des Schauenburger Hauſes iſt bald als Gradualfolge, bald als Linienerbfolge von den Gelehrten beurtheilt worden, weil Fälle vorkommen, die für beide Arten von Erbfolge zeugen, denn in jener rauhen Zeit ſuchte der zu erben, der die meiſte Macht beſaß. So wurde denn die Erbfolge bald durch Krieg und endlich durch Vergleich beſtimmt. — Die Schauenburger kehrten ſich wenig an das was Recht war und ließen ſelbſt die Weiber erben. Dem Rechte nach ſicherten ſich die Stammvettern die Lehen, als Mitbelehnten zur geſammten Hand, wie es nach ſächſiſchem und überhaupt deutſchem Lehnrecht Sitte war, und dieſe Erbfolge zur geſammten Hand läßt keine Gradualfolge zu, ſie giebt vielmehr der Linie den Vorzug.

Nach dem Erlöſchen des Schauenburger Hauſes, als die Oldenburger durch Wahl der Stände Herrn in Schleswig-Holſtein wurden, trat 1460 das Wahlrecht ein und dauerte bis 1616. Chriſtian I. erkannte das Wahlrecht der Stände an und ſicherte es durch ein Privilegium, aber neben dieſem ſtändiſchen Wahlrecht ging die Erbfolge des Fürſtenhauſes. Sobald ein Landesherr todt war, traten ſeine nächſten Erben die Regierung an, übten die

Rechte derſelben aus und beriefen dann erſt den Landtag, um Huldigung von den Ständen zu begehren. — Es war alſo Erbfolge und Wahl hier ganz wunderlich verbunden, und dies Syſtem, das viel Verderben und frühen Untergang in ſich tragen mußte, wurde erbliches Wahlrecht genannt, was in mancher Beziehung ein Unſinn iſt. Denn ein Wahlrecht war eigentlich nie vorhanden in Schleswig-Holſtein, weil keine Wahl den Ständen frei blieb. Die Erben ergriffen die Regierung nach der bei ihnen üblichen Ordnung, nach welcher ſie die Herzogthümer als väterliches Erbe ihres Hauſes betrachteten, und ohne die Stände zu fragen, forderten ſie nur von ihnen die Beſtätigung, die Huldigung, welche allerdings verſagt werden konnte. — Je mehr die Fürſtenmacht erſtarkte, um ſo läſtiger wurden ihr die Huldigungsgeſuche an die Stände. Sie ließen es Monate und ſelbſt Jahre lang anſtehen, wie z. B. Friedrich II., der 1559 zur Regierung kam, erſt 1564 die Huldigung verlangte. — Das Erbrecht war und blieb überwiegend; die Stände wandten überhaupt nur einmal ihr Verwerfungsrecht an, um der Vielherrſchaft zu entgehen, endlich aber verſchafften ſich die Herzoge die Befehle

des Kaisers, ihnen als Erbherrn ohne Weiteres zu huldigen, Herzog Philipp weigerte sich zuerst 1588, die Stände darum anzugehen, und als die Primogenitursstatute die Landestheilungen aufhoben und die Erbfolge in den Linien bestimmten, erlosch das sogenannte Wahlrecht gänzlich.

Auf dem Landtage von 1616, sagt Sammwer, ward jenes Recht aufgehoben, und er weist dies aus den Landtagsakten nach. — Falk läßt die Aufhebung nur für das Gottorffsche Haus gelten; Lorensen für das ganze Oldenburgische Haus, Clauſſen will dagegen von keiner Aufhebung wissen, nach ihm ist für jeden Thronwechsel der Erstgeborne als Nachfolger bestimmt worden, so daß eine eigentliche Erbfolge bis jetzt nicht existirt.

So verschieden ist die Meinung der Publicisten fast bei allen wichtigen Fragen. — Sammwer theilt jedoch die Vorgänge ausführlich mit, aus welchen klar hervorgeht, daß König und Herzog von ehrbaren Rittern und Landschaft „die Erbhuldigung aus allerschuldigster Gebühr unweigerlich und denen kaiserlichen und königlichen Befehlen und Begehren gemäß“ verlangte. Die Stände sahen wohl, daß man die Wahl umgehen wollte,

und ſuchten ihr Privilegium zu retten, indem ſie König und Herzog als gewählte Herrn annahmen, allein dieſer Ausweg half ihnen nichts. — Der Befehl Kaiſer Rudolfs II. von 1590 ward jetzt veröffentlicht, worin bei Strafe der Rebellion ihr Huldigungsrecht aufgehoben wurde, und das Ende war, daß die Stände ſich fügten und Vergleichsvorſchläge machten, wogegen König und Herzog an demſelben Tage erklärten, daß die Erbhuldigung pure, simpliciter und absolute zu leiſten ſei, widrigenfalls die Strafen der Rebellion eintreten würden.

So mußten ſich denn die Stände, uneinig und entmuthigt, unterwerfen, und froh ſein, daß Chriſtian IV. es ſich gefallen ließ, als: „älteſter Sohn des verſtorbenen durchlauchtigen Herrn Johann Adolf und von Ihrer kaiſerlichen und königlichen Majeſtät belehnter Landesherr“ gehuldigt zu werden, und nicht, wie ſeine Geſandten es forderten, ganz einfach als regierender Landesfürſt und Herr.

Von dieſer Zeit an war das Wahlrecht beſeitigt. Was noch erfolgte, war Wortklauberei. In der Privilegienconfirmation hieß die letzte Erklärung zwar: daß man das Wahlrecht auf das Erſt-

geburtsrecht zurückgeführt habe, oder wörtlich: man habe den punctum electionis vorinferirter Erklärung ad primogenitum *restringiret*; in Wahrheit aber war man in gewaltthätiger Weise gezwungen worden, die Erbhuldigung ohne alle Bedingung zu leisten. Die da sagen, es sei das Wahlrecht nicht aufgehoben, beziehen sich auf das Wort *restringirt*, was Herzog Friedrich von Gottorf sich nicht gefallen ließ, weshalb er, auf Vorschlag der Stände in die Privilegienconfirmation *reducirt* setzte. Der König ließ es geschehen, deswegen soll nun für die Gottorfer das Wahlrecht aufgehoben sein, für die königliche Linie nicht; oder wie gesagt, nach anderer Deutung das Wahlrecht überhaupt noch fortbestehen, blos weil restringere einschränken bedeutet.

Man hat damit zugleich eine Probe, wie dieser Streit geführt wird. Solche Einwürfe aber sind nichtig, den Thatsachen gegenüber, nach welchen die Erbhuldigung pure, simpliciter und absulute geleistet wurde. Seit 1616 trat hierauf in Schleswig-Holstein ganz dasselbe Staatsrecht in Wirksamkeit, wie in andern Ländern, wo das Recht der Erstgeburt gilt. War keine allgemeine Successionsordnung vorhanden, so traten dafür um so gewisser

die gemeinen Rechte an deren Stelle, weil dieſe überall gelten müſſen, wo kein beſonderes Geſetz ſie ausſchließt.

So kommt für beide Herzogthümer das gemeine Lehnrecht in Anwendung, was früher ſchon Gültigkeit beſaß. Dieſe Rechtsquelle giebt der Linienerbfolge den Vorzug und ſtimmt darin mit dem Erſtgeburtsrechte überein. Der Unterſchied beider aber beſteht darin, daß die gemeinen Rechte denjenigen zur Nachfolge berufen, welcher dem Letztverſtorbenen im Grade am nächſten ſteht; das Erſtgeburtsrecht dagegen den, welcher unter den Mitgliedern einer Familie der Erſtgeborne iſt.

Jetzt, wo man den Staat nicht mehr als eine Privatdomäne betrachtet, ſondern als einen Verband der menſchlichen Geſellſchaft, an deſſen Spitze nur Einer ſtehen kann, iſt die Untheilbarkeit überall durch das Recht der Erſtgeburt geſichert worden; und ſo iſt es auch in Schleswig-Holſtein. Die Völker haben für ihre Untrennbarkeit ein weit älteres und göttlicheres Recht aufzuweiſen, als die Fürſten, und die Zeiten ſind längſt vorüber, wo man ſie als eine väterliche Hinterlaſſenſchaft betrachten konnte, um deren Beſitz man ſich ſtückweis, wie um Heerden und Ackerſtücke verglich.

Jene Zustände der Unfreiheit in den mittelaltrigen Patrimonialstaaten hat selbst der Absolutismus schon beseitigt, indem er in seinem Interesse die Erstgeburtsrechte einführte, noch viel weniger aber kann der Rechtsstaat jene dulden, der den Grund seines Bestehens im Gesellschaftsverband freier menschlicher Wesen und deren Willensvereinigung setzt.

Aus der Erstgeburtsfolge in den Herzogthümern ergab sich historisch die Vereinigung des Landes unter der Regierung *eines* Fürsten. Die ältere königliche Linie erwarb nach und nach Sonderburg, Arröe, Norburg, Plön und Glücksburg. Durch Krieg und Eroberungen kam 1721 der Gottorfische Antheil an sie, und dieser Erwerb wurde durch Vertrag 1773 bestätigt, so daß gegenwärtig das ganze Land vereint ist und *nach dem Rechte der Erstgeburt* vererben muß.

Es kommt nun darauf an, welche Linie zuerst zur Erbschaft gelangt und hier gerathen die Meinungen wiederum sehr feindlich an einander. *Die Dänen* behaupten, daß das Erbstatut des königlichen Hauses gelten müsse, welche das gemeine Recht vollkommen ausschließt. *Falk* bezieht sich auf das römische Recht und nimmt reine Gradualfolge an; Andere wieder reine Linealfolge; dagegen

tritt Sammer mit Beweisen auf, daß das gemeine Lehnrecht ausdrücklich für Schleswig, wie für Holstein, in beiden Fürstenthümern zur Anwendung gekommen sei, und die Libri Feudorum der deutschen Kaiser hier, wie im übrigen Deutschland gelten. Da es kein dänisches Lehnrecht gab, ward das Deutsche auch in Schleswig eingeführt, das eng mit Holstein verbunden wurde. Ueberdies waren die Oldenburger deutsche Fürsten, eben sowohl wie frühere dänische Könige, Erich von Pommern u. s. w. die deutsches Wesen in Dänemark einbürgerten. Die Berufung auf die gemeinen Lehnrechte finden sich bei vielen Streitigkeiten der Könige und Herzoge und diese entkräftigten immer mehr die einheimischen sächsischen. Auch der Kaiser Rudolph erkannte im Oldenburger Erbstreite (1590) diese an; in allen drei Primogeniturstatuten geschah dasselbe. Das lombardische geschriebene oder gemeine Lehnrecht stellt somit die Rechtsquelle entschieden dar.

Bei dem sächsischen Lehnrecht gab es keine Erbfolge der Seitenverwandten; diese mußten ihre Mitbelehnung immer in der gesammten Hand suchen; das lombardische oder gemeine Lehrecht dagegen lehnte das ganze Geschlecht des ersten Er-

werbers. Nach und nach hat ſich aus ihm die Annahme einer Lineal-Gradualfolge herausgebildet und hierin trifft es mit dem Sachſenſpiegel zuſammen, der dieſe ebenfalls vorſchreibt. Ueberall in Deutſchland hat die Lincalfolge ihre Anerkennung gefunden, und ſo auch in den Primogeniturſtatuten der Schleswig-Holſteiniſchen Herzoge, die ohne allen Vorbehalt anerkannt wurden. Die Anerkennung des näheren Grades tritt dagegen in dem königlichen Primogeniturſtatut hervor. Der Vorzug des Grades wird in der näheren Linie als gültig eingeſetzt und neben dem Rechte der Erſtgeburt feſtgeſtellt. Das Statut der jüngeren königlichen Linie und das Gottorfiſche beſagen ausdrücklich, daß die Anordnungen deſſelben auch für Alles künftig zu Erwerbende (Neo acquirenda) Gültigkeit haben, und dies iſt ſehr wichtig geworden, weil damit zugleich für den Anfall der Herzogthümer Schleswig-Holſtein, mit welchen ſie zur geſammten Hand belehnt waren, das Erbrecht feſtgeſetzt ward. Durch dies Erbſtatut von 1633 geht die Auguſtenburger Linie der Beck-Glücksburgiſchen voran, während ſie nach gemeinem Rechte derſelben nachſtehen würde. Das Statut hat alſo das gemeine Recht abgeändert und iſt bei verſchiedenen

Gelegenheiten auch in Kraft getreten, namentlich bei dem Erlöschen der plönischen und glücksburgischen Linien. Die in Schleswig-Holstein geltende Successionsordnung ist daher eine gemischte, in deren Folge zum Theil das gemeine Recht, zum Theil die Statute in Anwendung kommen. Daß, wenn die ältere königliche Linie erlischt, nicht die Gottorfische, sondern die jüngere königliche Linie folgt, beruht auf dem gemeinen Recht, das die Linien-Gradualfolge einsetzt; daß aber die Augustenburgische Linie zuvörderst succedirt und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt, beruht auf dem Familienstatut, das zwischen der Beck'schen und Augustenburgischen Linie die Erbschaftsfolge ordnet.

Nach dem Aussterben dieser beiden Linien folgen die Gottorfer, als Nächstberechtigte, in Folge gemeinen Rechts, und zwar zuerst die russische, dann die schwedische Linie (die Wasa), dann die Oldenburgische.

Es ist schwer, von diesen so viel angegriffenen und bestrittenen Verhältnissen eine kurze und klare Darstellung zu geben. So weit dies hier geschehen konnte, habe ich es versucht, und glaube, daß nach allen Erwägungen die Erbfolge des Hauses Augusten-

burg wohl begründet ist. Die Prinzen dieses Hauses sind ersichtlich die nächsten Erben, wenn man es nicht macht wie die Dänen, und entweder historische Fakta geflissentlich entstellt, oder aus einzelnen Widersprüchen, die hier so leicht aufzufinden sind, Schlüsse und Folgerungen zieht, die zu ganz entgegengesetzten Resultaten führen müssen.

Für die Belehnung der Herzoge von Augustenburg mit Schleswig und Holstein zur gesammten Hand giebt es der historischen Beweise viele. Für Schleswig reichen sie bis ins 18. Jahrhundert hinein und für Holstein ist noch ein Lehnsbrief von 1755 von Kaiser Franz ausgestellt worden. Diese Rechte wurden auch von der Königlichen Linie stets anerkannt. Samwer, dessen gründliches Buch überhaupt wohl das meiste Licht in diese Verhältnisse gebracht hat, beweist eben so auch, daß Pinneberg und Ranzau durch Lehnsrecht an die jüngere Linie fallen müssen, aber was wollen alle diese Beweise und Rechte, und wären sie noch so klar und gewiß, wenn im leidenschaftlichen Kampfe der Parteien jede nur das für Recht erklärt, was ihr gefällt.

Schleswig ist 1721 incorporirt, rufen die Dänen; dies Faktum löscht alle Lehns- und Successions-

rechte aus. Holstein mag sich trennen und unter drei oder vier Herrn theilen lassen, wenn es dazu Lust hat. Dagegen beweisen die Schleswig-Holsteiner vergebens, auf ihre Privilegien und historische Beweise gestützt, daß die dänische Behauptung falsch sei; kein dänischer Patriot wird ihnen glauben. — Und zwischen diesen beiden streitenden Völkern stehen die Sprößlinge der jüngeren königlichen Linie und können, von ihren Verhältnissen zum Königshause bedrängt, ihre angefochtene Successionsfolge, bis jetzt nur unter mannichfachen Berücksichtigungen vertheidigen. Naturgemäß müssen sie mit dem Lande gehen, denn nur in Verbindung mit dessen Rechten, werden ihre eigenen Rechte zur Geltung gelangen. Aber jede offene Deklaration muß ihre Stellung zu den königlichen nahen Verwandten zu einer feindlichen Partie zu machen; jede Annäherung zur Schleswig-Holsteinischen Sache ruft schon eine Kette von Angriffen hervor, denn die dänische Propaganda wird nicht müde, das geringste Zeichen, daß der Herzog von Augustenburg seine Rechte beachtet und zu vertheidigen strebt, wie ein Verbrechen zu behandeln. So gehen denn die Angelegenheiten der Erbfolgerechte der jüngeren königlichen Linie und die Landesangelegenheiten der

Herzogthümer neben einander. Es sind zwei für sich bestehende, besonders zu betrachtende Gegenstände, aber sie umschlingen sich so fest und werden so sehr von gemeinsamen Verhältnissen getragen, daß das Eine dem Anderen die Nothwendigkeit verleiht.

Ich war zu einer interessanten Zeit in die Herzogthümer gekommen. Der König durchreiste das Land, dessen verschiedene Stimmung ihm kund wurde. Er versammelte auf seinem Schlosse zu Plön den Adel, der ihm aufwartete, und zum nahenden Geburtstage den Herrscher beglückwünschte. Beim festlichen Mahle im Schlosse hob es der König hervor, wie in diesen Räumen seine Vorfahren oft mit ihren Vasallen getafelt, die treu an seinem Hause gehalten und wie er hoffe, daß noch in später Zeit diese Treue sich bewähren und bei seinem Nachkommen ausharren werde. — In Kiel, wo König Christian sich dann einschiffte, um sein Geburtsfest in Kopenhagen zu feiern, fand eine ernstere Scene statt. Die Deputation der Universität wurde streng empfangen, denn namentlich war der Geist, welcher sich in manchen Lehrern der Universität, durch Vorträge, Schriften und Theilnahme an dem Landesstreit bemerkbar machte, in Kopenhagen längst mißliebig aufgenommen worden.

Der König berührte dieſe Thatſachen nicht ohne entſchiedenen Tadel. Er wies darauf hin, daß die Univerſitätslehrer damit die Jugend irre führten; und daß ſie, ſtatt an ihren eigentlichen Beruf ſich zu halten, der da ſei der Wiſſenſchaft zu leben und dieſe zu lehren, Unruhe und Unzufriedenheit verbreiten helfen; als ob Wiſſenſchaft und Leben ſich trennen ließen, und Lehrer des Rechts und der Geſchichte (wie überhaupt in ſo bewegter Zeit jeder Lehrer) nicht das Recht und die Pflicht hätte, auch lebendigen Antheil an den Zuſtänden des Vaterlandes zu nehmen! Der König drohte, der Univerſität ſeine Gnade und Unterſtützung zu entziehen und ſprach über die beabſichtigte Trennung der Herzogthümer in eigenthümlicher Wendung ſeine Meinung aus: Einen Staat Schleswig-Holſtein gibt es nicht und wird es nie geben, ſagte er, aber halten Sie mich nicht für ſo dumm, eine Incorporation zu wollen. Ich werde die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der Herzogthümer aufrecht zu erhalten wiſſen.

In dieſen Worten lag das ganze Glaubensbekenntniß des Monarchen. Zu rechtlich, um den Forderungen der exaltirten däniſchen Partei beizuſtimmen, zu ſchwach um ihr ganz zu widerſtehen;

zu einsichtsvoll um die Mahnungen der Zeit energisch zu verwerfen und doch zu sehr absoluter Herrscher, um der unbeschränkten Gewalt zu entsagen und durch eine freie Verfassung vielleicht die Gemüther zu versöhnen; endlich zu wenig Staatsmann, um etwa, wie Louis Philipp, die Parteien zu beugen und in kluger Berechnung sie zu schwächen; so läßt sich die ganze Summe dieser Weisheit dort concentriren, keinen von beiden Theilen zum Uebergewicht gelangen zu lassen; vielleicht um in der letzten Minute des Lebens sich zu sagen: après moi le deluge! — Die Worte des Königs widerhallten von Kiel aus bald nach allen Seiten und jede Partei deutete davon für sich aus, was ihr behagte. Die dänischen Blätter spotteten über das utopische Schleswig-Holstein, die Herzogthümer freuten sich über die abermalige Zusicherung der Aufrechthaltung ihrer Selbstständigkeit. Beruhigung fand jedoch keiner von beiden.

Und während der Königliche Zug sich durch Holstein fortbewegte, richteten sich die Blicke der Herzogthümer theilnahmsvoller als je auf Augustenburg, wo der Herzog seine silberne Hochzeit bereitete. Vor fünf und zwanzig Jahren, am 18. September 1820, hatte er sich vermählt, gerade an

dem Geburtstage seines Schwagers, des Kronprinzen, der damals in inniger Freundschaft ihm zugethan, an der hochzeitlichen Tafel ihm zugesichert hatte, eben so froh einst die silberne Hochzeit mit ihm zu begehen. Jetzt war diese wirklich gekommen, aber die Zeiten hatten sich geändert und der königliche Gast fehlte.

Darüber wurde nun gar Vieles und Manches gehört und erzählt. Der Herzog hatte den König in Föhr besucht, nach kurzem Aufenthalt es aber wieder verlassen, als der König ihm abgeschlagen, Augustenburg mit seiner Gegenwart zu beehren.

Gerüchte verbreiteten sich über den Empfang des Herzogs, der kein freundlicher gewesen sein sollte, und mischten jedenfalls viel Falsches mit Wahrem. Wer wollte wissen, was zwischen dem Könige und seinem Schwager im geheimen Gespräch vorgefallen? — und doch konnte man es vermuthen. Man kannte die Zerwürfnisse, welche seit längerer Zeit die verwandschaftliche Befreundung immer mehr erkältet und konnte vermuthen, daß diese durch neuere Vorgänge weiter beregt war. Dazu kam, daß die Königin in Kopenhagen nicht, wie es hieß, durch Krankheit gehindert werde, die silberne Hochzeit ihres Bruders in Augustenburg zu be-

geben, dagegen habe man nächſtens den Kronprinz von Dänemark zu erwarten, der die Statthalterſchaft übernehmen werde.

Daß der König unter der jetzigen Aufregung nicht Auguſtenburg beſuchen und die ſilberne Hochzeit zugleich mit ſeinem eigenen Geburtsfeſte gleichſam im Heerlager eines Fürſten feiern konnte, den die Dänen ſo bitter haſſen, begriff Jedermann. Ein ſolcher Schritt würde dem Könige den letzten Reſt von Volksliebe in Dänemark gekoſtet haben, und in einem kleinen Staate, wie dieſer, in einem Staate, wo die Hauptſtadt das bewegende Herz des Landes und ſo voll von Zündſtoff, voll von Männern iſt, deren Oppoſition die Jugend mit Begeiſterung zufällt, muß auch der unbeſchränkte Herrſcher, dem das Königsgeſetz zur Seite ſteht, mit doppelter Vorſicht die öffentliche Meinung behandeln.

Der milde Sinn des Königs hatte bei aller Mißſtimmung doch dafür geſorgt, daß der glänzenden Feier kein Abbruch geſchehe. Hätte er ſein Geburtsfeſt etwa in Plön oder in Kiel begangen, ſo wäre der größte Theil des Adels und der Beamten behindert worden in Auguſtenburg zu erſcheinen. Viele hätten am Hoflager des Monarchen

pflichtgemäß ſich eingeſtellt, ein anderer Theil wäre rückſichtsvoll zu Haus geblieben, daher war die kluge Milde zu preiſen, mit der der König beſchloſſen hatte nach Kopenhagen zurückzukehren, wodurch zugleich den Dänen ein Beweis ſeiner Zuneigung gegeben ward.

Die Einladungen des Herzogs waren inzwiſchen ſchon ſeit längerer Zeit in beiden Herzogthümern einer Auswahl von Männern zugegangen, die einen durch Geburt, Talent und Stellung ausgezeichneten Kreis bildeten. Die Präſidenten der Stände von Holſtein und Schleswig, Profeſſoren der Univerſität, obere Beamte, Amtmänner, Räthe der Obergerichte, Advokaten und andere Mitglieder der ſtändiſchen Verſammlungen, ſowohl von Adel als aus dem dritten Stande, mehrere Geiſtliche, Gutsbeſitzer und viele Herrn aus den erſten Landesfamilien ſollten ſich hier vereinen. Man hätte ſagen können, daß unter den jetzigen Zuſtänden des Landes ein ſolches Feſt faſt als Demonſtration gelten konnte; allein der Herzog hatte nicht allein um Fernhaltung aller und jeder politiſchen Bezüglichkeiten erſucht, er hatte auch ſo viel als thunlich diejenigen nicht eingeladen, deren Namen und Gegenwart gehäſſigen Parteiumtrieben Stoff zur

Verarbeitung geben konnte. Dennoch hat es freilich ſpäter daran nicht gefehlt, weil meiſt alle hier Verſammelte ſind mehr oder minder bekannt als Schleswig-Holſteiner von Geſinnung, und unter ihnen ſich noch immer einige Männer befanden, die den Zorn der Dänen in hohem Grade verſchuldet hatten.

Hätte der Herzog dieſem Feſte eine politiſche Bedeutſamkeit geben wollen, ſo würde er, was nahe genug lag, ſämmtliche Mitglieder der Stände geladen haben. Niemand konnte deßhalb irgend eine begründete Beſchuldigung erheben, da er ſelbſt Mitglied der Stände Schleswigs iſt. Allerdings aber hätte ein ſolcher Schritt die entſchiedene Stellung ausgeſprochen und wie vorwaltende Rückſichten und Bedenklichkeiten ihn hindern mochten, ſo hinderte ihn auch ſeine politiſche Meinung, ſein parlamentariſches Verhalten, und deſſen Conſequenzen.

Herzog Chriſtian Karl Friedrich Auguſt, geboren 1798, folgte ſeinem Vater in den Anſprüchen ſeines Hauſes auf die Erbfolge in Schleswig-Holſtein und Norwegen, wie in dem Güterbeſitz der Familie auf der Inſel Alſen und um Gravenſtein im Jahre 1814. Seine Mutter war eine Schweſter

König Friedrichs VI., wie denn überhaupt es bemerkenswerth ist, wie häufig im dänischen Königshause die ehelichen Verbindungen in den Zweigen der Familie selbst gesucht und gefunden wurden. Herzog Christian, sorgfältig erzogen, besuchte die Universitäten Heidelberg und Gent, reiste dann und vermählte sich 1820. Im Genuß der Revenüen eines bedeutenden Vermögens, lebte er fast beständig auf seinen schönen Besitzungen, wo er sich vornehmlich in der Weise reicher Gutsbesitzer mit Pferdezucht und Jagd beschäftigte. Ueber erstere gab er sogar eine Schrift heraus, die den Werth der Pferderennen darstellte; allein ein so denkender und vielseitig gebildeter Geist, wie der Herzog, mußte bald auch anderen, und wissenschaftlichen Studien sich ergeben, die für ihn eine stets bestimmtere Richtung erhielten, je mehr die politischen Verhältnisse des Landes sich regten und seine eigenen Interessen damit in Berührung traten.

Staatswissenschaften und Geschichte, die neuen Erscheinungen der Literatur und die politischen Fragen der Gegenwart, welche sich darin abspiegeln, mußten vornehmlich den Herzog beschäftigen. Seine Neigungen führten ihn dabei nach und nach wohl immer mehr zu einer Vorliebe für englische Ein-

richtungen und ſtaatliche Ordnung, aber er trat, als das Geſetz vom 28. Mai 1831 Provinzialſtände für die Herzogthümer zuſicherte, und dieſe zuerſt, nach den Verordnungen vom 15. Mai 1834, endlich im Jahre 1836 in Schleswig ſich verſammelten, in der Kammer keineswegs als Oppoſitionsmitglied auf. Seine nahe Verwandtſchaft hinderte dies nicht etwa allein, denn er achtete dieſe geringer, wie ſeine Pflicht gegen das Land, als er den Antrag machte, ſtatt der Zoll- und Kopfſteuer in Schleswig eine Klaſſenſteuer einzuführen. Dieſe Motion richtete zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Inhaber der Virilſtimme, und eine lebhafte Theilnahme entſtand für ihn, den man als den Erben des Landes betrachtete, der aber bis dahin faſt in gänzlicher Abgeſchiedenheit gelebt und dem Volke nirgend nahe getreten war, ſo daß manche ſonderbare Begriffe über ſeine Jagden und Pferderennen, wie über die ſtreng ariſtokratiſchen Begrenzungen ſeines Weſens und ſeiner Richtung umliefen. Ariſtokrat von Geburt in (beſter Bedeutung des Worts) und aus Ueberzeugung konnte er den Ideen über allgemeine Volksrechte nicht allzugünſtig ſein. Dies im Verein mit den nahen Verwandtſchaftsverhältniſſen zum

Thron bildete die Urſache, daß er bei den wichtigſten Beſchlüſſen der Stände, wie z. B. über Preßfreiheit, Vereinigung der Ständeverſammlungen, Trennung der Finanzen vom Königreich u. ſ. w. ſich ſeiner Stimme enthielt, bei den Verhandlungen über das alte Landesrecht der Steuerbewilligung aber als Gegner deſſelben auftrat, und weſentlich beitrug, daß der Antrag damals verworfen wurde. Hierdurch ging ſeine anfängliche Popularität ſchnell wieder verloren, und ſelbſt der Einfluß auf die Stände, der bei den erſten Verſammlungen bemerkbar war und auf Anſehn und Talent des Herzogs beruhte, ſchwächte ſich durch die ſpätern Wahlen, die das Weiterentwickeln der liberalen Tendenzen derjenigen Partei begünſtigten, welche, den Adelsanſprüchen entgegen, für allgemeine Volksfreiheit ſtritt. Der Herzog mußte einſehen, daß er die Stände nicht leiten konnte, aber es gelang ihm bisher eben ſo wenig, ſeine Anſichten mit denen der Volkspartei zu vermitteln. Wenn dieſe darauf bedacht iſt, den Bürger und den mächtigen Bauernſtand, welche durch Grundbeſitz, wie durch die Zahl und geiſtige Befähigung ihrer Abgeordneten einen überwiegenden Einfluß äußern, ſo zu leiten, daß in künftiger Zeit die Landesver-

tretung nicht etwa auf alte Vorrechte bevorzugter Klaſſen Bedacht nehmen kann; ſo findet ſich in der gegneriſchen Anſicht die Befürchtung an der Spitze, daß in dieſer Weiſe ein Bauernſtaat ſich bilden werde, der alle Macht an ſich reißen, und auf bloßen Bodenbeſitz begründet, allen andern Intereſſen der Induſtrie und Intelligenz, und natürlich auch dem Adel, verderblich entgegen treten muß.

Je mehr die Zeit andrängte, um ſo mehr hat allerdings der Herzog auch deren Stimme verſtanden und in ſeiner beſtimmten Weiſe ſich dem allgemeinen Verlangen angeſchloſſen. Er hat für Freiheit der Preſſe ſich erklärt, und ſeine Geſinnung über eine Verfaſſung iſt kein Geheimniß geblieben; eben ſo wenig aber, daß er ein Zweikammerſyſtem für das paßlichſte hält, und der gewöhnliche Conſtitutionalismus deutſcher Kammern, vielleicht mit einigen engliſchen Zuſätzen, auch für dieſe kleinen Verhältniſſe ihm die richtige Form zu geben ſcheint.

Hierdurch iſt der Herzog allerdings mit einem großen Theil des erſten Standes und deſſen Führern im Einklange und hat die ſogenannten gemäßigten Leute für ſich, keineswegs aber die große Majorität des Landes, wie überhaupt Alle, die da meinen, Vorrechte im Staate ſeien unſtatthaft und des

Landes zukünftige Wohlfahrt müſſe auf die möglichſt breiteſte Baſis gebracht, die gleichmäßige Betheiligung am Staate möglichſt weit ausgedehnt werden und kein Stand ſich darin überheben.

Daß die Stellung des Herzogs von Auguſtenburg eine äußerſt ſchwierige iſt, wird Niemand verkennen. Bedrängt von den Dänen in ſeinen Erbrechten, zerfallen mit dem Königshauſe, muß er nothwendig Schirm und Schutz bei Denen ſuchen, die ſeine natürlichen Verbündeten ſind, und einſt die ſein ſollen, welche er, oder ſeine Nachkommen, als Staatshaupt beherrſchen. Hierzu aber iſt Liebe des Volkes nöthig, die durch Hingebung und Opfer für deſſen Wohl und Glück erworben ſein will.

Ein dritter Weg leitet von den Völkern zu den Cabineten und ruht auf den Hoffnungen, durch Miniſterconferenzen und Fürſtencongreſſe mehr zu erhalten, als feſtes Anſchließen an den Volkswillen geben kann. Wie lockend aber auch dieſe Bahn ſcheinen mag, wenn Neigung und Vertrauen ſie mit Sonnenſchimmer beglänzen, ſo iſt doch ſehr die Frage, ob das Erbrecht der jüngeren Linie der Oldenburger jemals vollſtändig in jener Weiſe zur Anerkenntniß gelangen kann, wenn neben ihm nicht die Volkskraft, als Hort und Schutz, ſteht. Belgien riß ſich von Holland los, weil das Volk die

Bande nicht länger dulden wollte, und nur weil sein Wille den Thron des von ihm erwählten Fürsten schirmte gelang es nicht, durch Verschwörungen, Handstreiche und Intriguen die Londoner Conferenzbeschlüsse umzustoßen. In eines Volkes Liebe und Zufriedenheit, oder in seiner knechtischen Furcht und Demuth, ruht die Sicherheit aller Herrschaft. Wo die Zeit der Furcht vorüber ist, wo der Volkswille zum Recht gelangt, im Rechtsstaate, der aus jenem Willen entspringt, kann das Regiment nur mit Hülfe der Majorität des Volks geführt werden; und wo ein junger fürstlicher Zweig die Herrschaft erringen will, muß er das Volk für sich und seine Ansprüche gewinnen. Die alten Lehnsrechte und verwirrten angefochtenen Documente thun's sonst nimmermehr.

Als Belgien sein Volksrecht behauptete, stand Frankreich an seiner Seite; wenn Schleswig-Holstein seine vor 400 Jahren eingegangenen Verbindlichkeiten staatsrechtlich gelöst sieht, darf es nur von Deutschland Hülfe erwarten. — Das getrennte, zersplitterte Deutschland, in welchem das Volk so ohnmächtig und willenlos ist, scheint wenig Schutz gewähren zu können; aber Deutschland ist ein großes Kriegstheater für die Volks-

freiheit der Zukunft. In keinem Volke der Welt gähren in solchem Maaße alle Kräfte, wie jetzt in dem deutschen Volke, das in allen Gebieten des Geistes ringt, kämpft und mit jedem Jahre sichtlich vorwärts schreitet, jenem Tage näher, an dem es siegen wird. Was vom deutschen Volke erwartet werden darf, birgt also noch die Zukunft, doch deren Schleier ist nicht schwer zu lüften und nur an Preußen liegt es, wenn bis jetzt so Vieles gewaltsam zurückgehalten wird, weil dieser Staat seinen historischen Beruf nicht anerkennen und lieber christlich preußisch, als volksthümlich frei und deutsch sein will.

In Ministerialconferenzen kann ohne einen ernsten, starken Volkswillen leicht entschieden werden, daß Schleswig bei Dänemark bleibe. Die absoluten Fürsten und deren Rathgeber werden Gründe genug dafür haben, auch England und Frankreich Schleswig lieber bei Dänemark, als bei Deutschland wissen; der einzige wahrhafte Bundesgenosse ist also auch für die jüngere königliche Linie das deutsche Volk und diejenigen deutschen Fürsten, welche Zeit und Zukunft begreifen und die bewegenden Ideen, nach welchen sich das Menschen- und Völkerleben fortbildet, nicht unter dem Einfluß ihrer Sonderinteressen betrachten.

XI. Kapitel.

Die Insel Alsen. — Die Feste in Augustenburg. — Herzog Christian August.

Nach Augustenburg auf der Insel Alsen reisten die Gäste des Herzogs nun aus allen Landestheilen. Von Schleswig führt der Weg durch Angeln; jenseits des Flensburger Fjord kann man über Gravenstein dahin gelangen, und von Kiel aus brachte ein Dampfboot die Geladenen gleich nach Abreise des Königs, und setzte sie in Sonderburg ans Land, von wo aus man in einer Stunde den Flecken erreicht, neben welchem das Schloß des Herzogs liegt.

Die Gewogenheit eines verehrten Freundes, des Herrn Baron von der Malsburg, Bruder des früh verstorbenen Dichters, hatte mir die Ehre erwirkt, Theilnehmer der Festlichkeiten zu sein, und so führte mich eine Tagereise, an der Seite eines andern Freundes, nochmals durch Angeln

nach Sundwit, und von dort nach Sonderburg und Auguſtenburg, wo alle Anſtalten in ausgezeichneter Weiſe getroffen waren, zweihundert Gäſte bequem eine Woche lang zu beherbergen und glänzend zu bewirthen.

Das Schloß des Herzogs, das nicht allzu geräumig iſt, von ſeinem Großvater an Stelle des alten Ahnenſchloſſes im Jahre 1770 erbaut wurde, und aus einem Corps de Logis und zwei Flügeln beſteht, mußte nicht allein dazu allen entbehrlichen Raum hergeben, auch der Wittwenſitz der verſtorbenen Fürſtin, Mutter des Herzogs, im Park war zur Aufnahme beſtimmt worden; wer dort nicht wohnen konnte, dem war bei den Bürgern des Fleckens ein Quartier vorſorglich beſtimmt. — An den Hauptſaal des Schloſſes hatte der Herzog einen ſchönen Tanz- und Speiſeſaal raſch anfügen laſſen, dem man es nicht anſah, daß er nach weniger Zeit ſich wieder in Balken und Bretter auflöſen ſollte, welche unter dem Schmuck der Tapeten und Behänge verborgen lagen. Es waren überhaupt großartige Anſtalten getroffen worden, die einem ſo reichen und vornehmen Herrn zu Gebote ſtehen, um ſeine glänzenden Feſte im Gedächtniß der Menſchen zu erhalten, und überall

erzählte man ſchon im Voraus, wie viel Tauſende von Rebhühnern und Hunderte von Haſen und Hirſchen, ſammt Köſtlichkeiten aller Art aus Nähe und Ferne herbeigeſchafft ſeien, um Küche und Keller in den Stand zu ſetzen, unerſchöpflich ihre Füllhörner, ſechs Tage lang, von früh bis ſpät, über die Gäſte auszuſchütten.

Die Reiſe nach Auguſtenburg führt durch ein freundliches und fruchtbares Hügelland, das ununterbrochen ganz in derſelben Weiſe, wie in Angeln, auch über Sundwit und Alſen fortzieht. — Ueberall trifft man dieſelbe emſige und wohlgeordnete Acker- und Viehwirthſchaft, überall die einhegenden Koppeln und den erſichtlichen Wohlſtand der landbewohnenden Klaſſe. — Zuweilen erblickt man ſchöne Punkte, eine hochliegende Kirche unter alten Bäumen, oder Mühlen auf ſteilen Hügelgipfeln, die maleriſch kühn in Land und See ſchauen; aber der Hauptcharakter dieſer Herzogthümer iſt überall der, den ein fruchtbarer, angeſchwemmter Lehmſandboden giebt, auf welchem der regſame Menſchenfleiß jeden Fleck zu benutzen verſteht.

Zwiſchen Angeln und Sundwit über den Meeresarm, der in ſeiner Fortſetzung den Flensburger

Fjord bildet, muß man eine halbe Meile zu Boote machen, und zuweilen, bei widrigem Winde, ein Paar Stunden die Launen einer aufgeregten See ertragen; dann geht es quer über die Halbinsel, bis an den Alsensund, der die Insel einige Hundert Schritt breit vom Lande trennt. Mittelst einer Fähre, die in Tauen sich bewegt, setzt man leicht nach Sonderburg über, das sich am Strande ausdehnt, und seinen Hafen, seine Schiffswerften und sein altes Schloß den Nahenden zeigt.

Sonderburg ist sehr alt und in ganz frühen Zeiten schon ein Emporium für den Handel gewesen. Seine Lage eignet sich trefflich dazu; denn der schmale tiefe Sund bildet einen Hafen, welcher großen Schiffen vollen Schutz gewährt. Das ist eine Eigenthümlichkeit der Wasserpässe hier, daß Fluthen sie so tief ausgewaschen haben und so leicht keine Versandung entsteht.

Sonderburgs altes Schloß war einst fest und herzogliche Residenz. Jetzt ist es ein Kornmagazin, wie man mir sagte; so wandelbar ist die Herrlichkeit dieser Welt! — Aber eine Merkwürdigkeit schrecklicher Art war lange in jenem düstern Viereck hart am Meere zu schauen. In einem seiner Thürme wurde der unglückliche

König Chriſtian der Zweite verwahrt. Siebenzehn Jahre verlebte der gewaltthätig heftige, heißen Leidenſchaften allzuleicht ergebene Mann hier in einem Kerker, der nichts enthielt, als einen Tiſch von Stein, den er ruhelos umkreiſte. Seinen Daumnagel ließ er bei dieſen endloſen Rundgängen auf den Rand des Steines nachſchleifen, und nach und nach bildete ſich dadurch eine Rinne, die von dem Leben und Leiden des gefangenen Königs ein ſtummes, furchtbares Zeugniß giebt, nachdem er ſelbſt und Alles was er gethan vergangen iſt, bis auf die Blätter der Geſchichte. — Die Dänen haben den Stein nach Kopenhagen geführt, aber Chriſtian, den ſie den Tyrannen nennen, iſt doch Einer jener Auserwählten des Schickſals, die nach vielen hundert Jahren noch von Dichtern beſungen und auf Schaubühnen den Nachgebornen dargeſtellt werden als Spiegelbilder menſchlicher Irrthümer, Leidenſchaften, Größen und Schwächen.

Sonderburg treibt noch immer Handel und Schifffahrt, die den wohlhabenden Theil ſeiner viertauſend Einwohner ernähren. — Die Stadt gehört mit dem größern Theile der Inſel unmittelbar zum Herzogthum Schleswig. Früher hatten

die Nachkommen Johann des Jüngeren ganz Alſen beſeſſen, aber König Friedrich III., einer der argliſtigſten und gewaltthätigſten Fürſten, der das däniſche Volk, das ihm zu viel vertraute, ſchmählich um die alte Freiheit betrog, betrog auch die nahen Verwandten um ihr Erbe. Er zwang die Herzoge von Sonderburg und Norburg im ſchwediſchen Kriege, ſeinetwegen große Schulden zu machen, erklärte 1668 dann gegen alles Lehenrecht den Concurs über ihre nicht einmal übermäßig verſchuldeten Güter, und ſetzte ſich ſelbſt in Beſitz, indem er den Gläubigern ein Geringes zahlte. Die ruinirten Herzoge riefen den Schutz des Kaiſers an, der auch einen Spruch zu ihren Gunſten that, aber dieſer blieb, wie ſo vieles, ein leerer Schall, denn Niemand vollſtreckte die Execution. So war es denn gut, daß die beiden Linien ſchon 1706 und 1722 ausſtarben, und ſich das Grab über begangenes Unrecht ſchloß.

Die Güter der Auguſtenburgiſchen Linie in der Mitte der Inſel blieben verſchont, vielleicht darum, weil dies Haus von früh an ſich beſſer mit ſeinem königlichen Verwandten ſtellte, und durch Heirathen und Dienſtleiſtungen die Bande näher küpfte. Im Laufe des vorigen Jahrhundert mehrte ſich ihr

Beſitz durch kluge Nachgiebigkeit beim Erlöſchen der plönſchen und glücksburger Linien. Sie wußte, daß ſie mit dem Löwen theilen ſollte und war zufrieden mit Geringem. Der Großvater des jetzigen Herzogs brachte durch Heirath die Gravenſteinſchen Güter an ſich, welche an der Küſte hin, gegen Apenrade liegen, und jetzt ſchätzt man die reichen Jahreseinkünfte des Geſammtbeſitzes auf 80- bis 100,000 Thaler. — Alles Land iſt meiſt in Erbpacht ausgethan, und die Bauern des Herzogs befinden ſich in guten Verhältniſſen. Hufenſtellen giebt es wenige, wohl aber viele halbe Hufen, die reichlich eine Familie nähren. Die Leute haben Anhänglichkeit zu dem fürſtlichen Hauſe, denn der Herzog iſt ihnen ein gütiger Herr, der nicht leicht eine Bitte abſchlägt, bei Mißgeſchick und Unglücksfällen die Pacht ermäßigt und erläßt, auch hülfreich zutritt, wenn heimgeſuchte wackere Leute es verdienen.

Manche Klagen, welche in Schleswig über die beſchwerlichen Dienſtleiſtungen umgehen, welche die Bauern des Herzogs zur Jagdzeit leiſten ſollen, ſind zum Theil wohl übertrieben, zum Theil allerdings durch dieſe noble Paſſion hervorgerufen. Der Herzog hat durch Vergleich mit dem Könige

die Jagdberechtigung auf der ganzen Insel, und hier sowohl, wie in den schönen Wäldern und Markungen Gravensteins giebt es viel Wild aller Gattungen, sammt Fasanengehegen, Fuchsgehegen u. s. w. Zu den großen Jagden in Augustenburg, die ganze Wochen dauern, kommen die eifrigen Nimrodskinder aus Nähe und Ferne, jagdlustige Herrn aber denken zuweilen wenig daran, daß ihr Vergnügen keinen besondern Reiz für die aufgebotenen Bauern und Treiber hat. Es ist daher vorgekommen, daß die Leute den Dienst versagten und nach Hause gingen, auch wohl Mißmuth sich lebhaft äußerte. Der Herzog hat daher jetzt eine Ablösung dieser Dienste eintreten lassen, so daß keiner mehr gezwungen werden kann, jene zu leisten.

Man erzählte mir, daß der Herzog selbst die großen Treibjagden gar nicht so sehr liebe; wie überhaupt, seit die Landesverhältnisse seine Thätigkeit und Theilnahme mehr beanspruchten, die frühern Neigungen sich sehr gemäßigt hätten. Es ist gar nicht mehr, wie sonst hier, sagte der würdige Herr, der mir das erzählte, mit einem leisen Kopfschütteln; denn damals ging es täglich hinaus, so lange es nur Jagd gab, oder in das

Geſtüt, was der Herzog nun ganz und gar aufgeben will. Einen Hirſch zu ſchießen, der von Geſchrei und Geklapper erſchreckt, durch die Linie der Schützen in wilder Haſt eilt, hat ihm nie gefallen wollen, ſeine Luſt iſt es weit mehr dem Fuchs aufzulauern, Stunden und Nächte lang beim fürchterlichſten Wetter, bis es geglückt, Meiſter Reineke zu erlegen. — Das iſt ein Characterzug, der nicht ohne Bedeutung bei einem Kronprätendenten iſt, welcher ſo vielen Widerſtand zu beſiegen hat.

In Auguſtenburg begannen die Feſte mit der Feier der ſilbernen Hochzeit und endeten mit dem Geburtstage der Herzogin, deren liebenswürdige Güte und Milde am beſten durch die Herzlichkeit der Theilnahme bezeugt wurde, welche ſich in den Glückwünſchen der Bewohner Auguſtenburgs und Sonderburgs in Gedichten, Reden und kleinen Geſchenken, wie in dem Fackelzug, den die Bürger veranſtalteten, ausſprach. Solchen ungeſchminkten Freudenbezeugungen aus dem Munde und den Händen des Volks iſt gewöhnlich viel Wahrhaftigkeit beizumeſſen. Es hat viel Wohlthuendes, zu ſehen, wie ſich eine edle Frau die verehrende Liebe Aller zu ſichern weiß, weß Standes ſie ſein mögen,

welche ihr nahen, wie denn überhaupt das schöne Familienleben dieſes fürſtlichen Paares, und ſein vorwaltendes, häusliches Glück die achtungsvolle Zuneigung ſteigern muß, die in ſo vielen Beweiſen während dieſer feſtlichen Tage ſich kund gab. So mochte denn auch der Trinkſpruch eines der Gäſte, der mit Taſſo's Worten: „Es giebt kein edles Haupt in ganz Italien, das gaſtlich dieſe Hallen nicht empfangen“ begann, die allgemeine freudige Beſtimmung leicht hervorrufen. Eine edle Gaſtfreundſchaft hat hier ſtets gewaltet, und die Feſte ſelbſt zu beſchreiben kann nicht meine Aufgabe ſein; ſie waren wechſelnd und manigfaltig. Ein Programm hatte ſie im Voraus beſtimmt, und von früh bis ſpät füllten ſie die Zeit mit glänzenden Verſammlungen, Bankets, Bällen, Spazierfahrten, Pferderennen, endlich mit einem Ausflug nach dem reizenden Gravenſtein, wohin ein Dampfboot am Geburtstage der Herzogin die Gäſte führte. — Gravenſtein liegt in einer wunderſchönen Meeresbucht, ganz umſchloſſen von Buchwaldungen, welche die grünen Hügel der Ufer bekränzen. Es läßt ſich kaum etwas Lieblicheres denken, als dieſen ſonnigen klaren Waſſerſpiegel, dieſe herrlichen Wälder voll alter Bäume,

und dieſe ſanften Ufer mit allerlei Menſchenwohnungen beſetzt, in der Mitte den kleinen Flecken, und hinter ihm das weiße Schloß des Herzogs am Eingange eines großen Parks und vom Walde umringt. Ueberall waren jubelnde Menſchen verſammelt, überall flaggten die ankernden Schiffe, Böllerſchüſſe und Hurrah's begrüßten das Dampfſchiff im Vorüberfahren. — In Gravenſtein gab der Herzog den Bürgern und Bauern ein Volksfeſt. Fünf bis ſechstauſend frohe, geputzte Leute waren hier beiſammen. Die Häuſer des Städtchens hingen von den Giebeln ab voll Blumen und Laubgewinden und Namenszügen des fürſtlichen Paares; Luſt und Freude drückte ſich in mancherlei Form und Art aus. Die Eigenthümer wurden geſpeiſet, Abends aber war Tanz und unerſchöpfliche Punſchfäſſer ſpendeten ihre Gaben jedem, der genießen wollte. Dabei ging es über die Maßen luſtig her, und alles lief doch ganz gemüthlich ab, denn der erſte Beamte des Herzogs, der Hardesvoigt von Krogh, hatte den menſchenfreundlichen Befehl gegeben, wenn ſich nicht mehr wie vier prügelten, ſollte Niemand dies Privatvergnügen hindern, wenn aber einer betrunken gefunden würde, möge man ihn in eine bequeme

Lage bringen und, den Kopf nach oben, ruhig ausschlafen lassen.

Das Dampfschiff brachte die Gesellschaft am Nachmittage schon nach Augustenburg zurück, nachdem der Herzog ihr die schönsten Punkte des Parks voll überraschender Fernsichten gezeigt hatte. — Gravenstein ist auch bekannt durch seinen Obstbau; die Gravensteiner Aepfel haben Berühmtheit weit und breit, und überall ist der Boden fruchtbar und die Bürger und Landleute in Wohlhabenheit. —

Hier hat die deutsche Sprache aufgehört, wie auch in Alsen; man ist jenseits des Flensburger Busens, und hört nur das dänische Platt. Die Bauern in ihren langen blauen Röcken haben meist ernsthafte harte Gesichter und kräftige Körper; eine gewisse schweigsame Verschlossenheit bezeichnet ihr nordisches Wesen; eine mißtrauische Behutsamkeit liegt oft in dem Ausdruck ihrer Mienen und Augen. Viele sind auch wohl nicht unbekannt mit den Streitverhältnissen des Landes, sie lesen das Apenrader Wochenblatt und die Dannewirke, und mögen wohl Partei nehmen für die Lehren, welche diese dänisch gesinnten Blätter ausstreuen. So sagte mir wenigstens ein Mann aus Gravenstein, dessen Einwohner deutsch sprechen;

aber, fügte er hinzu, es geht jetzt viel beſſer, denn obwohl es harte Köpfe ſind, ſo giebt es doch viele Verſtändige darunter, die recht gut erkennen, was ihnen nützlich und noth thut und das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden verſtehen. Das Mißtrauen verſchwindet daher immer mehr; viele wünſchen, daß ihre Kinder deutſch lernen und Dänen möchten die Wenigſten ſein. — Daß aber, wie ich ſchon früher bemerkte, das däniſche Platt des Herzogthums den Inſeldänen faſt unverſtändlich iſt, davon erhielt ich hier manchen beglaubigten Beweis.

Wenn ich Herzog von Auguſtenburg wäre, würde ich in Gravenſtein wohnen, deſſen Umgebungen ſo viel reizender ſind, als die der jetzigen Reſidenz; dieſen Eindruck nahm ich mit mir fort. Freilich iſt das Schloß weit weniger geräumig und was neu erbaut wurde, architektoniſch durchaus mißrathen; allein leicht ließe ſich das Vorhandene verbeſſern und vergrößern, und dann müßte dieſer Aufenthalt des Beneidenswerthen viel in ſich faſſen.

Die Volksfeſte, welche ſich mehrfach in die Reihe der Hoffeſtlichkeiten miſchten, waren eine anziehende Beigabe für mich. Mit Vergnügen erinnere ich

mich jetzt der ländlichen Spiele, welche von mehreren hundert jungen Landleuten zu Pferde abgehalten wurden. Es war ein Ringelreiten, ein Stechen mit Lanzen nach dem Ringe und nach wohlausgestopften Türken, wobei den Siegern Silberpreise vom Herzoge bestimmt waren. Die Bauern alle in blauen Jacken und weißen Beinkleidern führten an den Lanzen, je nach den vier Abtheilungen, blaue, weiße, rothe oder gelbe Fähnchen, welche zusammen die verpönten Landesfarben bilden. Sie sahen wie ein stattliches Regiment Lanzenreiter aus, und viel Mühe würde es in der That nicht kosten, aus diesen tüchtigen Leuten auf guten Pferden ein solches zu schaffen. Unsere Landwehren setzten sich im Jahre 1813 auch auf Gäule, die aus dem Pflug gespannt wurden, und ein paar Wochen darauf ging es frisch ins Gefecht gegen einen kriegsgeübten Feind. — Hier zeigten sich manche geschickt genug im Reiten und im Gebrauch der Lanze, die eine sichere Hand und ein sicheres Auge erforderte, denn der kleine Ring mußte im vollen Gallop getroffen werden; überhaupt es war ein lustiges, stattliches Fest, das lange und lebhaft unterhielt und spät endete. Abends war dann Tanz im Park und aus dem herzoglichen Keller wurde manch schönes Faß voll

Punſch nach den Zelten geſchickt, wo es jubelnd geleert wurde.

Die Muſik der Schleswigſchen Dragoner war dabei von Morgen bis Abend in Thätigkeit und bewunderungswerth bleibt es, wie ihre Lippen und Lungen es ausgehalten haben, Trompeten und Hörner ſo unausgeſetzt erklingen zu laſſen. Freude und Luſt blieben ungetrübt. Der Herzog hatte alle Politik verbeten, allein ganz zu hindern war es darum doch nicht, daß wenigſtens der Volksgeſang: „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt!“ zuweilen geſpielt wurde, und dieſer übte den alten Zauber auch hier in ſo weit, daß einmal nach der Tafel viele der Anweſenden einfielen, und den verlegen lächelnden, däniſchen Gäſten das Lied vorſangen. So wurde auch der Fackelzug damit beendet, die Fackeln im Schloßhofe zuſammen zu werfen und zu verbrennen, während der ganze Kreis der Umſtehenden bei den Klängen der Muſik jenen Geſang erſchallen ließen. Eine fühlbare Demonſtration der Vaterlandsliebe erhielt dabei ein Däne, der ſich eine Beſchimpfung des Schleswig-Holſteinſchen Beamtenſtandes erlaubte, und ſo blieben die Zeichen des großen Zwiſtes nicht völlig aus, wie ſehr man ſich bemühte, ihn fern zu hal-

ten. Für den Fremden, welcher in dieſem reichen Kreiſe ſo manche an Wiſſen und Geiſt bedeutſame Männer erblickte, hatten die gaſtlich frohen Tage einen beſondern Reiz, und boten ihm Gelegenheit, nicht allein Perſönlichkeiten, von denen er manches gehört, kennen zu lernen, ſondern ſich auch über manche Verhältniſſe belehren zu laſſen, die ihm ſonſt ferner geblieben wären. Es waren vorzugsweis die Geladenen nur Männer und wenn unter ihnen der Adel des Landes die größere Zahl ausmachte, ſo war dies den Verhältniſſen angemeſſen. Die fürſtliche Familie: der Herzog, ſein Bruder der Statthalter, ſeine Schwäger, die Grafen von Samſö-Daneſkjold und Wedel, der Herzog von Glücksburg und mehrere andere vornehme Herrn bildeten den Mittelpunkt jener Grafen und Barone, denen zur Seite ſich die verſchiedenen Gruppen zergliedern ließen. Das meiſte Intereſſe mußte der Herzog ſelbſt erwecken, denn eine Weltbedeutſamkeit haftet an ihm. Sein Streit um das Erbrecht ſeines Hauſes wird, über lang oder kurz, einmal mächtig genug in das Staatsleben großer Reiche greifen; Rußland, Deutſchland, England und Frankreich müſſen ſich damit beſchäftigen, und aus den Hallen dieſes kleinen Schloſſes kann leicht der

Funke ausgehen, der den aufgehäuften Zündstoff eines ganzen Welttheils in Brand setzt. Wollen wir die Möglichkeiten aber auch nicht so weit ausdehnen und den Verlauf der Dinge in ruhiger Weise sich abwickeln lassen, so ist das historische Interesse an dem Herzog von Augustenburg darum nicht weniger schon jetzt ein allgemeines, und gewiß hängt der Ausgang hier nicht bloß von Verhältnissen ab, die sich lösen, ohne den Betheiligten zu erlauben in ihr Gefüge einzugreifen, sondern es kommt vieles darauf an, welche Staatsklugheit, Kühnheit und geschickte Hand zur rechten Zeit die verworrenen Fäden erfaßt.

Herzog Christian August steht noch in der Blüthe des männlichen Alters, im acht und vierzigsten Jahre. Sein kräftiger Körperbau scheint durch die Lust zu anstrengenden Leibesübungen, durch Jagen und Reiten, sich jene Ausdauer und Elasticität erhalten zu haben, welche, namentlich in Deutschland, häufig Herren seines Alters fehlt, die in bequemer Ruhe, oft früh schon, die Spannkraft der Muskeln verlieren und an Fleischesüberfülle leiden. Dennoch aber sieht der Herzog nicht mehr jung aus. Sein ergrautes, dünnes Haar umgiebt eine hohe und hochgewölbte Stirn; ein ernsthaftes, vorneh-

mes Weſen iſt ihm eigenthümlich; lebhafte blaue Augen geben ſeinen Zügen einen mildernden Ausdruck, der das Unbewegliche und Strenge darin vermittelt. In England würde der Herzog für einen Lord des Oberhauſes gelten, deſſen Ruhe und kalte Würde dem Staats- und welterfahrnen Hofmann, wie dem durch Geburt und Reichthum bevorrechteten großen Grundbeſitzer angehören. Dies iſt wenigſtens ein Eindruck, den man aus der Erſcheinung erhalten kann. Der Herzog arbeitet viel und iſt gut unterrichtet. Eine Menge neuer Bücher und Schriften bezeugen, daß er die Literatur ſchätzt, und bei aller Liebe zur Jagd auch den ſtilleren Beſchäftigungen der Wiſſenſchaften anhängt. Er hat den Vortheil in dieſer ländlichen Stille, ſich ihnen beſſer ergeben zu können als da, wo oft allzuſehr Soldaten und Uniformen, ſammt rauſchenden Zerſtreuungen aller Art die Zeit der Prinzen und Fürſten beanſpruchen, welche, weil die Literatur von ihnen nur oberflächlich oder gar nicht beachtet bleibt, leicht ſogar dieſe gänzlich mißachten, was ſchon deswegen übliche Folgen hat, da Unkenntniß der geiſtigen Errungenſchaft der Gegenwart zu Irrthümern verleitet, die zu Zerwürfniſſen mit den fortſtrebenden Culturzuſtänden der Völker führen.

Ueber die Thätigkeit des Herzogs in der Ständeversammlung habe ich mich vorhin geäußert. Ohne ein glänzender Redner zu sein, steht ihm doch das Wort zu Gebot, und mit gewandter Form und Schärfe des Ausdrucks, weiß er seine Ansichten folgerecht zu entwickeln und überzeugend geltend zu machen. Auch bei diesen Festlichkeiten gab es mehrmals Gelegenheit für den Herzog, seine Rednergaben unter schwierigen Umständen zu erweisen. Er brachte den Toast auf das Wohl seines königlichen Schwagers aus und verknüpfte damit die Geschichte der Gründung seines ehelichen Glücks, als dessen Stifter er dem Könige Christian seinen besondern, nie endenden Dank darbrachte. Denn eben dieser, als damaliger Kronprinz, habe seine Heirath gebilligt und ihn vermocht, andere Bedenklichkeiten besiegend, dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Wenn man weiß, wie die Dänen über diese Ehe geurtheilt haben, wie sie, wie ich schon früher bemerkte, sogar deren Legitimität anfochten, und mit welcher leidenschaftlichen Maßlosigkeit die Angriffe der dänischen Presse sich überhaupt gegen diese fürstliche Familie richten, so mußte die Erläuterung des Herzogs als eine geschickt gewählte Zurückweisung gelten.

Man mag überhaupt wohl fragen, was bewegt die Dänen zu ſo erbitterter Feindſchaft gegen einen Mann, der ihnen allerdings ſeiner Anſprüche wegen nicht angenehm ſein kann, welcher jedoch damit nicht allein ſteht, ſondern mit Bruder, Verwandten und allen Agnaten jene theilt? Die Antwort ſcheint ſo am beſten gegeben zu werden, daß der Herzog nicht allein der nächſte, ſondern auch der gefürchtetſte Gegner iſt; der, indem er feſt und unwandelbar auf ſeinem Recht fußt und ſich nicht davon ablenken läßt, die däniſche patriotiſche Partei aufs heftigſte beleidigt hat.

Wenn der Herzog gewollt hätte, ſagte mir Jemand, der genau bekannt mit den Vorgängen iſt, ſo könnte es ganz anders mit ihm ſtehen, und jener oft vorgeſchlagene Ausweg, ihn nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes älterer Linien auf den däniſchen Thron zu erheben, den Weiberſtamm aber und deren Abkömmling, den Prinzen von Heſſen, davon zurückzuweiſen, würde ſich wahrſcheinlich erfüllen laſſen. Das Königsgeſetz ſchreibt vor, daß für die zur Thronfolge berechtigten Erben, gleich nach der Geburt, ihre Anerkennung nachgeſucht werden muß, dies iſt bei dem Prinzen von Heſſen nicht geſchehen; allein, mag dies auch nur als Formfehler be-

trachtet werden können, ſo wäre es doch ein Vorwand geweſen, den N[illegible]willen zu unterſtützen, der ſich dem Herzog on Auguſtenburg mit Begeiſterung zugewandt haben würde, hatte er ſich ihm als Däne gezeigt. Man liebt den heſſiſchen Prinzen in Kopenhagen nicht, und erwartet nichts von ihm. Seine ruſſiſche Heirath vollendete die Abneigung des Volks, es war daher leicht für den jüngern Zweig der Oldenburger, die Volksliebe zu erwerben und ſeine Hoffnung zu werden. Die däniſche Königskrone iſt doch etwas mehr werth, als eine angefochtene, zweifelhafte Erbſchaft der zwei Herzogthümer, die ihm überdies dann gewiß nicht entgehen konnten. Die patriotiſche Partei verſuchte dieſen Weg durch einen geſchickten Unterhändler, allein dieſer konnte ſeinen Zweck nicht erreichen. Alle Vorſtellungen ſcheiterten an der Hartnäckigkeit des Herzogs. Er ſchlug es ab ſich dem däniſchen Volke zu nähern und trat durch ſeine Handlungen ſo ſtarr den däniſchen Patrioten entgegen, daß dieſe ihn als ihren gefürchtetſten Feind betrachten und bekämpfen mußten.

Daß ein Däne mir dies mittheilte, erkennt man leicht; was er mir ſagte, beſtätigte aber nur meine Meinung von dem entſchiedenen Charakter und der

klugen Festigkeit des Herzogs. Wenn es wahr ist, daß ihm solche Anerbietungen geschahen, so war die Aussicht allerdings von der Art, daß sie Manchen blenden mochte, in der That jedoch konnte die Zurückweisung nicht zweifelhaft sein, denn der vorgeschlagene Weg führte nicht allein zum tiefen Conflict mit Schleswig-Holstein, er führte auch vom Rechtsboden auf ein Gebiet, das in jeder Beziehung schwankend und auf Folgerungen gebaut war, die dem ganzen Wesen des Fürsten widerstreben mußten.

Er würde damit einer Partei überliefert worden sein, und wenn diese vielleicht auch das dänische Volk genannt werden konnte, so mußte er dem Volkswillen und den Zwecken seiner Führer dienen, deren offenes Banner ja ein neues Skandinavien und eine Norwegische Verfassung ist, welche den Ueberzeugungen des Herzogs schon an und für sich gänzlich widerstrebt. Jener Volkswillen könnte aber überhaupt nur durch eine Aufhebung des Königsgesetzes und der durch dasselbe geheiligten Erbfolge in Kraft treten, was allein durch eine Revolution möglich ist, zu deren glücklichem Verlauf mancher Löwe oder Adler zu besiegen bleibt, deren Fänge und Krallen sich mächtig gegen das kleine Inselreich ausstrecken würden.

So herrlich es daher auch ſein mag, eine Königskrone zu tragen, und ehrgeiziges Verlangen darnach den mächtigen Geiſt wie den unbedachten Schwächling fortreißen können, ihr ganzes Heil daran zu ſetzen, ſo iſt die ruhige Klugheit und deren mit Rechtsgefühl vereinte Ueberlegung doch nicht zu bewegen, von einer durch Charakter und Ueberzeugung vorgeſchriebenen Bahn abzuweichen. Darum müſſen ſolche Beſtrebungen hier vergebens bleiben. Man will nichts mehr, als was verbürgtes Recht gibt, aber man will auch nicht einen Fuß breit weniger, und für dies volle und ungeſchmälerte Recht ſteht der Herzog, als Chef ſeines Hauſes, der bedeutendſte Mann deſſelben, mit ſtaatskluger Zähigkeit, mit Wiſſen und Geſchick ausgerüſtet, als ein Zeitgenoſſe da vor uns, der unſere allgemeine Theilnahme in Anſpruch nehmen muß. — Der Prinz von Auguſtenburg, Statthalter der Herzogthümer und däniſcher General-Lieutenant, ein militäriſcher Rang, den auch der Herzog bekleidet, iſt zwei Jahre jünger, als ſein Bruder. Es iſt eine ſtattliche, militäriſche Geſtalt, durch Körperſchöne ausgezeichnet, ein Cavallerie-General, der an der Spitze ſeiner Reiterſchaaren es an tapfern Thaten nicht fehlen laſſen würde. Der Prinz iſt

ſo recht ein Mann des Volks, zwanglos in der Rede, raſch von Wort, die Formen haſſend und ſeinem lebendigen Temperament folgend, offen gegen Jedermann. Als ich in den Marſchen war, erzählten mir die Bauern mit Vergnügen, wie er auf ſeiner Reiſe letzthin mit ihnen plattdeutſch geredet, in ihrer derben Weiſe über Wetter und Weg den Staab gebrochen und ſo ſichtlich ihr Vertrauen gewonnen hatte. Dies volksthümliche Weſen macht den Prinzen beliebt, der ohne den vornehmen Herrn zu zeigen, mit dem Volke ſpricht und ſcherzt, und dem man es gleich anmerkt, er ſei ein Schleswig-Holſteiner durch und durch. Der Prinz beſitzt ein ſchönes Gut, Nör, und war früher als Abgeordneter im Ständeſaal Schleswigs, was er zuletzt, als Statthalter des Königs, nicht mehr ſein mochte, um entgegengeſetzte Qualitäten nicht in Conflicte zu bringen. Staatsmänniſche Eigenſchaften zu beſitzen, wie der Herzog, hindert ihn wohl die Offenheit und Lebendigkeit ſeiner Natur. Soldat und Staatsmann laſſen ſich höchſt ſelten vereinbaren, aber beide fürſtliche Brüder ergänzen ſich, und vermitteln ihre verſchiedenartigen Charaktere.

Der Prinz iſt mit der Schweſter der Herzogin vermählt und aus beiden glücklichen Ehen ſind

männliche Erben vorhanden. Die Familie des Herzogs beſteht aus zwei Prinzen und drei Prinzeſſinnen, deren ſorgſamſte Erziehung und Bildung die ſchönſte und belohnenſte Aufgabe ihrer fürſtlichen Eltern iſt. Beide Söhne des Herzogs berechtigen zu frohen Erwartungen, doch die ſtrebſamen Köpfe empfangen auch in den höchſten Ständen ihre geiſtige Entwickelung erſt in größerer Wechſelwirkung des Wiſſens mit dem Leben, das auf Univerſitäten, auf Reiſen und in der großen Welt, im freien Umgange mit Menſchen von Geiſt und Talent erworben, den geſchloſſenen Kreis ihrer Gedanken öffnet, und mit Kenntniſſen zugleich der Jugend die Begeiſterungsfähigkeit für Ideale verleiht, für alles Schöne, Hohe, Wahre und Gerechte, was ſpätere Reife dann in ſich verarbeiten und mit der Wirklichkeit verſöhnen muß.

XII. Kapitel.

Die Verfassungsbestrebungen. — Der Adel. — Das Land. — Das Jahr 1830. — Uwe Jens Lornsen. — Die Provinzialstände. — Die Finanzfrage. —

Unter den zahlreichen Passagieren, welche das Dampfschiff Christian der Achte nach dem Schluß der Feste von Sonderburg nach Kiel führte, befand ich mich ebenfalls und trotz des kalten Regentages war es eine fröhliche Fahrt, die von vielen Erinnerungen und heitern Gesprächen belebt wurde. Das Dampfschiff ging rasch an der Küste hin und ließ die dänischen Inseln in Nebel hinter sich. Nach vier Stunden war es in der Kieler Bucht und zwei Stunden später lag es am Bollwerk des schönen Hafens, des schönsten und besten an der ganzen deutschen Ostsee-Küste. Die Theilnehmer des Festes zerstreuten sich nun, jeder eilte in seine Heimath zurück; mein Weg aber führte mich noch einmal

quer durchs Land nach Dithmarſchen, wohin ein werther kundiger Freund mich begleiten wollte. Sollte dies geſchehen, ſo war keine Zeit zu verlieren, denn der Herbſt brach mit heftigen Regenſtürmen herein und bei ſolchem Wetter iſt es vorbei mit allem Reiſen in den Marſchen.

Das Beiſammenſein mit ſo vielen landeskundigen Männern, die als ſtändiſche Mitglieder, als Schriftſteller und Volksführer, den nächſten Antheil an der Geſchichte der Gegenwart der Herzogthümer haben, bot manche erwünſchte Gelegenheit, Urtheile zu hören, und über den Gang der Entwickelungen Nachrichten einzuziehen. Hier waren viele der unterrichtetſten und geachtetſten Perſönlichkeiten und unter dieſen auch Profeſſor Falk, der Landespubliciſt und Präſident der Schleswigſchen Stände. Die Zeit mit ihren Forderungen iſt weit über viele dieſer gelehrten und anfänglich allein genannten Celebritäten fortgerollt; das Leben hat ſie hinter ſich gelaſſen, und was dies jetzt begehrt, kann ihren Anſichten um ſo weniger zuſagen, weil ſie entweder keine politiſchen Charaktere überhaupt ſind, oder in ihren Doctrinen ſich ſo verſteinert haben, daß ihr Mißmuth über die Zuvielverlangenden vielleicht noch größer iſt, als gegen die zu wenig Gebenden.

Wenn Sie die Geschichte Schleswig-Holsteins in neuester Zeit richtig würdigen wollen, sagte mir ein Freund, dem ich vieles verdanke, so müssen Sie drei große Hauptabschnitte unterscheiden; nämlich die Bestrebungen des Adels von 1815 bis 1823; dann das Jahr 1830, wo Lornsen für das Recht der Völker auftrat; endlich die dritte, seit der Thronbesteigung Christians des Achten, also von 1840 bis jetzt. Ich will Ihnen, fuhr er fort, eine kurze Schilderung geben. Das ganze vorige Jahrhundert über hatten wir in gänzlicher Erstarrung gelegen, aber der väterliche Despotismus Dänemarks war im Ganzen sanftmüthiger Art, und es ging uns immer noch besser, wie vielen andern deutschen Ländern, wir wurden nicht so systematisch ausgesogen, wenigstens nicht, so lange die Bernstorffs das Steuer führten. Waren unsere Abgaben nicht gering, so blühte doch der Handel; die Leibeigenschaft verschwand, der Wohlstand mehrte sich und in diesem stillen, Ackerbau treibenden Lande, ohne bedeutende Stärke, ohne Intelligenz und öffentliche Meinung, konnte man den paar ärmlichen Wochenblättern wohl eine Preßfreiheit gestatten, die nichts zu bedeuten hatte; hier, wo wenig gelesen und noch weniger gedacht wurde, wo selbst die französische

Revolution keinen Eindruck hervorbrachte. Der Bürger war ein Pfahlbürger, er bekümmerte ſich, wie der Bauer, nur um ſeine tägliche Arbeit; der Adel war in Beſitz der Landesämter und Güter, ſeine Intereſſen waren einzig und allein die ſeines Standes und ſeiner Vorurtheile.

Nun kam das neue Jahrhundert und mit ihm Krieg, Unheil und immer ſchwerere Laſten. Dänemark wurde von ſeinen ungeſchickten Leitern aus der klugen Neutralität in die Strudel der Zeitbedrängniſſe geriſſen und wir mußten dafür büßen.

Am 1. October 1802 wurde eine neue Grundſteuer eingeführt. Anfänglich war dieſe Abgabe gering, doch ſteigerte man ſie immer höher; dazu kamen außerordentliche Pflugſteuern, Erhöhung der Grund- und Benutzungsſteuer um 50 pCt. und ſo fort drei- und vierfache Erhöhungen, neben Hausſteuern und andern Werthſteuern, die mit jedem Jahre uns, wie einen Schwamm, bis auf den letzten Tropfen auspreßten. Um uns aber auch zugleich den Reſt unſerer Selbſtſtändigkeit zu rauben, erſchien das Edict vom 9. September 1806, das uns zu Dänen machte und der unumſchränkten Botmäßigkeit des Königs unterwarf.

So gänzlich demoraliſirt waren wir jedoch nicht,

um dieſe grenzenloſe Gewaltthat nicht bitter zu empfinden, die uns Vaterland und verbürgte Rechte raubte, nach denen freilich ſeit einem Jahrhundert nicht mehr gefragt wurde. Ich glaube, daß jenes unkluge und ungerechte Edikt zuerſt in Holſtein den tief genährten Unwillen gegen Dänemark lebendiger anfachte. Ein Volk aber braucht lange Zeit, ehe es zu irgend einer handelnden Thätigkeit gelangt. Wir ließen uns mit Laſten überhäufen, verloren unſere Habe durch die ſchmählichen Münz- und Bankoperationen, und zahlten oder zahlen vielmehr noch jetzt drei mal mehr an Steuern und Abgaben, als im Jahre 1802. Bei allen dieſen Belaſtungen kam der Adel nicht beſſer fort, wie wir, ſo daß er wenigſtens den vierten Theil ſeines Einkommens vom Pachtertrag ſeiner Güter und der adligen Klöſter an die Regierung abgibt, was gewiß in keinem andern Staate vorkommt.

Mit dem Jahre 1815 erhob ſich zuerſt die Ritterſchaft für ihre Rechte und ſtellte den Antrag: dem allgemeinen Landesunglück durch Zuſammenberufung eines den Zeitumſtänden angemeſſenen Landtages abzuhelfen. Dieſe Bitte ward nicht gewährt, dagegen aber wurde 1816 die herkömmliche Formalität vollzogen, durch welche nun auch Frie-

drich der Sechste die Privilegien der Ritterschaft und Prälaten bestätigte, was natürlich gar keinen Einfluß auf die Handhabung der Regierung hatte, die das unbeschränkte Besteuerungsrecht nach wie vor ausübte, sich an die Klagen und Beschwerden des Adels nicht kehrte, ihren Steuerverweigerungen Executionsmaßregeln entgegen setzte, und ihre Proteste mit Drohungen beantwortete. Ritterschaft und Prälaten führten damals den Kampf allein für sich und hatten in der Presse dazu den Beistand der Kieler Blätter, an denen Falk, Dahlmann und Welker die thätigsten Mitarbeiter waren. Das Land sah ganz still zu. Die adeligen Herrn hatten ihre Sache nicht zur Landessache gemacht, sie fochten für ihre Privilegien. Als Alles nichts in Kopenhagen half, klagten sie 1822 beim deutschen Bunde. Der bleibende Secretär der Ritterschaft, Professor Dahlmann, arbeitete die berühmte Denkschrift aus, durch welche bewiesen werden sollte, daß Ritterschaft und Prälaten das Recht der Steuerbewilligung besäßen; zur Herstellung dieser ihrer alten verfassungsmäßigen Rechte begehrten sie daher die Vermittelung des hohen Bundes. Dieser aber erwiederte am 27. November 1823, daß, da die alte Verfassung in Holstein in anerkannter

Wirksamkeit nicht bestehe, die Reclamirenden mit ihrem Gesuche abzuweisen seien und sich wie treu ergebene Unterthanen zu benehmen hätten.

Dies waren die Folgen der ritterschaftlichen Vereinzelung, die Folgen der Schwäche und der aristokratischen Beschränktheit, welche für sich die Herstellung der alten Privilegien, nicht aber für das Gesammtwohl der bürgerlichen Freiheit nach den Ideen des Jahrhunderts wollte. Etwas hätten sie wohl den übrigen großmüthig zugestanden, aber ihre Hauptinteressen durfte es nicht verletzen. Allgemeines konnte nicht daraus hervorgehen und so war es gar nicht zu bedauern, daß der Bund die Anmuthungen der Ritter zurückwies.

Seit dieser Zeit, bis zum Jahre 1830, lag der alte Halbschlummer wieder auf dem Lande, allein die Juli-Revolution zeigte, daß doch auch hier, ganz in der Stille, das Rechtsgefühl der Gegenwart sich fortgebildet hatte. Der Adel war gedemüthigt durch den Bundesbescheid, der ihm seine Vorrechte absprach; jetzt trat ein Mann auf, der aus dem Volke geboren, für dies seine beredte Stimme erhob und dessen alte unveräußerliche Rechte zurückverlangte. Uwe Jens Lornsen, ein Friese von der Insel Sylt, ein klarer Kopf von festem

Willen und jenem herben Freiheitsmuthe, der seinem Stamme seit uralten Zeiten eigen ist, wurde der erste Kämpfer für Schleswig-Holstein. Lornsen war im Jahre 1793 geboren, und stammte aus einer der wohlhabenden Schifferfamilien der friesischen Inseln, welche von Geschlecht zu Geschlecht Holländern und Hamburgern seit Jahrhunderten die besten Capitäne gaben. Auch Lornsens Vater war Schiffscapitän gewesen, wie es noch jetzt sein Bruder Cornelius ist. Rechtssinn, Tüchtigkeit in allen Dingen, Vaterlandsliebe und Reinheit der Sitten zeichneten diese Familien aus. Lornsen, der mit seinem Feuergeist Körperschöne und Riesenstärke verband, war in Jena, wo er 1817 studirte, eine der hervorragensten Erscheinungen unter einer Menge kraftvoller und erregter Jünglinge, welche damals die Burschenschaft vereinte. Auf Lornsen wurde als ein Vorbild deutscher Männlichkeit gewiesen. Streng gegen sich selbst, mild gegen Andere, voll verständigen Muths und Eifers für alles Rechte und Wahre, sagte man voraus, daß das Vaterland etwas von ihm zu erwarten habe. Als er sein juristisches Examen mit Auszeichnung in Schleswig gemacht hatte, ward er Advokat, dann begann er die Beamtenlaufbahn bei der Schleswig-

Holsteiniſchen Kanzlei in Kopenhagen, wo er raſch ſich durch ungewöhnliche Fähigkeiten bemerkbar machte und Comptoirchef mit dem Titel Canzlei-Rath wurde. Lornſens große adminiſtrative Talente hätten ihn in einem auf freien Grundlagen erbauten Staate bald zu einer hohen Stellung geführt, in Dänemark hätte er Graf, oder doch von Adel ſein müſſen, um raſch zu ſteigen. So kam es, daß Lornſen ſich 1830 entſchloß, die Landvoigtſtelle in ſeiner Heimath, der Inſel Sylt, anzunehmen und dem Zuge der Sehnſucht zu folgen, der alle Frieſen ihr Vaterland innig lieben heißt; vielleicht aber war es dabei ſein Zweck, ſeinen Landsleuten nicht allein Gutes zu thun, ſondern auch ihnen ſein muthiges Rechtsgefühl einzuhauchen. Die Julirevolution war ſo eben erfolgt, ſie hatte alle freiheitsliebenden Männer für Frankreich begeiſtert und in die Herzen der Völker friſches Blut geführt. Als Lornſen nach Kiel kam, fand er manche gleichgeſinnte Freunde und überall Mißſtimmung. Lornſen wußte, wie es in Kopenhagen ſtand; er kannte die moraliſche Schwäche des Abſolutismus, der keiner kühnen und wohlberechneten Forderung widerſtehen konnte; um jedoch einen ſolchen Schritt zu wagen, mußte er im Lande Anklang und Stütze

finden und zwar in allen Klaſſen des Volks, beim Adel ſowohl, wie beim mächtigen Bauernſtande. Allein der Adel war erſchrocken über die Regungen der Völker, die von Paris aus durch ganz Europa gingen, und zeigte ſich weit eher jetzt als Gegner, wie als Bundesgenoſſe bei allen Freiheitsbeſtrebungen; der Bauernſtand war dagegen meiſt noch ganz todt für jede politiſche Theilnahme. So blieb denn nichts als eine Anzahl liberaler Männer aus den Städten, und dieſe waren zu ſchwach zum Handeln. Man beſchloß daher durch Schriften die Maſſe zu beleben. Es erſchien Lornſens Brochüre: „Ueber das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein.“ Eine kleine Flugſchrift voll einfacher Lehren und Wahrheiten, welche jetzt jedes Kind kennt, die aber damals, neu und mächtig erregend, in die Herzen drangen. Zehn tauſend Exemplare dieſer kleinen Schrift waren in wenigen Tagen vergriffen und thaten Wunder. Das Land kam in Bewegung, die dumpfe Unruhe der Gemüther fand ein Ziel. Petitionen wurden entworfen und Verſammlungen gehalten; allein das Ganze war neu, es war ein Feuerwerk, das nach kurzem Glanz verpufft und nichts zurückläßt, als Dampf. Lornſens perſönliche Bedeutung, ſeine hinreißende Beredſam-

keit, der Donner seiner Stimme, wie der Adel seines Wesens und seiner stolzen Gestalt, gingen verloren an der furchtsamen Schwäche seiner Verbündeten, an deren Unbehülflichkeit und an den Intriguen der Gegner, die, als sie sahen, wie die Sache stand, die bestürzte Regierung zu entschiedenem Eingreifen vermochten. Lornsen wurde in Sylt festgenommen, nach der Festung Rendsburg geführt, dort sechs Monat eingekerkert, vor eine außerordentliche Untersuchungscommission gestellt und durch das Schleswigsche Obergericht ohne alle Entscheidungsgründe zur Amtsentsetzung und einjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Das Urtheil erfolgte wegen Handlungen, welche hätten gefährlich werden können! Zu solchen Mitteln nahm ein Gerichtshof seine Zuflucht, um eine Verurtheilung herauszubringen; allein leider haben wir manches Aehnliche und Schlimmeres in Deutschland nachzuweisen!

Lornsen, als er frei war, fühlte sich angeekelt von der Stumpfheit und Feigheit, deren Opfer er geworden. Es war ihm unerträglich, wie er sagte, als müßiger Zuschauer im Lande zu leben; darum verbannte er sich in seinem stolzen Schmerze freiwillig, ging nach Rio-Janeiro und von dort 1837

nach Südfrankreich und der Schweiz. Gram nagte an seinem Leben, alle seine Gefühle und Gedanken waren bei dem Vaterlande. Mit seiner letzten Kraft vollendete er sein Werk über die Unionsverfassung und starb zu Pressy am Genfer See, einsam, verlassen und von Leiden erschöpft.

So endete Lornsen. Doch sein Opfer war kein ganz vergebnes. Am 16. November 1830 erließ der König eine Proklamation, die zur Ruhe und zum Vertrauen ermahnte, vor der Verbreitung falscher Gerüchte warnte und das Gesammtwohl fördernde Veranstaltungen zur geeigneten Zeit versprach. Diese Proklamation ward von Ritterschaft und Prälaten durch deren beständige Deputation schon am 22. November in sehr unterthänigen Loyalitätsversicherungen beantwortet. Sie baten den König, obwohl die Berücksichtigung der Wünsche des Landes immer dringender werde, sich doch in dieser Zeit der Aufregung nicht zu übereilen, sprachen von den Umtrieben einzelner Uebelwollender, die keineswegs mit der öffentlichen Meinung übereinstimmten, und hoben dagegen ihre Gesinnungen hervor, welche den Erwartungen entsprechen würden, welche Se. Königliche Majestät von einem Corps hegten, das jederzeit seine allerunterthänigsten

Wünſche mit Freimüthigkeit vor die Stufen des Thrones gebracht habe.

So drängte ſich die Ritterſchaft, gänzlich unberufen, jetzt als Vormund des Landes herbei, um die wohlwollenden Abſichten des Monarchen zu verdüſtern. Statt mit wahrem Freimuth zu ſprechen, präſentirte ſie ſich ſelbſtgefällig als Stütze des Throns, zeigte auf die einzelnen Uebelwollenden, auf Lornſen und ſeine Freunde, als auf verderbliche Auswüchſe der Zeit und vermaß ſich, die öffentliche Meinung ſelbſt dazuſtellen.

Dieſe aber trat ihr bald und deutlich entgegen. Manche der Herrn vom Adel waren auch keinesweges gänzlich verknöchert und verhärtet, und in den nächſten Schreiben und Gegenſchreiben ſprach ſich ihre Abſicht aus, eine feſte Verbindung beider Herzogthümer und eine gemeinſame ſtändiſche Verſammlung zu erſteben. Hiermit aber ſtießen ſie auf die däniſche Oppoſition, die nichts weniger als die Rückkehr zu den alten Verhältniſſen und vereinigten Landtagen wollte, und daher auch die Berufungen auf die alten Landesprivilegien ohne Beachtung ließ. Die Ritterſchaft hätte es am liebſten geſehen, wenn eine ſtändiſche Verſammlung in altherkömmlicher Weiſe beliebt wäre, die dann zeit-

gemäße Modificationen verſchlagen könnte. Darauf richteten ſich auch ihre Anträge, ſtatt deſſen aber kam von Kopenhagen das bekannte Geſetz vom 28. Mai 1831, welches ſachkundige und erfahrene Männer in die Hauptſtadt rief, mit denen weiter berathen werden ſollte.

Als der König hierauf in die Herzogthümer kam, erſchien eine Deputation der Ritterſchaft in Rendsburg, die nicht allein dem königlichen Befehl nachkam, nichts vorzutragen, was Allerhöchſtdenſelben mißfällig ſein könnte, ſondern ſogar Worte ſprach, die den allgemeinſten Unwillen erregen mußten. Sie rühmte den Geiſt und Glauben der Ritterſchaft und betheuerte, daß die Forderungen des Augenblicks nicht die gute alte Zeit überſehen laſſe; auch nicht vergeſſen laſſe, daß die Ritterſchaft der Vertheidiger der Stabilität und die Stütze des legitimen Thrones ſei.

Dieſe Worte vollendeten den Bruch zwiſchen Adel und Volk und haben lange und bis jetzt fortgewirkt. Immer wieder waren es Ritterſchaft und Prälaten, die nur für ſich handelten, ſich und ihre Geſinnung erhoben und nun, wie es ſchien, gern gemeinſchaftliche Sache mit dem Abſolutismus gemacht und für einige Silberlinge das Volk und

sein Recht verschachert hätten. Wie mußte König Friedrich der Sechste, der ein Mann von Verstand und warmem Herzen war, dies Benehmen bei sich beurtheilen, und wenn es seine Absicht gewesen ist, sich zu überzeugen, wie weit die Wünsche des Landes reichten, und was Nothwendigkeit geworden sei ihm zu ertheilen, welche Anschauungen mußte er mit sich fortnehmen?! Mit allem Recht hat man dem Adel vorgeworfen, daß sein unglückliches Verhalten, sein Bestreben nur für sich zu sorgen, die Volksbestrebungen aber zu verdächtigen und gegen die allgemeinen Zeitideen sich abzuschließen, die Ursachen gewesen sind, daß aus den Landständen Provinzialstände wurden, denen so ziemlich alles entzogen blieb, was ihnen wirkliche Rechte und Kraft zur wahrhaften Volksvertretung geben konnte. Im Uebrigen behandelte man von Kopenhagen aus Prälaten, Ritterschaft und Gutsbesitzer von jetzt ab mit entschiedener Nichtachtung, denn man beantwortete ihre Eingaben nicht weiter. Am 6. Mai 1832 rief ein Rescript die dreißig erfahrenen Männer zusammen, welche die Regierung auswählte, von deren Berathungen hinter verschlossenen Thüren man jedoch nichts erfuhr, und so schleppte sich die Angelegenheit fort, bis die Verordnung

vom 15. Mai 1834 die ständiſchen Verhältniſſe beſtimmte.

Sowohl für die däniſchen Inſeln, wie für Jütland und die Herzogthümer wurden Provinzialſtände eingerichtet, welche ſich wenigſtens alle zwei Jahr verſammeln ſollten.

Das Wahlrecht haftet am Grundbeſitz, der Wählbare muß das doppelte Grundeigenthum dem Steuerwerthe nach beſitzen, als der Wähler. Wahlrecht wird ausgeübt mit dem 25. Lebensjahre, die Wählbaren müſſen 30 Jahr alt ſein, die Wahl geſchieht perſönlich und auf 6 Jahre.

Die Zuſammenſetzung der ſtändiſchen Verſammlungen wurde nach den drei verſchiedenen Arten der Grundbeſitzer beſtimmt: Gutsbeſitzer, Bürger und Bauern bilden ſie; außerdem ernennt der König einige Mitglieder, nämlich für jede Verſammlung zwei Geiſtliche, einen Profeſſor der Landesuniverſität und vier Mitglieder der Ritterſchaft; wenigſtens iſt dies ausdrücklich für die Herzogthümer beſtimmt. In Schleswig erhielt überdies der Herzog von Auguſtenburg eine Virilſtimme, in Holſtein der Landgraf von Heſſen.

Hiernach beſteht die Provinzialverſammlung in Holſtein aus 9 Abgeordneten adeliger und anderer

großer Güter, aus 15 Abgeordneten der Städte und 16 bäuerlichen Deputirten, ferner aus vier Ritterschaftsmitgliedern, einem Professor und zwei Geistlichen; dazu kommt die Virilstimme des Landgrafen von Hessen, so daß im Ganzen 48 Mitglieder im Ständesaal Platz nehmen.

Die Stände von Schleswig zählen vier Mitglieder weniger. Sie enthalten 5 Abgeordnete der großen Gutsbesitzer, 12 von den Städten, 19 von den Bauern; hierzu die 7 Deputirten welche der König ernennt, und eine Virilstimme. Im Ganzen 44.

Jede Ständeversammlung wählt ihren Präsidenten, Vicepräsidenten, Secretaire u. s. w. selbst. Den Berathungen wohnt ein Königlicher Commissarius bei, durch den alle Verhandlungen zwischen den Ständen, und dem König-Herzog vermittelt werden. Alle Entwürfe zu gemeinsamen Gesetzen, alle Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten, in Steuern und Abgaben, sollen von den Ständen begutachtet werden. Diese besitzen ihrerseits das Recht, Anträge zu machen, das ungeschmälerte Petitionsrecht, auch das Recht zu Beschlußnahmen in Communalangelegenheiten.

Man sieht, daß die preußischen Provinzialstände

das Muſter für dieſe Verfaſſung bilden ſollten, allein bei aller Beſchränkung ſind ſie doch weit über ihr Vorbild hinausgegangen und im Vergleich mit ihnen ausnehmend freiſinnig zu nennen. Hier iſt wenigſtens vollſtändiges Petitionsrecht, hier nennt die Regierung nicht die Anträge der Stände ungehörig und unbefugt, und verbittet ſich mit ſaurer Miene dergleichen für alle künftige Zeiten; hier wählt das Volk in Wahlverſammlungen die Männer auf welche es ſein Vertrauen ſetzt, ohne Rückſicht auf Stand und Beſchäftigung und nicht etwa, wie in Preußen, ſind es die Stadtverordneten-Verſammlungen und Kreisverſammlungen, aus denen die Bürgermeiſter und Dorfſchulzen als Deputirte des Bürger- und Bauernſtandes hervorgehen, ohne daß Bürger und Bauer ſelbſt im geringſten dabei betheiligt würden. Hier iſt zwar keine Oeffentlichkeit der Sitzungen, aber eine Ständezeitung bringt die Reden der Abgeordneten wenigſtens unverkürzt und ohne Cenſurſtriche mit Nennung der Namen der Redner in die Oeffentlichkeit des Lebens, während in Preußen bisher alle gehorſamſten Bitten um Namensnennung, als aufregend, revolutionair und unzeitgemäß abgewieſen wurden. Hier hat endlich das Volk ſelbſt noch das uralte

Recht freier Männer, das Associationsrecht! Es kann sich versammeln, so oft und so viel es will, um über seine Angelegenheiten zu sprechen, ohne daß Polizei und Gensd'armen dazwischen fahren, während es in Preußen sogar dahin gekommen ist, daß die Diener der Macht in Privatgesellschaften dringen und durch Maßregeln, gegen welche kein Recht zu finden ist, barte Geldbußen und Strafen diejenigen als Verbrecher stempeln, welche es wagen, zu Freunden und Vertrauten über die Lage und Zustände des Vaterlandes zu reden. Was gäbe man in Preußen darum, wenn man die Verfassungs- und Associationsrechte der Herzogthümer hätte! Wie weit wäre man dort jetzt in der Entwickelung bürgerlicher Freiheit, wenn seit 1823 Stände von solcher Zusammenstellung, wie die von Schleswig und Holstein, die heftigen Regungen der Jahre 1830 und 1840 begleitet hätten?!

Nicht ohne ein Gefühl der Demüthigung habe ich häufig solche Charakteristik unserer ständischen Einrichtungen, unseres Beamten- und Polizeistaates, wie man sagte, gehört, und die Fragen unbeantwortet gelassen, wie es möglich sei, daß ein so aufgeklärtes, in Wissenschaft und jedweder menschlichen Thätigkeit so weit fortgeschrittenes Volk, wie

das preußiſche, bei ſolchen Verfaſſungsverhältniſſen beharren könne. Ich konnte nur erwiedern, daß man überall ſchmerzlich genug empfinde, woran es uns mangle; daß Drang und Sehnſucht, Trieb und Erkenntniß gleich gewaltig ſeien; daß unſer Kampf durch alle Theile der Geſellſchaft dringt, und nicht allein politiſche Reformen, ſondern auch Kirche und ſoziales Leben umfaßt; daß Deutſchland ein ungeheuerer Heerd für die Bearbeitung und Verſchmelzung der größten Fragen der Zukunft ſei, und ſeine jetzige innere, mächtige Bewegung, ſeine geiſtige Kraft, ſein Streben nach Freiheit in Wiſſenſchaft, Kirche und Staat unmöglich auf lange mehr gebunden bleiben könne. Und iſt es nicht ein Zeichen, das an Wunder grenzt, wenn in Preußen die Provinzialſtände, welche zur Hälfte mindeſtens aus den Abgeordneten des Adels beſtehen, trotz künſtlich erſchwerter Majoritäten und abſchreckender Landtagsabſchiede, in fünf Verſammlungen unter acht, auf Reichsſtände, freie Preſſe, Oeffentlichkeit, Verantwortlichkeit der Staatsdiener, kurz auf vollſtändige Begründung eines Rechtsſtaates der Gegenwart kürzlich antragen konnten?! Das bezeugt unwiderleglich den Standpunkt der öffentlichen Meinung, wie ihrerſeits die letzten Land-

tagsabschiede beweisen, wie groß der Conflict zwischen Regierung und Volk ist. Geist und Bildung desselben sind weit über die Schranken hinaus geschritten, die der väterliche Absolutismus ihm gesteckt hat, der noch immer meint, ein unmündiges Kind zu besitzen, das von den Gängelbändern nicht los gelassen werden dürfe.

In Schleswig, wie in Holstein, war der Adel bei dieser Provinzialverfassung nicht zum besten fortgekommen; oder vielmehr er war nicht ungebührlich begünstigt, sondern im Verhältniß seines Besitzes berechtigt worden. Man hatte ihm freilich wohl einen kleinen Beweis alter Zärtlichkeit nicht verweigert, indem man der Verfassung vier ritterschaftliche Mitglieder beifügte, welche der König wählte, allein trösten über seine Privilegien konnte er sich nicht damit. — Friedrich der Sechste war ein alter, kurz angebundener, polternder Herr, kein Organisator und kein guter Finanzier, so sparsam er persönlich war, aber ein rechtschaffener Mann. Er sah recht gut ein, was die Zeit begehrte und stemmte sich gegen sie, wie ein absoluter Monarch; jedoch bei dem, was er endlich nothgedrungen gab, bei seinen vier Provinzialverfassungen verblendete er sich wenigstens nicht darin,

daß er, wie dieß in Preußen geschah, dem Adel einen übermäßigen Antheil an der Vertretung auf Kosten der übrigen Stände zuwandte. Er gab ihm ein wenig mehr, als er nach dem allgemeinen Maßstabe der Wahlberechtigung verlangen konnte, doch Städte und Bauern behielten die überwiegende Macht; von erschwerenden Majoritäten war nicht die Rede, und so bedurfte es jetzt nur der fortrückenden politischen Bildung, um den zweiten und dritten Stand ihr Uebergewicht kennen und gebrauchen zu lehren.

Provinzialstände sind häufig als das beste Mittel gerühmt worden, einem Volke, das lange in politischer Erstarrung gelegen, als Bildungsschule zu dienen, seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten anzuregen, und es zu weitern Fortschritten vorzubereiten. Das mag in manchen Beziehungen wahr sein, nur kommt es darauf an, wie lange man ein Volk als schulpflichtig erachtet, und wer denn seine Lehrmeister sind? — Wollen diese, wie es häufig der Fall ist, eine homöopathische Fortschrittsmethode mit ihm beginnen, das heißt Menschenalter hingehen lassen, ehe sie ihm ein Fortschrittsdecillionstheil zugestehen, oder mit den beliebten historischen Verknöcherungs-

Recepten die raſchen Lebensentwickelungen der Zeitideen zurückhalten, endlich aber wohl gar nicht nur ſtehen bleiben, ſondern auch rückwärts ſchreiten und die gute alte Zeit mit ihrer Demuth, ihrer Ehrfurcht und Unterthänigkeit vor allem hiſtoriſch Wohlerworbenen wieder erwecken, dann entſtehen eben jene tiefen und gefährlichen Zerwürfniſſe zwiſchen Lehrern und Schülern, die ſo häufig ſchon damit geendet haben, die Schule aufzuheben und die Lehrer zu entfernen. — Auch freie Völker wollen geleitet ſein, aber nur von denen, die ihren Willen und ihre Wohlfahrt verſtehen, deren Intereſſen ſich mit den ihren verſchmelzen; von Männern, die das self-government anerkennen, die ſelbſtſtändige Würde der Nation, wie jedes ihrer Bürger. Wenn aber in einem Geſellſchaftsverbande verſchiedene Intereſſen ſtatt finden, die ihre Ausgleichung nicht in der allgemeinen Freiheit und Gleichheit finden, wenn eine Regierung da iſt, die dem Intereſſe einer herrſchenden Familie dient, wenn die Bürger ſich in Stände theilen, welche Vorrechte und Sonderrechte ſchützen wollen, wenn bürgerliche Ungleichheit und parteiiſche Vorzüge die Staatsangehörigen mehr oder minder kaſtenartig abſcheiden, dann muß ein

fortgeſetzter Kampf ſtatt finden, der zum Schaden Aller die Entwickelungen der Volkskraft ſtört. — Und dieſen Kampf kämpfen alle Völker des alten Europa's. England allein, wo die Selbſtregierung des Volks am weiteſten fortgeſchritten iſt, wo ſeine wahrhaften Intereſſen beſſer vertreten werden, als irgendwo, findet auch am leichteſten die Mittel aus ſich ſelbſt, Hülfe gegen die Uebel und Leiden zu ſchaffen, die es bedrücken; ebenſo Norwegen, der freie Bauernſtaat im Norden, der in ſo merkwürdiger Weiſe aufblüht. — Aller Kampf der Zeit läuft auf eine gleiche Berechtigung Aller zu Allem hinaus, und dieſer Kampf iſt eigentlich ſo alt, wie die Welt, die langſam zerſtört, was ſie aufgebaut, aber nie das Ueberlebte duldet und immer die Wahrheiten der Vernunft zum Siege führt.

Je weiter die Erkenntniß der Völker im Begriff ihrer gleichen bürgerlichen Rechte an dem Geſellſchaftsverband aufwächſt, um ſo geringere Ausſichten müſſen natürlich die alten Privilegien haben, jemals wieder zur Geltung zu gelangen.

In Schleswig-Holſtein wurden die Provinzialſtände nicht eben mit Freude aufgenommen. Ein großer Theil des Volks blieb gleichgültig; für

die Erregbaren war das Gegebene zu wenig. Man vermißte die Oeffentlichkeit, man war gekränkt über das mangelnde Recht der Steuerbewilligung, mißmuthig und mißtrauiſch durch die Verweigerung gemeinſamer Stände-Verſammlungen, und doch waren es eben dieſe drei Forderungen, welche Graf Magnus Moltke, derſelbe Mann, welcher als eifriger Schüler des Herrn von Haller 1830 ſein bekanntes Buch über den Adel geſchrieben, dann aber in Reiſen und Anſchauungen anderen Grundſätzen Bahn gebrochen hatte, als das Geringſte erklärte, was ein Volk begehren könne. — Der Kampf der däniſchen Preſſe um Schleswigs Incorporation und Holſteins ewigen Beſitz hatte 1834 längſt begonnen; jetzt erhielt er einen neuen Antrieb, nun aber waren den Herzogthümern in ihren Provinzialſtänden lebendige Mittelpunkte des Widerſtrebens, dem Volke eine ſchützende Macht gegeben, um durch Anträge und Petitionen die Forderungen der Dänen zu bekämpfen.

Zu gleicher Zeit wurden die Veröffentlichungen des Finanzetats ein Gegenſtand der Volkstheilnahme. Nichts bewegt dieſe ſtärker, als der Zuſtand des Geldweſens im Staat und mit vollem Rechte, denn von ihm hängt das materielle Wohl

jeder Nation ab. — Bis zum Jahre 1835 lag ein Schleier auf den Finanzen des däniſchen Staats; jetzt wurde dieſer zum erſtenmale gelüftet, und was man aus der dürftigen Ueberſicht entnahm, war ganz geeignet, Erſtaunen und Unwillen anzuregen, der ſich in den Tagesblättern, in Flugſchriften und in den Ständeſälen äußerte. Es zeigte ſich, daß die ſchweren Schulden, welche der Krieg gehäuft, durch alle Steuern und Laſten, wie durch die gewaltthätigen Finanz- und Bankoperationen nicht allein um nichts vermindert, ſondern während des Friedens noch immer zugenommen hatten. Im Jahre 1817 betrug die Schuld 107 Millionen Thaler, jetzt wurde ſie zu 130 Millionen angegeben, und dazu kam ein jährliches Deficit, das offiziell 300,000 Thaler betragen ſollte, doch weit höher nachgewieſen ward. Dies Alles mußte die Oppoſition vermehren und namentlich wurden die Herzogthümer dadurch um ſo eindringlicher auf ihr oft ausgeſprochenes, rechtmäßiges Verlangen hingeleitet, ihre Finanzen und Verwaltung von denen des Königreichs zu trennen und beſtimmt zu wiſſen, was ſie zu der allgemeinen Staatserhaltung zu zahlen hätten. — Hiermit mußte dann nothwendig eine Kontrolle

der Steuern und deren Verwendung, also auch das Steuerbewilligungsrecht verbunden sein, und diese gefährliche Frage bildete daher schon bei der ersten Ständeversammlung in Schleswig und Holstein das Hauptthema.

Ich habe schon angeführt, daß der Antrag auf Steuerbewilligungsrecht in jener ersten Schleswigschen Ständeversammlung, namentlich durch den Einfluß des Herzogs von Augustenburg, scheiterte. Die politische Bildungsstufe der Stände von 1835 war mit solchem Begehren nicht im Einklange, allein sie zeigten in anderen Zeitforderungen schon einen entschiedenen Geist des Fortschritts, denn fast einstimmig wurden von ihnen Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, Vereinigung der Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein, Trennung der Finanzverwaltung beider Herzogthümer vom Königreich, Sparsamkeit und Ordnung, Ernennung eines verantwortlichen Finanzministers, Beschränkung der Marine und des Heeres, bessere Unterstützung der Universität und anderer Lehranstalten beantragt.

Die Stände in Holstein traten noch fester und bestimmter auf. Man machte hier dieselben Anträge und scheiterte zwar in der Steuerbewilligungsfrage

an dem Widerſpruche des Adels in dem Prüfungscomité, aber man wieß nicht allein nach, daß das Recht des Landes unzweifelhaft klar die Steuerbewilligung umfaſſe, ſondern auch daß nach dem 1533 geſchloſſenen und 1623 erneuerten und nie aufgehobenen Staatsvertrag, Schleswig-Holſtein zu den gemeinſamen Staatslaſten 1/3 ſteuern ſollte, während jetzt die Beſteuerung der Herzogthümer zum Königreich wie 70 zu 100 ſich verhalte; überdies werde in Dänemark aus dem Grundbeſitz kaum 60 p. Ct. des Steuerbetrages gezogen, aus den Herzogthümern aber volle 85 p. Ct.

Von jenen erſten Ständeverſammlungen an, bis auf dieſen Augenblick, ſind nun die Anträge und Forderungen der Herzogthümer durchaus dieſelben geblieben.

Wir finden jedesmal wieder die gleichen Beſtrebungen, nur werden ſie mit größerer Ueberzeugung, Wärme und Kraft entwickelt und unterſtützt. Das Steuerbewilligungsrecht und die Finanztrennung ſind die Säulen der Bewegung geworden, und ſehr wahrſcheinlich würden, bei der gleichzeitigen und weit energiſcheren Oppoſition der däniſchen und jütiſchen Stände um Ausbildung der

Verfassung, längst ein Uebergang zur constitutionellen Freiheit bewirkt worden sein, wenn nicht unglücklicher Weise gerade die Finanztrennung und was mit ihr zusammenhängt, direkt gegen Wunsch und Absicht der Dänen anliefe, welche gänzliche Verschmelzung der deutschen Provinzen begehren.

Die absolute dänische Regierung hat daher gutes Spiel gehabt, indem sie dies feindliche Widerstreben der beiden Nationalitäten benutzte. Alle Forderungen der Herzogthümer konnte sie mit Kälte abweisen, denn sie war dabei des Beifalls der Dänen sicher, doch diese gelangten in ihrem Kampfe um eine norwegische Verfassung auch nicht weiter, denn die andere Hälfte des Landes, die Herzogthümer, erklärten ganz entschieden, daß eine dänische Constitution sie so wenig kümmere, wie ein neues Scandinavien.

Je mehr daher der Nationalstreit, der Sprachenstreit und was dazu gehört, sich erhitzte, um so sicherer war die Regierung, ungefährdet zuzusehen und gelegentlich beide Seiten mit Ruthen zu züchtigen, die Presse zu strafen, Prozesse anzustellen, die ärgsten Schreier, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, verfolgen zu lassen, dabei

aber wo möglich durch ſtrengeres Anziehen der Zügel, durch neue Geſetze und Verordnungen ihre moraliſch längſt untergrabene Macht zu ſtärken.

So machte ſie in den Herzogthümern 1838 den Verſuch, das Aſſociationsrecht aufzuheben, indem ſie alle Verſammlungen verbot, allein der Unwille war ſo allgemein, daß ſie im Gefühl ihrer Schwäche wieder davon abſtand; ſo nimmt ſie jetzt eben einen neuen Anlauf, die geſetzliche Preßfreiheit in Dänemark wo nicht ganz zu unterdrücken, doch noch mehr zu beſchränken; ſchwerlich wird ſie jedoch auch dort damit zu Stande kommen. Im Uebrigen war ſie bald mehr bald minder verfolgungsſüchtig, namentlich in den Herzogthümern, bald bereit die Tagesblätter und die Männer, welche ſich in Schrift und Wort bemerkbar machten, zu bedrohen und zur Rechenſchaft zu ziehen; bald wieder unthätig der ſteigenden Agitation zuſchauend, in keinem Falle aber dazu zu bewegen, eine andere Conſequenz zu zeigen, als die, allen politiſchen Fortſchritt mit halben Maßregeln und Geſetzvorſchlägen aufzuhalten, welche Niemand befriedigten, materiell aber zu beſſern, was ſich mit ihrem Weſen und ihren fiscaliſchen Intereſſen vereinbaren ließ.

Die dritte Periode begann dann mit dem Jahre 1840, dem Regierungsantritt Königs Christians VIII. an welchen ſich viele Hoffnungen knüpften. Die däniſchen Patrioten glaubten den Monarchen, der einſt die norwegiſche Verfaſſung beſchworen hatte, ihren Wünſchen nicht abgeneigt; die Schleswig-Holſteiner bauten auf ſein Rechtsgefühl und ſeine Herzensgüte, aber beide Theile haben ſich in ihren Erwartungen getäuſcht. Als Privatmann mit liebenswürdigen Eigenſchaften begabt, fehlte dem Könige ſchon bei ſeinem Auftreten in Norwegen die energiſche Willenskraft, welche ſchwere Zeiten zu leiten vermag. Höheres Alter hat daran nichts geändert, und ſo ſind die unruhigen Wellen, welche den Thron ſeines Vorfahren zu umringen begannen, während ſeiner ſechsjährigen Herrſchaft höher angeſchwollen und haben einen düſtern Anblick gewonnen, der eine Beruhigung nicht hoffen läßt.

Alles, was ich ſchon früher in den Kreis der Ueberſicht der Verhältniſſe zog, das zu fürchtende Erlöſchen des königlichen Hauſes älterer Linie, die Zerwürfniſſe in der eigenen Familie, das heftige Andrängen der Parteien, der drohende Erbſchaftsſtreit, der Ruf der Dänen nach ſcandinaviſcher

Verfaſſung und Verbindung, die Unruhe und Aufregung in allen Kreiſen der Geſellſchaft, die Forderungen des däniſchen Bauernſtandes, der gegen ſeine Laſten, ſeine Soldatenpflichten und Grundverhältniſſe in Maſſe auftritt, dazu die kühnen Angriffe der Preſſe, und in den Herzogthümern der zähe Geiſt des Volkes, das um jeden Preis Trennung von Dänemark will, das ſind die Begleiter der Regierung des jetzigen Königs, der zwiſchen ihnen und ſeinem milden, Ruhe und Freuden liebenden Herzen in unbehaglicher Bedrängniß ſteht.

In den Herzogthümern und deren ſtändiſchen Verſammlungen trat nun durch die ſteigende Erbitterung des Kampfes um die gefährdete Nationalität der Umſtand ein, auf den ich ſchon mehrmals aufmerkſam gemacht habe: die Verfaſſungsfrage nämlich, welche den Dänen die Hauptſache blieb, verblaßte gegen den Alles erſchütternden Gedanken, daß Holſtein von Schleswig getrennt und däniſch gemacht, oder wie es die eifrigſten Dänen wollten, beide Herzogthümer von Deutſchland losgeriſſen und mit dem Inſelreiche des fremden Volkes verſchmolzen würden. Daß dies nimmermehr geſchehen dürfe, darin waren alle Theile einig. Es

war der schlimmste und traurigste, der das geistige und materielle Leben und Wohl am tiefsten und allgemeinsten treffende Stoß, die engverbundenen Länder zu trennen oder sie von ihren Verbindungen mit Deutschland abzureißen. Man hielt die alten Landesrechte als gemeinsames Banner hoch und unter ihm sammelte sich ganz Schleswig-Holstein. Der Adel vergaß seine Ansprüche und jetzt erst drang politisches Leben in das eigentliche Volk, in den mächtigen wohlhabenden Bauernstand. Die Presse und die Volksversammlungen arbeiteten unaufhörlich an seiner Aufklärung, man hatte nur ein gemeinsames Ziel, das Ziel, den dänischen Anmuthungen vereint und einig entgegen zu treten und kein Opfer zu scheuen.

In wie mannichfacher Weise dies geschah, haben wir gesehen; allein nothwendig mußte, je lebendiger der Antheil des Volks wurde, dies selbst mehr und mehr in den Vordergrund treten und seiner Kraft sich bewußt werden. Der Adel hatte manche Rücksichten zu nehmen; er zeigte sich auch wohl bei vielen Anlässen und im Ganzen lauer; er blickte empfindlich auf die wachsende Macht des zweiten und dritten Standes, obwohl auch in seinen Reihen Männer, wie Graf Reventlow, Neer-

gaard, Graf Moltke und Andere, mit Geist und Hingebung sich der Nationalsache fest anschlossen. Aber das Streben nach voller Gleichheit hat nicht Raum neben dem Vollgefühl, das sein historisches Recht nicht vergessen kann, und besser mag es freilich sein, wenn, wie dies zuweilen geschieht, innere Tüchtigkeit und edle Eigenschaften sich mit anererbten Vorurtheilen verbinden, als wenn hohle Aufgeblasenheit und Unwissenheit sich dahinter breit machen. Weil aber diese uns nicht selten abschreckend entgegen treten, kann ein Volk sich um so weniger dazu verstehen, den Geburtsvorzügen und mittelalterlichen Ansprüchen irgend einen Theil seiner Menschenrechte und staatsbürgerlichen Gleichheit zum Opfer zu bringen, was bei wahrhafter Aufklärung auch nie verlangt werden sollte, weil man einsehen muß, daß es, unverträglich mit den Ideen der Gegenwart, doch keine Dauer haben kann.

Es ist ganz natürlich, daß bei einem solchen Kampfe, wie ihn die Herzogthümer führen, und bei den innern Zuständen des Landes, man sich sagen muß, es werde bei jeder Entscheidung mehr auf jene 100,000 freien und tüchtigen Bauern, wie auf die zwei und zwanzig adeligen Familien ankommen, welche die Ritterschaft bilden, ja selbst

weit mehr als auf die sämmtlichen Besitzer der 263 adeligen Güter. — Hat sich nun ein gewisses Mißtrauen eingeschlichen, glaubt der Adel in dem Gleichheitsgefühl der freien Bauern, ihrem sichern und festen Auftreten eine Kränkung seines Ansehens zu erdulden, so ist dies doch nichts als eine Unbehaglichkeit, die mit der Zeit verschwinden muß durch Bildung und Aufklärung des Bauernstandes. Die Tüchtigkeit des Mannes wird immer mehr in Zukunft Achtung einflößen, nicht aber der Schimmer einer äußern Politur, oder die verzogenen Gewohnheiten ständischer Erziehungsweisen und verfeinerter Genüsse. Man möge sich hüten vor dem Kastengeist, der so unpassend hier ist, wo der Bauer in seiner Wohlhabenheit und seinem steigenden Vertrauen zu sich selbst leicht die Geringschätzung mit doppelter Kraft zurückgeben kann; denn will der Adel wahrhaft an der Spitze des Landes bleiben, so darf er gewiß nicht in Folge seiner alten Berechtigung und seines edlen Bluts dies hoffen, sondern einzig und allein, indem er durch Geist und freisinniges Aufgeben aller Vorurtheile sich der Leitung bemächtigt, und seinem Bürgersinne, seinem Talent und seinen Kenntnissen die Huldigung freier Männer abnöthigt,

welche ſeine Vorfahren von Ungleichen und Unfreien erzwangen.

Was den Adel aber zum großen Theil antheilloſer macht, liegt nicht allein in dem alten hochmüthigen Abſonderungs- und Kaſtenweſen, oder in einem geringen Bildungsgrad, ſondern auch in der geheimen Furcht, in der Folge die Kloſtergüter zu verlieren und alle Scheidegrenzen der Stände in einem Bauernſtaat zuſammenſtürzen zu ſehen. Wenn er dies vermeiden will, ſollte er patriotiſch freiwillig geben, was er nicht erhalten kann. Seine Privilegien wird er nie mehr herſtellen können und in dieſem Lande voll freier Bauern ſcheint eine Verfaſſung mit einer Adelskammer keineswegs zu den Verhältniſſen zu paſſen. Man blickt hier nicht nach dem Weſten Europa's, ſondern weit näher liegt Norwegen, wo es keinen Adel mehr giebt, während in Schweden ſowohl wie in Dänemark ſich längſt die tiefſten Sympathien für ähnliche Einrichtungen ausgebildet haben. Auch in Deutſchland richtet ſich der Blick jetzt mehr dorthin, und wenigſtens iſt die große Majorität entſchieden gegen eine Vertretung nach Ständen, die ein allgemeines Bürgerthum nicht zulaſſen.

Norwegens Verfaſſung hat den großen Fehler,

daß einzig und allein der Bodenbesitz das Recht der Vertretretung gibt, Intelligenz und alle geistige Befähigung also ausgeschlossen bleiben, und dieser Mangel ist mit Recht zu beklagen; allein leicht ist er zu vermeiden und jene Verfassung zu vervollkommnen, wenn jeder unbescholtene mündige Bürger, der selbstständig sich ernährt und ein gewisses Jahreseinkommen nachweist, Wahlrechte erhält. In dem Entwurf zur schwedischen Verfassung, der im letzten Lebensjahre Karl Johann's ausgearbeitet wurde, war bestimmt, daß Jeder, der unbescholten und mündig, dabei selbstständig, kein Diener eines Andern sei, und ein Jahreseinkommen von 200 Rthlr. (schwedisch Banko) oder ein Vermögen von 2000 Thalern nachweise, Wähler und wählbar sein solle. Und diesem Wahlgesetze stimmte ein bedeutender Theil des alten schwedischen Landesadels bei, der seine Titel so wenig achtete, daß mehrere ihnen freiwillig entsagen wollten, weil sie überzeugt waren, als Bürger eines freien Landes durch Besitz, Erziehung, Kenntnisse und Talent mehr zu gelten, als jetzt. — Wenn man in den Herzogthümern eine Bauernverfassung und Bauernherrschaft, von Seiten des Adels, als Gespenst in der Ferne erblickt, von Seiten des

Bauern- und Bürgerſtandes aber eine nicht minder heftige Abneigung gegen Adelsprärogativen und beſondere Adelskammern hat, ſo liegt die Einigung darin nahe, daß man weder das Eine noch das Andere begehre, ſondern ſich zu einer Gleichheit vermittle, die alle Standesunterſchiede aufhebt, nur Bürger kennt, und mit Rückſicht ſowohl auf Beſitz, wie auf geiſtige Befähigung, es dem Vertrauen der Bewohner jedes Wahldiſtrikts überläßt, ſich den Mann zu ſuchen, den ſie bedürfen, gleichviel wo ſie ihn finden, ob unter Adel, Bürgern oder Bauern. — Hierin liegt die menſchlich reinſte Löſung der Frage und die beſte Ausbildung bürgerlicher Freiheit im Staate, aber es gehört dazu freilich, daß jeder ſich als Menſch und Bürger und nicht als Edelmann oder Bauer in ſtändiſcher Trennung empfinde.

XIII. Kapitel.

Die Finanztrennung. — Der Antrag der Stände in Rothſchild. —

In der Schleswigſchen Ständeverſammlung iſt die wichtige Frage der Finanztrennung der Herzogthümer vom Königreich eine der bedeutſamſten geworden, deren gründliche Beurtheilung den Dänen viel Anlaß zum Zorn und zu den heftigſten Erwiderungen geboten hat. Faſt ſämmtliche Anträge eingreifender Natur gingen bisher von den Deputirten des zweiten und dritten Standes aus, ſo auch dieſer, der viel Arbeit und Kenntniß erforderte, welche der Abgeordnete Tiedemann darauf verwendet hatte. In der fünften Verſammlung 1844, beſchloß die Verſammlung einſtimmig, eine Petition an den König zu richten und ihm ihre Bitte um Trennung der Finanzen und ihre Klagen über Prägravation vorzulegen. Eine Kom-

miſſion wurde eingeſetzt, um Tiedemanns Darſtellung der Verhältniſſe zu prüfen; die Petition ging dann nach Kopenhagen ab, aber ſie blieb eben ſowohl unerfüllt, wie alles Andere. Tiedemann hat ſeine Arbeit in Druck gegeben, welche in ausführlicher und lehrreicher Weiſe ſich über die Steuerverhältniſſe der Herzogthümer und deren übermäßiges Heranziehen an die Staatslaſten ausdehnt.

Nachdem auf die alten Verträge zwiſchen Schleswig-Holſtein aus den Jahren 1533 und 1623 Bezug genommen und zugegeben iſt, daß Billigkeit und Gerechtigkeit verlange, die Beitragsquota zur Staatserhaltung müßten den jetzigen Verhältniſſen angemeſſen ſein, ohne jedoch Unbilliges zu verlangen, werden die Abgaben und Laſten, wie ſie ſind, dargeſtellt. Es wird der Nachweis geführt, daß zu dem däniſchen Budjet vom Jahre 1844, wo die Geſammteinnahme auf 14,608,737 Reichsbankthaler angegeben iſt, Dänemark 7,677,771 Thaler beitrug, die Herzogthümer aber 5,026,166 Rbthlr.; der Sundzoll brachte 1,824.000 Rbthlr., der Holſteiniſche Kanal 80,800 Rbthlr.

Dagegen wurden für Dänemark verwendet 7,381,834 Thlr., für die Herzogthümer 2,305,324 Thlr. Nicht einmal die Hälfte der Steuern und

Abgaben kehrt also in die Herzogthümer zurück, während das Ganze dem Königreiche und dessen Verkehr zu Gute kommt. In Kopenhagen sind alle obern Behörden, dort ist die ganze Flotte, dorthin fließt aus Schleswig-Holstein jährlich eine baare Silbermenge, die ihren Weg nicht wieder zurückfindet, es ist somit ein bedeutender Theil des baaren Vermögens, der zur Erhaltung des dänischen Staates und Volkes dort verwendet wird.

Wenn die Steuerquoten der deutschen und dänischen Landestheile in Verhältniß gesetzt werden, so stellt sich dies in Zahlen ausgedrückt und den Sundzoll zu Dänemark geschlagen, wie 95 zu 51. Dies auf die Verausgabungen von 9,687,158 Thaler für beide Theile angewendet, würde für das Königreich 6,303,288 Thlr., für die Herzogthümer 3,383,870 Thlr. ergeben. Da nun aber in Wahrheit nur 2,305,324 Thlr. verwandt werden, so kommt Schleswig-Holstein jährlich um 1,078,546 Thaler, oder in runder Summe um wenigstens eine Million Thaler zu kurz, und dies setzt sich schon seit einer geraumen Reihe von Jahren fort.

Gleich einleuchtend beschwerte sich die Petition über die ungleichen Steuerverhältnisse des Bodens

und die faſt doppelt ſo hohe Belaſtung der Herzogthümer, wo nach Pflügen gerechnet wird, gegen die in Dänemark beſtehende Taxen, nach Tonnen Hartkorn. 19000 Pflüge in den Herzogthümern wurden auf leichtfertige Weiſe von den Commiſſarien viel zu hoch taxirt, nämlich zu 200 Millionen Reichsbankothaler Grundwerth, wovon Grundſteuer gezahlt werden muß; Dänemark dagegen, das 454,320 Tonnen Hartkorn oder (9 Tonnen gleich 1 Pflug) 50,480 Pflüge hat, iſt nur zu 213 Millionen Rbthlr. Grundwerth angenommen und zahlt die Grundwerthlaſten davon. Die Quadratmeile urbares Land ſteuert danach in den Herzogthümern 625,000 Reichsbankothaler, in Dänemark nur 311,586 Reichsbankothaler. Auch die ſchmählichen Finanzoperationen und die Bankhaft wurden in der Petition zur Sprache gebracht, gezeigt, wie die Herzogthümer nicht weniger als 43 Millionen damit verloren haben und endlich die Klagen, nach manchen Erinnerungen an Zollweſen, Schuldentilgung, Communallaſten, Deichlaſten u. ſ. w. in fünf Hauptpunkten zuſammengefaßt, 1) wegen zu hoher Abſchätzung des Grundwerths, 2) wegen Aufhebung der Kopfſteuer für Dänemark, während man dieſe Steuer bis jetzt in den Herzogthümern

fortbeſtehen läßt, 3) wegen der Reichsbankangelegenheit, von der man ⅝ den Dänen erließ, die aber Schleswig-Holſtein vollſtändig tragen mußte, 4) wegen der Nationalbank des Königsreichs, wogegen Schleswig-Holſtein auf ſeine ihm zugeſagte Bank verzichten mußte, 5) wegen Erhöhung der Zölle in den Jahren 1835 und 1838.

Aus Kopenhagen erfolgte darauf keine Antwort, aber in den Herzogthümern bemächtigte ſich das Volk des Stoffes mit aller Begierde. Ueberall empfand man, daß man bedrückt und übervortheilt ſei zum Nutzen der Dänen, und dies Gefühl erhöhte die Mißſtimmung um ſo mehr auf einen hohen Punkt, als damals faſt zu gleicher Zeit in Rothſchild bei den verſammelten däniſchen Ständen von dem Kopenhagener Bürgermeiſter Alxreen Uſſing der Antrag gemacht wurde, Sr. Majeſtät zu bitten, auf feierliche Weiſe zur Kenntniß der Unterthanen zu bringen, daß die däniſche Monarchie: das eigentliche Dänemark, die Herzogthümer Schleswig und Holſtein, ſo wie das Herzogthum Lauenburg ein einziges, unzertrennliches Reich ſind, welches ungetheilt nach den Beſtimmungen des Königsgeſetzes vererbt werde, und daß Allerhöchſtdieſelben die nöthi-

gen Anſtalten zu treffen wiſſen werden, um für die Zukunft jedes Unternehmen von Seiten der Unterthanen zu hemmen, welches darauf ausgehe, die Verbindung zwiſchen den einzelnen Staatstheilen zu löſen.

Herr Uſſing, früher Kanzleiſecretär, dann Profeſſor der Rechte an der Kopenhagener Univerſität, war auf allen Provinzialverſammlungen als freiſinniger Deputirter und Mann des Volks geprieſen worden, obwohl er in ſeinen Anſichten über eine enggezogene Grenze conſtitutioneller Volksrechte niemals hinausgegangen iſt.

Im Jahre 1844 ſuchte er ſeine ſinkende Popularität dadurch wieder zu heben, daß er jenen, den Dänen ſo erwünſchten Antrag der Incorporation der deutſchen Länder in den däniſchen Staat machte, und merkwürdiger Weiſe trat der königl. Kommiſſarius, Staats- und Conferenzminiſter Oerſtedt dieſem Antrage bei. Er ſtimmte mit dem Proponenten überein, daß durch den Friedensſchluß von 1720 und die darauf folgende Huldigung die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark begründet ſei, erklärte das Patent vom 9. September 1806, was Holſtein incorporiren ſollte, in Verbindung mit den Umſtänden und Verhältniſſen,

unter denen es erlaſſen ward, als von der größten Bedeutung, die keinesweges durch den Beitritt zum deutſchen Bunde verloren, ſondern nur beſtätigt worden ſei. Auf die alten Landesrechte Schleswig-Holſteins und auf die Erbanſprüche der jüngern königlichen Linie deutete er, als auf verwickelte Prätenſionen, welche zu einer Zeit entſtanden ſeien, wo der Begriff vom Staate weniger klar war, da man dieſen mehr als Fideicommiß anſah, und ſo könne er nicht anders umhin, als mit dem Antrage zu ſympathiſiren. Merkwürdig genug für einen Staatsminiſter nahm es ſich aus, daß er dann hinzufügte, daß freilich, was die rechtliche Seite der Sache beträfe, ſehr verſchiedene Meinungen ſtatt finden könnten, und diejenigen, welche ſich an das hiſtoriſche Recht halten, vieles einzuwenden haben würden, aber es böten ſich doch auch dagegen ſo manche Zweifel, ſo manche Unſicherheiten in den Reſultaten, daß jenes Recht dadurch an Bedeutſamkeit verlöre! Endlich erklärte er, daß die Ungewißheit der Erbfolge und der Zwieſpalt, welcher auf Grund der Vorſtellung einer möglichſten Trennung um ſich gegriffen, wohl für die Regierung Anlaß ſein könne, es in Erwägung zu ziehen, ob man nicht, unter

Beſeitigung aller Bedenklichkeiten zu jener vom Proponenten vorgeſchlagenen energiſchen Maßregel greifen müſſe, wobei es unzertrennlich ſein würde, daß der König ſich über die Untheilbarkeit der Monarchie nur in Verbindung mit einem Verbote erkläre, ſelbige zum Gegenſtande der Discuſſion zu machen! Denn nur ſo würde jene Erklärung Bedeutung haben. Ohne Competenz für jene Maßregel wolle er doch nicht dagegen ſein, daß die Verſammlung dem Könige ihre Wünſche und Anſichten in dieſer Hinſicht vorlege, welche Se. Majeſtät ohne Zweifel auch gern entgegen nehmen werde.

Dies war die auffallende Sprache eines Miniſters, der geradezu eingeſtand, auf hiſtoriſches Recht, dieſe ſonſt ſo heilig gehaltne Schutzwehr aller abſoluten Staaten und Dynaſtien, deren ganze Exiſtenz darauf beruht, habe man nicht zu rechnen; dagegen aber einen Gewaltſtreich der ärgſten Art in Vorſchlag brachte, nämlich nicht allein durch ein lit de justice den Schleswig-Holſteinern ihr Recht zu zerreißen und vor die Füße zu ſchleudern, und der jüngeren königlichen Linie zu gleicher Zeit ihre Erbberechtigung zu rauben und als null und nichtig zu erklären, ſondern auch, wahrhaft chineſiſch,

alle Discuſſion darüber zu verbieten und diejenigen zu fahnden und wo möglich als Hochverräther zu beſtrafen, welche ihre Ueberzeugung, ſei ſie noch ſo gründlich, gewiſſenhaft und in ruhiger Würdigung gegen jenen Act der Willkür ausſprechen würden.

Die Rothſchilder Stände ernannten hierauf ein Comité, welches natürlich dem Uſſingſchen Antrage vollkommen beipflichtete. Am 20. November 1844 begannen dann die Berathungen, an der die bedeutenſten Männer der Verſammlung Theil nahmen; ganz beſonders aber richtete ſich die Darſtellung gegen die Erbanſprüche der jüngeren Linie und ſpeciell gegen den Herzog von Auguſtenburg. Samwers Buch über die Staatserbfolge war ſo eben erſchienen und machte die tiefſte Wirkung, weil er das Recht des Auguſtenburgiſchen Hauſes völlig aufklärte, deshalb ſagte Uſſing, ſein Antrag gehe einzig und allein dahin, daß Se. Majeſtät ausſprechen wolle, daß er keine verſchiedene Succeſſion in den verſchiedenen Theilen des Staates anerkenne und in Folge deſſen nicht dulden werde, daß einer ſeiner Unterthanen Schritte in jener Richtung unternähme!

In ſolcher und ähnlicher Weiſe äußerte ſich auch

der Präſident, Profeſſor Clauſſen, der Vice-Präſident Profeſſor Larſen, am feurigſten und herausforderndſten aber wohl der höchſte Gerichtsadvokat Orla Lehnann, welcher unter andern behauptete, es ſei gar nicht die Rede davon, Schleswig dem däniſchen Staate einzuverleiben, denn dies ſei ſchon vor mehr als 100 Jahren geſchehen; mit den Erbrechten des Herzogs von Auguſtenburg müſſe man aber kurze Umſtände machen, und es ihm ergehen laſſen, wie dem Grafen von Ranzau,*) der weit begründetere Rechte auf einen Theil von Holſtein gehabt habe und doch abgewieſen worden ſei. Es ſei Schwäche der Regierung allein, wenn über die Erbfolge noch Zweifel obwalten könnten! Auch andere der geehrten Herrn ſprachen zuweilen in Ausdrücken, als ſeien fünfmalhunderttauſend Bajonette dahinter bereit, ihnen Macht zu verleihen; wenige mildere Anſichten, wie die des Kammerherrn Neergard, machten ſich geltend.

Nach langen Verhandlungen ward der Comitéantrag in etwas zuſammengeſchrumpfter Geſtalt dahin angenommen, Se. Majeſtät zu bitten, auf

*) Graf Ranzau wurde ſeiner Güter beraubt und ſtarb als Gefangener.

feierlichſte Weiſe erklären zu wollen, daß die däniſche Monarchie, ſammt den Herzogthümern Schleswig, Holſtein und Lauenburg zu ungetheiltem Erbe nach den Beſtimmungen des Königsgeſetzes über die Erbfolge gehe. 59 Stimmen verlangten dies gegen 2. Allein ſchon hatte ſich in den Herzogthümern der Sturm gegen die Bedrohung der Selbſtſtändigkeit erhoben. Die Rechte des Landes und die Erbfolge der jüngern königlichen Linie ſahen ſich zu gleicher Zeit angegriffen. Eine allgemeine Aufregung ergriff alle Gemüther, eine allgemeine Einigkeit verband alle Klaſſen der Geſellſchaft und die Folge dieſer ungehörigen, beleidigenden Einmiſchung der däniſchen Provinzialſtände, noch mehr aber die Folge der aufs äußerſte beunruhigenden Beiſtimmung des Miniſters Oerſted war die, daß in Schleswig-Holſtein und ſelbſt in Lauenburg der Volksgeiſt aufgerüttelt wurde und nun im ſteigenden Maße das eigentliche Volk lebendigen Antheil an Vorgängen nahm, die ſeine theuerſten und heiligſten Intereſſen vernichten wollten.

In der Verſammlung der Holſteiniſchen Stände in Itzehoe ſtellte der Kloſterprobſt, Graf Reventlow-Preetz den Antrag, es möge die Verſammlung die Bitte an Se. Majeſtät richten, die Rechte

des Landes unter Berückſichtigung der Ausführungen des Ausſchußberichtes gegen jeden drohenden Eingriff zu verwahren. Fünf und ſiebenzig Petitionen aus Städten und Landſchaften liefen ein, welche die Stände aufforderten, das Recht der Herzogthümer zu beſchützen und die Stände thaten dies mit Ruhe und feſter Würde, indem ſie die hiſtoriſchen Grundlagen ihres Rechts mit Gründlichkeit darſtellten. Der Präſident, Etatsrath Wieſe, der Obergerichtsadvokat Löck, Obergerichtsadvokat Clauſſen, Juſtizrath Klenze, Obergerichtsadvokat von Prangen, Koch, Kirchhof, Tiedemann, Graf Reventlow, die beſten und tüchtigſten Mäner der Verſammlung, führten die Sache des Volks mit deutſcher Gewiſſenhaftigkeit, Kenntniß und Vaterlandsliebe.

Der Antrag wurde einſtimmig angenommen und am 21. Dezember dem Könige überſandt. In Schleswig war die Ständeverſammlung ſchon vorüber, aber die Aufregung war hier noch größer und allgemeiner, und wirkte fort durch alle Landestheile, ja ſelbſt bis in das, den däniſchen Dialekt redende Nordſchleswig, wo die Anhänglichkeit an das Heimathland und dies jähe Hervortreten der däniſchen Abſichten, die Herzogthümer Dänemark

einzuverleiben, vielen wackern Männern die Augen öffnete, und sie bewog, der Landessache sich bestimmter zuzuwenden.

Die Folgen waren aber auch eben jene Vorgänge des Jahres 1845, welche ich schon erwähnt habe. Die Aufregung führte zu lebendigerem Kampf in der Presse, und nicht allein zu vielen Artikeln, Flugschriften und Schriften, auch zu einer Reihe von Volksversammlungen, zu jenen Fahnen- und Musikfesten, zu einer Erbitterung und immer stärkern Scheidung der deutschen Nationalität von der dänischen, endlich aber auch neben den Gegenwirkungen der Regierung, neben Verboten und Verfolgungen, zu den Versicherungen, welche der König bei seiner Anwesenheit in den Herzogthümern ertheilte.

So stehen die Sachen jetzt, wo die Dänen behaupten, es werde dennoch bald eine Declaration des Königs erfolgen. Man weiß, daß ein besonderer Abgesandter, Herr von Bülow, nach England gegangen ist, um dort auf Grundlage der englischen Garantie von Schleswig vom Jahre 1720 zu unterhandeln, man weiß auch, daß in Paris Anstrengungen durch den dänischen Gesandten Baron Coß gemacht werden, um den König der Franzosen

für die däniſchen Plane zu gewinnen; man weiß aber auch, daß Ludwig Philipp die Antwort ertheilt hat, er könne ſich nicht in Verhältniſſe miſchen, welche durch heilig zu achtende Verträge und Erbfolgerechte begründet ſeien, und man weiß auch, daß Herr von Bülow nicht eben allzu tröſtliche Antwort aus London zurückgebracht haben ſoll. Welche Bewandtniß es aber mit der engliſchen und franzöſiſchen Gakantie von 1720 hat, habe ich ſchon früher angeführt. Dieſe kann in keiner Weiſe ſo gedeutet werden, daß jene beiden Staaten damit die Verpflichtung übernommen, gegen Landesrechte und Erbſchaftsrechte den Beſitz der Herzogthümer und die Incorporation derſelben in den däniſchen Staat zu verbürgen.

Ich will dieſen Abſchnitt ſchließen, indem ich aus den von Dr. Lorentzen in Kiel herausgegebenen neuen Kieler Blättern eine Stelle hierherſetze, welche die Hauptklagen der Herzogthümer zuſammenfaßt und eine ſcharfe und treffende Polemik gegen die Art und Weiſe führt, wie von Seiten der Dänen die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der Herzogthümer beurtheilt werden. Gerade zur Zeit des Rothſchilder Incorporationsantrages hatte ein Amtmann, Baron von Dirking-Holmfeld, eine Parteiſchrift

unter dem Titel: Essai historique sur la question de la succession u. ſ. w. herausgegeben, die in der That ein Machwerk voller Verdrehungen und Entſtellungen iſt und daher in wohlverdienter Art von Dr. Heilberg und andern Publiciſten verurtheilt wurde, die nicht allein ſeine Unwiſſenheit, ſondern auch ſeine abſichtlichen Unwahrheiten ihm auf jeder Seite ſeiner Schrift vorhielten.

In dieſer Art, ſagen nun die neuen Kieler Blätter, beurtheilen aber die Dänen ſämmtlich unſere Rechte. Eine ernſthafte Polemik mit ihnen zu führen, iſt eben ſo unnütz, als unmöglich, denn ſie bringen keine Gründe, die man bekämpfen und widerlegen könnte, ſondern ihre ganze Taktik beſteht darin, aus Irrthümern und Unwahrheiten ſolche Schlußfolgerungen zu machen, daß man dieſe jedem Verfaſſer eines Lehrbuchs der formalen Logik als Muſterbeiſpiele derjenigen Trugſchlüſſe, welche man Cirkel, oder petitio principii zu nennen pflegt, empfehlen könnte. Es wird bald von der Staatseinheit auf die Erbfolge, bald von der Erbfolge auf die Staatseinheit geſchloſſen, und eins von beiden immer als gehörig bewieſen vorausgeſetzt, worauf dann das übrige mit Leichtigkeit folgt, ſo daß ſich Alles ungefähr um das folgende Schema

dreht: der Baron von Dirking-Holmfeld iſt ein wahrheitsliebender Mann, alſo iſt in Dänemark und in den Herzogthümern dieſelbe Erbfolge. Das Jahr 1721 und 1806 iſt Alles, worauf ſich ihre Anſprüche begründen, dieſe Jahre ſollen die Rechte der Herzogthümer geändert und mit der däniſchen Erbfolge in Uebereinſtimmung gebracht haben, das meint auch Herr von Dirking-Holmfeld. Aber wodurch hat ſich denn Alles geändert? Etwa durch ein Erbſtatut der ſchleswig-holſteiniſchen Herzöge, anerkannt von den Agnaten und genehmigt von den Ständen? Davon iſt ſelbſt den Dänen, die doch immer überraſchende Entdeckungen in der ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte machen, bis jetzt nichts bekannt geworden. Alſo durch Einverleibung in den däniſchen Staat und Unterordnung unter das däniſche Königsgeſetz? Das wollen die Herrn jenſeits des Belts auch nicht behaupten. Die Erklärung der Staatseinheit haben ſie ausdrücklich aufgegeben und von dem Königsgeſetz ſollen nur diejenigen Paragraphen für uns gelten, welche von der Erbfolge handeln. Durch welchen geſetzgebenden Act gerade dieſe einzelnen Paragraphen bei uns zur Geltung gekommen ſind, während die übrigen nicht gelten, weiß Niemand zu ſagen, aber die Dänen

behaupten es sei so. Die Erbfolge also soll gemeinsam sein, doch sollen die Herzogthümer dabei eine gewisse Selbstständigkeit behalten; wenn sich aber nur mit dieser gewissen Selbstständigkeit ein anderer Begriff verbinden ließe, als der einer aus Gnade geschenkten! Dem, was wir wollen und wozu wir verbürgtes Recht haben, der staatsrechtlichen Selbstständigkeit, schiebt man in Rothschild eine gewisse Eigenthümlichkeit in der Administration und Justizverwaltung der Herzogthümer unter, die uns aber in jedem Augenblick genommen werden kann, ohne daß wir irgend welche rechtliche Garantien geltend zu machen haben, und dann will man uns nachher einbilden, daß eine besondere Feinheit und Delikatesse des Benehmens der Dänen gegen uns darin liege, daß man sich einstweilen mit dänischem Kommando bei unserem Heere, dänischem Recht, dänischer Münze, dänischer Flagge, dänischem Brandmark (dansk Eegendom) das unsern Schiffen aufgedrückt wird, dänischen Prügeln, dänischen Officieren, dänischen Feldzeichen, dänischen Beamten, dänischer Sprache im deutschen Lande, auf deutschen Schiffen, bei deutschen Truppen, in deutschen Schulen begnügen. Diese Herrn meinen, wir könnten uns besonders bevorzugt fühlen, daß

ſie nicht etwa verlangen, daß auch die Vögel bei uns däniſch ſingen ſollen. Aber wenn ſie uns Sand in die Augen ſtreuen wollen, müſſen ſie es doch feiner anfangen. Einſtweilen will es uns immer noch ſo vorkommen, daß die letzte Inſtanz, an der man die Selbſtſtändigkeit eines Staates erkennt, die beſondere Grundlage ſeiner Souverainetät iſt. Iſt die Souverainetät beider Staaten gemeinſam, nicht allein in der Perſon, ſondern auch im Begriff, iſt ſie alſo nicht bloß temporär, ſondern auf gemeinſamen Rechten ruhend, nothwendig gemeinſam, ſo iſt die ſtaatsrechtliche Selbſtſtändigkeit des einen Theils dem andern gegenüber verſchwunden, und beide ſind Provinzen eines und deſſelben Staates. Wir aber haben unſre beſonderen Rechte, eine beſondere Erbfolge! Es kann nicht von dem beſondern Willen eines Monarchen abhängen, was er uns nehmen oder laſſen mag. Wir ſind und bleiben nun einmal gegen das Rothſchilder Evangelium durchaus verſtockt und obgleich man uns von jenſeits der Belte mehremals bemerklich gemacht hat, daß die Dänen uns nur von dem entſetzlichen Druck des Deutſchthums befreien wollen, und daß wir uns in thörichter Verblendung dagegen ſträuben, wie die Neger-

ſklaven dies Anfangs auch gegen die Emancipation thaten, ſo können wir uns doch nimmermehr entſchließen, in die ewige Seligkeit des Dänenthums einzugehen.

Da haben wir die Aufzählung der Eingriffe der Dänen und die Antwort der Schleswig-Holſteiner in kurzen Worten. Sie ſteifen ſich auf ihr Recht; ſie wollen Deutſche ſein und bleiben, mit Deutſchland das Loos der Zukunft tragen. Muß Deutſchland ihnen dafür nicht alle ſeine Sympathien zuwenden, mit Rath und That ſeine brüderlichen Freunde unterſtützen, ihnen zeigen, daß wir wiſſen, was ſie uns werth ſind?

XIV. Kapitel.

Kiel. — Die Handelsverbindungen der Herzogthümer. —

Kiel iſt als großer Handelsplatz nicht ſo bedeutend, wie Flensburg in Schleswig, und noch weniger kann es ſich mit Altona meſſen, aber es iſt im Aufblühen begriffen. Sein Hafen nimmt von Jahr zu Jahr an Lebendigkeit zu, und ſeit die Eiſenbahn es mit Altona verbindet, merkt man das Uebergewicht deutlich, das es damit über Lübeck erzwungen hat, welches eingeklemmt zwiſchen Mecklenburg und Holſtein unter der Handelseiferſucht der beiden Nachbarn erliegt. Es mag wahr ſein, daß Jeder hier für ſeine Sonderintereſſen zu ſorgen hat, aber welche traurigen Zuſtände werden damit hervorgerufen! Vollkommen albern iſt es jedoch, wenn man die Bedrängung Lübecks von däniſcher Seite damit rechtfertigen will, man müſſe

das thun, weil in Lübeck wie in Hamburg der Zoll nur ½ p. Ct. vom Werth betrüge, auch die Hafenabgaben gering und die Handelserleichterungen umfassend seien, während die dänischen Zölle sich bei weitem höher stellten. Lübeck möge seine Zölle erhöhen und Einrichtungen gleich den in Kiel befolgten treffen, dann erst wäre Gleichheit der Vortheile und Nachtheile für die handeltreibenden Völker, deren Schiffe Kiel oder Lübeck wählen möchten, und dann erst könne Holstein oder Dänemark ihm eine Eisenbahn bewilligen. — Auf solche trostlose Ausflüchte giebt es keine Antwort, aber besser wäre es, man sagte so einfach, wie Mecklenburg: Eine Eisenbahn nach Lübeck würde den Lübeckern helfen, uns schaden, darum sollen sie keine haben, so lange wir es hindern können.

Kiel ist der Hauptplatz für den Transitoverkehr zwischen Hamburg und Kopenhagen sammt den dänischen Inseln, allein diese liefern nicht in gleichem Maße zurück, was sie empfangen. Man darf nur das Jahr 1844 annehmen, wo von Kiel nach Kopenhagen 6,856,751 Pfund Waaren verschifft wurden und nach den dänischen Inseln 2,275,597 Pfund. Von Kopenhagen nach Kiel kamen dagegen 140,536 Pfund und von den In-

ſeln gar nur 4,524 Pfund. Dies bezeugt, wie gering die Ausfuhr Dänemarks nach der deutſchen Küſte iſt.

Nach Hamburg und Altona kommen dagegen jährlich 4- bis 500 däniſche Schiffe, aber die allermeiſten kommen in Ballaſt und gehen gefüllt von dannen. Wie viel eigentliche Dänen dabei ſind, iſt nicht zu beſtimmen, denn bekanntlich müſſen die Schleswig-Holſteiner alle unter däniſcher Flagge fahren und man hat ihren Fahrzeugen, wie ſchon erwähnt, zur großen Erbitterung der Bewohner der Herzogthümer die Worte: „däniſches Eigenthum“ eingebrannt. In Dänemarks National og Statshausholding van Natanſon (1844) iſt die Handelsmarine des Jahres 1842 auf 4105 Fahrzeuge von 77,816 C. Laſten angegeben, zieht aber davon Schleswig-Holſtein ab, wovon erſteres 1842 am Jahresſchluß 998 gemeſſene Fahrzeuge von 20,073½ C. Laſt, letzteres 1403 Schiffe von 19,713½ C. L. beſaß, ſo gehört mehr als die Hälfte der Handelsflotte den Herzogthümern. Kiel hatte im Jahre 1842 ſchon 56 eigne Schiffe von 1678¾ Laſt, aber in den letzten Jahren hat dieſe Zahl zugenommen, und überhaupt der Handel ſich beträchtlich vermehrt. Im Jahre 1833 kamen

1340 Schiffe nach Kiel, welche 17,197½ Last hielten; im Jahre 1845 ankerten 2970 Schiffe im Hafen, die eine Tragfähigkeit von 33,667¼ Last besaßen. So hatte sich der Verkehr in 12 Jahren verdoppelt und in gleichem Verhältniß muß sich der Wohlstand vermehren. — Kiel lebt vom Ostseehandel, darum ist es als Rival den Lübeckern so gefährlich. Es streckt die Hand verlangend nach Rußland und Schweden aus und bietet jenen beiden Ländern die leichteste Verbindung mit Hamburg. Dazu hat es den wichtigen Transit nach Dänemark, aber in Weltverbindungen mit Indien, Amerika und Grönland läßt es sich nicht ein, wie dies die Flensburger thun, deren Speculationsgeist und Ausfuhrhandel eine ganz andere Bedeutsamkeit hat.

Die Stadt Kiel liegt wunderschön am Ende des Meerbusens, zwischen waldbekränzten Höhen, welche liebliche Spaziergänge bilden. Die Stadt ist alt, schon im 11. Jahrhundert kommt ihr Name vor, der wahrscheinlich von der Meeresbucht herrührt, an der sie erbaut wurde. Kiel benannte man die Buchten, vielleicht weil sie keilartig ins Land drangen. Unter dem Schauenburger Grafenhause blühte der Ort auf, erhielt

Stadtrechte und Freiheiten, gehörte zur Hansa und folgte wechselnden Schicksalen, bis sie Hauptstadt des großfürstlichen Antheils von Holstein wurde, und erst durch den Vertrag, zu Czaarskioselo am 1. Juni 1773 geschlossen, wieder zu Holstein gehört. Die Stadt hat schöne massive Häuser, welche in letzter Zeit durch manche neue Bauten und stattliche Gebäude ansehnlich vermehrt wurden. Die Straßen sind schmal, lebendig, aber vortrefflich gepflastert, reinlich und überall drückt sich steigender Wohlstand und Sinn für Verbesserungen und Verschönerungen aus. Das meiste davon soll sie den Bemühungen eines ihrer Bürger, des Senators Lorentzen zu verdanken haben, der seit vielen Jahren unermüdlich thätig dafür gewirkt hat. Die Eisenbahn macht Kiel jetzt zum Sammelplatz vieler Fremden, welche einen ziemlich weiten Weg vom provisorischen Bahnhofe in die Stadt zu machen haben; allein schon im nächsten Jahre wird dicht am Hafen der Bahnhof eröffnet werden, was zur Erleichterung des Handelsverkehrs eben so nöthig, wie vortheilhaft ist. In Kiel ist das Oberappellationsgericht für die Herzogthümer und die 1665 vom Herzog Christian Albert gestiftete Universität, die Christiania Albertina, wo 3 bis

400 Studirende ihre Bildung erhalten. Berühmtheit hat dieſe Hochſchule eigentlich nie erlangt, ſie iſt zu ſchlecht unterſtützt worden und liegt zu tief in dem nördlichen Winkel; allein manche bedeutende Lehrer haben doch hier gelehrt. Wir erinnern nur an Pfaff, an Welker, Dahlmann, Tweſten; und jetzt noch lehren Falk, Olshauſen, Michelſen, Droyſen, Chriſtianſen und andere talentvolle und wohlbekannte Männer dort. Eine reiche Bibliothek und gelehrte Anſtalten unterſtützen die Wiſſenſchaften. Kiel hat jedoch auch eben als Vereinigungspunkt bedeutſamer Köpfe und der jugendlichen Blüthe des Landes einen regen Antheil an den neuſten patriotiſchen Beſtrebungen genommen. Hier konnten ſich freiſinnige Männer zu gemeinſamen Beſtrebungen vereinen, Einfluß gewinnen und in Wort und Schrift ihre Gedanken verbreiten, wozu bei dem Mangel einer politiſchen Zeitung die treffliche Wochenſchrift der Kieler Blätter einen Centralpunkt bot, an den ſich die Beſten betheiligten. Ich habe ſchon früher den Redakteur der Kieler Blätter Dr. Oelshauſen erwähnt und will hier mit einigen Worten nur an Hegewiſch erinnern, der als Profeſſor der Medizin und berühmter Arzt nicht allein bekannt

iſt, ſondern auch durch ſeine zahlreichen politiſchen Schriften, unter dem Namen Franz Baltiſch, wie durch ſeine Theilnahme an der Journaliſtik und durch ſein freiſinniges patriotiſches Streben anderweitig für ſeinen Ruhm geſorgt hat. Die Dänen haben dieſem Arzt in ihrer Titulaturverwilderung den Titel Juſtizrath gegeben, aber hier war er ſo übel nicht angewandt, denn Hegewiſch hat oft in Recht und Gerechtigkeit, die dem Lande gebührt, guten Rath ertheilt und mit Kühnheit dafür geſprochen.

Eine andere berühmte Perſönlichkeit in Kiel iſt Klaus Harms, der bekannte Myſtiker, welcher mit ſeiner glänzenden Rednergabe und ſeiner Begeiſterung für den Glauben ſeit vielen Jahren eifrig gewirkt, und weil er dabei als Menſch mild und freundlich, gerecht und wohlthätig war, kein düſterer Eiferer, der der Weltfreuden flucht, ſo hat er Liebe und Ehrfurcht gewonnen, ſelbſt bei denen, die nicht die Anhänger ſeiner Lehren ſind. Man erzählte mir, wie Klaus Harms die Bewegungen in Deutſchland öffentlich verdammte, wie er von der Kanzel herab Geiſter ſähe und, ſeine Augen auf einen Punkt gerichtet, mit ihnen, oder mit dem Fürſten der Finſterniß heftige Zwiege-

ſpräche führet, aber man lachte ganz gutmüthig dazu. Der alte heißblütige, fantaſievolle Mann iſt doch auch ein wackrer Mann, der es ehrlich meint, kein Heuchler und Mantelträger, und er ſtreitet für ſeinen Gott ritterlich mit offenem Viſir, voller Muth, ob auch die Welt ihn höhne. So trat er auch jüngſt noch öffentlich auf gegen die Berliner Proteſtirenden: Einer gegen Sechsundachtzig! er ganz allein voller Vertrauen zu ſeinem Gott und deſſen Sache. — Daß Herr Tweſten, ſein naher Glaubensverwandter, aber von ganz anderer Art, vor Jahren nach Berlin berufen wurde, ſchien man hier durchaus nicht zu bedauern, und Preußen dieſen Gewinn an Frömmigkeit von ganzem Herzen zu gönnen. Klaus Harms ſteht für ſich; und eben daß er ſieht, wie die Menſchen immer mehr von dem alten wahren Glauben abweichen, ſich zu ſeinem Widerſacher Wolf wenden, der in Schleiermachers Weiſe ein Dialectiker ſein ſoll: das treibt ihn immer mehr zum Zorn gegen das ſündige Geſchlecht. Klaus Harms iſt eine Natur, wie der alte Görres, ſo voll großer Befähigungen und Urkräftigkeit, voll Glaubensfeuer und Ingrimm gegen das Verderben der Zeit; aber dieſe rauſcht über beide hin und begräbt ſie ohne

Erhörung ihres Strebens, denn was ſie wollten, liegt längſt bei modernden Geſchlechtern.

In Handelsſtädten iſt ſelten reges geiſtiges Leben und hätte Kiel keine Univerſität, würde es ihm gehen, wie Altona; man würde Alles zum Henker wünſchen, was das Klappern der Güterkarren, der Waagen und Gewichte, oder das Gekritzel der Federn an den Comptoirpulten ſtören könnte. Die ehrbaren Handelsherrn würden dann noch lange im Sonntagsrock mit ſchöngeputzten Frauen und Töchtern zu den Strafreden in die Domkirche wandern, und die Stirn runzeln über die gottloſe Zeit und die Aufruhrſtifter, welche weltliches und himmliſches Regiment antaſten.

Aber Kiel, das vor zwanzig Jahren 8000 Einwohner beſaß, die ſich jetzt verdoppelt haben, war von alten Zeiten her der Tummelplatz für Leute aus dem ganzen Lande. Der Kieler Umſchlag, ſo nennt man die Neujahrsmeſſe, verſammelte den Adel, die Pächter, Geſchäftsleute aller Art, Advokaten und wer irgend Vergnügen genießen und Freunde und Verwandte ſehen wollte und konnte, in Kiel. Es war ein großes Stelldichein, das beide Herzogthümer ſich gaben. Alle Pachtgelder, alle Zahlungen, alle Rechnungen und Verträge

wurden hier abgethan, neue Uebereinkommen geſchloſſen, Unternehmungen begonnen, Abreden für die Zukunft getroffen. Jetzt hat der Kieler Umſchlag zwar viel an Anſehen verloren und manches geſchieht ohne ihn, allein noch immer iſt er von großer Wichtigkeit, noch immer ein allgemein beliebter Termin für die Geldgeſchäfte des Landes, in welchem Millionen in Umſatz kommen, und noch immer ſtrömen von allen Seiten die Gutsbeſitzer, die Pächter, die Geſchäftsmänner und zahlreiche Fremde hierher und machen Kiel zum Mittelpunkt der meiſten auf Wohlſtand und Förderung der Intereſſen hinauslaufenden Angelegenheiten.

Von Kiel aus gegen Oſten liegt das alte Wagrien, das Wendenland längs der Küſte des baltiſchen Meeres und bis gegen die Elbgegenden hin, angefüllt mit großen reichen Gütern, die jetzt zum Theil noch dem Adel gehören. — Die gute Hälfte der alten Ritterſitze iſt bei böſen Zeiten und ſchlechter Wirthſchaft verloren gegangen, und befindet ſich nun in den Händen des dritten Standes. Ich erwähnte ſchon, wie ungeheuer der Werth der Güter in den letzten zwanzig Jahren geſtiegen iſt, ſo daß, wie die Leute ſagen, jetzt Alles über den Kopf bezahlt wird, was zum Verkauf kommt.

Güter, welche vor zwanzig Jahren 80- bis 100,000 Thaler galten, ſtehen jetzt in drei- und vierfach ſo hohem Preiſe als ehemals, und ſo lange die glücklichen Handels- und Abſatzverhältniſſe fortdauern, läßt ſich wohl auch das Zinsverhältniß bei guter Bewirthſchaftung herausbringen; wenn aber dieſe irgend einen Stoß erleiden, wird ſich mancher, der theuer gekauft hat, nicht halten können. Es iſt hier Alles gethan, um die Kultur des Bodens zu heben, und Güter dieſer Art, an denen nichts mehr verbeſſert werden kann, haben wohl Ausſichten auf Verluſt, aber wenige auf vermehrten Gewinn. Wenn es ſo fort geht, daß der Butter- und Fleiſchhandel Hamburgs abnimmt, wie dies nachweislich der Fall iſt, oder wenn etwa gar Hamburg dem Zollverein beitritt und aus unſern reichen Bruchgegenden, dazu aus Hannover und Mecklenburg, Vieh, Fleiſch, Fett und Getreide in größerer Maſſe an die Unterelbe kommt, gegen Schleswig-Holſtein aber die Zölle des deutſchen Zollvereins in Kraft treten, welche für jeden Ochſen 12 Mark 8 Schillinge, für jede Tonne Butter 19 Mark 14 Schillinge betragen, ſo würden die Folgen ſich in trauriger Weiſe zeigen.

Ohne freien Handel mit Hamburg ſind die Herzogthümer gänzlich gelähmt, dies erkennt man mit einem Blick auf die Verhältniſſe und auf die Handelstabellen der Ausfuhr. Ganz daſſelbe trifft ein, wenn man Schleswig von Holſtein trennt, denn die Intereſſen beider ſind ſo gemeinſam und ſo vielfach verknüpft, ſie unterſtützen ſich ſo wechſelſeitig und gehören ſo ganz naturgemäß zuſammen, daß das Eine nicht leiden kann, ohne zugleich den Schaden des Andern nach ſich zu ziehen. Darin eben liegt ja auch die Kraft ihres Widerſtandes gegen die Plane der Dänen. Bloßen Ideen hängen die Leute hier nicht nach; der leere Begriff eines Vaterlandes würde ſie nicht anfechten, ſie würden wenig Luſt haben, einen neun und dreißigſten deutſchen Staat zu bilden, wenn nicht mit ihrer deutſchen Nationalität ſich auch der materielle Vortheil ſo feſt vereinte. Es werden durchſchnittlich aus Dänemark jährlich zwei Millionen Tonnen Getreide aller Art ausgeführt, wovon die Hälfte die Inſeln und Jütland liefern, Holſtein 600,000 Tonnen, Schleswig 400,000 Tonnen. Weizen ging 1842 aus Holſtein vornehmlich nach Hamburg und Altona 194,699 Tonnen, aus Schleswig 45,797 Tonnen; Roggen ungefähr 45,000

Tonnen, Hafer 178,000 Tonnen (121,818 Tonnen aus Holstein); Raps 181,675 Tonnen (aus Holstein 111,664 Tonnen). Nach dem Königreich gingen dagegen aus beiden Herzogthümern nur 5686 Tonnen Weizen, von sonstigen Getreidearten sehr wenig, denn Dänemark produzirt selbst Getreide und Fleisch zur Ausfuhr. Nur Branntwein wird ziemlich bedeutend in das Königreich eingeführt. 1840 aus den Herzogthümern 287,104 Pott. Der allergrößte Theil des Getreides, nebst Mehl, Graupen, Grütze, Brod, Zwieback, Malz u. s. w. geht von den Herzogthümern nach Hamburg und Deutschland; das Königreich versorgt weit mehr Norwegen, Schweden, Rußland u. s. w. damit. Der Gesammtwerth der Ausfuhr an Kornwaaren betrug den dänischen Statistikern zufolge 1839: 12,709,962 Rthlr. und hat in der folgenden Zeit eher gewonnen, als abgenommen. So auch hat sich die Butterausfuhr auf das Doppelte gehoben. 1840 betrug sie 74,031 Tonnen, wovon wenigstens $^3/_4$ auf die Herzogthümer und vornehmlich auf Holstein kam. An Fleisch wurde ausgeführt (1840) 3,619,431 Pfund Rindfleisch und 6,367,094 Pfund Schweinefleisch; wovon $^4/_7$ nach Hamburg und Altona gingen. Pferde werden

durchschnittlich aus den Herzogthümern 9000 ausgeführt (davon 3000 aus Schleswig), Ochsen 30,000 (davon 20,000 aus Schleswig), Kühe 6000, dazu Lämmer, Kälber, Schaafe, Schweine wenigstens 20,000; Kartoffeln, Torf, Holz, Häute, Oelkuchen u. s. w. Die ganze Viehausfuhr wird im Werth von wenigstens vier Millionen Mark angegeben, und alles findet zunächst seinen Weg nach Deutschland und strömt von dort in Geld und Waaren aller Art wieder zurück.

Man hat in Dänemark selbst eingesehen, daß, wenn Hamburg zum Zollverein tritt, Holstein ihm folgen muß, wenn es nicht in seinem Fett ersticken will. Sollte Butter, Vieh, Talg, Getreide u. s. w. vom Zollverein besteuert werden, so ist die Befürchtung vor der Thür, daß im Innern Deutschlands eine Concurrenz erwächst, der man nicht anders die Spitze bieten kann, als durch einen Preisabschlag der Waaren, welcher auf Güterwerth und Wohlstand zurückfällt. Deshalb bleibt um so mehr nichts übrig, als dem Zollverein beizutreten. Dieser wird und muß immer mehr seine Handelskraft auf die Elbe und auf die Nordseeufer überhaupt richten und, wenn Holstein ihm nicht an-

gehört, es von ſeinem Markt abſchneiden und dieſem die Zufuhr zu erſetzen ſuchen.

Wenn aber auch Holſtein in den Verein gelangt, ſo werden die Dänen doch nie zugeben wollen, daß Schleswig ihm folge. Ihren Abſichten ſchon wäre eine ſo innige Verbindung mit Deutſchland durchaus zuwider, nicht umſonſt haben daher die Dänen mit manchen hochtrabenden Worten auf Huſum und Flensburg, als auf neue Handelswege für die Schleswiger gewieſen. Als ob dergleichen ſich ſo leicht beſchaffen und lange hundertjährige Verbindungen ſich abbrechen und andere finden ließen, ohne die tiefſten Wunden zu ſchlagen! Schleswigs Furcht, an der Eider eine Douanenlinie errichtet zu ſehen, die ſchon jetzt in ihren Anfängen da iſt, weil ein Ausfuhrzoll auf Vieh, Talg, Häute, Wolle u. ſ. w. in Rendsburg entrichtet werden muß, iſt keineswegs unbegründet, und dieſer Gedanke hat viel Schreckendes, denn im Hintergrunde lauert ſtets die Furcht der gänzlichen Trennung, in der man ſich den Ruin des Landes mit Recht als unvermeidlich denkt. Der deutſche Zollverein hat aber im Gegentheil viel Lockendes für beide Länder, darum zählt er aus verſchiedenen Urſachen ſo viele warme Anhänger unter den verſtändigen

Männern. Nicht allein, daß er mit der Aussicht auf den großen deutschen Markt, welcher 30 Millionen Deutsche vereint, den Handel der Herzogthümer immer mehr ausdehnen und sichern muß, er verbindet auch diese nördlichen Länder mit dem Ganzen und führt den Blutumlauf durch den ganzen Körper. Es hatte etwas Rührendes, hier mit Begeisterung oft von den Folgen der Eisenbahnen sprechen zu hören, wenn diese einst Schleswig mit Berlin verbinden werden, hoffentlich in wenigen Jahren. Am frühen Morgen ausfahrend kann man Abends in Preußens Hauptstadt, in der Mitte Norddeutschlands sein, und diese eiserne Umschlingung Deutschlands, dies magnetische Netz, das uns zusammenzieht, hat in der That eine wunderbare Heilkraft für manche Trennungen und Spaltungen, die der deutschen Nation so viele Leiden und Trübsale bereitet haben.

Gerade diese Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner sind den Dänen außerordentlich verhaßt und hingeworfene Andeutungen, oder einzelne Aufsätze in deutschen Zeitschriften, welche beweisen wollten, daß Dänemark nichts besseres thun könne, als in den Zollverein zu treten, hat den ganzen Zorn der dänischen Patrioten hervorgerufen. Wenn Schleswig-

Holstein einmal zum deutschen Verein zählt, könnte es sich leicht ereignen, daß eine einsichtige Staatsleitung in Kopenhagen ganz anders über die Finanz- und Handelslage Jütlands und der dänischen Inseln urtheilt, als die Propaganda, welche davon nicht das Geringste versteht und nur ihrem heißen Blut folgt.

Mit einem Zutritt zum deutschen Verein oder mit einem auf gegenseitigen Vortheil festbegründeten Handelsvertrag, den Verhältnissen der verschiedenen Staaten und Völker angemessen, wird nicht ein Schimmer von Selbstständigkeit verloren gehen. Man fürchtet bei eigenem Mangel an Fabriken mit deutschen Fabrikaten überschwemmt zu werden, hohe Zölle zu bezahlen, dagegen aber keine Vortheile zu ziehen. Dänemark bietet bei seiner Kleinheit uns keinen bedeutenden Markt, was aber die Höhe der meisten Zollsätze des deutschen Tarifs betrifft, so müssen sich diese allerdings nothwendig ändern, wenn überhaupt daran gedacht werden soll, den Verein auch nur bis an die Nordsee zu erweitern. Würde aber Dänemarks Schifffahrt, sobald auch die Nordseeküste zum Verein gehört, einmal durch einen deutschen Differenzzoll getroffen, so möchte es allem Vermuthen nach bald einsehen,

daß es ihm doch bedeutende Vortheile böte, mit Deutſchland in naher Handelsverbindung zu ſein oder zum Verein zu gehören, und ſtatt ſo leichtfertig reizbar über den Nutzen des Vereins für Dänemark abzuſprechen, würde es dann an praktiſchen Beweiſen nicht fehlen, welche Nachtheile aus ſeiner Iſolirung und ſeiner Abneigung gegen Deutſchland erwachſen.

XV. Kapitel.

Der ſchleswigholſteiniſche Kanal. — Rendsburg. — Das Heer. — Die Karlshütte. — Höhere Bauernſchulen. —

Für die Verbindung der Oſt- und Nordſee iſt der Schleswig-Holſteiniſche Kanal, der vom Kieler Meerbuſen aus das Land quer durchſchneidet und mit Benutzung einiger Seen die Eider mit der Oſtſee verbindet, von großer Wichtigkeit. Der Kanal iſt in den Jahren 1777 bis 1784 erbaut worden, fünf Meilen lang und koſtet 2½ Millionen Thaler. Da der Zollüberſchuß im letzten Budjet auf 80,600 Rbthlr. angegeben wurde, ſo verzinſt ſich das Anlagekapital auf 3 pCt. Durch ihn gehen jährlich an 4000 Schiffe, Schooner, Briggs, Schlops u. ſ. w., die einen Tiefgang bis 8 Fuß haben können, und den weiten Weg um Jütlands Küſten, durchs Kattegat und den Sund ſparen. Der Kanal iſt 100 Fuß breit und durch-

ſchnittlich 10 Fuß tief, ſo daß 2 Schiffe, die bis 120 Kommerzlaſten groß ſind, einander vorbeigehen können. Der Flemhuder See, der vornehmſte Waſſerbehälter des Kanals, liegt 26 Fuß über dem Spiegel der Oſtſee. Bis zu ihm werden die Schiffe in 3 Schleußen gehoben, dann abwärts bis Rendsburg zur Untereider wiederum durch drei Werke ähnlicher Art geführt. Dieſe Schleußen ſind 100 Fuß lang und 26 Fuß breit. Das Ganze iſt ein ſtattliches Werk, in manchem Betracht ſehenswerth und wohl unterhalten. Ein eigenthümlicher Anblick iſt es, hier mitten im Lande große Seeſchiffe zu erblicken, deren gewaltige Körper leiſe über die Waſſerfläche ſchleichen. Weiter hin zieht ſchilfig und in trägen Windungen die alte Eider, ein ſchmales Flüßchen, das die Grenzſcheide der beiden Herzogthümer bildet, und an ihren Rändern hin ziehen große Güter, deren Feldmarken ſie unbekümmert überſpringen.

Auf einem dieſer Güter, deren freundlicher Beſitzer, Herr von Aleſeld, mich gaſtlich eingeladen, hatte ich Gelegenheit, die Vortrefflichkeit der Kultur und die Größe der Vieh- und Milchwirthſchaft kennen zu lernen. Allgemeine Bemerkungen darüber habe ich ſchon früher mitgetheilt, hier ſah ich die

Butter- und Käsebereitung im Großen, die Geschäftigkeit in der Meierei, und welchen Umfang und Ausdehnung diese Industrie gewonnen hat. Sehnstädt, das Gut des Herrn von Alefeld, ist eines der größten und schönsten, und mitten im Dorfe steht das Monument zu Ehren eines siegreichen Gefechts errichtet, das am 10. December 1813 hier vom Prinzen Friedrich von Hessen oder eigentlich von dem französischen General l'Allemand gegen Russen und Mecklenburger rühmlich bestanden wurde. Die mächtigen Wirthschaftsgebäude des großen Gutes zeugen vom Umfange seines Bodenbesitzes, der gegen 4000 Tonnen beträgt, welche heut zu Tage wohl vier hundert tausend Thaler werth sind. Alle die großen Güter sind in Pachthöfe abgezweigt und manche haben bedeutende Theile ganz veräußert. Die Pachtverhältnisse sind aber in Holstein schlecht, und die Bauern größtentheils davon gedrückt, weil sie nur Zeitpächter auf ein oder wenige Jahre sind, während in Schleswig entweder zehnjährige Pacht, oder der Erbpacht vorwaltet. Im Königreiche ist die Zeitpacht ganz und gar verboten und nur Pacht auf Lebenszeit gestattet, wodurch ein Stand sogenannter Festebauern entsteht, der den Erbpächtern sehr nahe kommt. Auch bei uns

bedürfen dieſe Verhältniſſe ſehr der Verbeſſerung und ſeit in neueſter Zeit die Gutsbeſitzer immer mehr darauf bedacht geweſen ſind, die kleinen Stellen der Viertelbauern, Koſſäthen und wie ſie weiter heißen, einzuziehen und Tagelöhner an deren Stelle zu ſetzen, vermehrt ſich die Armuth und das Elend der beſitzloſen Klaſſe mit ihrer Maſſe zum Schaden des Ganzen, der immer folgen muß, je weniger die fleißige Hand für ſich ſelbſt baut, und je ſchwerer es wird, den tüchtigen, ſtrebſamen Stand freier Eigenthümer zu vermehren.

Wie kann das aber geſchehen, wenn die großen Grundbeſitzer den kleinen Leuten ihr Haus und Feld entreißen und ſich dagegen mit völlig abhängigen Arbeitern umringen, deren ganzes Geſchick in ihren Händen liegt, und welchen ſie einen dürftigen Lohn reichen? Welche arme, noch ſo fleißige Familie kann ſo viel ſparen, um irgend einen kleinen eigenen Beſitz zu kaufen? Das iſt ganz und gar unmöglich und ſo zieht man denn eine Helotenſchaar groß, die, je mehr ihr Blick aufs Leben und ihr Nachdenken geöffnet wird, um ſo bitterer ihr Loos empfindet, das ſie mit geheimem Neid und Haß gegen alle diejenigen erfüllt, die Gott weiß durch welches Verdienſt und

Würdigkeit, völlig andere Weſen ſind, als ſie ſelbſt. Auf ſolche Art bereitet man den Kampf der zerlumpten Jacke gegen den ganzen Rock vor; dieſen Kampf, vor dem man mit Recht ſo viel Scheu hat und der doch nur durch Weisheit, Milde, Menſchenliebe und Gerechtigkeit vermieden werden kann.

Der Lohn der dienenden Klaſſe iſt auch hier dem bei uns üblichen ſo ziemlich gleich. Eine Wirthſchafterin oder Meierin auf einem großen Gute erhält 40 Rthlr., was in Betracht ihrer Arbeit und Stellung ſehr wenig iſt; ein Knecht hat 25 bis 30 Rthlr., ein Mädchen 18 Rthlr., wozu noch einige Thaler Buttergelder kommen. Vom Sparen iſt da nicht viel die Rede, und wie es faſt überall auf dem Lande iſt, die Heirathen werden meiſt in kaſtenartiger Abtrennung geſchloſſen, ſo daß Knecht und Magd, Bauerſohn und Bauertochter ſich paſſend vereinen. Mit den Moralitätsgeſetzen ſieht es dabei übel aus. Die großen Güter ſind gewöhnlich die hohen Schulen für unerlaubten Umgang der Geſchlechter, deſſen Folgen am leichteſten zur Heirath und am ſicherſten zur fortgeſetzten kümmerlichen Hinſchleppung des Lebens führen.

Die Besitzer der Rittergüter sind größtentheils sehr wohlhabend und für Mehrung ihres Eigenthums thätig. Sie besitzen hier nicht wie bei uns, wo sie nach altem Lehnsnexus, nach Ritterpferden u. s. w. Grundsteuer bezahlen, während die volle Last dieser Steuer auf das Bauerngut drückt. Die Vorzüge der adeligen Besitzungen beruhen darin, daß sie für das zum Hofe gehörige Feld die gewöhnliche Contrebution nicht zahlen, auch vom Gebrauch des Stempelpapiers frei sind. Sie haben ferner die Jurisdiction und Polizei, Patronatrechte, Erhebung von Geldbußen, Jagdrechte, Fischerei, Mühlenberechtigung, Brenn- und Braurechte, endlich stehen sie unmittelbar unter dem Landgericht, sind also eximirter Gerichtsstand. Dies Alles haftet am Gute, gleichviel, ob ein adeliger oder ein bürgerlicher Herr es besitzt. Das adelige Mitglied der Ritterschaft hat außerdem Sitz und Stimme in der ritterschaftlichen Versammlung; er kann sich ohne königliche Concession in seinem Hause trauen lassen, darf eine Uniform tragen, und seine unverheiratheten Töchter beziehen aus den säcularisirten Klöstern Preetz, Itzehoe und Uetensee bedeutende Jahrgelder, die 600 bis 900 Thlr. für jede betragen.

Im Uebrigen ſteuert das Adelsgut ganz ſo, wie jedes andere, und ſo weit ſind wenigſtens alle Vorrechte im Drang der Zeiten verſchwunden, daß nicht der Meiſtbeſitzende ſich dem größten Theil der Staatslaſten mehr entziehen kann. Vorzüge hat der große Beſitz freilich noch immer, und ein Paar davon ſind mit der Zeit im ſchlechten Einklange; ſehen wir aber nach andern Gegenden, ſo ſind ſie doch nur theils gering zu nennen, theils ſind ſie, wie die Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt, leider noch immer als mittelalterliche Reſte ſo allgemein vorhanden im guten deutſchen Lande, daß es auffallend ſein würde, ſie hier in der nördlichen Ecke nicht mehr zu finden. Es giebt in den Herzogthümern auch nicht, wie in Dänemark, Lehnsgrafſchaften und Lehnsbaronien; nur eine einzige Grafſchaft, Reventlow-Sandberg, iſt vorhanden, die aus drei verſchiedenen Rittergütern beſteht. Natürlich aber beſitzen einzelne reiche Herren mehrere getrennte Güter von großem Werth, ſo daß z. B. der Graf Bloome in Salzau ein Jahreseinkommen von mehr als 100,000 Rthlr. haben ſoll.

Wenn man den Weg nach Rendsburg verfolgt, der durch den adeligen Diſtrict an der Eider führt, kann man bald erkennen, daß es den Bauern hier

eben nicht ſehr wohl geht. Hier giebt es keine ſtattlichen Höfe, wie die Hufner in Angeln und Hütten, oder die trotzigen Herrn in den Marſchen ſie beſitzen. Die armen kleinen Häuſer, zum Theil ohne Schornſtein, ſehen gar kläglich und gedrückt aus, und dieſe Verhältniſſe ſind ganz natürlich, denn Käthner und kleine Pächter, die den fremden Boden bauen, haben zumeiſt für den Zins und die hohen Abgaben zu ſorgen. Es bleibt ihnen wenig übrig für ſich ſelbſt, und wohl mögen ſie mit neidiſchen Blicken auf das Loos ihrer Nachbarn in den Aemtern des Landes auf der Geeſt ſehen, die für ſich ſelbſt erndten und die Hände fleißig regen, wie es geht.

Rendsburg, die Feſtung an der Eider, hat durch die Eiſenbahn, welche jetzt eben, als Zweigbahn der Hamburg-Kieler, von Neumünſter aus hierhergeführt ward, an Lebendigkeit ſehr gewonnen. Man ſieht es der Stadt an, daß ſie alt iſt und ihre Lage noch immer ein wichtiger Platz, ein Paß der die Eider beherrſchte, ſein mußte. Rendsburg war der Grenzplatz des deutſchen Reichs, ob aber in der That jemals von einem deutſchen Kaiſer ein Stein mit der Inſchrift aufgerichtet wurde: Eidora romani terminus imperii, iſt ſehr zu bezweifeln und

wahrſcheinlich eine rein däniſche Erfindung. Friedrich III. ließ einen Stein mit ſolcher Inſchrift 1669 über dem Thor der Altſtadt einmauern, der 1806 wieder fortgenommen wurde, weil damals Holſtein däniſch erklärt ward, und welcher jetzt noch auf dem Zeughauſe in Rendsburg zu ſehen iſt. Indeß, wie es auch ſein mag, ſo iſt doch ganz und gar nichts darauf zu geben, denn was vor 700 oder 800 Jahren wahr ſein mochte, hat jetzt kein Gewicht mehr, wo ganz andere Verhältniſſe beſtimmend ſind. Aber in Dänemark weiß man ſich viel mit jenem alten Stein, den man gern zu einer unverfänglichen Abtretungsurkunde Schleswigs an Dänemark auf ewige Zeiten ſtempeln möchte, was gerade ſo thöricht iſt, als wenn die Dänen Rendsburg eine däniſche Stadt nennen, denn an keinem Orte manifeſtirt ſich die Abneigung gegen alles Däniſche ſchärfer und beſtimmter, wie hier. Das Rendsburger Wochenblatt, von einem talentvollen Advokaten, Herrn Baudiß, geleitet und von vielen Seiten tüchtig unterſtützt, macht den Dänen viel zu ſchaffen; eben ſowohl der Geiſt der Bürgerſchaft, der in trotziger Handgreiflichkeit zuweilen die däniſchen Invectiven vergilt. In Rendsburg treten die üblen Verhältniſſe, welche das ſchleswig-

holsteinische Militär betreffen, am grellsten hervor, weil die Stadt eine starke Besatzung hat, durch deren dänische Officiere fortgesetzte Reibungen hervorgerufen werden. Ich deutete schon darauf hin, wie gerechte Klagen die Herzogthümer über das Bestreben der dänischen Regierung führen, die nach und nach alle Officierstellen mit Dänen besetzt, welche aus der Militärschule in Kopenhagen hervorgehen. Früher war eine solche Schule auch in Rendsburg, aber sie wurde aufgehoben und nun verlangte man, daß alle junge Leute, die sich dem Militärstande widmen wollten, nach Kopenhagen geschickt und dort erzogen werden sollten. Das konnte und wollte man in den Herzogthümern nicht und die Folge war, daß fast kein Deutscher mehr in Militärdienst trat. So war denn der Zweck vollkommen erreicht, man konnte dänische Lieutenants in die deutschen Regimenter im vollen Maaße einschieben. Wenn man jedoch meint, mit diesen Dänen sich des Heeres zu versichern, so irrt man ganz und gar, denn keine Maßregel kann die Abneigung des Soldaten so sehr erhöhen, wie gerade diese, weil es fast unmöglich ist, daß er Liebe und Anhänglichkeit zu Vorgesetzten haben kann, die zu ihm kommen, nicht allein ohne Kenntniß der Lan-

desſprache, ſondern auch zu allermeiſt mit einer inneren feindlichen Stimmung gegen das deutſche Land und die deutſchen Leute darin. Daher auch die üble Behandlung der Soldaten, die hier ſo viel Aerger erregt. Im däniſchen Heere mögen die Prügel Landesgebrauch ſein, wie ſie auch auf ihrer Flotte üblich ſind, wo behauptet wird, daß ohne Prügel keine Zucht möglich ſei; dort prügelt aber immer wenigſtens ein Däne den andern. In den Herzogthümern hat dagegen nicht allein der norddeutſche Begriff über das Entehrende der Schläge Geltung erlangt, es kommt auch dazu, daß hier der Däne den Deutſchen ſtößt und prügelt, und dies giebt dem verhaßten Syſteme noch einen ganz beſondern bittern Beigeſchmack. Wäre das Militärweſen ein auf allgemeine Wehrhaftigkeit des Volkes begründetes, ſo würde die Prügelei längſt verſchwunden ſein, aber ſo iſt es nur das arme beſitzloſe Landvolk, das ſeine Knochen und ſein Fleiſch dem Stock und der Fuchtel bietet; denn wer irgend 400 bis 500 Mark auftreiben kann, kauft ſich einen Stellvertreter, und da der Dienſt bei der Artillerie 6 Jahre, bei den übrigen Truppentheilen 4 Jahre währt, die Hälfte dieſer Zeit aber nur wirklich unter den Waffen zugebracht wird, ſo

finden ſich immer unter den ausſcheidenden Stellvertretern viele, die von Neuem als Erſatzmann ſich ankaufen laſſen, ſo daß ein ſolcher Söldner der Reihe nach für 4 oder 5 Bauernſöhne Soldat ſein kann, bis er alt und ſtumpf iſt.

Wie ſchwer und allgemein dieſe Uebel vom Bauernſtande und vom ganzen Lande empfunden werden, habe ich ſchon angeführt. Die ſchändliche Behandlung der Dragoner in Itzehoe gab vor einigen Jahren Anlaß zur heftigen Aufregung und dieſe hat ſich nicht beſchwichtigen laſſen. Die Dragoner, zur Verzweiflung gebracht durch die Härte und Willkür ihrer däniſchen Vorgeſetzten, verweigerten dieſen den Gehorſam, ohne jedoch irgend einen Act der Rache auszuüben, die ſehr nahe lag. Dafür wurden mehrere zu vieljähriger Kettenſtrafe verurtheilt; aber obgleich die Brutalität der Officiere zu Tage lag, geſchah dieſen doch nichts. Das Mitgefühl für die unglücklichen Verurtheilten machte ſich allgemein geltend. Im vergangenen Jahre ward der König bei ſeinem Beſuch in den Herzogthümern mehrfach bittend angegangen, ihnen die Strafe zu erlaſſen, zugleich lief eine Petition über Reform des Militärweſens im Bauernſtande um, die mit 100,000 Unterſchriften verſehen,

vor einigen Monaten durch eine Deputation der Bauern nach Kopenhagen gebracht und dem Könige überreicht wurde, der ſie wohlwollend angenommen und Verſicherungen zeitgemäßer Abhülfe ertheilt hat. Alle Bauern hatten daran Theil genommen, auch die der Adelsdiſtricte, denen freilich als den ärmſten auch die Sache am nächſten lag; es zeigt jedoch von dem richtigen Gefühl der bäueriſchen Deputation, daß, als bei ihrer Ankunft in Kopenhagen die Führer der däniſchen Propaganda ſich an ſie machten und ihnen ſogar ein Feſt geben wollten, ſie dies ablehnten. Die däniſchen Bauern, welche ebenfalls die Rekruten liefern müſſen, und deren Frohndienſtverhältniſſe zum Theil ſehr beläſtigend ſind, hatten ſich zu gleicher Zeit bittend an den König gewandt und waren von der Propaganda feierlich bewirthet worden. Dagegen läßt ſich nichts ſagen, allein mit den Schleswig-Holſteinern war es eine andere Sache; die Bauern erkannten wohl, was man beabſichtigte, und ließen die Herrn unverrichteter Sache abziehen.

Es iſt jedoch dringend nöthig für die Regierung, ihr Augenmerk auf die Militärreformen zu richten, und nicht etwa, wie man däniſcher Seits es auch ſchon vorgeſchlagen hat, ſtatt deſſen reactionär wei-

ter fort zu fahren, indem man die deutſchen Regimenter nach Jütland ſchickt, und Dänen dafür in die Herzogthümer legt. Eine ſolche Maßregel könnte leicht allen Groll zur äußerſten Spitze treiben und Land und Soldaten zum offenen Widerſtand vereinigen. Schon hat man, vielleicht zur Probe, ein Bataillon nach Jütland verlegt, was große Unzufriedenheit und Reklamationen und Rechtsberufungen zur Folge hatte, und da die Soldaten alle Schleswig-Holſteiner ſind, die Abneigung gegen die Dänen in ihren Reihen nicht minder allgemein iſt wie bei Bürgern und Bauern, ſo hieße das gewaltſam die Unzufriedenheit zum Ausbruch bringen, was man ſich gewiß nicht verhehlen kann.

Meine Meinung iſt, daß die däniſche Regierung ſich auf die Schleswig-Holſteiner Regimenter gar nicht verlaſſen kann, ſobald ſie die Landesrechte aufhebt, daß dieſe Soldaten vielmehr der Sache ihres Vaterlandes anhängen und eben ſo wenig Dänen ſein und werden wollen, wie Jeder hier zu Lande. Wie hier in Rendsburg die Stimmung gereizt iſt, davon hatte ich bei meinem Aufenthalte ein Beiſpiel vor Augen. Der Prinz von Auguſtenburg, Statthalter und Generalcommandeur, hielt

eine Revue ab. Der Prinz wird geliebt, alle Schiffe flaggten, er ward festlich empfangen und begrüßt; den Zugang zum Revueplatze sperrte ein dänischer Lieutenant, der parteiisch einzelne ihm bekannte Personen durchließ, dem Haufen aber den Eintritt verwehrte. Es kam zum Streit, und der dänische Officier, der als Ultradäne längst bekannt war, gebrauchte Schimpfreden der unfeinsten Art und sprach auch dabei von deutschen Hunden u. s. w. Nicht weit davon stand jedoch die Bürgerartillerie von Rendsburg, denn hier in der Festung haben die Bürger Wehrverpflichtungen zur Vertheidigung ihrer Stadt. Ein Paar Artilleristen sprangen herbei und stellten den Offizier zur Rede. Dieser zog den Degen, die Artilleristen ihre Säbel und wahrscheinlich wäre er übel fortgekommen, wenn in diesem Augenblick nicht der Prinz Statthalter den tobenden Lärm gehört und eilig herbeigekommen wäre. Die Bürger klagten, der Officier konnte seine Schimpfreden nicht leugnen; der Statthalter behandelte ihn daher mit aller Heftigkeit des ersten Zorns, denn er selbst ist ja ein Deutscher, und schickte ihn auf die Hauptwache.

Dieser unangenehme Vorfall erfüllte die Stadt und in kurzer Zeit das ganze Land. Man fürch-

tete aber für die Bürger, welche die Säbel gezogen, harte Strafe. Es scheint jedoch, als habe man in Kopenhagen für gut befunden, diesmal die Sache auf sich beruhen zu lassen; eine Untersuchungskommission, welche eingesetzt wurde, hat noch nichts entschieden.

Die ganze Heeresmacht der Herzogthümer besteht aus vier Batallionen Infanterie, zwei leichten oder Jägerbatallionen, zwei Regimentern Dragoner, vier Batterien und einem Ingenieurcorps. Zusammengenommen machen die Schleswig-Holsteiner etwa den dritten Theil des dänischen Heeres aus. Größtentheils sind es kräftige, gedrungene Leute, deren Aeußeres eben nicht von großer militärischer Dressur zeugt, die aber wohl geeignet scheinen, Anstrengungen auszuhalten. Bei uns ist man gewohnt an militärischen Putz und einen gewissen kriegerischen Anstand, der hier meist mangelt. Unser junges Heer hat etwas, was die Augen besticht; hier fällt das weg. Die Offiziere gehen nur in Uniform, wenn es der Dienst fordert, und die Röcke und Monturstücke der Soldaten haben wenig wohlgefälliges. Am besten soll die Kavallerie durch die Güte ihrer Pferde sein, und dies läßt sich um so

eher annehmen, weil Holsteins starke tüchtige Pferderace berühmt genug ist.

Rendsburg ist als Festung nicht von allzugroßer Stärke, aber ein andringender Feind muß sich wenigstens zu einer regelmäßigen Belagerung verstehen. Sechszehn Bastionen von Erde aufgeführt, von tiefen Wassergräben umringt und mit Außenwerken versehen, schließen die Stadt ein; dazu kommen Ueberschwemmungen, die man bewirken kann, und ein starkes Kronwerk auf der Nordseite, das die Eider deckt. Man baut dies so eben aus und scheint mit Recht diesen Platz zu verstärken, der bei jedem Angriff Stützpunkt und Waffenplatz sein muß und alle Kriegsvorräthe enthält, die ein wohlgeordnetes Zeughaus verwahrt. — Der Handel Rendsburgs hat sich bedeutend gehoben und wird sich noch weiter heben, sobald die Eisenbahn von hier auf Schleswig und Flensburg, wie es entworfen, ausgeführt ist. Bis an Rendsburgs Mauern dringt die Fluth von der Nordsee herein, die Eider aufwärts, an deren Mündung Tönningen liegt, mit dem Rendsburg durch Dampfschifffahrt verbunden ist. Es ist ein glückliches Unternehmen geworden, durch Schleppdampfer die Seeschiffe von Tönningen die Eider heraufziehen zu lassen, dies hat die Le-

bendigkeit bedeutend vermehrt und wirft gute Zinsen ab, überdies geht ein Paſſagierboot den Strom auf und nieder, und macht, wie man ſagt, zureichende Geſchäfte, denn es ſetzt auf dem 12 Meilen langen Wege an vielen Orten zwiſchen der belebten Eiderſtädter Marſch und Dithmarſchen Fahrgäſte ab, und nimmt andere ein. Im Hafen des Kanals an den Schleußen liegen zahlreiche Seeſchiffe, welche Rendsburg das Anſehen eines Seeplatzes geben; Speditionshandel und Schifffahrt beſchäftigen die Einwohner, und da hier auch der Ausgangszoll erhoben wird, ſo iſt die Stadt Hauptdurchgangspunkt für alle Ausfuhr aus Schleswig, was ihre Lebendigkeit erhöht.

Intereſſant war für mich der Beſuch auf dem dicht bei Rendsburg liegenden Eiſenwerk, die Karlshütte, einer nicht unbedeutenden Induſtrie-Anlage, wo 3- bis 400 Arbeiter beſchäftigt werden, welche mit ihren Familien wohl auf tauſend Köpfe ſteigen. Alle die hübſchen Oefen, die mancherlei zierlichen Eiſenarbeiten, Geſchirre und Gußwaaren, welche ich im Lande gefunden, kommen von der Karlshütte und ſelbſt eine Maſchinenbau-Anſtalt iſt mit dem Werke verbunden, das einen bedeutenden Umfang und eine hübſche Lage an der Eider hat.

Die Eiſenerze, welche man hier verarbeitet, ſind größtentheils Wieſenerze aus dem Lande. Meine Theilnahme erregten jedoch nicht ſowohl die Hüttenwerke ſelbſt, als die Anſtalten zum Wohl ihrer Arbeiter, welche der Beſitzer, Herr Agent Holler, nach den ſo allgemein gewordenen Forderungen der Zeit eingerichtet hat. Es giebt hier nicht allein eine Kranken- und Unterſtützungskaſſe, ſondern auch eine Leih- und Penſionskaſſe, die von den wohlthätigſten Folgen iſt. Herr Holler hat die letzte im Jahre 1840 errichtet, 2000 Rthlr. aus ſeinen Mitteln dazu geſchenkt und Statuten entworfen, wonach die Arbeiter in Altersklaſſen getheilt, ſich und ihren Wittwen durch fortgeſetzte Beiträge Penſionen, bis zur Höhe von 40 Rthlr., verſichern können. Aus der Leihanſtalt können gegen Bürgſchaft zweier Arbeiter Darlehen bis zur Höhe von 30 Mark, wenn ich nicht irre, entnommen werden, doch erfordert es den Nachweis, daß das Geld zu einer nothwendigen Ausgabe verwandt werden ſoll. Im Jahre 1851 hofft man, daß der Penſionsfond die Summe von 40,000 Thalern erreicht hat, dann ſollen die erſten Penſionen gezahlt werden, was vollkommen recht iſt, weil die Sicherheit der Anſtalt erſt feſt

begründet werden muß. Aber die Leitung der Kaſſen und des ganzen Haushalts iſt Sache der Arbeiter, die ihre Vorſtände wählen und ſich Rechnung legen laſſen. Hierin ruht das Hauptmittel einer ſittlichen Erhebung des Arbeiterſtandes. Der Arbeiter erhält dadurch das Gefühl der Selbſtſtändigkeit, des Vertrauens zu ſich ſelbſt, das Gefühl der Menſchenwürde. Er reift von der Maſchine zum ſelbſtdenkenden und ſelbſthandelnden Weſen. Indem er die Geſammtintereſſen verwaltet und wahrnimmt, wird er auf ſeine eigenen aufmerkſam, zur Ordnung gewöhnt, zum Nachdenken aufgefordert und aus dem Schlamm der gewöhnlichen Laſter, dem Trunk und der wüſten Verſchleuderung ſeines Erwerbs, zur Häuslichkeit und Sparſamkeit geführt.

Mit Freude hörte ich von Herrn Holler, welche wohlthätige Wirkungen ſein Syſtem hervorgebracht hat. Seit Jahren iſt kein Streit und Aergerniß unter ſeinen Arbeitern vorgekommen; dieſe ſelbſt dulden unter ſich keinen, der Anlaß dazu geben könnte, und ſo iſt es zu erklären, was die Obrigkeit in Rendsburg nicht begreifen konnte, die öfter ſchon ihr Erſtaunen geäußert hat, wie es möglich ſei, daß unter dieſen zahlreichen Arbeitern eine

Ruhe und Ordnung herrſche, welche das polizeiliche Einſchreiten durchaus entfernt halte.

Dazu gehört freilich auch ein ſtreng rechtlicher und gütiger Herr, der von ſeinen Untergebenen geachtet und geliebt wird. Hier iſt keine Strafkaſſe zum Beſten des Fabrikbeſitzers, ſondern was an Strafen nach vorſchriftlichen Beſtimmungen, wegen Nachläſſigkeiten, Zuſpätkommen, Trunkenheit u. ſ. w. gezahlt werden muß, fällt der Leih- und Unterſtützungskaſſe, alſo den Arbeitern ſelbſt zu, deren geſundes Urtheil die Gerechtigkeit der Strafen gut heißt und ſich nicht mit dem Geſtraften gegen den Aufſeher und Leiter der Anſtalt verbindet. Wer ſich mehrmals betrinkt und in grober Weiſe fahrläſſig iſt, wird ganz aus der Hütte entfernt; die Arbeiter tragen ſelbſt darauf an. Anfangs hat die ſtrenge Ordnung Anlaß zu heftigem Widerſpruch gegeben, die Geſtraften fragten trotzig, mit welchem Rechte man alſo gegen ſie verfahre? Herr Holler ſagte dagegen, ein eigentliches Recht habe er freilich nicht, allein es ſei zum allgemeinen Beſten nothwendig, und wer ſich dieſen Beſtimmungen nicht fügen wolle, der möge gehen. Das wirkte; die ſtörrigen Elemente ſchieden aus, und nach und nach hat ein um ſo feſteres Band ſich

zwiſchen einem rechtlichen Herrn und ſeinen ordentlichen Arbeitern gebildet.

Auch für die Frauen und Kinder wird geſorgt. Nicht allein iſt eine eigene Schule für die letztern vorhanden, ſie lernen auch ſich häuslich mit Korbflechten, Bürſtenmachen u. ſ. w. beſchäftigen und wohnen zum Theil in Häuſern, die zur Fabrik gehören und eine kleine Kolonie bilden, welche ſich jährlich vergrößert und die Herr Holler dem Penſionsfond überwieſen hat, deſſen Vorſtände ſie vermiethen, Erhaltung und Miethsertrag in Aufſicht nehmen u. ſ. w.

So haben die Arbeiter denn freies Eigenthum und dadurch eine neue Erweiterung ihres Geſchäfts- und Geſichtskreiſes. Hier iſt nur noch ein Schritt zu machen, der, wie ich jüngſt hörte, von einigen Fabrikanten in Elberfeld ſo eben verſucht wird, nämlich den Arbeitern einen kleinen Antheil am Geſammtgewinn des Geſchäfts einzuräumen. Jeder Menſch richtet gern ſeine Hoffnungen auf das Glück, Jeder wünſcht, daß ſein Fleiß ſich lohne, und mit welcher doppelten Kraft würde der arme Arbeiter ſich mühen, welch ein Sporn zur Ordnung und Thätigkeit würde es für ihn ſein, wenn er denken könnte: nicht bloß mit deinem

Wochenlohne biſt du abgefunden, ſondern die Zukunft hat für dich noch eine heitere Ferne. Du biſt ein Theilnehmer des Geſchäfts, du arbeiteſt für deſſen Wachsthum, zugleich für dich, denn der Gewinn des Ganzen wird dich auch treffen.

Hierin liegt eine ungeheure Macht, die vielleicht einmal allgemein anerkannt wird, und dem vernünftigen Sozialismus den Sieg verſchafft. Wenn die Menſchen bedächten, wie ſie Alles laſſen müſſen nach dieſer Spanne Leben, und wie der Tod eine völlige Gleichheit herſtellt, würden ſie milder und gerechter über die Ungleichheit auf Erden denken und deren Schrecken zu verſöhnen ſuchen. Der Klageruf darüber geht mehr als je durch unſer Geſchlecht und viele edle Herzen haben darum geſorgt und geſtrebt. Vor allen Robert Owen; aber er ſcheiterte, indem er allen Theilnehmern an ſeiner Fabrik gleichen Gewinn zuſprach. Gleichheit bei ſo viel Ungleichheit in Wiſſen, Geſchick, Kapital, Befähigung iſt, wenigſtens für jetzt, nicht möglich; allein Betheiligung Aller nach gewiſſen Stufen, das kann in Fabrikation und Handel, in Ackerbau und Gewerbe, einmal an die Stelle des jetzigen ſtrengen Trennungsverhältniſſes treten. Ohne den Geſellſchaftsverband zu zerſtören, wird

es dieſen nur feſter knüpfen. Betheiligung wird die Menſchen ſittlich erheben, menſchlicher machen; Concurrenz treibt ſie feindlich gegeneinander und macht ſie zu Raubthieren.

Ich kann Rendsburg nicht verlaſſen ohne der höhern Bauernſchule zu gedenken, einer patriotiſchen Anſtalt, die ſeit einigen Jahren hier ins Leben gerufen wurde. Bei der Theilnahme des Bauernſtandes an den Landesangelegenheiten und ſeiner Vertretung in den Provinzialſtänden, zeigte es ſich immer mehr, wie nöthig es ſei, ihm eine höhere Schul- und Berufsbildung zu verſchaffen, als es bisher der Fall war. Deßhalb wurde die höhere Bauernſchule in Rendsburg geſtiftet, wo Bauernſöhne Unterricht in Wiſſenſchaften ſowohl, wie in Kenntniſſen des Landbaues erhalten. Eine Anzahl patriotiſch geſinnter Männer hat das Unternehmen ins Leben gerufen, das auch von Seiten des Bauernſtandes Theilnahme und Anerkennung findet, ſo daß, wie ich höre, in Angeln eine zweite Schule dieſer Art angelegt werden ſoll. — Die däniſche Propaganda hat aber alsbald erkannt, worum es ſich handelt, und daß in ſolcher Schule jedenfalls auch Grundſätze ausgebildet werden, die den däniſchen Wünſchen durchaus widerſtreben, weil ſie den

deutſchen und vaterländiſchen Sinn des Bauernſtandes kräftigen. Damit nun die Nordſchleswiger nicht etwa auch auf den Einfall kommen, ihre Kinder in die deutſchen Bauernſchulen zu ſchicken, haben ſie in Nordſchleswig geſchwind eine ſolche Anſtalt errichtet, wo däniſche Geſinnung ausgebildet werden ſoll. So tritt denn der Tageskampf auch darin wieder hervor; der böſe Feind verfehlt nie, ſeinen Saamen ſchlau unter den Weizen zu werfen. Wie dem aber auch ſein mag, ſo iſt eine ſolche Schule immer von großem Nutzen für die Bildung des Bauernſtandes, der gewöhnlich am allermeiſten von den Regierungen vernachläſſigt wird, während er an Abgaben und Steuern das Meiſte zahlen und die ſchwerſten Laſten tragen muß. Bei uns hat man ſeit Jahren von der Errichtung höherer Bauernſchulen geſprochen, ohne daß das Geringſte bis jetzt geſchehen wäre, eben ſo wenig wie für unſre armen Dorfſchulmeiſter, die zum Theil eine Jahreseinnahme von kaum 50 oder 60 Thlr. haben, während doch hier in den Herzogthümern, einem neuen Edikte nach, kein Schullehrer mit weniger als 100 Rthlr. Einkommen ſein ſoll. Hier haben es tüchtige Männer aus dem Volk dahin gebracht, daß höhere Bauernſchulen gegründet wurden; das Volk mit

seinem kräftigen Sinne hilft sich selbst. Bei uns wartet man, was die Regierung beschließen wird, und während in allen Blättern mit gewohnter Ruhmredigkeit von den vortrefflichen Schuleinrichtungen Preußens, von dem herrschenden Schulzwange und der immer strengern Ueberwachung von Lehrern und Volk durch den Staat Wunderdinge erzählt werden, sagt Herr von Bülow-Cummerow, obwohl ein ganz passabler Aristokrat, mit aufrichtiger Derbheit, es sei unverantwortlich wie die 11 Millionen Bauern vernachlässigt würden. ¡Ein Bischen Lesen und Schreiben, ein paar Gesangbuchverse und Bibelsprüche, das sei Alles, was man ihnen beibringe, von künftiger Berufsbildung aber keine Spur. Der Staat der Intelligenz könnte noch manches lernen, vor allen Dingen, daß ein Bischen Lesen und Schreiben allein noch lange kein aufgeklärtes, verständiges Volk macht.

XVI. Kapitel.

Dithmarschen.

Rendsburg liegt auf dem Rücken des Landes, der westlich noch mehrere Meilen breit sich in öden Haideſtrichen fortsetzt, die ganz, wie ich sie geschildert habe, mit ihren gelben Sandflächen, ihren dunklen Torfmooren und großen Dörfern sich überall ähnlich sehen. Die Eider aber, welche von Rendsburg ab Untereider heißt und ein mächtiger Strom geworden ist, fließt zwischen Deichen hin und nimmt auf ihrem rechten schleswigschen Ufer ein paar kleine Flüsse, die Treen und Sorge auf, welche von den Hügelketten in Angeln und Hütten entspringen. Diese Flüsse ziehen durch tiefe Wiesengründe, welche als Wasserbecken und Moore zwischen den Geesthöhen liegen; sie sind die Vorläufer der eigentlichen Marsch, die hinter ihnen sich ausdehnt und schon in alten Zeiten hat man sich bemüht, sie durch Eindeichungen, Grä-

den und Wasserschöpfanstalten trocken zu legen und zum Gras-, Heu- und Rohrgewinn zu benutzen. Ich habe schon früher bemerkt, daß diese von Deichen beschützten und umzogenen, dem Wasser kunstvoll abgewonnenen Landstriche, den Namen Köge tragen. Wahrscheinlich ist dies Wort niederländischen Ursprungs, denn eben Niederländer waren es vornemlich, deren fleißige Hände und mächtige Kapitalien hier Dämme und Deiche errichteten. Ueberall erblickt man noch jetzt die Spuren ihres Lebens und ihrer Thätigkeit, überall die beschnittenen Lindenbäume, die Taxushecken und nicht selten tritt man in alte Häuser, deren Zimmerwände noch ganz und gar aus kleinen glänzenden Kacheln bestehen, bemalt mit grünen, blauen oder rothen Farben, Landschaften darstellend, Thierstücke, segelnde Schiffe u. s. w. Die Balken dieser Häuser hat Feuchtigkeit zerfressen, aber die Kachelwände sind so fest und dicht zusammengefügt, daß sie, ohne Riß und Sprung, eine schimmernde Tapete bilden, die gar nicht übel aussieht. So ist auch die allgemein herrschende Ordnungsliebe und Reinlichkeit mitten in dem Schmutz der Niederung gewiß ein schönes Erbe der holländischen Einwanderer, die übrigens bei dem Einkoogen dieser Sümpfe

ihre Kapitalien größtentheils einbüßten. Aber die Dörfer hier im Westen an den Geſtränderu ſind zum Theil weder arm noch haben ſie unfruchtbaren Boden. Sie gehören freien Bauern und manche Hufner ſind darunter, die durch Fleiß, vornemlich aber durch Viehhandel und Ankauf von Marſchhöfen, wohlhabend und reich geworden, mit Verſtand und Geſchick ihr Geld anzuwenden und zu mehren wiſſen. Die alten Holländer haben den Kögen Privilegien zu erwerben gewußt, die man ihnen in damaliger Zeit nach dem Zuſchnitt der Privilegien adliger Güter ertheilte, das heißt, die Koogbeſitzer erhielten eigene Gerichtsbarkeit, Jagdrechte und das Recht der Polizeiaufſicht, was ihre Nachfolger auch noch jetzt beſitzen. Wenn man von den Höhen hinab in die Köge blickt, ſieht man in eine endloſe Prärie, die baum- und ſtrauchlos ſich bis an den fernſten Horizont ausdehnt. Die Marſch iſt belebt durch die Werften, durch Häuſer und Büſche, Kornfelder und Viehheerden; hier ſchweift das Auge meiſt nur über ſtille Grasflächen, deren dunkler Teppich allein von Rohrwäldern und Waſſerſpiegeln unterbrochen wird, über welche Schaaren von Sumpf- und Waſſervögeln flattern. Die Arme der Sorge und

Treen winden sich in tiefen moorigen Betten, rollen ihre schwarzen Wellen träge der Eider zu, und lassen sie mit Ebbe und Fluth steigen und fallen. An den Rändern der Köge nur sieht man Vieh in geringer Zahl durch die nassen Gräser waten. Hier am Rande hin wohnen auch die Koogleute, in Häusern, die zum Theil ihnen eigen gehören, oder von dem Koogbesitzer vermiethet werden, dem die Männer als Arbeiter dienen, die dann von ihm auch Stücke des Kooges zur Heugewinnung und Viehernährung pachten, und dabei sicher sind, daß sie fast immer zu thun haben und Geld verdienen können, so daß ihr Loos nicht zu dem schlechtesten gehört. Den Koog umsäumt ein Deich, der Jahr aus Jahr ein Ausbesserungen nöthig hat, wenn er auch nur einige Fuß hoch ist. Es müssen Gräben gezogen und die Entwässerungsanstalten in Ordnung gehalten werden, wo möglich sorgt man auch gern dafür, die höhern Theile für den Ackerbau nach und nach mit anhaltender Anstrengung geschickt zu machen. Heu und Rohr bleibt jedoch der Hauptgewinn dieser tiefen Brüche, und sie liefern den Besitzern so schöne und gewisse Vortheile, daß Alles darauf ankommt, die Austrocknung so weit zu bringen, um einen kräf-

tigen gesunden Graswuchs dem Moorboden zu entlocken.

Hier fand ich auch wiederum ein Beispiel, wie ein Mann von Einsicht und Talent zum allgemeinen Besten wirken und sein eigenes Glück durch weise Benutzung seiner Mittel und Kenntnisse begründen kann. Der Landinspector Tiedemann, den ich schon öfter als einen der eifrigsten Patrioten und als Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung nannte, hat vor mehreren Jahren den Meggerkoog und den größten Theil des Börmerkoogs gekauft, die versumpft und vernachläßigt, fast gar keinen Ertrag lieferten. Mehrere tausend Demath lagen unbenutzt; der Preis war daher gering, man wußte nicht, wie man es anfangen sollte die Wasser zu überwältigen. Diese Köge sind alte Seespiegel, von der Sorge gebildet, und jene Niederländer, welche die erste Eindeichung im Anfange des vorigen Jahrhunderts unternommen, hatten ihr Geld daran verloren. Der neue Käufer voll industrieller Geschicklichkeit sah ein, was hier gethan werden mußte. Mit Hülfe einer starken Dampfmaschine begann er die Entwässerungen, welche den besten Erfolg hatten, so daß jetzt sein großes Besitzthum reichen Gewinn

giebt und seine Arbeiten mehrere hundert Menschen beschäftigen und Unterhalt gewähren. Aber der industrielle Mann ist damit nicht befriedigt. Die überflüssige Dampfkraft seiner Maschine, welche nur einen Theil des Jahres für die Entwässerung gearbeitet, wird zu einer großartigen Mühlenanlage von amerikanischer Art verwendet. Damit verbinden sich wieder speculative Entwürfe zur Viehmästung und so greift bei einem industriellen Talent das Eine in das Andere, und was ihm Vortheil bringt, theilt sich zahlreichen Familien mit, deren Unterstützung und Förderung ihres Wohls dem für Recht und Wahrheit kämpfenden und strebenden Mann ebensowohl Sache der Menschheit wie des eigenen Herzens ist.

Mitten durch diese großen Köge führt der Weg des Reisenden, wenn er an die Eider gelangen und etwa durch die Landschaft Stapelholm in der Fähre über den Strom zu setzen denkt. Hier trifft er überall dieselben üppigen Wiesengründe, welche sich westlich in die grasreichen Marschen Eiderstädts verlieren; hier fällt auch die Treen in die Eider, welche im weiten Bogen das Land der Dithmarscher umfließt, und dies von Eiderstädt trennt. Die Deiche steigen zu beiden Sei-

ten hoch auf, denn die mittlere Fluthhöhe beträgt bei Friedrichsstadt, dem freundlichen, ganz holländisch gebauten Städtchen an Eider und Treen, 8 Fuß, bei Tönningen aber 12 Fuß, und Sturmfluthen steigern dies Maaß wohl um das Doppelte. — Wenn das Dampfschiff, das hier täglich von Rendsburg auf und ab geht, an einem sonnenhellen Tage den breiten Strom in Schaum zerpeitscht, ist es gar lieblich, diese Wiesengestade zu betrachten. Da liegen die Marschen vor uns in ihrer ganzen Fruchtbarkeit und Fülle. Ueberall das duftige Grün, überall die großen, rothen Steinhäuser zwischen Büschen und Gärten; die Felder voll wogender Erndten, und unermeßliche Heerden, bunt gefleckt, brüllend und in glatter Schönheit zwischen diesen saftig dunkeln Geländern weidend, die noch in weitester Ferne ihre verkleinerten Gestalten erkennen lassen, vollenden ein Bild das fast wie das Werk eines Künstlers aussieht, der durch magische Gläser seine Panoramen zeigt. Der Strom, welcher bei Rendsburg vielleicht 200 Schritt breit ist, wächst bis Tönningen bis auf das Sechsfache und bildet von dort aus eine Meeresbucht, die leider mit Untiefen vielfach besetzt ist. Dennoch ist die Eider unausgesetzt belebt von

Schiffen, welche hinaufkreuzen und ſegeln, um durch den Kanal zu fahren und hierbei haben ſie Vorſicht nöthig, um nicht aufzulaufen und feſt zu ſitzen. In der Nähe der Fähre fand ich eine Schoonerbrigg, die von einem Windſtoße ans Land geworfen war. Ein Paar Tage ſpäter lag ſie noch an derſelben Stelle, weil ſie nicht abkommen konnte oder Schaden gelitten hatte.

Wenn man über die Eider geſetzt hat, befindet man ſich in Norderdithmarſchen, auf dem klaſſiſchen Boden der alten Bauernrepublik, die Jahrhunderte lang ihre trotzige Freiheit in zahlloſen Stürmen aufrecht erhielt. Der Strom ſchließt nördlich und öſtlich das Land ein, weſtlich liegt das Meer, ſüdlich die Elbe und nur ſüdweſtlich iſt Dithmarſchen offen, daher kamen auch von dort die Angriffe, aber ſie waren keinesweges leicht, denn auch von dieſer Seite konnte man nur durch ſchmale tiefe Waldwege, Hemmen genannt, die obenein nicht ohne Schutzwerke waren, ins Innere dringen. Die ganze Landſchaft, welche von alter Zeit her in Norder- und Süder-Dithmarſchen getheilt wurde, iſt 12 Meilen lang und 6 Meilen breit. Aufs höchſte konnte ſie eben ſo viele Tauſende waffenfähige Männer ſtellen, aber die Freiheitsliebe und

Tapferkeit dieſer ſächſiſchen Bauern, wie die Natur ihres Landes, waren Bollwerke, welche die Fürſten und Ritter aus Holſtein und Deutſchland vergebens zu überwältigen ſuchten.

Durch die Wieſengründe an der Eider, wo manch hübſches Dorf und großes Gehöft liegen, führt der Weg in die dithmarſche Geeſt, deren kahle Sandhügel einen Gürtel um die tiefe Marſch ſchlingen, der bis in Süderdithmarſchen nach Meldorf reicht, und erſt in der Nähe des Meeres endigt. Wenigſtens die Hälfte des Landes iſt Geeſt, doch in alter Zeit war dieſe keineswegs ſo dürr, wie jetzt. Sie war mit Wald ſo dicht beſetzt, daß die Dithmarſchen ſich rühmten, es könne in ihrem Lande ein Eichhörnchen von Meldorf bis an die Eider ſpringen, ohne den Boden zu berühren. Jetzt ſtehen nur einzelne Eichen mit gewaltigen Kronen auf den Hügelkanten, da und dort von Föhren und einzelnen ſchmalen Buſchleiſten eingefaßt, die Ueberreſte jener ſtolzen Wälder, in denen einſt freie Männer ſich zu Rath und That vereinten. Trotz des Sandbodens gedeihen hier die Felder unter der fleißigen Hand, und, iſt es Ehrfurcht vor den Reſten der Heldenzeit ihrer Väter, oder ſcheuen ſie die mühſamere Arbeit, mit-

ten in den Feldmarken ragen zahlreiche Hünengräber, zuweilen von merkwürdiger Größe empor, die der Pflug umkreis't ohne die Asche der Todten und ihre rohen Mausoleen zu stören. Wo die Geesthöhen in die Marsch hinunter ziehen, ist der Boden sofort von besserem Gehalt, doch auch hier kommt das sonderbare Verhältniß häufig vor, daß Geest und Marsch, tiefer Sand und der schwerste Kleiboden sich unmittelbar berühren, und so die allerüppigste Fruchtbarkeit sich dicht neben die todte Hand der Natur stellt. — Heide, der Hauptflecken in Norderdithmarschen, liegt an der Grenze gen Süden, mitten im Sande der Geest. Es ist ein freundlicher Ort mit breiten Straßen, einem übergroßen Marktplatz und 6000 fleißigen, von Handel, Ackerbau und Gewerben lebenden Einwohnern. Ich weiß nicht warum man Heide und Meldorf Flecken nennt, die doch größer und belebter sind, als manche Wohnstelle, welche den Stadtnamen in Schleswig-Holstein trägt. Heide hat alle Berechtigung, Hauptstadt genannt zu werden, denn sie ist der Sitz der Landesregierung und des norderdithmarscher Gerichts. Hier wohnt der Landvoigt und die Behörden, und was den Handel anbelangt, so versorgt Heide die Marsch

mit Allem, was sie nöthig hat und führt Getreide, Vieh und Pferde nach den Elbplätzen und nach Hamburg. Daß dieser Verkehr wichtig ist, beweis't, daß man eine Eisenbahn nach Glückstadt anlegen will, die ganz Dithmarschen durchschneiden würde, und bei der Wohlhabenheit vieler Bürger und Landbesitzer läßt sich das Geld dazu wohl aufbringen. Nach meiner Meinung wäre es besser, man sorgte fürs Erste für gute Chausseen, und besserte die Landwege aus, die im fürchterlichen Zustande sind. Auch in Dithmarschen finden sich die Spuren der alten Holländer wieder, die beschnittenen Lindenbäume und Hecken, die rothen Backsteinhäusern mit Giebeln und Vortreppen, welche sie überall einführten, wohin sie wanderten, sammt ihrem Fleiß und Ordnungssinn. Ich habe schon angeführt, daß die Dithmarschen aus dem Schiffbruche ihrer alten Freiheit im Jahre 1559 manche Privilegien retteten, welche der Sieger, Herzog Friedrich, ihnen großmüthig zugestand. Es blieb ihnen ihr Landrecht, der Vorzug, daß nur ein geborner Dithmarscher Landvoigt und Richter sein darf, auch die Vergünstigung, daß ihre Flecken und Dörfer städtische Gewerbe treiben, so daß in diesem Lande ohne Städte besondere städtische Rechte nicht vor-

handen sind, während nach dänischer Sitte meist überall das Land in Kaufstädte, Ladeplätze, Landstädte und plattes Land getheilt wird.

Ein gewisser Geist der Selbstständigkeit und der Absonderung macht sich, durch Privilegien und Wohlhabenheit begünstigt, in Dithmarschen geltend. Man fühlt sich zuerst als Dithmarscher, dann als Theil des Ganzen. Die alte Zeit und die alte Unabhängigkeit, ein historisches Bewußtsein und ein ruhmsüchtiger Stolz darauf, wohnt dunkel noch in vielen Herzen und läßt der Selbstgenügsamkeit ein weites Feld. Darum hat auch der Neu-Holsteinismus in Dithmarschen so viele Anhänger gefunden, oder zählt deren noch jetzt. Hier in diesen wenigbesuchten, abgeschiedenen Marken finden die geistigen Regungen zu geringen Spielraum; das materielle Interesse steht so ziemlich unbeschränkt, denn ernstlich bedroht sieht man nichts, was man als Recht hoch hält und lieb hat. Daneben aber ist das Freiheitsgefühl doch tief und lebhaft genug, um nicht auch eine rege Theilnahme zu zeigen, wo diese angefacht wird. Deutsch gesinnt sind Alle, und Niemand möchte sich weniger als die Dithmarschen dänisch incorporiren lassen. Als der Landinspector Tiedemann gegen

die däniſchen Bankoperationen zu Felde zog, fand er in Dithmarſchen zahlreiche Unterſtützung, und in den Volksverſammlungen kräftigen Beiſtand. Zu dem Banquiergeſchäft in Flensburg haben die Dithmarſchen redlich beigetragen; ſie ſchicken ihre Söhne auf die Bauernſchule in Rendsburg, und eben unter den Hofbeſitzern in der Marſch ſoll mehr patriotiſcher Sinn und Eifer herrſchen, als bei den Bewohnern der Hauptflecken. Die Marſchleute erfreuen ſich aber auch beſonderer Wohlhabenheit. Ihr Boden iſt reich und fruchtbar, ihre Kühe liefern einen hohen Milch- und Butterertrag, ihre Pferde ſind die beſten und werden am theuerſten auf dem Markt bezahlt. — Die Höfe ſind meiſt von 40 bis 80 Morgen Größe, (2 bis 400 Magdeburger Morgen). Einen, den ich in der Nähe von Meldorf beſuchte, und welcher einem wohlhabenden unterrichteten Manne gehörte, mag zwar nicht als Maßſtab für alle dienen können, allein er zeigte, wie gedeihlich und in welch' verbeſſerter Weiſe hier Ackerbau und Viehwirthſchaft getrieben werden und wie hoch der Ertrag iſt. Der magdeburger Morgen Land giebt hier bis 12 Rthlr. Pachtertrag; Weizen, Raps und Bohnen werden zumeiſt auf dieſem fetten Boden gebaut.

Daß die Dithmarſchen ein deutſcher Stamm ſind, kann man auch noch immer aus ihrem Hausbau erkennen, der ſo ziemlich, wie in Hütten, den Herrn und ſein Vieh unter einem Dach herbergt. An der Giebelſeite hin geht die Wohnung, und oft iſt dieſe ſtädtiſch ausgeſchmückt und mit allen Bequemlichkeiten verſehen. Die großen Höfe haben auch Nebengebäude und in den Marſchen iſt das Baumaterial durchgehend rother Backſtein, denn wo ſoll hier das Holz herkommen? Weſtlich hinter Heide geht es in die Marſch hinunter nach Weslingburen und an die Meeresküſte nach Büſum, einem kleinen Hafenplatz, dem einzigen den die Landſchaft beſitzt, der aber auch nur für kleine Fahrzeuge ausreicht. Ebbe und Fluth wechſeln an dem flachen Strand, und wie bei allen dieſen Häfen der Weſtküſte, zieht ſich das Meer meilenweit zurück und legt den fetten glänzenden Schlammgrund bloß, bis die Waſſer wiederkehren, welche dann 12 Fuß hoch an die Deiche ſchlagen, die feſtſitzenden Schlupps flott machen und denſelben in den Hafen helfen. Dieſe Zeit muß zur Schifffahrt benutzt werden; zur Zeit der Ebbe aber gehen und reiten die Schlickläufer hinaus in das vom Meer verlaſſene Land, ſammeln Fiſche, Krabben

und Seethiere, und was ſonſt auf dem Boden liegen blieb, ſogar Bernſtein, wie mir geſagt ward, der hier in Stücken und Splittern gefunden wird, welche die Wellen aus verborgenen Lagern abgeriſſen haben. Die ſuchenden Menſchen müſſen ſich hüten, daß die Fluth ſie nicht überraſcht, die zuweilen furchtbar ſchnell und ehe man ſie ahnet, um die vorſpringende Halbinſel rollt, hinter der die Eidermündung liegt. Darum ſind die, welche weit hinausgehen, zu Pferde, und doch ſoll es nicht ſelten vorkommen, daß Roß und Mann nicht zurückkehren.

Wesliegburen, vielleicht ſo genannt von den weſtlich wohnenden Bauern, iſt ein Flecken, wo ein lebhafter Korn- und Wochenmarkt getrieben wird. Auf einem ſolchen Markt kann man die kräftigen, trotzigen Geſtalten der Dithmarſcher zahlreich beiſammen ſehen. Hierher kommen Käufer und Verkäufer, Leute die Arbeit ſuchen und Hofbeſitzer, welche Knechte und Mägde brauchen aus allen Gegenden der Marſch, und manchmal ſoll es wild zugehen, wenn Wein und ſtarke Getränke die Köpfe erhitzt haben. Ein handfeſtes Volk hat von früh an hier gewohnt, namentlich aber ſind die Männer aus dem Weſten wegen ihrer Stärke und Kühnheit berühmt

geweſen. Am Meere und an der Eider hin kämpften ſie zu Land und See, verheerten Eiderſtädt, demüthigten die Frieſen, und waren immer bereit, jede erlittene Unbill mit Spieß und Streitaxt zu bezahlen. Etwas von dieſer Streit- und Kampfluſt ſteckt wohl noch in dem Dithmarſcher Blut, aber auch viel von den ſonſtigen Tugenden, von Gaſtfreiheit, Ehrlichkeit, Thätigkeit und einem männlichen Weſen, das eben ſo derb, wie wohlverſtändig und höflich ſein kann.

Als ein Andenken des religiöſen Fanatismus, jener wilden Freiheit Dithmarſchens, ſteht auf dem Kirchhofe in Heide das Denkmal eines proteſtantiſchen Märtyrers, der im Jahre 1524 von den Bauern gräulich mißhandelt und lebendig verbrannt wurde. Heinrich von Zütpen, eigentlich Heinrich Möller aus Zütpen, der Prior eines Auguſtinerkloſters geweſen, und, wie Luther, aus dem Orden getreten war, um die proteſtantiſche Lehre zu verkündigen, kam aus Bremen nach Meldorf in Dithmarſchen, wo er vereint mit Luthers Freund, dem Magiſter Niclas Boje, einem Dithmarſchen aus einer der erſten Landesfamilien, lehrte und predigte. In Meldorf hatte ſich eine Gemeinde gebildet, der viele angeſehene Männer beitraten; allein die Maſſe

des Volks war gegen die neue Lehre, welche auch von manchen der acht und vierzig Landesvorsteher nicht günstig betrachtet wurde. Der Prior des katholischen Klosters in Möldorf hatte daher leichtes Spiel. Er gewann den Landeskanzler Günther Warner, der im Namen der Acht- und-vierziger den Befehl an Boje erließ, bei hoher Strafe den Heinrich von Zütpen nicht predigen zu lassen. Hieran kehrte man sich nicht, sondern verlangte die Berufung auf die Landesversammlung, was auch gewillfahrt wurde. Aber der katholische Probst, Augustin Torneburg, hetzte Mönche und Bauern auf in den Dörfern. Ein Haufe versammelt sich in Helmingstädt, und ihrer 500 machen sich nach Meldorf auf. Betrunken und von wüthenden Mönchen angeführt, stürmen sie in den Ort, fangen den Heinrich von Zütpen, binden ihn, martern ihn und schleppen ihn baarfuß durch Schnee und Eis am 10. December nach Heide. In Eile wird ein Scheiterhaufen auf dem Mönkeberg errichtet, dann schleppen sie den gepeinigten Mann an langen Stricken um Hals und Leib dorthin. Ein Weib, seine Beschützerinn, die Wittwe eines Acht-und-vierzigers, will ihn retten, sie bietet 1000 Gulden für sein Leben, man reißt sie zu Boden und tritt

ſie mit Füßen. Die Mörder umfangen ihr Opfer und ſingen: „So ward'n wy hüden, by Gott un lüden, eere erwarben, he mut ſtarben!“ Aber zwei ganzer Stunden lang bemühen ſie ſich vergebens, den Holzſtoß in Flammen zu ſetzen, und während dieſer Zeit ſteht Heinrich von Züpten im bloßen Hemd, in Regen und Schnee, blutig über und über und fortwährend grauſam mißhandelt vor dem Feuer. Als er beten, will ſchlagen ſie ihm ins Geſicht und ſchreien ihm zu: „Eerſt ſchalſt du brend'n, mengſt kannſt du behd'n.“ Endlich binden ſie ihn auf einer Leiter feſt und werfen ihn auf den Scheiterhaufen, aber die Leiter fällt ſeitwärts und eine Hellebarde, mit der man ſie geſtützt, fährt dem Märtyrer durch den Leib. Nun giebt ihm einer mit einem Streithammer einen Schlag auf die Bruſt, dann wird er in die Flammen geſtürzt, verbrannt und die Glieder unter Tanz und Geſang in eine Grube geworfen.

So ſtarb Heinrich von Züpten, aber ſein grauſamer Mord hielt die Reformation nicht auf. Der Abſcheu, welcher die Mörder traf, beſchleunigte ſie vielmehr, und ſchon 8 Jahre ſpäter, 1532, wurde die Lehre Luthers als Landesreligion in Dithmarſchen anerkannt. Dieſe blutige That mit manchen

andern, vermehrte aber auch den Haß, den die Nachbarn gegen die freien Dithmarſchen trugen. Der Bauerntroß hat ſeine tiefen Schattenſeiten, und ſeine wilde Rohheit war nicht weniger gewaltthätig, in gewaltthätiger Zeit, wie die der Ritter und Fürſten. Statt ihrer gab es Geſchlechter, Familien, die mächtig und herrſchend waren, und namentlich war in Dithmarſchen ſeit den älteſten Tagen dieſe altgermaniſche Geſchlechts-Ariſtokratie von großer Bedeutung. — Nachdem der Volksſtamm der Dithmarſcher vom 10. bis zum 13. Jahrhundert bald unter der Oberherrſchaft der Grafen von Stade gelebt und mehr wie einmal dieſe Zwingherrn getödtet, ihre Burgen gebrochen und ſich frei gemacht, bald, wie z. B. von Heinrich dem Löwen, von neuem überwunden und ihr Freiheitsſtreben mit Feuer und Schwert furchtbar gerächt war, verſuchten die Grafen von Holſtein und die Könige von Dänemark es zu unterwerfen und wenn es ſich losgeriſſen, von Neuem in Abhängigkeit zu bringen. Dies wechſelte bis zur Schlacht bei Bornhöved, wo die Dithmarſcher zu einer dauernden Freiheit gelangten. Sie verſprachen dem Grafen von Holſtein, daß ſie mitten in der Schlacht von dem Dänenkönig, der ſie gezwungen, ſeinem Heer-

bann zu folgen, abfallen und ihre Waffen gegen ihn kehren wollten, wenn man dagegen ihre volle Freiheit ihnen zusichern wolle. Dies geschah, und die 4000 Dithmarschen entschieden den Sieg und das Ende der Dänenherrschaft in Norddeutschland.

Von dieser Zeit an, von 1227 bis zum Jahre 1559, länger als drei Jahrhunderte, war Dithmarschen ein freier Bauernstaat. Den Adel, der sie besessen, vertrieben sie, oder er wanderte freiwillig aus, weil er die allgemeine Freiheit nicht ertragen konnte. Mehrere der noch lebenden alten Adelsfamilien, wie die Reventlow und die Alefelds, sind dithmarsischen Ursprungs. Nun entwickelte sich die eigentliche Landesverfassung, die aus den uralltesten Zeiten stammend, uns ein Bild des Volks- und Staatslebens unser Vorväter in Deutschland geben kann.

Alles Volk theilte sich in Geschlechter, oder Schlachte, die fest zusammen hielten in Rath und That, in Noth und Tod. Alle standen für Einen, Einer für Alle. In der Schlacht kämpften sie zusammen; jede Unbill wurde gemeinsame Sache, Jeder suchte und fand Hülfe und Schutz bei seinem Geschlecht. Noch jetzt sind die Geschlechter und Freundschaften in Dithmarschen ausgebreitet

und von Werth; das Geſchlecht der Swin z. B. abſtammend von dem letzten Landesverweſer, Marcus Swin, eines der verbreitetſten und gerühmteſten. Jedes Geſchlecht führte eigene Wappen und Fahne, und theilte ſich in unter ſich wieder in Linien, oder Häuſer, Klüfte genannt. Hier haben wir die Urſprünge alles Adels, der ſich mit ſeinen Wappen und Fahnen, ſeinen Roſſen und Reiſigen, aus den meiſt begüterten Zweigen der Geſchlechter entwickelte.

Der freie Dithmarſe war mit 11 Jahren und 6 Monaten gültig, d. h. er war Herr ſeines Willens; nur ſein Vermögen ſtand unter Aufſicht bis zu ſeinem vollendeten 18. Jahre, wo er dies übernahm, in der Volksverſammlung Sitz und Stimme hatte, im Ting Recht ſprach, zu allen Aemtern gewählt werden konnte, alſo Staatsbürger im vollen Sinne des Worts war. Mit dem 14. Lebensjahre hatte er jedoch die Waffen ſchon erhalten und konnte in Kriegszügen mit ſeinem Geſchlecht ſtreiten. Das ganze Selbſtgefühl der Freiheit und ihr Stolz mußte mit dieſen Einrichtungen in jedem Knaben großgezogen werden. Alle waren gleich; es gab keine Unterſchiede für den grundbeſitzenden Mann, aber freilich war auch nur dieſer berech-

tigt, die Freiheit der alten Zeit klebte an Geburt und Eigenthum und gehörte somit nur einer Kaste an.

Die Oberhoheit führte der Erzbischof von Bremen doch sie beschränkte sich darauf, einen Voigt zu halten, der einige Gefälle einzog, im Uebrigen regierte sich das Volk durchaus selbst aus der Gemeinde nach Kirchspiel-Eintheilung. Unter der Linde wurde das Recht gepflegt; alle freien Männer des Kirchspiels entschieden hier über das, was geschehen sollte; wer damit nicht zufrieden war, konnte sich an die Mehrheit (die Allgemeinheit) d. h. an die Landesgemeinde wenden. Diese wurde in Meldorf gehalten und in allen wichtigen Dingen zusammen gerufen. Ihr Spruch galt unwiderruflich. Ihr Vorstand waren die 80 Landesältesten, welche von der Gemeinde erwählt, einen Ausschuß bildeten, der die Landesrechte wahrnahm und die Geschäfte leitete. Mit dem Jahre 1447 ward diese alte Verfassung wesentlich verändert. Die unbeschränkte Demokratie erlitt damit mehrfachen Nachtheil, ihr gänzlicher Untergang bereitete sich vor.

Das Institut der Landesältesten wurde damals aufgehoben, und an deren Stellen traten die Acht- und -vierziger, welche auf Lebenszeit gewählt

wurden. Das Land erhielt eine Eintheilung in vier Kreiſe, die Landesverſammlung ward von Meldorf nach Heide verlegt. In den Kirchſpielen wurden Streitigkeiten von jetzt ab durch zwei oder vier Schiedsmänner, Schlüter (Schlichter) abgethan; nahmen die Parteien den Spruch nicht an, ſo beriefen die Schlüter die Schwaren (die Geſchworenen), deren alljährlich von ihnen für jedes Kirchſpiel 10 bis 20 nach deſſen Größe ernannt wurden. Erſt wenn auch dieſe den Streit nicht beenden konnten, kam er an die Kirchſpielverſammlung, welche alle drei Monate zuſammen trat. Auf dem Kirchhofe theilten ſich die Kirchſpielmitglieder in drei Haufen, oder Eggen, und was zwei Eggen als Recht erkannten, damit mußte die dritte zufrieden ſein. Die verlierende Partei konnte jedoch weiter an die Acht-und-vierziger gehen und wollte ſie ſich dann noch nicht beruhigen, ſo mochte ſie die Landesgemeinde berufen. Dies konnte jeden Sonnabend in Heide geſchehen, wo immer zwölf von den Acht-und-vierzigern auf dem Markt ihre richterlichen Geſchäfte abthaten. Einer der Schlüter von Weddingſtadt rief dann mit lauter Stimme: „Hört ihr Herrn unſeres Landes, es iſt ein Wort zu ſagen, woran dem Lande groß gelegen iſt!“

Dann wurde an der Nordweſt-Ecke des Marktes ein Ring geſchlagen, das Volk ſtand außerhalb deſſelben, Schlüter, Schwaren und Acht-und-vierziger befanden ſich im Kreiſe und die Verhandlungen begannen. Handelte es ſich um Krieg und Frieden, Verträge, Landesgeſetze u. ſ. w. ſo kamen ſämmtliche Acht-und-vierziger, nebſt Schlüter und Schwaren und Voigten aus ſämmtlichen Kirchſpielen, ſo daß auf der Tingſtätte an 500 dieſer verſchiedenen Volksvorſtände beiſammen waren, die oft den ganzen Tag über beriethen und ſtritten, Redner und Gegenredner hörten, bis endlich die Abſtimmung mit Ja und Nein erfolgte. Das Volk außerhalb des Kreiſes hörte und ſah zwar Alles, aber es ſtimmte nicht mehr mit, wie in früherer Zeit. Man ſieht deutlich an dieſer Organiſation, wie Dithmarſchen bei ſeinen Nachbarn und Freunden bei Hamburg und Lübeck im Laufe der Jahre und der Geſchichte etwas gelernt hatte. Die uralte Gleichheit hatte einen tüchtigen Stoß erhalten; eine Trennung zwiſchen Obrigkeit und Gemeinde trat ein, der reichere Theil aus den mächtigſten Geſchlechtern hielt das Heft; die Organiſation wurde viel zuſammengeſetzter, die Gemeinderechte waren zum guten Theil in die Hände

einer auf Lebenszeit gewählten Beamtenklasse übergegangen.

So beugten die Einflüsse einer neuern Zeit in der kleinen Republik die uralte Freiheit und Gleichheit und bereiteten ihren Untergang vor. Je mehr die Macht der Fürsten und des Adels rund umher wuchs, um so schwerer ward Dithmarschen gefährdet. Es war den Rittern ein Dorn, daß es dicht an ihren Herrensitzen, wo Leibeigene den Pflug zogen, ein Land gab, in welchem der Bauer in stolzer Kühnheit ihrer spottete, und je tapferer die Dithmarschen ihre Unabhängigkeit vertheidigten, je mehr sie die Ritter demüthigten, um so begieriger wurden diese nach ihrer Besiegung.

Wie die Bauern schon im Jahre 1319 den großen Gerhard aufs Haupt schlugen, wie sie 1402 den Grafen Albrecht besiegten, der auf der Flucht vor ihnen mit dem Pferde stürzte und starb, und wie sie dann am 4. August. 1404 den Herzog Gerhard und sein ganzes Herr vernichteten, habe ich schon angeführt. Nie drangen die Dithmarschen eroberungssüchtig in ihrer Feinde Land, sondern immer kamen diese, raubten, mordeten und brannten, bis die Bauern sie austrieben, die Burgen, welche die holsteinischen Herrn in Dithmarschen

angelegt, zerstörten und nichts aus allen diesen schweren Kämpfen davon trugen, als auf einige Menschenalter Ruhe und Bewahrung dessen, was sie besaßen. Den größten Ruhm errangen die Bauern aber im Jahre 1550 durch die Schlacht bei Hemmingstädt. Christian I. hatte auf seiner Reise nach Italien im Jahr 1474 den Kaiser Friedrich den Dritten bewogen, ihm einen Lehnsbrief über Dithmarschen zu geben. Er stellte dem Kaiser vor, daß dies ein meuterisches, herrenloses Volk sei, das Niemand gehorchen wolle; daß es freie Bauern waren, schien damals genug, um sie zu verschenken und zu Knechten zu machen. Die Dithmarscher vertheidigten sich jedoch durch ihren Oberherrn, den Erzbischof von Bremen, so daß der Kaiser befahl es beim Alten zu lassen; aber der Lehnsbrief ward nicht zurückgefordert. Zwanzig Jahre später machten König Johann und sein Bruder, Herzog Friedrich, davon Anwendung, um Dithmarschen zu unterwerfen. König Johann brach an der Spitze eines deutschen Söldnerhaufens ein, den er für den schwedischen Krieg in Dienst genommen. Diese Söldner, die große sächsische Garde oder die schwarze Garde genannt, wurde von dem Junker Slenz, einem riesengroßen und

ſtarken Edelmann aus Köln, befehligt. Sie zählte 6000 Mann, ein blutgieriger, grauſamer Haufe, deſſen Tapferkeit allgemein gefürchtet war. Mit ihm vereinigten ſich wenigſtens 12,000 Dänen und Holſteiner, die Blüthe des Adels ſammt vielen Rittern und Grafen, welche Zeuge ſein wollten, wie man die Bauern bändigte, und man war ſeiner Sache ſo gewiß, daß ganze Wagen voll Ketten und Stricke beim Heere waren, um die Gefangenen zu feſſeln, auch vertheilte man Titel, Aemter, und Beſitzthümer, ehe man ſie hatte.

Gegen dies Heer, das mit Geſchützweſen und Wagen wenigſtens 20,000 Mann ſtark war, ſtanden höchſtens 6,000 Bauern in Waffen. Viele verloren den Muth und riethen zur Unterwerfung, aber die Weiber baten flehentlich und weinend, für die Freiheit, für Land und Kind Leben und Blut zu wagen, und ihnen beſonders verdankte Dithmarſchen ſeine damalige Rettung. Frauen und Jungfrauen ergriffen ſelbſt die Waffen und traten in die Schlachtreihen. Am 11. Februar rückte das Heer ein, Meldorf wurde am 13. erſtürmt und verbrannt, am 17. drangen die Herzoge gegen Heide vor. Den Weg dahin hatten die Dithmarſcher mit einer Schanze geſperrt, da, wo der

Weg durch den tiefen Swinemoor zu einer Werft heraufging, die den verrufenen Namen: Dusend Düvelswarft führt. Die Besatzung der Schanze hatte sich dem Tod geweiht. Ein tapferer Mann, Wolf Isebrand, war ihr Hauptmann. Eine fromme Jungfrau aus Hohenwöhrden trug der auserlesenen Schaar das Crucifix voran. Hilf Maria milde! war der Schlachtruf der Dithmarschen, so erwarteten sie den Feind. Es war Thauwetter eingetreten; Regen und Nebel flogen über die hohen Seedämme, die Marsch war aufgeweicht, und wie nun das Heer zwischen den tiefen Wassergräben heranzog, wurde es plötzlich aus seinen Siegesträumen vom Donner des Geschützes aufgeschreckt. Die Garde griff die Schanze tapfer an, aber sie war zwischen den Gräben zusammengepreßt. Regen und Hagel machten die Geschütze der Herzoge unbrauchbar, und plötzlich stürzten die todesmuthigen Dithmarschen, geführt von der Jungfrau und Wolf Isebrand, von dem Walle der Schanze herab in den dichten verwirrten Schwarm. Die kräftigen, wildbärtigen Männer warfen Harnisch, Eisenhut und selbst Schild und Schuhe fort, sprangen barfuß von allen Seiten an ihren langen Springstöcken und Lauzen über die Gräben und stürzten ihre

Gegner hinein. „Wahr di Buer, de Gard de kummt!“ war das Feldgeſchrei der Söldnerbanden geweſen, jetzt kehrten die Dithmarſchen dies um und begleiteten ihren Schreckensruf: „Wahr di Gard, de Buer de kummt!“ mit den ſchrecklichen Hieben ihrer Streitärte. Junker Schlenz hielt, ſo lange er lebte, den Kampf aufrecht, als er aber von ſeinem Roſſe herab den tapferſten Dithmarſchen zum Zweikampf aufforderte, ſprang der lange Reimer von Wiemerſtedt auf ihn zu und hieb ihm die Hellebarde durch den Eiſenpanzer in die Bruſt, daß das Pferd mit ihm zuſammenſtürzte. So riß er ihn vom Roße und mit demſelben in den nahen Graben, wo die ſchwere Rüſtung den Ritter in die Tiefe zog. Mit ſeinem Tode ward die Niederlage entſchieden, aber dieſe wurde zur wildeſten Flucht, als die Wachen auf den Deichen die Schleußen öffneten und ein Nordweſtwind die Fluth raſch in's Land trieb. Das Waſſer ſtieg ſchnell, der Weg verſchwand und jetzt gab es keinen Widerſtand mehr. Wer nicht der Axt und dem Speer erlag, fand in den Wellen ſein Grab; Flucht war den meiſten unmöglich, denn hinter dem Heere ſtanden die Rüſt- und Proviantwagen, welche von ihren Führern verlaſſen, eine undurchdringliche Wagen-

burg bildeten. So ward das Fußvolk vernichtet, dann die Reiterei, es war zuletzt ein Morden ohne Widerstand. Von der Garde entkamen wenige, nach mäßiger Schätzung wurden in 3 Stunden 6000 erschlageen. Die beiden Grafen von Oldenburg und mehr als 300 adelige Herrn waren umgekommen. Unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger, dazu die große Dannebrogfahne, die der Marschall Hans von Alefeld nur mit seinem Leben ließ. Der König und der Herzog waren wie durch ein Wunder entkommen.

Als ich von Meldorf nach Heide über die Dusenddüvelswarft fuhr, konnte ich mir kaum vorstellen, daß vor 300 Jahren der Weg so tief und die Wasser so hoch gewesen sein sollten. Jetzt ist Alles viel höher und trockner gelegt und tiefe Marsch an dieser Stelle gar nicht mehr vorhanden. Ein friedliches Wohnhaus steht auf der Werft; überall wogen reiche Fruchtfelder. Der Swinemoor ist nur noch dem Namen nach zu finden und von der alten Schanze keine Spur, aber noch kann man erkennen, wo es hinaufgeht und wo sie gelegen haben muß. Kein Denkstein bezeichnet den Platz und das ist ein Mangel dem man abhelfen sollte; denn es ist die größte histo-

rische Erinnerung des Landes und die Schlacht bei Helmingstädt berühmt und gekannt beim ganzen deutschen Volk. Die Dänen haben für das ärmliche Gefecht bei Sehnstädt ein prächtiges Denkmal aufgerichtet, vielleicht errichten die Dithmarschen hier einmal auch eines für Wolf Isebrand und die Jungfrau von Hohenwörden. — Im Jahre 1559 ging endlich Dithmarschens Freiheit verloren. Eine neue Generation war in Schleswig-Holstein herangewachsen; die Söhne der Erschlagenen wollten den Tod ihrer Väter rächen, und die Fürsten, deren Macht und Gewalt immer mehr wuchs, hatten keine geringere Ursache, das Bauernland endlich zu unterwerfen. Dazu hatte Kaiser Karl V. im Jahre 1548 abermals den Herzogen die Belehnung ertheilt, so zogen denn diese mit einem großen Heere heran, eroberten Meldorf, schlachteten dort alles Lebendige, verbrannten Heide, das mit dem ganzen Rest des alten Heldenthums vertheidigt wurde und erst, nachdem 3000 Dithmarscher gefallen waren, streckte der Rest die Waffen, bat fußfällig um Gnade und erhielt diese. Der Geist des Landes war aber damals schon von einem großen Theil des Volks gewichen, Uneinigkeit war unter ihm, manche wurden gern aus

freien Leuten Unterthanen, und bei den Verhältniſſen der damaligen Zeit war es faſt unmöglich, daß ſich hier noch, auf lange hinaus eine Unabhängigkeit erhalten konnte, während rund umher Druck und Unfreiheit immer mehr zunahm.

Der König Friedrich II. und die beiden Herzoge Johann und Adolf theilten Dithmarſchen, deſſen alte Verfaſſung aufgehoben wurde. Der letzte Landvoigt Marcus Swien legte ſein Amt nieder, ſtatt ſeiner kam in jeden der drei Theile das Beamtenweſen der neuen Herrn und mit ihnen ein neues Landrecht, eine neue Gerichtsordnung, Kirchenordnung u. ſ. w. Ein paar Mal noch wurden ſchwache Verſuche gemacht, die alte Freiheit wieder zu erringen, aber ſie waren ſchnell entdeckt und unterdrückt. Der Kaiſer beſtätigte 1560 die Eroberung, obwohl der Erzbiſchof von Bremen beim Reichsgericht Klage erhoben hatte, die viele unfruchtbare Sitzungen und Schreibereien hervorrief, bis er zuletzt 20,000 Rthlr. von den gottorfiſchen Herzogen annahm, als Entſchädigung, weil an der Zeiten Schmach und Schande doch nichts mehr zu ändern war. Die Dithmarſcher fanden ſich dagegen in ihr Loos und dies hatte immer noch manche Vorzüge; denn ſie waren we-

nigſtens begünſtigte Unterthanen, behielten ihr Eigenthum, ſahen keine Ritter und adlige Herrn neben und über ſich, und ſo ertrugen ſie die Schickſale der letzten Jahrhunderte mit allem übrigen Land immer noch ein wenig leichter, fühlten ſich immer als Dithmarſcher ein wenig freier, ſelbſtſtändiger und von der alten Tüchtigkeit ihrer Ahnen einen Hauch in ſich, der nicht ſterben konnte.

Intereſſant war es für mich, in der Nähe von Meldorf die Arbeiten einer neuen Eindeichung zu beſuchen, die in dieſem Jahrhundert nicht häufig vorgekommen ſind, weil das Meer wenig Vorland abgeſetzt hat. Hier war jedoch ein bedeutendes Stück, das bei dem jetzigen Werthe des Bodens die Koſten der Eindeichung völlig vergüten konnte und deßhalb auf Anordnung der Regierung, der das Vorland überhaupt zuſteht, ſchützende Bruſtwehren erhielt. Dieſe waren beinahe vollendet und ſollten in angeſtrengter Arbeit ſchon in den nächſten Wochen geſchloſſen werden, ehe der Spätherbſt mit ſeinen Stürmen und hohen Fluthen das Werk erſchwerte. Die Abzugkanäle und Schleuſſen, die Faſchinenlager, die Plackarbeit u. ſ. w. beſchäftigte mehrere hundert Menſchen, und es erfordert Geſchicklichkeit und Kenntniß, um ſo

ſchwere jähe Erdwälle 20 bis 25 Fuß hoch aufzuthürmen, die dem Ungeſtüm der Wellen widerſtehen ſollen. Der größte Theil des Deichs war auch ſchon mit grünen Raſenſtücken belegt, die, wenn ſie in einander gewachſen ſind, kräftigen Widerſtand leiſten. Eine Hauptſache iſt es, daß die Böſchungen ſehr ſanft von unten aufſteigen und die wühlenden Waſſer an ſich hinrollen laſſen, ohne ihnen Gelegenheit zum Abprallen zu geben. Die ſtarke feſte Raſendecke hindert dabei das Losreißen der Erde; am Fuße des Walls legt man dann noch entweder Strohſtickerei, oder auch Faſchinen und an den tiefen Stellen Steinwehren. Die ganze Arbeit der neuen Eindeichung kam auf 150,000 Thaler zu ſtehen, dafür waren 550 Morgen (2750 Magdeburger Morgen) dem Meere abgewonnen, von denen man recht gut, wenn man ſie als Grasweide verpachtet, 10 bis 12,000 Thaler jährliche Pacht ziehen und wenn man ſie verkauft, das doppelte der Eindeiche zurückerhalten kann. Der fette Boden der neuen Eindeichung beſtand aus 5 bis 7 Fuß hoch lagerndem blauem Thon, der, wenn der menſchliche Fleiß ihn bearbeitet, die reichſten Erndten hervorbringen wird. Jetzt ſah es wüſt hier aus; Grasſtreifen von

Meeresſchlamm überzogen, tiefe Pfützen und Löcher voll Salzwaſſer, das eine hohe Fluth am geſtrigen Tage zum letzten male hereingetrieben hatte, bedeckten den Boden; aber im nächſten Jahre ſchon wird Halm und Kraut hier luſtig aufſprießen, der fette Stier wird ſich im Graſe wälzen und Menſchenwohnungen werden von den Werften keck auf die fruchtbare Tiefe, auf die ſchwarzen drohenden Watten ſchauen. Es hat etwas ſchauerliches, dieſe bei der Ebbezeit vor ſich liegen zu ſehen, todt, kalt und ſtill, wie ein unermeßlicher Kirchhof. Der Abend brach herein und warf den Abglanz ſeiner rothen Wolken auf dies dunkle Schlammbett, das zahllos zerriſſen von Rinnen und Waſſerſtreifen, welche der Nachtwind unruhig auftrieb, in ungewiſſer Ferne zerrann. Ein Paar Schlupps, die vor wenigen Stunden noch mit vollen Segeln an der Küſte hinflogen, lagen jetzt, ſeitwärts niedergebeugt, mitten in der ſchrecklichen, lebloſen Wüſte, die weder dem trocknen noch dem naſſen Element gehört; nur am Rande des Horizonts über die Spitze von Büſum hinaus, konnte man ein glänzendes, unruhiges Wirbeln und Wogen erkennen, die Wellen des Meeres, welche ungeduldig ſich dort aufbäumten und den Augenblick

erwarteten, wo eine unsichtbare Macht ihnen von neuem den Befehl gab, ihren ewigen Kampf mit dem Menschen und seinem Eigenthum wieder zu beginnen. Wenn man auf diesen hohen Deichen steht und in herandunkelnder Nacht in die Matten hinausschaut, wo bleiche Nebel über schwarzen Tiefen ringen, hier sich eine Schlucht öffnet, dort sich schließt und der Wind in Stößen bang und dumpf vom Meere hereinwehend an den Ecken der Deiche wimmert, als wolle er sie warnen vor naher Gefahr, dann empfindet man das rechte Grausen vor dem Gedanken, da draußen in Nacht und Nebeln umherzuirren und man begreift es, wie die Sagen der Marschbewohner alle Geister und Gespenster in dies wilde öde Vorland bannen.

Meldorf, die alte Landeshauptstadt, liegt nicht weit von den Deichen. Es ist nichts an dem Flecken zu sehen, was ein Fremder bemerkenswerth finden könnte. In der Kirche hatte man einst manche Siegestrophäen, Banner und Rüstungen aufgehängt, aber diese sind jetzt theils von Dänen nach Kopenhagen entführt, theils ins Rüsthaus nach Rendsburg geführt worden, wo eine ganze Reihe von Harnischen aufgestellt ist, darunter einer,

der einem rieſengroßen Mann, der Meinung nach, dem Junker Slenz ſelbſt gehört haben ſoll.

Dithmarſchen mit ſeinem furchtbaren Boden und ſeiner Lage, die es ihm leicht macht die Elbhäfen vortheilhaft zum Abſetzen ſeiner Producte zu benutzen, kann in der Folge noch größern Vortheil ziehen, wenn es beſſere Straßen und ſogar eine Eiſenbahn beſitzt. Man erwartet mit Recht viel von dieſer neuen Kultur, die wohl auch andere in ihrem Gefolge mit ſich führt und wenn die Herzogthümer immer ihrer Natur nach vorzugsweis Ackerbau und Viehzucht treiben werden, ſo iſt damit nicht geſagt, daß nicht auch mancherlei Induſtrie hier vortheilhaft einheimiſch werden kann.

Selten aber iſt ein Land ſo begünſtigt für Straßenbau und Eiſenbahnen wie dies, denn es ſind meiſt gar keine Hinderniſſe zu überwinden, keine Durchſtiche, keine große Brückenbauten über mächtige Ströme, keine Viaducte über tiefe Thäler, keine Tunnel durch Fels und Berg. — Von Rendsburg führt ein Schienenweg nach Neumünſter 4½ Meile lang, der nicht mehr als pro Meile 80,000 Thaler Preußiſch erfordert, was manche Meile Chauſſee koſtet. Die ganze Bahn iſt für 900,000 Mark Banco hergeſtellt und muß

ſich gut verzinſen, denn der Verkehr iſt lebhaft. Ueber den ebenen ſandigen Rücken des Landes laſſen ſich die Eiſenwege leicht nach Schleswig und Flensburg fortſetzen und nur, wo ſie zu den Thaltiefen der Meerbuſen hinab geführt werden ſollen, ſind Schwierigkeiten vorhanden.

Neumünſter iſt ein hübſcher Flecken mit Tuchfabriken, welche bis jetzt die einzigen im Lande ſind. Dort läuft die Rendsburger Bahn in die Kiel-Hamburger; man kann in zwei Stunden in Hamburg, in Einer in Kiel ſein. Welche Wohlthat, wenn man bedenkt, daß ſonſt eben ſo viele Tagereiſen dazu gehörten! — Der Wohlſtand hebt ſich mit der Lebendigkeit, die Menſchen rücken zuſammen, was ſonſt brieflich abgemacht wurde, läßt ſich jetzt raſch und leicht ſelbſt thun, und wie ſich die Verbindungsfäden vermehren und kreuzen, ſo feſtigt ſich auch der innere Zuſammenhang. Der Blick erweitert ſich und gegenſeitige Vortheile vermehren die Bande, welche die Völker zu dem Glück des Friedens und zum Fortſchritt in allem Guten führen.

Das zeigt ſich auch ganz beſonders an Kiel. Und damit hebt ſich auch das materielle Wohlbehagen. Vor ein paar Jahren gab es hier nur

ganz mittelmäßige Gasthäuser, jetzt findet man eine Menge wohl eingerichteter Hotels, und ich zum Beispiel kann das der Stadt Hamburg jedem Reisenden empfehlen.

Kiels Lage als Hafenplatz muß die Stadt in der Folge aber noch weit mehr vergrößern und für Deutschlands Zukunft ist es von der höchsten Wichtigkeit. Nicht allein wird es, wenn es einmal zum Zollverein gehört, wenn die kalte dänische Hand von ihm genommen ist, einen Verkehr gewinnen, der es zu einem der ersten Handelsplätze an der Ostsee machen muß, es wird auch Deutschlands erster und bester Kriegshafen sein, und wenn jetzt von der dänischen Orlogflotte kein Boot in diesem herrlichen Hafen ankert, so wird die Zeit kommen, wo hier Werften und Doggs sich erheben, und deutsche Kriegsschiffe wohlgesichert liegen. Den Transithandel mit Dänemark wird keine Aenderung der Verhältnisse Kiel entziehen können, was aber die Befürchtung betrifft, es könne Kiel in Folge der Erbverhältnisse je wieder russisch werden, so kann man, auch wenn das Recht nicht bestimmt dagegen spräche, doch schwerlich daran im Ernste glauben. Nicht allein Deutschland würde einmüthig dagegen aufstehen und bei allen Verwandt-

schaftsverhältnissen und russischen Sympathien Preussen so wenig wie Oestereichs Politik es dulden, daß Rußland hier ein offenes Thor gewönne, um in Deutschland einzudringen und sich noch mehr, wie jetzt, in deutsche Angelegenheiten einzumischen; auch England könnte nie darein willigen, daß Kiel ein russischer Kriegs- und Handelshafen würde, und dieser russische Coloß, so groß er ist, so einmüthig von einem einzigen Willen getrieben, so ehrgeizig und eroberungssüchtig und so erbarmungslos feindlich gegen alle Volksfreiheit, am feindlichsten gegen Deutschland, macht uns doch keine zu arge Furcht, sobald es uns selbst nur gelingt, einig und frei zu werden.

XVII. Kapitel.

Kopenhagen. — Regierung und Volk. — Die Parteien. — Die Flotte. — Handel und Industrie. — Justiz. — Die Presse.

Von Kiel aus erhalten zwei Dampfboote die Verbindung mit Kopenhagen, der Christian der Achte und der Löwe, ein großes und ein kleines Schiff, die abwechselnd den Weg machen und entweder den kürzesten nehmen, oder zwischen den dänischen Inseln hingehen und an verschiedenen Punkten Passagiere ein und ausladen. Ich wollte über Kopenhagen und Stettin zurückkehren und fuhr mit dem Löwen Abends acht Uhr aus Kiel, in 20 Stunden nach Kopenhagen. Der gerade Weg wird in 16 Stunden gemacht und mit einem starken neuen Dampfer, der so eben gebaut wird, soll er künftig in 14 Stunden zurück gelegt werden. Die Wellen, welche die Räder des Löwen aufwarfen, sprühten tausend glänzende Funken aus

und dies herrliche Meerleuchten hielt mich ſtundenlang auf dem Deck feſt, um ſo mehr da die Kajüte des Bootes mit Reiſenden gefüllt war. Zum allergrößten Theil waren es Dänen, die in ihr Vaterland zurückkehrten, und für ein deutſches Ohr hat die däniſche Sprache keineswegs ſehr harmoniſche Laute. Damen und Herrn ſammt ihren Familien umringten die Tiſche des Salons, das Schiff war überfüllt, und ſo war es ein Glück, daß das Meer ruhig an uns hinfloß und ſeine Glätte alle Seekrankheit entfernt hielt. Am anderen Morgen ſtrömte der Regen vom düſter grauen Himmel und hüllte die Inſeln, zwiſchen denen der Löwe ſteuerte, in dichte Schleier. Ein halbes Dutzend kleiner Kinder machten Chorus im Salon, daß es nicht auszuhalten war, ſo blieb denn das Verdeck trotz Wetter und eiſigem Wind immer vorzuziehen, und wenigſtens ein kleiner Vorfall beluſtigte mich hier: Ein däniſcher Offizier, der auch deutſch ſprach, redete ein paar Cadetten an, die ohne Zweifel einmal Admiral und General werden wollten; denn der Eine gehörte dem Seedienſt, der Andere der Armee an. Der zur See konnte die däniſche Anrede beantworten, der kleine Landſoldat aber erklärte ganz naiv, er

ſei ein Holſteiner und verſtände kein Däniſch. Darüber wurde der Herr Offizier ſehr böſe. Du willſt ein Däne ſein und verſtehſt kein Däniſch? ſagte er ärgerlich. — Nein, erwiderte der Cadett, ich will kein Däne ſein, ich will nur die Militärſchule in Kopenhagen beſuchen. Nun du Dummkopf, rief der Offizier, indem er den kleinen Empörer beim Ohr ergriff, wenn du auf die Militärſchule in Kopenhagen willſt, ſo mußt du Däniſch lernen. — Ich lachte und er mochte wohl merken was ich dachte, denn er ſah mich eben nicht ſehr freundlich an und ging davon, aber in der Militärſchule, wo ein Dutzend Deutſche unter einer Uebermacht von Dänen ſich befinden, iſt es wirklich ſchon zu argen Raufereien gekommen, weil die däniſchen Zöglinge ihren deutſchen Kammeraden das Deutſchſprechen verbieten wollten. Das ſind die Folgen des friedlichen Sinnes der Väter, der ſich in den Kindern fortſetzt und von der däniſchen Preſſe immer bittrer angeregt wird; aber ganz natürlich erzeugt Haß keine Liebe, und Verfolgung bringt keine Verſöhnung hervor. Die deutſche Jugend tritt immer ſpärlicher in den däniſchen Staatsdienſt, und erachtet ſich mit allem Recht als fremd und nicht dahin gehörend.

Ein langweiliger Tag verging, und mit wahrer Sehnſucht ſprang ich ans Land, als das Schiff endlich glücklich am Bollwerk im inneren Hafen feſt lag. Das aber muß man den däniſchen Zollbeamten zugeſtehen, ſie üben ihr fatales Amt mit Milde und Höflichkeit und entlaſſen den Fremden nicht leicht mit einem bittern Gefühl über eine peinliche Durchwühlung ſeiner Koffer.

Kopenhagen fand ich ſeit meinem letzten Beſuch, den ich in meinen Skizzen aus dem Norden ausführlich beſchrieben habe, in nichts verändert. Manche Deutſche, welche die däniſche Hauptſtadt ſahen, ſagten mir, ſie habe bei ihnen den Eindruck der Armuth hervorgebracht, ich kann dies nur ſo deuten, daß die Stadt wenig ſchöne und neue Gebäude hat, ihre Häuſer auch keinesweges architektoniſch bedeutſam ſind, und mit ihrem finſtern Aeußern, kleinen Fenſterſcheiben, dem ſchlechten Straßenpflaſter, den größtentheils nicht breiten Gaſſen, der Oede, die meiſt darin herrſcht, und der kümmerlichen Beleuchtung durch Oellampen, allerdings keinen beſonderen Eindruck machen können. Von Eleganz und Luxus in der Ausſchmückung iſt keine Spur; glänzende Handelsgewölbe, wie in Hamburg und Berlin, kennt man hier nicht; an öffentlichen Kunſt-

werken iſt nichts vorhanden als ein paar miſerable Reiterſtatuen auf den Plätzen, unter denen nur der Königs-Neumarkt groß und Eindruck machend, aber ganz unregelmäßig iſt. So iſt auch die Wohnung des Königs, das Amalienpalais unbedeutend, der ganze Stadttheil dort, die Friedrichſtadt, todtenſtill bis zur Unheimlichkeit; das Chriſtianburger Schloß aber ein zwar mächtiges, doch keineswegs durch ſchönen Bauſtyl ausgezeichnetes Haus, obwohl es immer noch das Bemerkenswertheſte iſt. Ganz ſchlecht dagegen iſt das Theater, über welches die Kopenhagener ſelbſt mit Spott herziehen. Es iſt klein, ſchmutzig, verfallen und mit Ratten gefüllt, die zuweilen mitten im Spiel, als Acteure beſonderer Art auf der Bühne erſcheinen, oder von den Geſimſen der Bogen auf die Köpfe der Zuſchauer ſtürzen. Concerte, oder was ſonſt größere Räumlichkeit fordert, müſſen in der Reitbahn abgehalten werden, einen Saal dazu giebt es nicht, und dieſe verſchwenderiſchen, prachtliebenden abſoluten Herrſcher in Dänemark, welche alle ihre Gelüſte befriedigten, was dieſe auch koſten mochten, ſcheinen allerdings im Vergleich zu anderen Regentenſtämmen für die Verſchönerung ihrer Hauptſtadt wenig gethan zu haben. Um nicht ungerecht zu ſein, muß

man jedoch die Zustände aus den Zeitverhältnissen erklären. Kopenhagen mit seinen massiven Häusern, seinen Schlössern und Baulichkeiten, war im vorigen Jahrhundert gewiß eine schöne Stadt zu nennen, aber es ist eben nicht weiter fortgeschritten. Keine Museen, keine Kunsttempel, keine neuen Kirchen und Paläste sind entstanden, eben so wenig neue Stadttheile, und Alles, was die geschmackvolle Baukunst unserer Zeit erfunden hat in eleganten leichten Formen, die luxuriöse Ausstattung an zierlichen Treppen, Corridoren, Spiegelfenstern und Parquetten ist schon deshalb nicht hier eingedrungen. Dagegen sind die alten Häuser fest und wohnlich, mit großen stattlichen Räumen versehen, bequem eingerichtet, und der Miethzins billig. Ein Museum hat man jetzt für Thorwaldsens erhabene Kunstwerke dicht beim Christianburger Schloß gebaut, aber in einer ganz unglücklichen Räumlichkeit, in einem Winkel am Kanal, wo es völlig erdrückt wird von dem nebenliegenden, mächtigen Gebäude. Das Museum, welches eben nur Thorwaldsens Arbeiten aufnehmen soll, die der berühmte Mann sammt dem Gelde zum Hause seinem Vaterlande hinterlassen hat, ist wie ein Grabgewölbe mit geböschten Mauern gebaut, und bildet ein geschlosse-

nes Viereck. Im pompejaniſchen Geſchmack iſt es ockergelb angeſtrichen, mit breiten Leiſten von anderer Farbe in Felder getheilt, und ſein Eindruck ein keinesweges wohlthuender. Da iſt kein Säulenbau, keine zierlichen Knaufe, Frieſe und Karniſſe, keine Linie, die man als kunſtſchön verfolgen möchte. Alles iſt ſchwer, maſſiv, gedrückt und plump. Man hat der Mauſoleenform, dem Gedanken, daß Thorwaldſens Grab im inneren Raume ſich befindet, zu viel geopfert. Das Grab des Meiſters liegt in der Mitte des Muſeums, blau und freundlich mit Palmenzweigen bemalt. Der ſchöne ruhende Löwe Thorwaldſens wird den Denkſtein bilden, und in den offenen Gallerien, welche ringsumher laufen, ſollen die großen Bildwerke aufgeſtellt werden. Dieſe blauen Hallen ſind recht gefällig, wenn auch ein wenig ſchmal, und wie es mir ſcheinen wollte, nicht hell genug. Das Licht fällt durch die Glaskuppel des Gebäudes. Eine Treppe führt in ein Obergeſchoß voll bogengewölbter Kämmerchen, wo die kleineren Sachen und die übrigen Beſtandtheile der Sammlung Platz finden werden. Alles iſt pompejaniſch, alles unermeßlich bunt, das ganze Haus koſtet viel Farbe und ſehr viel Arbeit; aber ich kann mir nicht erklären, weshalb man nicht eine

edle Einfachheit vorzog, und in ſchönen heiteren Säulenhallen dieſe köſtlichen Schätze verwahrt. Anderen mag dies Muſeum vielleicht beſſer zuſagen, oder wenn es fertig iſt, denn noch war es in voller Arbeit, mag der Eindruck des Ganzen günſtiger wirken; ich muß bekennen, daß ich es wenig erbaut davon verlaſſen habe.

Jetzt ſtehen die meiſten Arbeiten Thorwaldſens auf der Chriſtiansburg, wie jedoch die Aufſicht darüber geführt und dem Fremden der Genuß des Anſchauens gewährt wird, iſt wahrhaft unverantwortlich. Von einer feſtbeſtimmten Stunde, wo die Räume den Beſuchern geöffnet ſind, iſt gar nicht die Rede. Ein mit dem Titel Auditeur beglückter Mann hat aus Gefälligkeit das Directoramt übernommen, und theilt dies mit Thorwaldſens hinterlaſſenem Bedienten. Dieſe beiden Herrn verwahren allein die Schlüſſel; man muß ſich an ſie wenden, aber es kann leicht dabei auch anderen Leuten ſo gehen, wie es mir ging, d. h. man kann Tage lang umherlaufen, ohne Eintritt zu erhalten. Nachdem ich vergebens zwei Vormittage mich in die Chriſtiansburg bemüht, wo ich die Thüren verſchloſſen fand, ſuchte ich die Schlüſſelbeſitzer in ihren Wohnungen auf. Aber der Herr Auditeur war

verreiſt, und der Herr Bediente befand ſich eben auch nicht zu Haus; da ſich nun dies gerade am Tage meiner Abreiſe zutrug, mußte ich nach ſtundenlangem Warten endlich eiligſt an mein weiteres Fortkommen denken und Kopenhagen diesmal verlaſſen, ohne die einzigen großen Kunſtwerke, die es beſitzt, geſehen zu haben.

Andere Muſeen, d. h. Kunſttempel, in denen die Sammlungen, welche dem Staat oder der Nation gehören, aufgeſtellt ſind, hat Kopenhagen nicht. Das Chriſtianburger Schloß und die Roſenburg beherbergen das Meiſte, was man ſonſt beſitzt; daß jedoch die däniſchen Könige wenigſtens Bauluſt genug beſaßen, für ſich ſelbſt zu ſorgen, beweiſen die vielen Luſtſchlöſſer, die ſie ſich aufgerichtet haben. Es iſt ein ſchweres Unglück für dies kleine Volk, daß es einmal größer und mächtiger war als jetzt und dieſe glorreiche Vergangenheit nicht vergeſſen kann. Dieſer Anſtrich geht durch Volk und Regierung, und ihm verdanken die Dänen gewiß auch vornehmlich den Vorwurf der Eitelkeit und Anmaßung, der von ſo vielen Seiten ihnen gemacht wird. Sie waren die Beherrſcher des Nordens, und ſind es, nachdem ihre Siege und ihre Macht längſt gebrochen wurden, wenigſtens noch in ihren Empfindungen.

Kopenhagen, der Centralpunkt, das Herz des kleinen Staates, iſt eigentlich Dänemark ſelbſt. Dieſe Hauptſtadt, viel zu groß für den jetzigen Umfang des Ganzen, umſchließt Alles, was an Bildung, Talent, Ehrgeiz und Befähigung ſich zu entwickeln weiß. Hier ſind alle Staatsinſtitute der Geſammtbildung nach allen Richtungen der Lebensthätigkeit, hier die verwaltenden Behörden, hier Flotte und Heer, hier was an Fabriken zu finden iſt, hier der hauptſächlichſte Handel, die Gewerbe, die Künſte, die Wiſſenſchaften. Die Stadt iſt die Feſtung des Reichs, der große Waffenplatz, der Kriegshafen, die Reſidenz; ſie vereint Alles, was dies Volk beſitzt, und Kopenhagen mit ſeinen 120,000 Einwohnern iſt größer als ſämmtliche übrigen Städte des Landes, unter denen nur eine einzige, Helſingör, mehr als 6000 Einwohner hat. Von Kopenhagen geht daher auch Alles aus, was eine Bewegung hervorbringen kann. Von hier werden die Zeitfragen bearbeitet, hier iſt der Sitz aller Bildung und aller Meinung; hier wird der Ton angegeben, hier ordnen ſich die Parteien und ihre Führer, hier wird die Oppoſition durch die Preſſe geleitet, und weil ſich in dieſem einen Orte Alles zuſammendrängt, alle Richtungen ſich begegnen, und aller

Kampf, sei es in Staat oder Wissenschaft, hier die Kämpfer findet, ist Kopenhagen ein interessanter Sammelplatz der dänischen Nationalität, wo man gern vergißt, daß die Stadt nicht so schön und neu und glänzend, wie andere Hauptstädte ist. Und Niemand darf und wird leugnen, wie viele liebenswürdige Seiten diese Nationalität hat. Höflich, freundlich und gefällig gegen den Fremden, hat der Kopenhagener das glatte weltmännische Wesen des Großstädters; aber der Kern dieses Volkes ist gewiß ein eben so tüchtiger und guter, wie er in Liebe zum Vaterlande, in Liebe sich in allem Wissen hervorzuthun, zu lernen und sich zu bilden, keinem nachsteht.

Daß in neuester Zeit namentlich die Sehnsucht nach Größe und selbstständiger Entwickelung bei Manchen eine schiefe Richtung genommen und sie dahin gebracht hat, entweder geradezu abzuleugnen, daß ihr Bildungsprozeß ihnen größtentheils von Deutschland überkommen ist, oder sich selbst vorzulügen, daß die Franzosen eigentlich ihre Lehrmeister seien, auch die Dänen mit den Wälschen mehr Aehnlichkeit in allen Dingen besäßen, als mit den Deutschen, ihren nächsten Stammverwandten, das ist eine Schwäche, die aus den Tagesverhältnissen

entſprungen ſein muß, und allein in der Nationaleitelkeit ihre Pfahlwurzel ſtecken hat. Ein patriotiſcher Däne möchte Alles auf ſich und ſein Volk beziehen, ihm alle Ehre, allen Ruhm, alle Erfindungskunſt beimeſſen, und eben weil die Dänen urſprünglich ſehr wenig oder nichts erfunden, wohl aber vieles gelernt und angenommen haben, ſind ſie um ſo eiferſüchtiger, und wollen wenigſtens lieber franzöſiſche als deutſche Vorbilder beſitzen. Nichts iſt ihnen fataler, als dieſer überwiegende deutſche Einfluß, den ſie doch niemals abſchütteln werden; denn ſeit Jahrhunderten iſt er befeſtigt, und warum ſollte auch dieſer germaniſche Norden Deutſchland, das mit ihm in unzähligen geheimen Blutsbanden zuſammenhängt, von ſich ſtoßen, wenn es nicht eben die krankhafte Sucht thut, Größe und eine ſelbſtſtändige Volksthümlichkeit zu beſitzen, die ſich ſchämt einzugeſtehen, ſie habe von dem verwandten großen Volke gelernt und empfange von ihm noch immer das Erſtrebte.

Dieſe Sehnſucht nach Glanz und Wichtigkeit macht den größten Theil der Dänen auch ſehr geneigt, manche ihrer tiefen Schäden nicht zu erkennen. So lebhaft und allgemein die Klagen ſind über die Verſchwendungen im Staatshaushalt, über

die Maſſe der Beamten, über die Titulaturen, über die Ausgaben des Hofes und über viele koſtſpielige Einrichtungen, welche aus alter Zeit ſtammend gar nicht mehr zu der jetzigen Kleinheit des Staates paſſen, ſo ſonnen ſich doch nicht wenige in dem Widerſchein dieſer weitſchichtigen Apparate des abſoluten Königthums, und bei aller Luſt frei zu ſein, und den Norwegern gleich zu einer republikaniſchen Verfaſſung zu gelangen, ſind ihnen die vergoldeten Lakeien, die Prinzen, die Staatsräthe, die Generale, die Gardeſoldaten, der Ausputz, die Form, der Glanz der Hoheit und der Herrſchaft doch gar ſehr ans Herz gewachſen. Kopenhagen iſt ein Königsſitz, das zuckt in allen ſeinen Nerven; ohne einen König und deſſen Haus- und Hofhalt, ohne die dadurch bewirkte Centraliſation des ganzen Dänemarks in dieſer Einen Stadt, würde es eben ſo gut herabſinken und zuſammenſchrumpfen wie einſt Röskilde geſunken und zuſammengeſchrumpft iſt, und das ſteht ihm bevor, ſobald einmal die abſolute Monarchie zuſammenbricht, welche jetzt auf ihren morſchen Beinen hin und her wackelt, ſobald die Maſſe der Beamten und Soldaten, die unnütze Flotte und die Schaaren der Betitelten verſchwinden. Aber Dänemark wird ohne Zweifel dann doch weit rei-

cher, glücklicher und froher ſein, als jetzt. Statt der einen großen Stadt, der Handel und induſtrielle Entwickelungen vieles erſetzen können, werden mehre entſtehen, und in der Freiheit ganz anders aufblühen, wie bisher unter ſo vielen veralteten und verrotteten Sonderungen, Abtheilungen, Privilegien und Gebräuchen, die längſt Mißbräuche geworden ſind.

Die Umgebungen Kopenhagens nach der Meerſeite und nach dem Luſtſchloſſe Friedrichsberg ſind ſehr ſchön, eben ſo der Hafen und der Spaziergang auf der langen Linie, durch die Ausſicht über den Sund. Vom Thiergarten, dieſem großen Wald- und Wildpark eine Meile von der Stadt, mit ſeinen herrlichen alten Buchen iſt viel ſchon geſchrieben worden. Aber dieſe vier Meilen weiten Gehege ſind auch ein Zeichen der alten Monarchie. Wie viele fleißigen Menſchen, ſtatt Hirſchrudel, könnten dort wohnen, wie viel wogende Saaten würden auf dieſem fruchtbaren Boden gedeihen, wenn man ihn einſchränken und das Land urbar machen wollte. Immer eifriger dringen die Wünſche und Forderungen des Volks auf Erſparniſſe und Reformen, iſt es da Recht, daß meilengroße Wildniſſe den Hirſchen überlaſſen bleiben?

Das Schulweſen iſt durch die Fürſorge der Bernſtorffs und des verſtorbenen Königs, Friedrich des Sechsten, ſehr gehoben worden, auch hat der Wohlthätigkeitsſinn der Kopenhagener und der Könige viel für Kranke und Arme durch Errichtung guter Hospitäler gethan, unter denen das Friedrichshospital einen vorzüglichen Platz verdient. Dagegen iſt das Gefängnißweſen ſehr veraltet und ſchlecht, und bedürfte der Verbeſſerung, die ſeit längerer Zeit ſchon im Werke iſt, höchſt nöthig. Was ich davon geſehen habe, hat mich zum Mitleid bewegt und den innigſten Wunſch erweckt, es möge doch für dieſe armen verwahrloſten und verlornen Menſchen, die theils, als ſogenannte Sclaven, Ketten tragen und im Stockhauſe ſitzen, theils im Zucht- und Raspelhauſe im Chriſtianshafen eingeſperrt ſind ohne Sonderung des Auswurfs vom beſſern Theile, ohne Anleitung zur Aufrichtung und Hülfe, bald im wahrhaft chriſtlichen und menſchlichen Sinne eine Umwandlung ihres jetzigen Zuſtandes erfolgen.

Das Sehenswertheſte für die meiſten Fremden, und was gern Alle beſuchen, bleibt der Holm, die Marineanſtalten, wo die Kriegsflotte aufbewahrt wird, dieſer koſtbare Schatz Dänemarks, der ſo feſt mit den Volksempfindungen verwachſen iſt, daß die

meiſten, und ſelbſt viele von denen, welche die heftigſte Oppoſition gegen die Regierung machen, ſich ſeiner nicht entäußern möchten.

Zum Theil kann man den Dänen dieſe zärtliche Zuneigung für ihre Kriegsſchiffe wohl verzeihen. Der kriegeriſche Ruhm der Nation beruht hauptſächlich auf ihren Thaten zur See, die von den frühſten Zeiten anfangen, ſich in manchen ſiegreichen Kämpfen gegen die Hanſa und andere Nachbarn, namentlich wegen des Sundzolls, bewähren, im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts aber beſonders Schweden ihr Uebergewicht auf den Wellen der Oſtſee empfinden ließen. Die Kriegslieder der Dänen ſind meiſt Matroſenlieder, Siegeshymnen auf gewonnene Seeſchlachten; ihre gefeierten Helden ſind Admiräle wie Skram, Trolle, Juel, Hvitfeld, Tordenſkiold, Rabe u. ſ. w., endlich Chriſtian der Vierte, zu deſſen Preis das Volkslied: König Chriſtian ſtand am hohen Maſt, noch immer erſchallt. Im 18. Jahrhundert war nicht viel mehr zu thun für die däniſche Flotte. Mit dem Frieden von 1720 hörten die Kriege auf, welche ſo viel gekoſtet und den Staat mit Schulden bedeckt hatten. Aber Dänemark mit ſeinen geringen Hülfsquellen, dem es nur möglich iſt, durch ein Syſtem der weiſeſten Spar-

ſamkeit blühend und ſelbſtſtändig zu ſein, hatte unglücklicher Weiſe faſt immer Fürſten und Miniſter, die ſich auf nichts weniger verſtanden, als auf einen ſtrenggeordneten Haushalt. Man brauchte keine Rechnung zu legen, und gar zu viele Hofleute, Beamten, Diener und Freunde forderten Belohnungen und Antheil an dem allgemeinen Raub. Die ſchwerfällige Staatsmaſchine, der koſtbare Militäretat, die Verſchwendungen des Hofes brauchten trotz des langen Friedens immer mehr, als das Land erſchwingen konnte. Dazu kamen die inneren Gebrechen. Ein unmündiger König aus dem ein wahnſinniger wurde, die Hofkabalen und Ränke, die furchtbare Kataſtrophe, welche Struenſee und Brandt aufs Blutgerüſt brachte, und als dann endlich kaum die Bernſtorffs zu einer beſſeren Zeit den Grund gelegt, brach das Schickſal des 19. Jahrhunderts mit ſeinen wildeſten Stürmen über das zermürbte Reich herein.

Man kann ſagen, daß die Flotte, welche damals ſchon ſeit länger als einem halben Jahrhundert im Hafen faulte, und immer wieder durch neue Schiffe erſetzt werden mußte, das wahrhafte Unglück Dänemarks wurde. Die Dänen verloren in dem Kampf mit den Engländern, am 2. April 1801,

einen Theil ihrer beſten und tapferſten Seeleute und viele Schiffe. Es iſt wahr, daß ſie heldenmüthig kämpften und großen Ruhm, trotz ihrer Niederlage, davon trugen; allein dieſer wurde vielfach aufgewogen durch die Nachtheile, welche ſeine Begleiter waren. Menſchenverluſt, Zerſtörung des Handels, wachſende Schulden und Verwirrung, ſteigende Armuth und ſteigendes Elend. Im Jahre 1807 bewirkte endlich der Beſitz der Flotte, daß Kopenhagen belagert und zum Theil niedergebrannt, die Kriegsſchiffe aber von den ſiegenden Engländern fortgeführt, auf immer verloren gingen. Damals widerhallte Europa von dieſer Raubthat, für welche man kein Brandmark zu ſtark fand, jetzt urtheilt man ganz anders darüber; denn man weiß, daß nach den geheimen Artikeln des Tilſiter Friedens Napoleon die däniſche Flotte gegen England brauchen ſollte. Dies mußte England verhindern, und als die däniſche Regierung mit Napoleon ſich verband, dagegen ein Schutzbündniß und die Flottenauslieferung, bis zum allgemeinen Frieden, England verweigerte, brauchte dies Gewalt, ſeiner ſelbſt willen.

Am 7. September wurden den Britten 18 Linienſchiffe, 15 Fregatten, ſämmtliche Kriegsvorräthe u. ſ. w. ausgeliefert, die ſie nebſt allen gefangenen

Seeleuten nach England führten. Nur 2 Linienschiffe und einige kleinere Fahrzeuge entgingen diesem Schicksale, weil sie eben meerwärts waren.

Man hätte nun denken können, daß die große Kriegsflotte nicht wieder ersetzt werden würde, daß die Männer an der Spitze der Regierung einsehen müßten, wie gefährlich und nutzlos der Besitz von Linienschiffen sei, die für Dänemarks jetzige Lage allen Werth verloren hatten; daß vielmehr ein Geschwader von leichten Kriegsschiffen, eine Kanonenbootflottille zur Küstenvertheidigung und eine Anzahl von Dampfschiffen das passendste und zweckmäßigste sei. Nichts destoweniger aber baute man von neuem Linienschiffe und schwere Fregatten, und baut noch immer fort, wie wenig man auch die Aussicht hat, diese Geldverschwendung jemals rechtfertigen zu können. Aber in den Augen der Regierung nicht allein, sondern, wie ich schon oft sagte, in einem bedeutenden Theil des Volks ist die Erhaltung der Flotte zur fixen Idee geworden. Sie freuen sich darüber wie Kinder zur Weihnachtszeit bei den Nürnberger Spielzeugschachteln. Alte Erinnerungen und Eitelkeit stacheln sie gleichmäßig an. Die Verständigen sehen ein, wie diese Flotte ein fressendes Uebel ist, aber der Gedanke, keine Linienschiffe,

keine Admirale, keinen Holm zu haben, iſt doch gar zu fürchterlich. Zwanzig ſolcher Coloſſe, wie ehemals, haben ſie freilich nicht wieder zuſammen zimmern können, und nur mit aller Anſtrengung es jetzt dahin gebracht, daß die däniſche Seemacht aus 7 Linienſchiffen meiſt von 84 Kanonen beſteht, ferner aus 8 Fregatten von 48 bis 40 Kanonen, 4 Korvetten (1 von 32 und 3 von 20 Kanonen), 4 Briggs von 16 und 12 Kanonen, endlich 3 Schoner und 3 Kutter; zuſammen alſo 29 Kriegsſchiffe mit ungefähr 1000 Kanonen, und zwei Schiffe auf dem Stapel. Vierzig Bombardierſchaluppen und 42 Kanonenboote bilden die Ruderflotille; dazu kommen vier Dampfſchiffe von 200, 160, 80 und 40 Pferdekraft, was höchſt unbedeutend genannt werden muß, und in gar keinem Verhältniß zu der übrigen Flotte und zu den gegenwärtigen Entwickelungen der Kriegsmarinen aller Völker ſteht.

Mit dieſer kümmerlichen, mit Mühe und Noth erbauten und erhaltenen Seemacht kann Dänemark nie einen Seekrieg führen, oder ſeine Selbſtſtändigkeit ſichern; aber es ſchwebt in ſteter Gefahr, bei einem Kriege der Großmächte Europa's mit hinein gezogen und zu Bündniſſen gezwungen zu werden,

die, wenn ſie ihm nicht zuſagen, ein abermaliges Zerſtören ſeiner Hauptſtadt und ein Wegführen der Flotte nach ſich ziehen kann. Dazu kommt, daß es jetzt, nach der Trennung von Norwegen, kaum die nöthigen Mannſchaften beſitzt, die Flotte gehörig zu bemannen, denn ohne äußerſte Anſtrengung dürfte es ſchwerlich möglich ſein, Ruder und Kriegsflotte mit der vollen Zahl von Matroſen zu beſetzen. Im Jahre 1801 und 1807 lieferte Norwegen einen ſehr bedeutenden Theil jener vortrefflichen Matroſen, deren Kühnheit und Tapferkeit nicht wenig zur damaligen Ruhmerwerbung beitrug; ſo geben auch jetzt noch die frieſiſchen Inſeln und die Küſten von Schleswig-Holſtein ihren vollgemeſſenen Tribut an Seeleuten. Frieſen und andere Deutſche ſind vorzugsweiſe die Steuerleute, Hochbootsmänner u. ſ. w. auf den däniſchen Kriegsſchiffen, wenn daher die deutſchen Herzogthümer ſich von Dänemark trennen, wird es noch weit übler mit der Möglichkeit ausſehen, das nothwendige Seevolk zuſammen zu bringen.

Eben ſo gefährlich ſteht es aber auch mit der Schiffsführung und Leitung. Es iſt keine Frage, daß die Dänen kenntnißreiche und geſchickte Seeofficiere beſitzen, allein die meiſten ſind jedenfalls

meiſt beſſere Theoretiker, als Praktiker. Sie können viel zu wenig beſchäftigt werden, denn die Flotte liegt Jahr aus Jahr ein unter ihren Wetterdächern hinter der Zollbrücke, und der kleine Staat beſitzt in keinerlei Weiſe die Mittel, jährlich wenigſtens das eine oder andere der Linienſchiffe auszurüſten, um Uebungszüge zu veranſtalten. — Der „Chriſtian der Achte", ein Schiff von vier und achtzig Kanonen, machte, als er vor Jahren die Kronprinzeſſin aus Mecklenburg abgeholt, einen Zug durchs Atlantiſche Meer, dabei aber iſt es geblieben. Man ſcheut die Koſten, ſcheut die Schiffsabnutzung und mögliche Unglücksfälle. Und ſo verfaulen denn die Schiffe langſam, und mehr als eines, das man neu erbaut hatte, wurde, ohne daß es jemals ſeinen Ankerplatz verlaſſen, zerhackt und vernichtet, um Kupfer und Eiſenwerk zu anderen zu benutzen, denen es nicht beſſer gehen wird.

Um Linienſchiffe zu regieren, bedarf es einer wohlgeübten Mannſchaft und erfahrener Officiere. So tapfer und tüchtig nun auch die däniſchen Seemänner ſind, ſo fehlt ihnen doch eben die Uebung im Dienſt auf ſolchen großen Schiffen. Es fehlen Linienſchiffskapitaine, welche Jahre lang auf Deck

commandirten; dieſe kann es hier ſo wenig geben, wie Admirale, welche jemals an der Spitze eines Geſchwaders geſtanden hätten. Engländer, Franzoſen und Ruſſen können ſich ſolche Männer erziehen, für die Dänen iſt das unmöglich, weit eher noch vermag es Schweden bei beſſeren Staatsmitteln.

England verwendet jährlich für den gewöhnlichen Dienſt mindeſtens 4 Millionen Pfund, in Dänemark war der Seeetat für 1845 auf 1,021,000 däniſche Thaler angeführt, und das iſt viel zu wenig, oder viel zu viel und könnte ganz anders zum Beſten des Landes und zur Tilgung ſeiner ſchweren Schulden verwandt werden, wenn man von der Flottenmaxime zurückkommen wollte. Als Chriſtian der Achte im Jahre 1839 zur Regierung kam, war man allgemein der Meinung, es würde eine Aenderung erfolgen, keine großen Schiffe mehr gebaut, und die Arbeiten auf dem Holm beſchränkt werden. Damals war der verſtändige Theil der Nation und die Majorität der Preſſe durchaus dafür, man müſſe das bisherige Syſtem aufgeben, ſparſam nach allen Richtungen ſein, und ganz beſonders dem Geldwegwerfen für die Flotte Einhalt thun. Der König ſchien dies auch zu wollen, aber

ein ſolcher Entſchluß war keineswegs im Sinne mancher Betheiligten. Die zahlreichen Arbeiter auf dem Holm wurden in Bewegung geſetzt, eine unzufriedene Stimmung regte ſich, Bittſchriften und Vorſtellungen erfolgten. Man weckte die Beſorgniß vor einer Revolte, die, wenn ſie erfolgt wäre, jedenfalls ſofort unterdrückt werden konnte; allein zuſammen genommen mit pomphaften Erinnerungen an Dänemarks Vergangenheit und patriotiſchen Abhandlungen über Ruhm und Zukunft des däniſchen Volks, welche man mit Erhaltung der Flotte in enge Verbindung ſetzte, brachte man es dahin, daß es geblieben iſt, wie es war. Der König, ſo ſchien es, gab dem Volksgefühl nach; er mochte keine Unzufriedenheit erwecken, und die Partei der däniſchen Liberalen iſt dem Flottenbudget am wenigſten abgeneigt, denn um in dem neuen Scandinavien, dem Lande ihrer Wünſche und Hoffnungen, einſt mit Glanz auftreten zu können, iſt die Flotte nothwendig, und die ſcandinaviſche Kriegsmarine ſoll, wie Alles, den erſten in der Welt würdig zur Seite ſtehen. Ein Linienſchiff mit ſeiner Ausrüſtung koſtet 800,000 däniſche Thaler, und eine Fregatte wenigſtens die Hälfte, dabei erhält der Staat 1 Admiral, 1 Viceadmiral, 5 Contre-Admiräle,

6 Commandeure, 8 Commandeur-Capitäne, 25 Kapitain-Lieutenants, 36 Premier- und eben ſo viele Seconde-Lieutenants, im Ganzen 135 Officiere. Hierzu kommen 2,300 Seeleute und Marinehandwerker im activen Dienſt; ein Seecadettencorps und was außerdem die weitläuftigen Marinenetabliſſements an Erhaltung koſten. Zur Bemannung der ganzen Flotte ſind 6000 Matroſen nöthig. In ſämmtlichen Seediſtricten ſtehen nun allerdings ungefähr (nach Baggeſen) 20,000 Seedienſtpflichtige in den Rollen der Marine eingetragen, aber der größte Theil iſt ohne alle Uebung und was tauglich iſt, gehört zum guten Theil der Handelsflotte an.

Der Holm in Kopenhagen, auf welchem ſich Alles befindet, was Dänemark an Marineanſtalten beſitzt, liegt im Oſten der Stadt auf der Inſel Amak, die durch einen Seearm von Seeland geſchieden iſt, der zugleich den Hafen Kopenhagens bildet. An der Stadtſeite hin ankern die Handelsfahrzeuge. Der gegenſeitige Theil heißt Chriſtianshafen, und hier iſt das Quartier der Marinearbeiter, hier liegen Kaufmannsmagazine und Kauffahrer, die aus- und einladen, nebſt Schiffszimmerplätzen, Holzplätzen und Privatwerften. Die nördliche

Spitze aber bildet den Holm, vor dem die Kriegsflotte hinter einer Linie von mächtigen Pfeilern ankert, welche aus der Wassertiefe aufragen. Auf der Stadtseite findet man allein den alten Holm, die Kongeligt Waerft, wie über seinem Eingangsthore geschrieben steht; hier werden die kleinen Fahrzeuge erbaut, die Holme ihm gegenüber sind jedoch der eigentliche Platz für den Bau aller großen Schiffe. Sie enthalten die Docks, die Seearsenale und Magazine, die Seilerwerkstätten, Schmieden und alle die ausgedehnten Arbeitsräume, endlich gehört dazu auch die Stadt der Arbeiter selbst, Nyboder (die neuen Buden) genannt, wo in 33 Straßen, mit kleinen Häusern besetzt, gegen 3000 Menschen wohnen, welche auf den Werften beschäftigt sind. Der Holm, oder eigentlich die sechs Holme, nebst dem was zu ihnen gehört, haben eine Ausdehnung fast halb so groß, wie das übrige Kopenhagen, und könnten unter den jetzigen Verhältnissen viel kleiner sein. Jedes Schiff hat seine Ausrüstung vom Kleinsten bis zum Größten vollständig bereit liegen, so daß, wie man behauptet, die ganze Flotte binnen 14 Tagen in See gehen kann. — Da die Engländer alles mit fortnahmen, hat man die großen Vorrathshäuser neu

füllen müſſen, und muß immer wieder erſetzen, was der Zahn der Zeit zerſtört. Das koſtet natürlich große Summen und was hat man im Laufe eines ganzen Jahrhunderts für Nutzen gehabt? — Land und Seemacht nehmen ein volles Viertel der Staatseinnahmen, 4 Millionen Rthlr., in Anſpruch. Die geſammte Civilverwaltung nur 2,129,000 Thaler. Dagegen braucht der König für ſich 1,484,000 Thaler; Penſionen erfordern 1,552,000 Thaler, und die Zinſen der Staatsſchuld 5,689,000 Rthlr.

Für das Auge iſt es jedenfalls ein ſchönes Schauſpiel, dieſe Reihe von großen Kriegsſchiffen, dieſe Werfte, dieſe Docks und ungeheuren Magazine, die Tauſende geſchäftiger Menſchen dazu, welche Jahr aus Jahr ein zimmern, ſchneiden, hobeln, zeichnen und bauen. Wenn man aber bedenkt, daß ihre Arbeit zu allermeiſt nur als Würmerſpeiſe dient, ſo muß ein beklemmendes, trauriges Gefühl ſich hierin miſchen, das überhaupt uns wohl überkommen kann, wenn wir große Zeug- und Rüſthäuſer beſuchen, wo ungeheure Vorräthe aufgeſtapelt liegen und immer neu erſetzt werden, um im Kriegsfalle bereit zu ſein. Auf dem Holm in Kopenhagen ſieht man aber gar nicht ein, weß-

halb ſo viel Geſchütze und Schiffe noch immer in Bereitſchaft gehalten werden, da man ſeit einem Jahrhundert ſie ſchon nicht mehr anwenden konnte. Von der ganzen däniſchen Marine ſchwimmt eine Korvette jetzt auf dem Meere, die Galathea von 32 Kanonen, welche eine Reiſe um die Welt macht, und mehre Gelehrte an ihrem Bord führt, die im Auftrage des Staats naturhiſtoriſche Forſchungen machen und Sammlungen zurückbringen ſollen. Solche ſchöne Beſtrebungen könnte man weit beſſer verfolgen, wenn die großen unnützen Schiffe nicht wären. — Man hat mir erzählt, daß ſehr ſelten ein Marineſchiff eine Reiſe antritt, ohne nicht wenigſtens einmal wieder umzukehren und der Ausbeſſerung zu bedürfen, weil es durch Aufſtoßen oder Anlaufen Haverie erlitten. Man ſchob die Schuld auf die Nachläſſigkeit der jetzigen Lootſen und die Gefährlichkeit der Schiffahrt im Sunde, und erinnerte an alte Zeiten, wo auf jedem Kriegsſchiff Block und Beil bereit geſtanden habe für den fahrläſſigen Führer, durch deſſen Schuld ein Schiff auf den Strand gerieth. Wenn es aber wahr iſt, daß die Kriegsſchiffe ſchon jetzt in Haverie kommen, ſobald Eines aufläuft, ſo muß man um ſo mehr glauben, daß eben die geringe Be-

ſchäftigung, welche die Flotte hat, dergleichen Beſchädigungen weſentlich begünſtigen. Die däniſchen Matroſen ſind gewandte tüchtige Leute und auf Ausbildung der Offiziere werden große Sorgen und Koſten verwendet; aber praktiſche Uebung iſt für den Seemann Hauptſache, und von der ganzen däniſchen Marine kann nur ein ſehr kleiner Theil jene wirklich durch fortgeſetzte Thätigkeit erhalten. Wie eiferſüchtig alle Dänen auf ihren Seeruhm ſind, und wie lebhaft das Nationalgefühl iſt, davon gab das Journal Fädrelandet vor einiger Zeit eine Probe. In einer deutſchen Zeitſchrift hatte ein Aufſatz über Ausbildung des deutſchen Zollvereins geſtanden, der nicht allein bis zur Nordſee vordringen, ſondern auch Holland und Dänemark mit ſich vereinen müſſe. Dabei war auf die Flotten dieſer beiden Staaten Bedacht genommen und geſagt worden, daß man dieſe für die Zwecke des Vereins gebrauchen, die Kriegsflotte des Zollvereins durch ſie bilden und im Weigerungsfalle ſie zwingen müſſe, ſich uns anzuſchließen. Offenbar war das Ganze eine vereinzelte publiciſtiſche Anſicht, an deren Möglichkeit in Deutſchland Niemand denkt, oder irgend einem Spaßvogel war es eingefallen, die patriotiſche Par-

tei in Dänemark in den höchsten Zorn zu jagen und dies gelang ihm auch vollkommen. Fädrelandet brachte eine ganze Reihe Artikel von Orla Lehmann unter der Aufschrift: Dänemark will nicht! wo der deutschen Anmaßung die grausamsten Dinge gesagt und mit erbitterter Heftigkeit gegen Windmühlen gefochten wurde. Ich betheuerte den Herren zwar, in Deutschland denke gewiß Niemand daran, ihre Flotte holen zu wollen, denn sollte es einmal wirklich dazu schreiten eine Seemacht zu werden, so besäßen wir wohl selbst Mittel und Kräfte, um uns Kriegsschiffe zu schaffen, aber ich muß bekennen, daß meine Versicherungen wenig Eindruck machten. Dagegen spottete man unbarmherzig über die deutsche Anwandlung nach einer Flotte, und that sich nicht wenig darauf zu gut, daß selbst um die kleine Korvette „die Amazone“ zu führen, ein dänischer Seeoffizier gebeten werden mußte, in preußische Dienste zu treten. Ihr habt Holz und allenfalls auch Matrosen, sagte mir ein in der dänischen Marine geschätzter Offizier, aber ihr habt nicht einen Mann, der etwas von der Sache verstünde. Die kleine Corvette, welche die ganze deutsche Seemacht bildet, zeigt deutlich, daß ihr auch keinen Baumeister besitzt, der ein Kriegs-

ſchiff zu ſchaffen verſtünde, und die Herren in Berlin haben weder die nöthige Einſicht noch den Willen, um ausgezeichnete Schiffbauer nach Preußen zu ziehen, obgleich ſolche Leute nicht genug begünſtigt werden können, wenn man die Abſicht hat das Seeweſen zu heben. Aus dem Gewerbe-Inſtitut des Herrn Beuth in Berlin ſoll Alles hervorgehen, und nur was von dort kömmt, findet Unterſtützung; jeder Andere wird zurückgeſchreckt, wie eben jetzt hier ſich ein junger Mann befindet, Preuße von Geburt, der lange Zeit auf den franzöſiſchen Werften gearbeitet hat, und ein Schatz für Preußen ſein würde, der aber wahrſcheinlich in unſere Dienſte treten und bei uns bleiben wird, weil man in Berlin nichts von ihm wiſſen will. Eine Marine ſchafft und bildet ſich nicht in Jahr und Tag, es gehören Menſchenalter dazu, wenn man jedoch bedenkt, daß ſeit drei Jahren die Amazone, als berühmtes Muſterſchiff, auf den Wellen ſchwimmt, und auch nicht einen Nachfolger erhalten hat, muß man lachen über das deutſche Geſchrei nach einer Flotte, und ihr könnt es uns nicht verdenken, wenn wir ein wenig verächtlich und ſpöttiſch von der deutſchen Armada ſprechen.

Alle dieſe Vorwürfe ſind allerdings nicht unbe-

gründet, auch der nicht, daß wir kein Geld zu einer Flotte übrig haben, obwohl man viele Millionen für Dom- und Kirchenbauten ausgiebt. Wenn jedoch Deutschland die Nothwendigkeit fühlt, eine Seemacht zu besitzen, wird es ihm nicht an Geld und Mitteln fehlen, und wenigstens werden wir keine Flotte dann zum Ansehen aufbauen, oder Offiziere halten, die in ihrem Leben ein oder zwei Mal in fremde Meere kommen, kriegerischen Ereignissen aber immer fremd bleiben. Es ist gewiß, daß die Dänen viel stolzer auf ihre Kriegsflotte und ihren Seeruhm sind, als alle Völker, England nicht ausgenommen. Deutschland müßte viel thun, um das Lächeln der Verachtung von ihren Lippen zu bringen, sobald sie von deutschen Seeleuten und Schiffen hören, und eine ganz besondere Lustigkeit beseelt sie, wenn sie von den jetzigen preußischen Marineoffizieren sprechen. Als der König in Kopenhagen war, begleitete ihn der Kapitän des preußischen Dampfschiffes Königin Elisabeth, ein tüchtiger, ausgewetterter Seemann, aber keineswegs ein eleganter Offizier, der unter seinen Goldepauletten etwa, wie ein courfähiger Kavalier, einherschritt. Ueber diesen tapferen Kapitän und sein Aeußeres spotten die Dänen noch jetzt, aber wie ich schon sagte, sie

bedenken nicht, daß gerade die beſten und tüchtigſten Seeleute ihrer Flotte Deutſche ſind. Es kann, ja man mag wohl ſagen, es muß einmal die Zeit kommen, wo dieſe Männer oder ihre Söhne dem Vaterlande ihre Dienſte widmen, ſchon jetzt wollen die Frieſen nicht mehr nach Kopenhagen und äußern laut, für Deutſchland wollten ſie alles thun und wagen, doch nicht für die Dänen. Erſt neulich hat man militäriſche Gewalt nöthig gehabt, um die Rekruten auszuheben, das Alles darf man aber den Dänen nicht ſagen, die die Frieſen, Schleswiger und Holſteiner als ihr wohlerworbenes Eigenthum betrachten.

Was die Handelsflotte betrifft, ſo habe ich ſchon erwähnt, daß ſie aus 4105 Fahrzeugen von 77,816 Kom. Laſt beſteht, wovon jedoch mehr als die Hälfte auf die Herzogthümer kömmt, ſo daß höchſtens 36,000 Laſt die Tragfähigkeit der eigentlich däniſchen Flotte ſein möchte. Norwegen hatte (1840) 2,908 Schiffe von 104,184 Kom. Laſten, Schweden 980 Schiffe von 66,022 Kom. Laſt. Wenn man die große angegebene Zahl der däniſchen Schiffe 4105 mit dem Laſteninhalt vergleicht, ſo ſieht man leicht, daß der größte Theil nur klein ſein und für den inneren Verkehr zwiſchen den In-

ſeln dienen muß. Natanſon giebt an, daß Dänemark mit Schiffen von 47,451 Laſt am auswärtigen Handel Theil nimmt, man muß aber nicht vergeſſen, daß Altona, Flensburg, Kiel und Glückſtadt mit dazu gerechnet ſind, denen die meiſten große Schiffe gehören. Kopenhagen hatte im Jahre 1840 281 eigene Schiffe von 15,105¾ Kom. Laſt, darunter aber nur 3 von bedeutender Größe. Klagen, daß der Handel ſehr geſunken ſei, hört man hier überall, dennoch iſt die Hauptſtadt noch immer der Centralpunkt des Verkehrs, und ihr Hafen jährlich von 8 bis 9000 Fahrzeugen beſucht. Im Jahre 1842 wurden aus und ein clarirt 9,293 Fahrzeuge zuſammen von 198,354 Kom. Laſt, woraus man ſehen kann, daß der größte Theil der Schiffe ſehr klein ſein muß, und aus Küſtenfahrzeugen beſteht, die den Zwiſchenhandel unterhalten. Im Jahre 1845 gingen von Kopenhagen 1752 Schiffe in See; die Ausfuhr betrug 65,704 Laſten, was ungefähr ⅓ weniger iſt, als die Ausfuhr Stettins. Die Einfuhr iſt mindeſtens eben ſo groß, denn nach Kopenhagen kommt der größte Theil der Colonial- und Induſtriewaaren, hierher kommen die Schiffe aus den weſtindiſchen Colonien mit Rum, Reis, Zucker u. ſ. w. beladen, eben ſo iſt die Hauptſtadt

der Sitz des Verkehrs mit Grönland, der Farör Inseln und Island. Die Verbindung mit den Ostseehäfen, mit Schweden und besonders mit Norwegen ist lebhaft; England erhält bedeutende Zufuhr von dänischem Getreide; die Vieh-, Butter- und Fleischausfuhr ist beträchtlich und diese Artikel zusammen können durchschnittlich auf 20 Millionen Bank-Thaler angenommen werden. In den Tabellen von 1838 ist der Viehstand angegeben auf 325,019 Pferde und Füllen, 834,175 Rindvieh (darunter 563,095 Kühe), 157,599 Schweine und 1,164,544 Schaafe (darunter nur 70,701 veredelte), was den Beweis für die Wichtigkeit und Größe der Viehzucht giebt. Fabriken giebt es dagegen in diesem vorherrschend Ackerbau treibenden Staate kaum einige, eine Porzellanfabrik, einige Tuchfabriken, Papiermühlen u. s. w. ist das Ganze, was man aufzählen kann; man ist größtentheils beim Handwerk stehen geblieben, und selbst dies ist mit wenigen Ausnahmen nicht auf der Spitze der Vollkommenheit. Auf dem Lande spinnt und webt man selbst, was man braucht, wichtige Städte sind nicht vorhanden, eine lebhafte Industrie vermag sich hier nicht zu entwickeln. Die Einfuhr an Kolonial- und Fabrikwaaren ist aber so bedeutend, daß Ein-

und Ausfuhr ziemlich gleich sind, und wenig Vortheil für letztere übrig bleibt. Wo Korn, Fleisch und Butter die Hauptproduction bilden, wird die Nahrung des Volks nicht die schlechteste sein, wenn nicht etwa das Landvolk überhaupt so sehr bedrückt, ohne Eigenthum und mit Lasten überschüttet ist, daß es zu nichts kommen kann, sondern nur für seine Zwingherrn arbeitet. Dieß ist jedoch in Dänemark bei mancherlei Abgaben und Bedrängniß nicht so sehr der Fall, daß der Bauer auf der tiefsten Stufe stände. Auch hier hat sich sein Stand von der neuen Zeit und günstigen Umständen unterstützt, aus der alten Verdumpfung und Abhängigkeit sehr gehoben, ist für Bildung empfänglich geworden, und erkennt sehr wohl was ihm fehlt. Der Bauer, wenn er Hofeigenthümer ist, hat sein genügendes Auskommen; viele unter ihnen sind wohlhabend, und wenn auch nicht in dem Maaße, wie in den Herzogthümern, so ist er doch im Stande sich wohl zu nähren und zu kleiden, für die Erziehung und Ausstattung seiner Kinder zu sorgen, und noch etwas zurückzulegen. Man sieht aus den Consumtionsverhältnissen, daß das materielle Leben kein kärgliches sein kann. Es wird viel Kaffe, Zucker, Reis, Thee, Rum u. s. w. verbraucht.

Thee iſt ein allgemeines Getränk auch hier für alle Klaſſen. Der Bauer verſteht ſich darauf ſowohl wie der Städter, der Schiffer wie der Arbeiter hat ſeinen Theetopf. Man trinkt meiſt die gewöhnlichen Hayſanſorten, aber dieſe ſind auch ſehr billig; das ganze Pfund koſtet nicht mehr wie 12 bis 16 Groſchen und der Geſchmack iſt für unverwöhnte Gaumen ſo übel nicht. Auch die Fleiſchconſumtion iſt bedeutend. In Kopenhagen kömmt auf den Kopf 120 Pfund, in den übrigen Städten 107 (in Berlin 102 in den übrigen Städten Preußens 78 Pfund). Durchſchnittlich für ganz Dänemark 40 Pfund (für Preußen 35 Pfund). Dieſen ſtatiſtiſchen Zahlen nach fällt alſo die Parallele nicht übel aus.

Schreiben und leſen können die Bauern alle, es wird ihnen in 2500 Schulen gelehrt. Der däniſche Volkscharacter iſt ein verſtändiger, etwas langſam bedächtiger und ſchwerfälliger zwar, dem ein mißtrauiſches Weſen gegen alles Fremde und Neue tief eingeprägt iſt, der aber Ueberlegung und Nachdenken beſitzt und das Gute erkennt und ſchätzt.

In älteſter Zeit gab es in Dänemark nur freigeborne Bauern, die ſelbſt im Thing ſaßen, Recht ſprachen und ihre Könige wählten. Mit dem

Christenthum entstand eine Geistlichkeit und ein Adel, der aus dem Kriegsdienst entstand, erblich wurde, seine Güter von allen Steuern frei machte, und das übrige Volk unterdrückte, das sich zum Theil davor in Städte rettete und den Bürgerstand bildete. Gegen die Macht der Könige trat zuerst die Geistlichkeit auf, die im Jahre 1320 nach langem Kampf ihre gekrönten Gegner zwang, neben sich, als ein zweites geistliches Staatshaupt, den Erzbischof anzuerkennen. Diesem Beispiel folgte der Adel, welcher die Königsgewalt vollends demüthigte und, seit 1332, mit der Geistlichkeit vereint regierte. Das Volk ward zu leibeigenen Knechten, die Städte blieben auf den Herrentagen ohne alle Bedeutung. Christian der Zweite suchte mit Hülfe der herabgewürdigten Bauern und Bürger das Adels- und Priesterjoch abzuschleudern, aber er starb dafür im Kerker. Die katholische Priesterschaft sank vor der Reformation, doch diese änderte nichts im Unglück des Volks. Luthers Lehre rief überall die getretenen Völker wach, ihre verlorene Freiheit wieder zu erringen, allein der Reformator selbst verstand den edelen Kern des Christenthums nicht, das seine Bekenner zu gleicher Freiheit und gleichem Recht führen soll; er verband sich mit den

Fürſten, predigte und ſchrieb gegen die aufrühreriſchen Bauern in Deutſchland, bekämpfte den Thomas Münzer und freute ſich, als dieſer beſiegt und hingerichtet war. Auch in Dänemark endete der Kampf mit gänzlicher Unterjochung des Bauernſtandes und dem völligen Siege des Adels; allein die Reformation führte doch auch zu deſſen endlicher Demüthigung und dem Abſolutismus der Könige, denn dieſe erhielten jetzt eine Stütze in der neuen Prieſterſchaft und durch dieſe auch in Bürger und Bauern.

Als Krieg und Leiden aller Art die Unzufriedenheit aufs Höchſte ſteigerte, der Staat dem Untergange nahe war, erfolgte der Bruch im Jahre 1660. Dem Könige wurde vom ganzen Volke alles Recht übergeben, um eine neue Ordnung der Dinge zu entwerfen, ſo entwarf dann Friedrich III. mit ſeinem Kanzler Peter Schuhmacher das Königsgeſetz, dies Document des ärgſten Abſolutismus, und obgleich nun das Volk ſo unfrei blieb, wie es war, ſo war es doch erfreut und murrte nicht, denn der tyranniſche Adel war damit vernichtet, der Bürgerſtand hob ſich neben ihm empor. Der Bauer blieb leibeigen, nur daß man ſeit 1724 das Wort umtauſchte und ihn heimathspflichtig nannte. Der Adel behielt

seine Vorrechte, er ward aus einem Landesadel ein Hofadel, nahm Theil an der schlechten Wirthschaft des 18. Jahrhunderts, an den Vergnügungen und Zerstreuungen der Fürsten, denen er Genosse und Diener war, aber die Zeit zernagte dennoch nach und nach manche seiner Privilegien, und immer wird es mit Ruhm für Dänemark hervorzuheben sein, daß hier schon 1788 die Leibeigenschaft aufgehoben und 1770 Preßfreiheit ausgesprochen wurde. Den Bernstorffs, diesen hochherzigen Männern, hat man in Kopenhagen noch kein öffentliches Denkmal gesetzt und doch sind sie dessen würdiger als Alle. Ihnen verdankt das Volk alles Gute, was jetzt noch fortwirkt und in der langen Leidenszeit des 19. Jahrhunderts nicht ausgerottet werden konnte.

Als im Jahre 1831 die berathenden Provinzialstände eingeführt wurden, erhielten auch die dänischen Inseln und Jütland ein solches Parlament, und was ich darüber bei Schleswig-Holstein gesagt habe, gilt auch für das eigentliche Dänemark, nur daß hier Adel und Städte eine etwas größere Anzahl von Deputirten schicken, nämlich der Adel 17, die Städte 23, der Bauernstand 20. Hierzu kömmt ein Mitglied für die Faröerinseln, 4 große Grundbesitzer, die der König wählt, 2 Geistliche

und ein Professor der Universität. Im Ganzen 68. Die Berechtigungen sind ganz dieselben, wie in Schleswig-Holstein, für den Bauernstand aber war diese Ertheilung politischer Rechte von großer Wichtigkeit. Seit dieser Zeit wirkte die Presse auf ihn, zog ihn in das Staatsleben, ermunterte ihn zu Forderungen für Abhülfe seiner gerechten Beschwerden, zu Volksversamulungen, zu Petitionen wider seine Last im Heere zu dienen, und gegen die Frohnden, die sein Eigenthum drückten. Das ist ein Quell alten Unrechts, aus dem viel Lust zur Beschwerde und bittre Mißstimmung fließt. Erst vor Kurzem haben 10,000 Bauern ihre Klagen vor das Ohr des Königs gebracht, der sie freundlich anhörte, aber sich auch entschuldigte, daß er nicht helfen könne. Geneigter hatte sich dagegen der Kronprinz gezeigt, der in Fühnen Gouverneur ist, und die Bauerndeputation mit der Zukunft tröstete. Solche Vorgänge werden von der patriotischen Partei stets gut benutzt zu Festen, Reden und Toasten, und ihre Einwirkung auf den Bauernstand ist klug berechnet, denn dieser und die Bürger müssen bei der Freiheit, die man erringen will, die Stützen sein.

In wenigen Staaten ist Alles noch so gesondert,

und mit beſonderen Privilegien und Vorrechten begabt, wie hier. Jede Stadt hat ihre Privilegien, Zunftrechte, Befreiungen von dieſem und jenem, Befugniſſe zu Märkten, zu Handel u. ſ. w. Kopenhagen und Altona haben die meiſten und wichtigſten Privilegien, die Großirer, wie man ſie nennt, die Kaufleute, welche Einfuhrhandel treiben, bilden eine eigene Corporation; jede Gewerblichkeit liegt in den Banden des Zunftweſens und iſt mit beſonderen Rechten und herkömmlichen Gebräuchen umwallt, und ſo laufen die Trennungen und Verbindungen durch alle Kreiſe der Thätigkeit bis zu den Wohnplätzen. Kopenhagen hat ſogar adelige Gerechtſame, wegen der Tapferkeit der Büger im Jahre 1658. Und außer den Städten giebt es wieder Flecken mit Privilegien, Löſch- und Ladeplätze, die Handel treiben dürfen, und ſo fort bis zu den Kirchſpielen, die mehr oder minder begünſtigt ſind.

Bauern werden alle die kleinen Landwirthe genannt, welche Grund und Boden bis zu 12 Tonnen Hartkorn beſitzen, was ungefähr einer Hufe in Holſtein, oder 200 Morgen preußiſch gleichkommt. Aber die meiſten Stellen haben viel weniger, 8, 6 und 4 Tonnen; ein ſehr großer Theil auch nur

2 oder 1 Tonne. Von der ganzen Bodenfläche des Königreichs, 683¾ □ Meilen, iſt ungefähr die Hälfte freies Bauerngut, nämlich 152,570 Tonnen oder 40 Procent iſt ganz frei; 37,334 Tonnen oder 10 Procent ſind Erbrecht mit Verpfändung und Verkaufrecht.

Von der zweiten Bodenhälfte ſind 145,890 Tonnen Pacht auf Lebenszeit, ſogenanntes Feſteland, und deren zeitige Beſitzer, die Feſtebauern, eine Art Meier, bezahlen den Grundherrn beſtimmte Jahresrenten, auch leiſten ſie zum guten Theil Frohndienſte. In den letzten Jahren ſind dieſe mehrfach durch Uebereinkommen abgelöſt worden, ſo daß ungefähr 78,000 Tonnen oder 21 Procent des Bodens noch frohndienſtpflichtig iſt. Der einſichtsvolle Theil des Adels kam aus Ueberzeugung dieſem Uebel zu Hülfe und begünſtigte die Ablöſung, ja manche, wie z. B. der freiſinnige Graf Knuth, haben die Frohnden aufgelöſt und das Eigenthum freigegeben ohne Entſchädigung zu begehren. Man ſieht jedoch, daß der Bauernſtand in Dänemark, ebenſo wie in den Herzogthümern, ein ſehr mächtiger iſt, und trotz der vielen Grafen und Herrn im Lande ein ungemeines Uebergewicht des Beſitzes behauptet.

Das Land, welches den eigentlichen Adelsbesitz ausmacht, beträgt nur ungefähr 9 Procent des Ganzen, also noch weit geringer, wie in Schleswig-Holstein, wo es 25 Procent beträgt. Die Adelshöfe oder Haupthöfe, wie sie in Dänemark genannt werden, zerfallen in drei Klassen. In complete, wenn sie wenigstens 200 Tonnen Hartkorn (3,000 Morgen Preußisch) besitzen, in incomplete Höfe, die einen kleineren Besitz bilden, und in unprivilegirte Höfe, die Meierhöfe oder Vorwerke bilden. Die beiden ersten Arten haben die adeligen Gerechtigkeiten, d. h. ihre Haupthöfe sind steuerfrei, sie besitzen Gerichtsbarkeit, Polizei, Strandrecht, Jagd u. s. w. Gehört das Adelsgut aber zu einer Lehnsgrafschaft oder Lehnsbaronie, so kommen noch andere Rechte hinzu. Es giebt in Dänemark auf den Inseln: Seeland, Möen, Falster, Lolland, Fühnen, Langeland und in Jütland zusammen 793 adelige Güter, die 35,300 Tonnen Hartkorn halten. Seeland, Fühnen und Jütland haben die meisten Adelshöfe und Festebauern. Bornholm hat gar keine, dort wohnen nur freie Bauern.

Der Lehnsadel, oder der hohe Adel Dänemarks, besteht aus den Grafen und Baronen. Der Grafen

giebt es 40, der Barone 30. Aus dieſer Zahl ſind 27 Grafen Lehnsgrafen, und 21 Barone Lehnsbarone, d. h. ſie beſitzen entweder die von Guſtav V. errichteten Lehnsgrafſchaften und Baronien (20 Grafſchaften und 13 Baronien giebt es überhaupt) oder ſie führen den Titel und genießen die Vortheile des hohen Lehnsadels, welche darin beſtehen, daß nicht allein, wie bei dem übrigen Adelsgute, die Haupthöfe ſteuerfrei ſind, ſondern auch 100 bis 300 Tonnen Hartkorn Bauernland keine Grundſteuer zahlt. Sie können ferner nicht verhaftet werden, außer wegen Majeſtätsverbrechen, beſetzen die Schullehrerſtellen und geiſtlichen und weltlichen Aemter auf ihren Gütern, oder haben das jus proponendi, können nur vom höchſten Gericht gerichtet werden u. ſ. w. Die Grafen haben dabei den höheren Rang vor den Baronen; ihnen gehört Alles was ſie in ihrem Grund und Boden unter der Erde finden, auch bezahlen ſie für ihre Hotels in der Reſidenz geringere Abgaben. Der älteſte Sohn und die Töchter der Grafen führen den gräflichen Titel; die jüngeren Söhne, wie auch die der Barone, heißen Freiherrn. Als Lehnspflicht zahlen die Herrn jährlich eine unbedeutende Kleinigkeit, zahlen ein Reitpferd, oder geben 200 Ducaten.

Außer diesem hohen Adel giebt es aber auch einen dänischen Erbadel, oder niederen Adel, der aus etwa 170 Familien besteht, aber jetzt nur noch gewisse Ehrenrechte: Wappen und Siegel und die Unterbringung seiner unversorgten Töchter in die adeligen Klöster für sich hat. Zu diesem niederen Adel gehören auch alle bürgerlich Geborenen, denen adelige Vorrechte verliehen sind, die sie alsbald erhalten, wenn sie ein adelig Gut kaufen, oder wenn sie sonst durch Auszeichnung einen Gnadenakt des Königs zu ihrer Erhebung in den Adelstand herbeiführen.

Majoratstiftungen, oder wie man es hier nennt, Stammhausstiftungen sind Jedem gestattet, der 400 Tonnen Hartkorn zusammenbringen kann. So können auch Fideicommisse angelegt werden; indeß sind im Allgemeinen nicht viel Stammhäuser vorhanden und der Geschmack daran verliert sich immer mehr, je strenger die neue Zeit jene mittelaltrigen Einrichtungen beurtheilt, und je weiter überhaupt der Adel mit seinen Standesvorzügen und Vorrechten einem gleiche Berechtigungen und Freiheit fordernden Staatsbürgerthum weichen muß. Mit hohen Staatsstellen und Titeln, mit dem Officierpatent u. s. w. ist endlich ein persönlicher Adel verbunden, aber Niemand giebt etwas darauf.

Bildung, Kenntniß und Vermögen verleihen auch in Dänemark mehr Anſehen und Einfluß, als ein Adel, der nichts zu bedeuten hat und, wenn er unwiſſend und anmaßend iſt, ohne alle Achtung bleibt. Man muß es den Dänen zugeſtehen, und namentlich den Bewohnern der Hauptſtadt, die über Geburtsariſtokratie gewöhnlich ſehr gleichgültig hinwegſehen, ſie ſchätzen und ehren die geiſtige Ariſtokratie, die Künſte, die Wiſſenſchaften weit höher, und ein Maler, ein Dichter, ein Bildhauer, ein Profeſſor, ein Literat, ein berühmter Schauſpieler, kurz ein Mann von Talent oder Wiſſen, hat bei ihnen weit mehr Werth, als Prinzen, Grafen und Barone.

Das hat die neue Zeit der Aufklärung, der Kampf mit dem Alten, Widerſtrebenden, die Freiheit der Preſſe und die kühne Sprache, mit welcher ſie die Lehren einer bürgerlichen Gleichheit vertheidigt, zur Folge gehabt. Auf dem einen Punkt im ganzen Lande, auf Kopenhagen, zuſammengedrängt, können wenige Männer an der Spitze der Bewegung außerordentlich viel bewirken, denn der Boden iſt länger als ſeit einem halben Jahrhundert hier dazu vorbereitet worden. Der Landmann iſt zum größten Theil frei, verſtändig, der Bürger nimmt Theil an den Fragen und Vorgängen des

Tages, das Associationsrecht wird von Polizeimaßregeln nicht unterdrückt, obwohl man verschiedentlich Versuche dazu macht, und eben jetzt durch königliches Rescript die Versammlungen der Bauern verboten hat, um über ihre Angelegenheiten zu berathen. Die Tagesblätter werden zwar verfolgt und oft hart genug bestraft, allein sie können nicht unterdrückt werden, und je mehr die Regierung sie vor Gericht zieht und verurtheilen läßt, um so größer wird die Theilnahme für die Vertheidiger der Volksrechte. — Es ist ein eigenthümliches Ringen nach Freiheit in Dänemark. Ein heißes Vaterlandsgefühl ist in dem Herzen der Jugend und in dem Bürgerstande erwacht, ein nationales Bewußtsein, das zu ehren ist. Zur Unterstützung der Preßfreiheit, zur Bezahlung der Strafen, welche den freisinnigen Blättern aufgelegt wurden, zur Förderung der Bewegung in der Nation hat sich eine Gesellschaft bilden können, in deren Kasse reiche Beiträge fließen, und hier ist man wenigstens noch nicht dahin gelangt, Beamte, Professoren u. s. w. abzusetzen, die ihre Sympathien für die Volkssache bekunden, sogar ein Theil des Adels huldigt mehr oder weniger den Ideen, die ohne Zweifel seine geschäftigen Todtengräber sind.

Vom größten Einfluß für die Heranbildung einer Zukunft, aus der ein neues Dänemark oder ein neues Skandinavien hervorgehen ſoll, iſt das Journal Fädrelandet (das Vaterland). Es iſt das Hauptorgan der Partei, der Sammelplatz für alle Talente der nationalen Bewegung, die ſeit Jahren eine unermüdliche Oppoſition gegen die Regierung führen. Es wird mit Geiſt und Geſchick redigirt, aber auch mit eben ſo vieler Kriegs- und Angriffsluſt auf Alles, was feindlich der ſtrengdäniſchen Richtung entgegenſteht, und dies geſchieht häufig in der bitterſten, leidenſchaftlichſten Parteiſprache. — Fädrelandet iſt ein echter Fahnenträger ſeiner Sache, die es mit dem größten Eifer und einer Hitze verficht, welche aus der lebhaften Fantaſie der Dänen entſpringt, und um ſo conſequenter auf daſſelbe Ziel gerichtet iſt, weil die däniſche Preſſe ſich wohl mit den eigenen Angelegenheiten, dagegen durchaus nicht mit dem Auslande beſchäftignn darf. — Auf dieſe Weiſe zwingt die Regierung die Oppoſition zur beſtändigen Thätigkeit und bindet ſich einen großen Theil der Ruthen ſelbſt, die ſich wider ſie erheben. Trotz der Langſamkeit und Bedächtigkeit des Volks, trotz der Stille des Nordens, iſt den Dänen eine fantaſievolle Gluth und Reizbarkeit eigen.

Dieſe hat ihnen Dichter, eine reiche Literatur, ein Nationaltheater verſchafft. Sie kräftigt die Charaktere, regt die Empfindungen heftig an, giebt ihnen Ehrgeiz und eine höhere Empfänglichkeit für Alles was ſie betrifft, für Bewegung und Forſchritt, dabei auch den Durſt nach Glanz, nach Größe und Ruhm, und mit den Schmerzen und der Unruhe über das Veraltete, Schlechte und zum Schaden des Volks Fortbeſtehende, das den Angriffen nicht ſchnell genug erliegen will, kommt auch jene eitle patriotiſche Schwäche, die gern ſich höher erhebt, ſich preiſet und auffpreißt, als noth thut; Dänemarks Größe iſt das Ziel und Streben Aller und eben deßwegen wird auch von dieſer Partei und dieſem Journal hauptſächlich der Kampf gegen Schleswig-Holſtein geführt, das nicht däniſch ſein will, und Dänemark hindert, frei und mächtig ſich zu entwickeln. Mit dieſer Eitelkeit auf Größe und Nationalehre ähneln die Dänen wirklich den Franzoſen. Sie möchten gar gern die große Nation des Nordens heißen, ſie haben ein zitterndes Verlangen danach, darum ſtreben ſie aufs ehrſüchtigſte nach Allem, was dazu den Anſtrich geben kann, und bedenken häufig nicht, was das Geſchick ihnen verſagt hat. So erzählte man mir z. B. daß, als

von der Errichtung eines Medicinalcollegiums die Rede war, Pläne eingereicht wurden, die einem Staat von 30 oder 40 Millionen Menſchen angemeſſen geweſen wären, für das kleine Land und Volk aber wahrhaft ungeheuerlich erſchienen, was jedoch die ächten Dänen durchaus nicht begreifen können. Denn überall will man das Mächtige, das Blendende und über die Verhältniſſe Hinausgehende. Man fühlt ſich größer als man iſt, und findet den Nationalſtolz ſehr gekränkt, wenn etwa zur Beſcheidenheit gemahnt werden ſollte. Bei den vielen trefflichen Eigenſchaften des däniſchen Volks iſt dieſe Ueberſchätzung zu beklagen, denn eben in ihr liegen die Keime der Ungerechtigkeiten auch gegen Schleswig-Holſtein. Wie herrlich die Vaterlandsliebe iſt, zu weit getrieben wird ſie fanatiſch und verliert an Würde und wahrhafter Tugend. So ſprach ich einſt mit einem mir bekannten Herrn über den Sundzoll und äußerte, daß dieſer, wenn Rußland oder England ihn eines ſchönen Tages nicht mehr bezahlen wollten, jedenfalls aufhören müßte. „Das könnte ſich doch erſt durch einen Krieg entſcheiden," erwiderte er mit dem größten Ernſt, „und wer weiß, wie dieſer enden würde!" In ſolcher Art kann man Manches, hören was auf-

fallend klingt, aber ganz wacker gemeint iſt, und ohne Zweifel hat Dänemark als Staat eine andere Bedeutung durch ſeine Lage und Entwickelung, wie z. B. Baden, Würtemberg oder Hannover, die volkreicher ſind, als jenes, ohne ſeine Stellung einzunehmen. Die Dänen ſehen ſich jedoch als eine Großmacht von Europäiſcher Wichtigkeit an, ſprechen von deutſchen Diminutivſtaaten mit einem ſpöttiſchen Achſelzucken und bemerken gar nicht, wie dennoch Baden oder Würtemberg als Theile des großen Deutſchlands in Wahrheit ganz anders in ein mächtiges Volksleben greifen, als das kleine Inſelreich im Norden.

Es iſt in Dänemark ein wunderliches Gemiſch von Alt und Neu, von Entwickelung und Stillſtand, von Mitteln zur Bildung eines Rechtsſtaates und den Attributen der unbeſchränkten Monarchie vorhanden. Der väterliche Abſolutismus hat das Land finanziell ruinirt, aber mit vieler Milde und Nachſicht, und dabei hat er gegeben, was man kaum erwarten konnte: eine Art Preßfreiheit, eine Communalordnung, verbeſſerte Rechtszuſtände, Schiedsgerichte, ein günſtiges Geld- und Bankweſen, gute Schulen, eine humane Unterſtützung der Künſte und Wiſſenſchaften, ein ausführliches Budget, end-

lich Provinzial-Landstände, die auf weitere Ausbildung der Verfassung, auf Steuerbewilligungsrecht u. s. w. antragen können, und ganz entschieden so zusammengesetzt sind, daß der dritte Stand und dessen Forderungen endlich den Sieg davon tragen muß. Neben allen diesen Fortschritten aber besteht ein verwitterter Haushalt, eine veraltete Besteuerung, ein fehlerhaftes Zollsystem, eine weitschichtige Bureaukratie, ein kostspieliges Verwalten, und außerdem alle die erwähnten alten Privilegien und Standrechte und Scheidungen zwischen Stadt und Land und den einzelnen Klassen des Volks. Das Volk versammelt sich, wählt seine Abgeordneten zu den Ständen, wählt in den Kirchspielen seine Vorstände, berathet sich über Petitionen, hält große Meetings auf Bergen und Feldern, dann aber spielt der Familienstaat wieder hinein, denn die Petitionen werden dem Könige überreicht, keinem Parlament, das irgend eine Entscheidung hätte, sondern dem absoluten Monarchen, der noch immer wenigstens de jure eine so unantastbare Gewalt hat, wie das Königsgesetz sie seinen Vorfahren gab. So ist es auch mit dem Rechtswesen. Das höchste Gericht ist aus uralter Zeit, das Gericht des Königs, wo er in Person Recht sprechen soll. Das kann er

nun freilich nicht mehr, denn er verſteht nichts von den verwickelten Händeln, aber im feierlichen Aufzug fährt er doch alljährlich aus ſeinem Schloß in die Chriſtiansburg und eröffnet die erſte Verſammlung des Gerichtshofes als deſſen Präſident. Eigentlich müßte er ſtets zugegen ſein, allein man begnügt ſich damit, ſich einzubilden, er ſitze wirklich auf dem Präſidentenſtuhl, und nun richten die zwölf Aſſeſſoren in ſeinem Namen. Was jedoch wieder hoch zu achten, iſt daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens beim höchſten Gericht beſtehen. Im Uebrigen hat jede Stadt ihr Stadtgericht, die adeligen Güter haben Patrimonialgerichte (Birkgerichte), die Aemter Hadersgerichte, die Prieſterſchaft geiſtliche Gerichte. Es giebt Criminal- und Polizeigerichte und als zweite Inſtanz iſt das Obergericht in Kopenhagen, für Jütland das Obergericht in Wiburg eingeſetzt. Das Geſetzbuch Königs Chriſtian V. von 1683 nebſt einer ungeheueren Menge königlicher Beſtimmungen, Reſolutionen, Reſcripte, Reglements ꝛc. bilden die Geſetzesvorſchriften; man kann denken, daß dieſe Danke Lov eben nicht die wohlgeordnetſten und zeitgemäßeſten ſind.

In gewöhnlichen Streitfällen, oder bei gemei-

nen Verbrechen, mag man ſich wohl der üblichen Gerechtigkeit verſichert halten können, aber die Preſſe erfährt zu ihrem Schaden, wie ohne Geſchwornengerichte Preßfreiheit eigentlich ein Unſinn iſt, denn dieſe königlichen Richter, nach Vorſchriften ſtrafend und nicht unabhängig genug um frei zu urtheilen, verdammen regelmäßig die Angeſchuldigten zu Cenſur, Gefängniß und Geldbußen, ohne ſie jedoch beſſern zu können. Von allen Journalen wird wohl der Corſar durch die ſchwere Hand des Rechts am häufigſten getroffen, und doch ſchlüpft er wohl noch öfter unter ihren erdrückenden Fingern fort, die im ſteten Schlagen bleiben müßten, wollten ſie alle ſeine Sünden rächen. Daß ein Blatt, wie dies, in Dänemark beſtehen kann, wo der Abſolutismus ſich angeſtrengt gegen den umwälzenden Geiſt der Neuerungen wehren muß, gehört überhaupt zu den Abnormitäten, denn es iſt ein Witzblatt, voll Spott und Satyre, das ganz ſchonungslos über Hof und Adel, über Zuſtände und Perſonen herfällt, und oft mit den treffendſten aber auch giftigſten Bemerkungen alles verhöhnt, mag es heilig ſein oder profan. — Die Schonung, welche der Korſar immer noch findet, obgleich ſeine Redakteure nicht ſelten bei

Brod und Waſſer eingeſperrt wurden, iſt nur dadurch zu erklären, daß er keiner Partei angehört, ſondern eben, wie die Pariſer Blätter dieſer Art, oder wie der Londner Punch, Alles und Jedes dem Gelächter preis giebt. Fädrelandet und ſeine Redakteure finden ſo wenig Schonung, wie die Profeſſoren und eifrigen Libralen der Ständeverſammlung; die patriotiſche Partei der Dänen und die Schleswig-Holſteiner, der Herzog von Auguſtenburg und der Kronprinz von Dänemark, die Regierung ſowohl wie ihre Gegner, kurz Alle werden der Eine heut, der Andere morgen zum Gegenſtand der Verſpottung gemacht, und weil nun eben heut die eine Seite lacht und morgen die Ausgelachten, ſo verdirbt es der Corſar mit Allen und doch wieder mit keinem ganz. Ein Herr Goldſchmidt iſt der Hauptredakteur, die meiſten Beiträge ſollen jedoch von Studenten geliefert werden und das Blatt muß einen guten Gewinn abwerfen, denn es wird überall geleſen, auch in den Herzogthümern und Jütland. — Der ernſten Preſſe iſt der Corſar ſehr fatal, und ſie beſchuldigt ihn nicht ganz mit Unrecht, daß er mit ſeinen Witzeleien und Lächerlichkeiten der Volksſache Schaden zufüge; allein im Grunde hat dies

wenig auf ſich, und da nichts ſo tief haftet, als Spott, am meiſten aber doch die Gegner des Volks davon getroffen werden, ſo dürfte immer der Vortheil noch auf Seite derer ſein, die für das Auflöſen der Bande der alten Demuth und der alten Ehrfurcht vor dem Beſtehenden arbeiten.

In Schleswig-Holſtein giebt es wenige Männer, die bis zu republicaniſchen Grundſätzen fortgeſchritten wären, unter den Dänen aber giebt es viele, denn ihr Streben nach einem neuen Scandinavien, nach Abſchaffung des Adels und völliger Gleichheit führt ſie unmittelbar dazu. — Socialiſtiſche und communiſtiſche Ideen ſind dagegen faſt gar nicht bis jetzt hier eingedrungen; nur die Kiöbenhavenpoſt möchte ſich einigermaßen ihnen nähern, und die Sache des Volks mehr aus dem Geſichtspunkt keiner blos politiſchen, ſondern auch einer ſozialen Umwandlung faſſen. Die Dänen beſitzen keine Fabrikbevölkerung, die ihnen jene Ideen nahe legte, und ein Organ dafür findet keinen Boden in dem kleinen Lande. Sie müſſen ſich alle der Nationalitätsſache anſchließen, müſſen Dänenthum, Dänengröße predigen, wenn ſie Leſer finden wollen, und dürfen ſich nicht mit Fragen einlaſſen, die ſie leicht verdächtigen könnten. Eben

ſo wenig haben die kirchlichen Fragen, der moderne Drang zum Zweifel und die Anfechtungen der poſitiven Gläubigkeit Wurzel gefaßt. — Sieben Biſchöfe, 996 Hauptprediger und 78 Kapellane bilden die Geiſtlichkeit, welche unter der däniſchen Kanzelei ſteht, deren Präſident der Juſtizminiſter iſt. Die Geiſtlichen ſind meiſt genügend gut verſorgt, manche ſehr gut, und unter ihnen befinden ſich gewiß wenige, die mit ihrem widerſpenſtigen Denken im Kampf und Hader lägen, wenigſtens hat man noch nicht gehört, daß Aergerniß gegeben wäre, oder der Weſtwind aus Deutſchland Zerwürfniſſe herübergeweht hätte, welche bei uns eine ſo große Ausdehnung erhalten haben. Dänemark hat nicht wie Preußen eine Zeit gehabt, wo vom Throne herab religiöſe Aufklärung ausgegangen wäre, auch keine Zeit, wo Rationalismus und Supernaturalismus ſchwere Kämpfe geführt, keine Durchgangspunkte durch Romanticismus und pantheiſtiſch-philoſophiſche Syſteme, die dann wieder durch Erweckung des alten Glaubens, Symbolzwang und Verfolgung bekämpft werden. Dänemark iſt ruhig und ſtill bei Luthers alter Lehre verblieben, und ſelbſt in der Wiſſenſchaft iſt es ſtill hergegangen; ſie hat ſich vom kirchlichen

Grund und Boden nicht entfernt, Skeptiker und Kritiker von ſich abgewehrt. In Kopenhagen iſt es freilich etwas Anderes. Hier hat die Hegelſche Philoſophie ſogar ihre Anhänger, und wie es in großen Städten iſt, der Indifferentismus und die Vergnügungsluſt ſind in der Maſſe vorherrſchend. Die Preſſe bleibt aber den religiöſen Streiten fremd; ſie hütet ſich wohl da hineinzufaſſen, denn ſie weiß, daß ſie in ein Wespenneſt greift. Ein bedeutender Theil der Geiſtlichkeit iſt den Nationalideen gewogen, allein er würde es nicht bleiben, wenn man einen Abfall vom orthodoxen Chriſtenthum im Volke vorbereiten würde, und die Lehren einer Glaubensfreiheit ausſtreute, von der man bei uns behauptet, ſie gehöre nothwendig zur allgemeinen Freiheit der Menſchen auf Erden.

XVIII. Kapitel.

Das Heer. — Titel und Orden. — Nationaler Sinn. — Sprache. — Die Mittelklaſſen. — Tivoli. — Theater. — Künſte. —

Die däniſchen Soldaten machen keinen angenehmen Eindruck, denn ihr militäriſcher Putz iſt eben nicht beſonders. Blaue Hoſen und braunrothe Röcke, hohe formloſe Tſchakos oder Bärenmützen, dazu Leute die meiſt unterſetzt und ſtark gebaut ſind, haben wenigſtens für das Auge keine große Anziehungskraft. Die Dänen ſind überhaupt kein großer Menſchenſchlag. Der Normann und noch mehr der Schwede iſt von höherem Wuchs und Körperſchönheit; und gegen die kräftigen, mächtigen Geſtalten des Volks in Holſtein ſtehen die Dänen gar ſehr ab. Der Däne iſt kleiner, aber keinesweges ſchwächlich; er iſt gewandt und rüſtig, handfeſt wo es gilt, und in Ertragung von Beſchwerden und in Tüchtigkeit wird er keinem anderen nachſtehen. Für das Aeußere des Heers iſt aber

wenig gethan, namentlich für die Infanterie; die Kavallerie ſieht beſſer aus, beſonders die Garde-Huſaren, und beſitzt gute Pferde; aber der militäriſche Geiſt ſcheint bei allen nicht recht rege zu ſein, wenigſtens gewiß nicht ſo wie bei der Marine, wo das Nationalgefühl ein Sporn des Eifers iſt. Langer Friede und ſämmtliche Militärverhältniſſe des kleinen Inſelreichs, die veralteten Einrichtungen, die Herabſetzung des Ehrgefühls durch Stock und Fuchtel, das Alles muß dazu beitragen den Soldaten vom Volk zu ſcheiden und ihn zu einer Klaſſe von Weſen zu machen, die eben ſo wenig Luſt und Freude an ihrem Stande haben, wie dieſer den übrigen Staatsbürgern beſonders achtungswerth erſcheint. — In Preußen, wo Alles Soldat iſt ohne Ausnahme, hat die alte Verachtung, welche man ſonſt der geworbenen Söldnerkaſte zuwandte, natürlich ganz aufgehört, und obwohl gar manches auch bei uns noch kaſtenartig iſt, und aus den Heeren und Zeiten Friedrichs des Großen in die Nationalbewaffnung der Gegenwart hinüberſpielt, obwohl man auch hier noch immer nicht genug anerkennt, daß die Nation ihre Jugend dem Staate auf eine gewiſſe Zeit übergiebt, um für die Vertheidigung

des Vaterlandes unterrichtet zu werden, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ein Geiſt der Ehre, des Pflichtgefühls, ein kriegeriſcher Geiſt die Jugend unter die Waffen begleitet. Wir ſind ſtolz auf unſere
1862 Landwehren, die den Bürger mit dem Soldaten vereinen, und eben weil die ganze Nation Soldat iſt, gehört auch der Soldat ganz zu ihr, und muß nach Geſetzen behandelt werden, die dem Bildungsſtande der Gegenwart angemeſſen ſind.

In Dänemark iſt es der Bauer allein, der ſeine Söhne zum Soldatenſtand liefern, oder ihnen einen Stellvertreter kaufen muß, darin liegt der Grund aller Uebel. So ſind die Armeegeſetze meiſt über ein Jahrhundert alt, und ſtammen zum Theil ſelbſt aus der Zeit Chriſtians des Fünften vom Jahre 1683. Kopenhagen iſt auch für das Heer der Centralpunkt. Hier ſind die Magazine und Arſenale, hier hat der größte Theil der activen Mannſchaften Garniſon, nämlich die Leibgarde zu Fuß und zu Roß, die Gardehuſaren, ein Artillerie-Regiment und zehn Bataillone Infanterie, die zwei Brigaden bilden. Hier befinden ſich ferner alle oberen Militärbehörden, die Generalität und Alles was dazu gehört. Dazu kömmt die Bürgerbewaffnung, in Infanterie und Artillerie ge-

theilt, jede in drei Bataillone, ungefähr 5000 Mann ſtark; ein militäriſch organiſirtes Brandcorps von 4300 Mann und endlich ein Leibjägercorps des Königs, das aus den Studirenden der Univerſität zuſammengeſetzt 8- bis 900 Köpfe zählt.

Solche Bürgerbewaffnungen haben auch andere Städte, ſie bilden Garden zur Landesvertheidigung und ſind paſſende Einrichtungen, wie überhaupt in den däniſchen Beſtimmungen über das Heerweſen manches Gute zu treffen iſt. Das ganze Heer beſteht aus 25,000 Mann und die Leute dienen 8 Jahre, aber unter den Waffen ſind nur ſämmtliche Offiziere, Unteroffiziere und Spielleute nebſt 6- bis 7000 Gemeinen. Nach vier Jahren Dienſt werden die Soldaten zur Kriegsreſerve entlaſſen, nur in der Artillerie müſſen ſie 6 Jahre aushalten. Offenbar aber iſt dieſe Zeit viel zu lange. Wenn eine Nationalbewaffnung ſtattfände, würden ſie, wie bei uns, nach 1½ Jahr entlaſſen werden können; ſie würden ſich dann nicht der Arbeit entfremden, nicht vergeſſen können, daß ſie Bürger ſind, und Dreſſur genug mit nach Haus nehmen, um zu allen Zeiten waffengeübt zu ſein.

Im Kriege wird das Heer durch Einberufungen bis auf 30,000 Mann gebracht, wozu durch Re-

ferven und Verstärkungsbataillone das Doppelte dieser Zahl herauskommt, und mit allen Besatzungen u. s. w. soll es auf 100,000 gebracht werden können. Diese Stärke dürfte jedoch wohl kaum anders als auf dem Papier herausgebracht werden, im Fall man nicht zu einer allgemeinen Volksbewaffnung greift.

Die ganze Einrichtung des dänischen Heeres ist, wie man sieht, eine weit über die wahren Bedürfnisse hinausgehende, ungemein kostspielige für den kleinen Staat. Mitten im Frieden muß man wenigstens 3300 Offiziere, Unteroffiziere u. s. w. erhalten, dabei 30 Generale und Generaloffiziere, und auch hierin spiegelt sich der Nachtheil, daß Dänemark einmal mächtiger und größer war, als jetzt, denn man strebt den kriegerischen Pomp einer bedeutenden Waffenmacht festzuhalten, und macht Generale und Offiziere in Ueberzahl, die auf Kosten der Nation hoch besoldet werden, welche ihrer gar nicht mehr bedarf. Man führt bei uns gerechte Klagen über die Militärmacht, welche mehr als $^1/_3$ der ganzen Staatseinnahme verschlingt; die Dänen können sie mit noch größerem Recht anstimmen. Preußen mag sagen, daß es nur mit Hülfe des Heeres den angenommenen Rang, als fünfte Großmacht Europa's, behaupten kann, den

es weit nützlicher und beſſer für ſein Wohl nicht einnehmen ſollte. Dänemark auf den abgeſchiedenen Inſeln im Norden, hätte dagegen längſt zu einer beſcheidenen und beglückenden Verkleinerung ſeiner Kriegswehren kommen und dieſe Tauſende von Offizieren auf Hunderte beſchränken können. Wenn aber ſeine Lage eine militäriſche Organiſation fordert, ſo wäre wohl vor allen Dingen das jetzige Syſtem eines ſtehenden Heeres aufzugeben, ſammt allen ihm eigenen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, und ſtatt deſſen eine zeitgemäße, volksthümliche Landwehr oder Miliz einzuführen, die den eigenen Heerd gewiß tapfer vertheidigen würde. Angriffs- und Eroberungskriege, wozu eine Armee nöthig iſt, wird Dänemark doch ſchwerlich je mehr führen, dieſe Zeit iſt für ihn, und gewiß zu ſeinem Glück, vorbei. In Dänemark iſt jedoch gar Vieles noch in dem Zuſchnitt wie vor 300 Jahren, wo halb Schweden und ganz Norwegen ihm gehörten. Man kann ſich nicht darein finden, klein geworden zu ſein; Orden, Titel, Würden, Alles iſt in Maſſen vorhanden, und ſoll den Glanz da aufrecht erhalten, wo die Macht doch längſt in ſich zuſammengebrochen iſt. Das Titelweſen ſteht ſo leicht nirgend auf einer

ſolchen Stufe, wie hier. Im Jahre 1845 gab es allein 203 Kammerherrn nebſt 272 Kammerjunkern; außerdem aber eine bedeutende Zahl Hofjunker, Jagdjunker, Reitjunker, Forſtjunker, Jägermeiſter u. ſ. w. Wer irgend ein bedeutendes Amt hat, und dabei von Familie iſt, denn die Familie gilt viel in Dänemark, oder wer überhaupt zum hohen Adel gehört, dem iſt auch der Kammerherrntitel gewiß. Die Lehnsgrafen, die Amtmänner, die reichen Gutsbeſitzer erhalten ſämmtlich dieſen Titel, ihre Söhne werden Kammerjunker oder ſonſt eine Art Junker, und es iſt auffallend, wie gäng und gebe es iſt, dieſe Herrn bei ihren Titulaturen zu nennen. Sogar beim Militär geſchieht das, und wenn der Oberſt vor der Front ſeines Regiments einem Offizier etwas zu ſagen hat, wird er nicht rufen: Herr Hauptmann oder Herr Lieutenant ſo und ſo, ſondern er wird, wenn jener einen Hoftitel beſitzt, dieſen benutzen, und dem Herrn Kammerherrn, dem Herrn Hof-, Kammer- oder Jagdjunker befehlen, dies und jenes zu thun.

So iſt es auch mit den Orden, die in Maſſen vertheilt werden, gerade wie bei uns. — Der Elephantenorden iſt ſelten, er wird nur hohen Beamten, hohen Adligen und Fürſten gegeben, dagegen

iſt der Dannebrog um ſo häufiger, der in drei Klaſſen zerfällt: Großkreuze, Kommandeure und Ritter, von denen es mehre Tauſende giebt. Eine vierte Klaſſe bilden die Dannebrogmänner, welche das Kreuz von Silber tragen und dazu kommen wenigſtens ein halbes Dutzend Verdienſtmedaillen für allerlei Tugenden und treue Dienſte. Dieſe, wie das Dannebrogmännerkreuz ſind für das Volk beſtimmt, das nicht zu den neun Klaſſen der Rangordnung gehört, für welche die höheren Ritterkreuze, Sterne und Bänder aufgehoben ſind.

Daß dieſe Rang-, Orden- und Titelfabrikation auch in Dänemark ihre Tadler und Spötter findet, iſt ohne Zweifel wahr, aber jene Kinderklappern der Monarchien, wie Napoleon ſie genannt hat, beſitzen in allen Ländern und Völkern eine eigenthümliche Anziehungskraft, und ich habe mehr als Einen gekannt, der ſie aufs ſchärfſte verhöhnte — jedoch nur, ſo lange kein Kreuzchen oder Bändchen an ihn ſelbſt gekommen war. Der liberalen Preſſe ſind natürlich dergleichen nur Zeichen der Bedientenhaftigkeit und der Hofgunſt; ſie verſäumt nicht von Zeit zu Zeit ihre Betrachtungen darüber zu machen, wie dies noch jüngſt der ſcandinaviſche Volkskalender, herausgegeben von Bar-

föed that, der ſich alſo vernehmen ließ: Se. Majeſtät, der jetzt regierende König hat ſeit 1840, (ſeinem Regierungsantritt) 1142 Orden, 1282 Titel, und 32 Rangerhöhungen, im Ganzen alſo 2456 Gnadenbezeigungen ertheilt. Er hat daher im Durchſchnitt täglich unter ſeinen lieben und getreuen Unterthanen 1½ gefunden, der eine beſondere ehrende Auszeichnung verdiente, oder 1 Perſon unter je 460 männlichen Geſchlechts. Se. Majeſtät hat jeden 7ten Monat einen Geheimen Conferenzrath und einen Oberauditeur gemacht, jeden 6ten Monat einen Jagdjunker und einen Jägermeiſter; jeden 3ten Monat einen Conferenzrath, einen Conſiſtorialrath, einen Kriegsrath, einen Rittmeiſter und einen Premier-Lieutenant; 1¾ Oberlieutenant und 1⅔ Kriegsaſſeſſor; jeden 2ten Monat einen Kammeraſſeſſor, 1⅔ Major, 1⅔ Großkreuz, 1½ Hofjunker und 1⅔ Kapitain; jeden Monat 1½ Kammerjunker, 1½ Etatsrath; jeden 25ſten Tag einen Kanzeleirath, jeden 17ten Tag einen Kammerrath; jeden 13ten Tag einen Juſtizrath; jeden 5ten Tag einen Dannebrogmann; jeden 4ten Tag einen Dannebrogritter u. ſ. w.

An ſolchen ſpöttiſchen Nachweiſen ſieht man freilich wie ausgedehnt die Gnadenvertheilungen

und wie groß in Dänemark die Bureaukratie iſt, aber auch wie die öffentliche Meinung darüber urtheilt. Da es nur vier Staatsminiſter giebt, ſo ſcheint es Anfangs, als ſei die Verwaltung ſehr concentrirt, allein man täuſcht ſich darin, denn es giebt eine ungeheure Menge von Kammerabtheilungen, Deputationen, Directionen, Collegien, Commiſſionen u. ſ. w. die eigene Chefs haben, welche dem Könige ihre Vorträge machen, ſo daß das Ganze eine complicirte und beamtenreiche Maſchine bildet, die mit ihrem Wohl und Weh an den beſtehenden Zuſtänden feſtklebt und, für Selbſterhaltung beſorgt, keinen geringen Widerſtand gegen die Volksbeſtrebungen und die liberalen Richtungen der Reformatoren bilden. Denn obgleich, namentlich in Kopenhagen, ein großer Theil der Beamten, Offiziere, Richter u. ſ. w. dem Streben des Volks nicht abgeneigt ſind, ſo iſt die Geſammtheit der Staatsdiener, des Adels und der Privilegirten hier, wie überall doch weit entfernt, ſich von mächtigen Beſchützern und Herrn trennen zu wollen. Das conſervative Element iſt keinesweges ſchwach, es ſtützt ſich auf eine breite Grundlage abſoluter Herrſchaft, die in Jahrhunderten aufgebaut wurde, und was die Maſſe des Volks betrifft,

ſo iſt dieſe wohl bis zum Indifferentismus, allein noch keineswegs zu einem politiſchen Bewußtſein und zum Begriff eines Staatsbürgerthums gekommen.

In Kopenhagen, dem einzigen Orte im Reich, von wo aus eine Bewegung kommen kann, ſcheint das Volk allerdings ſehr gleichgültig gegen die königliche Würde zu ſein. Der König lebt faſt ganz abgetrennt von den Kopenhagenern in der öden Friedrichſtadt, in dem kleinen Schloſſe Amalienburg, und man kann lange in ſeiner Reſidenz ſein, ohne ihn je zu ſehen. — Prunk und Pracht, um die abſolute Macht im vollen Glanz zu zeigen, iſt da nicht vorhanden, und ſelbſt die Wagen, die Dienerſchaft, die Wohnung, Alles iſt alt und einfach, man möchte ſagen, baufällig. Als König Chriſtian den Thron beſtieg, waren alle Hoffnungen erwacht, es werde und müſſe ein Umſchwung erfolgen; es fehlte nicht an feurigen Erinnerungen, die ihm ſein Jugendwerk in Norwegen erhielten, und zur abermaligen Unterzeichnung einer ſolchen Verfaſſungsurkunde, wie von Eidswold, für Dänemark aufforderten. Wie war das aber möglich in Dänemark, wo Adel und Beamten weit mäch-

tiger waren als das Volk, und das monarchiſche Prinzip überall ſo feſt ausgeprägt iſt!

Welch eine Umwandlung wäre es geweſen, wenn an die Stelle des Königsgeſetzes die freieſte Verfaſſung in Europa getreten wäre? — Man iſt ſtatt deſſen noch nicht einmal dahin gekommen, das Steuerbewilligungsrecht zu erkämpfen, und weil der Widerſtand der Krone mit jedem Jahre wuchs, weil man die freigeſinnte Preſſe verfolgte und noch verfolgt, weil der König und ſeine Rathgeber ganz erſichtlich einem Prinzip huldigen, das mit den Volkswünſchen im directen Widerſpruch ſteht, weil ſie Stützen und Vorbilder dazu bei den großen abſoluten Mächten und neuerdings vernehmlich bei Rußland ſuchen, iſt es eben nicht zu verwundern, daß auch des Volkes Neigung nicht allzu groß iſt, und ein Zerwürfniß ſtatt findet, das beſonders auch durch die ſchwierige Stellung des Königs zwiſchen den Dänen und den Herzogthümern vermehrt wird.

Für dieſe nationale Frage hat das däniſche Volk auch bei weitem mehr Empfänglichkeit, als für das neue Scandinavien. Die Preſſe hat es hinlänglich bearbeitet, und alle Dänen ohne Unterſchied ſtimmen darin überein, daß Schleswig wenigſtens däniſch ſein und bleiben müſſe. Ohne von Recht etwas zu

wiſſen, iſt es ihnen genug, daß ihre Führer ihnen täglich ſagen, es ſei ein däniſches Land und däniſche Leute wohnten darin, die Deutſchen aber wollten es ihnen entreißen. So hat ſich denn eine gewiſſe rachſüchtige und mißtrauiſche Stimmung gegen die Deutſchen geltend gemacht, worunter man vorzugsweis die Holſteiner verſteht, die man als übermüthig, grob und anmaßend verſchreit und von ihrem hochmüthigen Weſen grelle Beſchreibungen liefert. Dieſer Haß gegen Holſtein, welcher, wie mir z. B. einer der erſten Parteiführer ſagte, Dänemark ungeheuren Schaden und keinerlei Nutzen gebracht hat, ſo daß man wünſchen müſſe, es läge in China oder Japan, hindert jedoch keineswegs die Mehrheit, es ebenfalls als däniſche Provinz zu betrachten, ja man behauptet wohl gar mit naiver Ironie, wie z. B. in den Röskilder Ständen ein gewiſſer Herr Meinert: es gehe Dänemark mit Holſtein wie einer Mutter, die dasjenige ihrer Kinder am zärtlichſten liebt, für welches ſie ſich zumeiſt aufgeopfert hat; die Liebe verbiete alſo Dänemark Holſtein jemals aufzugeben. Wie das däniſche Volk im Allgemeinen gegen die Deutſchen geſonnen iſt, kann man an den Ehrentiteln ermeſſen, welche es gewöhnlich den Deutſchen beilegte.

Tydſk Windbydel, tydſk Abekat, deutſcher Windbeutel, deutſcher Affe ſind die hauptſöchlichſten Bezeichnungen. Du lieber Gott! wir, die wir als ein ſo überaus ernſthaftes Volk verſchrieen ſind, werden hier als Windbeutel behandelt; das iſt der ſeltſamſte Spaß, den man mit uns treiben kann. Mit dem Affen hätte man weit eher Recht, denn unſer lächerlicher Nachahmungstrieb iſt bekannt genug; wenn man aber bedenkt, daß dies nordiſche Völkchen ohne Induſtrie, ohne Handel, ohne Gewerbe, kurz ohne irgend ein Gewicht für ſeine Anmaßung, ein Staat der ſich in eine einzige Stadt zuſammendrängt, ſo ungerecht gegen uns iſt, auch unſere guten Eigenſchaften nicht anzuerkennen; nicht anzuerkennen, was ihre Nachbarn, Norweger und Schweden willig und gern thun, während die Schweden doch ſelbſt weit mehr für Wiſſenſchaften und Künſte leiſteten, als die Dänen allzumal; wenn ſie ableugnen, daß wir ihnen ſo manches gelehrt und ſie uns ſo vieles nachgeahmt haben, dann muß man über dieſe Eigenliebe und Empfindlichkeit erſtaunen, die kleinen Völkern zwar überhaupt eigen, hier aber bis auf die äußerſte Spitze getrieben iſt. So iſt es auch mit der Sprache, die ſie gar zu gern für eine erklären möchten, die mit keiner andern etwas gemein habe und deren

eigenthümliche Bedeutſamkeit unter den Sprachen der europäiſchen Völker ihren Platz erringen müſſe. Daß ſie nicht über die däniſchen Grenzen hinaus reicht, die deutſche Sprache dagegen ein ſo großes Uebergewicht äußert, iſt ihnen ſehr empfindlich. Manche Dänen wollen ſogar nicht deutſch ſprechen, wenn ſie es auch gelernt haben, aber ſie ſind ſehr zornig, daß in Schleswig die Leute ſelbſt in den nördlichen Städten wirklich nicht däniſch können, oder in ihrer Abneigung gegen die Dänen es nicht verſtehen mögen. So erzählte mir ein Herr, daß, als er zur Winterzeit eine Reiſe nach Deutſchland über die Inſeln gemacht, und nach Apenrade gekommen ſei, der Poſtmeiſter, den man däniſch angeredet und von dem Pferde verlangt habe, in deutſcher Sprache erklärte, er wiſſe nicht was man wolle, man möge deutſch reden. Die Wuth der Reiſenden ſei darauf faſt bis zu Thätlichkeiten geſtiegen. Wir ſprachen alle zwar deutſch, ſagte der Herr, aber kein deutſches Wort wurde gebraucht, und als wir den Poſtmeiſter mit Schimpfreden und Drohungen überhäuften, verſtand er recht gut däniſch und beförderte uns aufs eiligſte. Im Uebrigen ſpricht jeder gebildete Däne deutſch oder verſteht es wenigſtens, wenn auch nicht immer vollkommen.

Es ist Hof- und Gesellschaftssprache, wird in allen Schulen gelehrt und gehört zu den Erfordernissen um so mehr, da alle Beziehungen der Volksentwickelung dahin führen. Einem meiner Freunde, der kürzlich aus Norwegen zurückkam, wäre ein Mißverständniß beinahne übel angerechnet worden. Er stand mit einem norwegischen Offizier, der sich manche Spöttereien über die Dänen erlaubte, an der Hauptwache in Kopenhagen und sah die Wache aufziehen, welche er in seiner Weise kritisirte und über ihre Dressur lachte. Beide sprachen deutsch und endlich äußerte mein Freund: Nun wollen wir einmal sehen, ob sie in Rotten abbrechen können. Bei diesen Worten fuhr ein nebenstehender Herr auf ihn los und sagte mit Heftigkeit, ebenfalls deutsch: Wie können Sie sich unterstehen, diese Soldaten Rotten zu nennen? Hier sind es Männer von Ehre; in Ihrem Vaterlande mögen es Rotten sein, bei uns finden Sie keine Rotten, suchen Sie die Rotten zu Haus, nicht in Dänemark. Es glückte kaum, ihn zu beruhigen.

Daß von solchen einzelnen Fällen nicht auf den Geist des Ganzen geschlossen werden kann, versteht sich von selbst; im Gegentheil ist ein gefälliges Begegnen des Fremden vorwaltend, der seinerseits

ſich nur freundlich über Land und Volk zu äußern hat, um überall wohl aufgenommen zu werden. Aber mir ſelbſt iſt es begegnet, daß eine Dame, die allerdings eine große Patriotin iſt, mir alles Ernſtes ſagte, die däniſche Sprache müſſe für den Deutſchen ſehr große Schwierigkeiten haben, da beide ſo ganz verſchieden ſeien, und nicht die geringſte Aehnlichkeit beſäßen. Ich betheuerte allerdings, daß, wie ich nicht anders wiſſe, Däniſch und Deutſch ſehr eng und nahe verwandt wären, aber obwohl ſie ſelbſt ganz leidlich deutſch ſprach, beſtand ſie darauf, das Däniſche ſei ganz und gar etwas Anderes, und ich bin überzeugt, ſie würde weit eher geneigt geweſen ſein, das Däniſche als eine Abart des Arabiſchen oder Chineſiſchen zu erklären, als dem fatalen Deutſch ſeine Obergewalt einzuräumen.

Der nationale Sinn verbindet alle Dänen und die nationale Frage verknüpft alle Stände, was die politiſche Fortbildung aber betrifft, ſo wären gewiß die meiſten zufrieden, wenn eine conſtitutionelle Verfaſſung mit deren bürgerlichen Rechtsſicherheiten, wie ſie andere Staaten beſitzen, auch in Dänemark eingeführt würde. Nur die Jugend, namentlich die Studenten und ein Theil der Preſſe gehen darüber hinaus, die ſcandinaviſche

Geſellſchaft bildet den Hauptträger dieſer Ideen, und allerdings muß man zugeben, daß in den Provinzialſtänden mit ihrer überwiegenden Vertretung des dritten Standes, in der überwiegenden Zahl der Bauern und des bäuerlichen Eigenthums, wie in der ganzen Richtung des ſcandinaviſchen Nordens die Elemente zu einer freien Volksverfaſſung liegen, die der norwegiſchen ähnlich ſein kann. Allein auch Dänemark hat ſich von den Fehlern einer ſolchen Verfaſſung zu hüten, um nicht etwa dem bloßen Grundbeſitz, der Scholle, die ganze Macht zu überliefern, die Capacitäten aber auszuſchließen und Zuſtände herbeizuführen, welche für dieſen Staat noch weit unhaltbarer, außer Zeit und Verhältniſſen liegend ſein würden, als in dem fernliegenden großen Norwegen.

Um zu einer rein democratiſchen Freiheit zu gelangen, iſt für jetzt jedoch wenig Ausſicht. Der König und ſeine Miniſter betrachten es hier ebenſo wohl als ihre Aufgabe, den Staat als Hemmſchuh zu handhaben, wie dies anderswo der Fall iſt. Weiter in die Zukunft hinausblickend, haben die Dänen auch keine übermäßigen Hoffnungen als Stab und Stütze. Das Haus des Königs iſt vereinſamt; die Königin, Schweſter des Herzogs von

Auguſtenburg, iſt den Intereſſen ihrer Familien ergeben, wie die Dänen ſagen, und darum wenig beliebt in Kopenhagen. Der Erbfolgeſtreit ſpinnt ſeine ſchwarzen Fäden über das ganze Land, er verſchont ſelbſt nicht die einſamen Gemächer der Königsburg, und die kinderloſe Ehe der Herrſcher erſcheint freudloſer unter den Einflüſſen der geſpannten Verhältniſſe, die den Frieden zwiſchen den nächſten Verwandten ſtören. Solche Mißklänge können weder durch die milde Güte und religiöſe Ergebenheit der Königin zur Sühne gelangen, noch vermag es ihr erlauchter Gemahl, durch beruhigende Erklärungen und freundliches Weſen eine Aenderung zu bewirken. Nicht Worte, Thaten verlangt die Zeit, und was dieſe ausſagen iſt nicht geeignet, weder dieſſeit noch jenſeit der Belte großes Vertrauen zu wecken.

Es gehört übrigens mit zu den Familienſcenen in Dänemark, daß von Zeit zu Zeit die Bürgerſchaft oder die Einwohner eines Diſtrikts irgend eine Geſellſchaft, eine Aſſociation, eine zum beſtimmten Zweck vereinte Verſammlung u. ſ. w. dem Könige einen Beſuch in ſeinem Schloſſe macht, um durch Deputation ihm ihre Angelegenheiten vorzutragen, eine Bittſchrift zu überreichen u. ſ. w.

Es iſt dies ein alter Hausgebrauch, der ſein Unbequemes hat, aber nicht beſeitigt werden kann, ohne allgemeine Unzufriedenheit zu erregen. Die Kopenhagener Bürger namentlich rücken ſehr oft auf dieſe Weiſe vor das königliche Schloß und ihre Bitten um Gehör haben gewiſſermaßen etwas von dem Bettler an ſich, der mit dem Degen in der Hand um eine milde Gabe flehte, denn dieſe Bürgerſchaft gehört der einzigen bedeutenden Stadt, dem Kern und Hort des Reichs an, ſie hat daher einen gerechten Stolz, ein Gefühl ihrer Kraft und Würde, das man gewiß nicht ohne Noth beleidigen mag. Die Leutſeligkeit des Königs, der weder vorwärts noch geradezu rückwärts möchte, iſt bekannt, aber die Kopenhagener ſind nicht dadurch verſöhnt. Sie tadeln vieles, tadeln namentlich, daß keine Beſchränkungen in dem theuern Hofhalt des Monarchen ſtattfinden, faſt mehr noch, als daß ſein Regierungsſyſtem kein volksthümliches iſt. Bei dem Haſſe, den man hier gegen Rußland trägt, als den unerbittlichſten Feind aller und jeder Volksfreiheit, mußte es tief empfunden werden, daß der dereinſtige Thronerbe Dänemarks eine ruſſiſche Großfürſtin heirathete. Zwar hat der Tod dieſe Ehe gelöſt, aber der Gedanke: ſie wurde geſchloſſen um

dem wankenden Absolutismus am Sunde eine neue Stütze an der Newa zu sichern, ist damit nicht vernichtet worden. Ein bitteres Gefühl kommt über die Dänen, wenn sie bedenken, daß eben jener Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, der Erbe der dänischen Krone und der Kurfürstlichen von Hessen-Cassel, ein so entschiedener Gegner aller verfassungsmäßigen Volksrechte sein soll, daß er, wie auch sein Vater der Landgraf Wilhelm, bisher sich weigerte die bestehende Verfassung Kurhessens anzuerkennen, die doch eben nicht allzu beschränkend für den Regenten ist, wie man sich praktisch überzeugen kann.

Die patriotische Partei hat sich neuerlich daher um so lebhafter dem Kronprinzen zugewendet, der als ächter Däne von den Organen der öffentlichen Meinung gepriesen wird. In wie weit der Kronprinz geneigt sein mag, die Verfassungswünsche der liberalen Partei zu erfüllen, muß die Zukunft offenbaren, soviel aber versichern die Dänen bestimmt, daß unfehlbar seine Thronbesteigung von einer energischen Erklärung begleitet sein wird, welche Schleswig-Holstein zu incorporirten Provinzen stempelt, und um diesen Preis lassen sich die Dänen selbst das Königsgesetz noch auf einige Zeit gefallen. Der Kronprinz soll ein Mann von heißem Blut und

heftigen Leidenſchaften ſein. Seine zweite Gemahlin, die Prinzeſſin von Mecklenburg, iſt nach Strelitz zurückgekehrt und wird, wie man ſagt, nicht wieder kommen. So bliebe es denn übrig, auch dieſe Ehe zu trennen, und vielleicht zum drittenmale zu einem Bündniß zu ſchreiten, welches der älteren Linie des Königshauſes einen männlichen Erben geben könnte. Die Dänen wünſchen dies ſehr, denn in dieſem Falle wäre der ganze Schleswig-Holſteinſche Streit beendet, jedenfalls aber rechnen ſie darauf, daß der Prinz ſich als Däne zeigen, den Spuk in den Herzogthümern beenden und, wie man mich verſicherte, ſich wenig darum kümmern wird, wie die Diplomatie in Noten und Denkſchriften darüber urtheilt, oder was etwa gar der ſchwerfällige deutſche Bund meint, den man hier überhaupt mit großer Geringſchätzung behandelt. Die einzige unter den Großmächten, der man nicht recht traut, iſt Preußen; denn es iſt nicht ganz unbekannt auch in Kopenhagen geblieben, daß man in Berlin mit Entſchiedenheit alle Verſuche zurückgewieſen hat, die von dem däniſchen Kabinet gemacht wurden, um über die Schleswig-Holſteinſche Frage eine Zuſtimmung zu erhalten. Der König von Preußen legte das Gewicht ſeiner Meinung dabei ein, die

im deutſchen Sinne lautete, lehnte die verlockenden Anerbietungen, den Sundzoll dafür nach Preußens Wünſchen zu capitaliſiren, durchaus ab, und konnte nur zu einem Beſuch in Kopenhagen, den man dort dringend wünſchte, unter der Bedingung bewogen werden, daß in keinem Falle von Schleswig-Holſtein die Rede ſei, was denn auch verſprochen und gehalten werden mußte. In Kopenhagen war man deßhalb auch gar nicht gut auf Preußens Beherrſcher zu ſprechen, der von dem Corſaren wenig geſchont wurde, während die politiſche Preſſe dieſe Zuſammenkunft beider Könige einer gereizten Kritik unterwarf. Man ſagte mir auch ganz offen, daß es Dänemark ſehr angenehm wäre zu ſehen, wie in Deutſchland überhaupt Zwiſt und Unmuth die Völker und die Regierungen trennte, und namentlich in Preußen ein Kampf in Staat, Kirche, Wiſſenſchaft und Leben immer heftiger hervortrete, der auflöſend und zerſtörend, wie er ſei, den König hindern werde, ſich mit anderen Angelegenheiten, als mit den denen ſeiner eigenen unzufriedenen Unterthanen zu beſchäftigen; was endlich aber das deutſche Volk und deſſen Sympathien für Schleswig-Holſtein betrifft, ſo half man ſich in der Weiſe, wie ich ſchon früher angegeben. Man erklärte die-

ſen Antheil allein durch die Lügen und Verleumdungen der Schleswig-Holſteiner hervorgerufen und fand die Aufregung der guten Deutſchen um ſo lächerlicher, weil ſie tauſend Gelegenheiten hätten ſich um Dinge zu kümmern, die ihnen näher lägen.

Und während man ſo auf Eroberung und Incorporation zielt und da meint, man dürfe nur Muth zur That haben, ſo könne der Erfolg gar nicht fehlen, denn das deutſche Volk ſei ein zerſtücktes, ohne Kraft und Willen, gänzlich abhängig und bevormundet, hat man den ſchwankenden Monarchen vielleicht wirklich nahe an einen gewagten Schritt geführt. Der einflußreichſte Mann in Dänemark und eigentliche Leiter des Staats ſeit vielen Jahren iſt der vier und achtzigjährige Präſident der däniſchen Kanzlei, Juſtizminiſter von Stemann, ein Mann deſſen Wirkſamkeit durch drei Regierungen ſich fortſetzt und deſſen Staatskunſt dem Verlangen der Gegenwart, welche er, wie alle hochbetagten Staatsmänner, nicht mehr begreift, diametral entgegengeſetzt iſt. Neben ihm ſteht der Finanzminiſter Graf Moltke, der mehr das ariſtokratiſche Element repräſentirt, und auf den König perſönlich einen bedeutenden Einfluß haben ſoll, den jedoch der Kabinetsſecretär von Tilliſch im höheren

Maße ausübt. Die beiden talentvollſten Miniſter ſind jedenfalls wohl der General-Prokurator, Miniſter Oerſted und der Miniſter des Auswärtigen Graf Reventlow-Criminil.

Graf Reventlow-Criminil iſt ein deutſcher, in Schleswig begüterter Edelmann und ſchon um deſſentwegen den Ultradänen nicht angenehm, die es häufig genug hervorgehoben haben, daß der holſteinſche Adel ſeit Jahrhunderten in den auswärtigen Angelegenheiten die erſten Stellen bekleidet und ſo die fehlerhafte Politik verſchuldet habe, die Dänemark ins Verderben führte. Sogar die Bernſtorffs entgehen ſolchen Urtheilen nicht, gegen den Grafen Reventlow-Criminil iſt die Oppoſition aber um ſo bitterer, weil man weiß, daß er die däniſche Incorporationsbegier nicht billigt. So hat auch Herr Oerſted, der Bruder des berühmten Phyſikers, ein Mann der, aus dem Volke hervorgegangen, durch ſein Talent alle Staffeln des Staatsdienſtes erſtieg, bis vor wenigen Jahren gedacht und geſprochen, allein wir haben geſehen, wie anders dieſer Miniſter in Rothſchild ſich benahm, und ſeit dieſer Zeit iſt es beim Schwanken geblieben, bis jetzt die Gerüchte immer bedrohlicher werden, daß wirklich eine Declaration von Seiten des Königs

veröffentlicht werden ſolle, die Schleswig zur däniſchen Provinz macht. Wäre dies der Fall, ſo muß der Einfluß der nationalen Partei ein überwältigender geworden ſein, und bald genug wird der Jubelruf der Dänen zu uns dringen; allein noch immer muß man daran zweifeln. Abgeſehen davon, daß die erſt kürzlich in Kiel gegebene Erklärung des Königs damit vernichtet ſein würde, ſo wäre es ein gänzlicher Umſturz des bisher verfolgten Syſtems. Der Würfel wäre gefallen und eine Zukunft, deren finſteren Hintergrund Niemand kennt, öffnete ſich vor dem Ruhe und Frieden liebenden Monarchen.

Man darf nicht hoffen, daß ſich die Schleswiger geduldig einem vernichtenden Urtheil unterwerfen, welches in ſeinem Gefolge nur Gewalt, Befehl, Strenge und Strafen führen kann, um den Gehorſam zu erzwingen. Aber das Alles paßt durchaus nicht zu dem bisherigen Laviren zwiſchen den Klippen. Iſt eine Declaration erfolgt, dann erſt wird ſich die ganze Stärke der mächtigen liberalen Partei auf ſtaatliche Umwandlungen richten, und wer das Eine gewollt hat, muß das Andere wollen. Der ſtrenge Monarchismus kann ſich nicht länger gegen die andrängenden Zeitideen behaupten,

er hat den letzten Wall selbst vernichtet, der ihm Schutz gewährte. Es wäre thöricht zu hoffen, daß er beschränkende Preßgesetze, die jetzigen Provinzialstände mit berathenden Stimmen, die jetzigen Zustände überhaupt länger in Kraft halten könnte. Eine neue Zeit bricht dann für Dänemark ohne Zweifel an, der die gebildeten Mittelstände sehnsüchtig entgegenharren.

In diesen gebildeten Mittelständen liegt aber, wie in allen Ländern, so auch hier die größte Kraft des Volkes; die Intelligenz, das Talent, der Wille und die Macht der Entwickelungen. Der gelehrte Stand, die Richter, die Advokaten, die Kaufleute und strebsamen Bürger, ein großer Theil der Beamten, ein Theil der Offiziere sind aus seinen Söhnen und Angehörigen zusammengesetzt, und in ihnen ruht der Geist der öffentlichen Meinung. Es ist eine achtbare Masse, die dem Fortschritt ergeben, den Bauernstand zu sich heranreifen läßt und in eigener Urtheilsfähigkeit weiter schreitet.

Das Leben der Mittelstände in Dänemark ist ein durchaus häusliches, schönes Familienleben. Es giebt in Kopenhagen wenige Wein- und Kaffehäuser, und man besucht sie nur, um die Zeitungen zu lesen, Freunde zu finden und mit ihnen zu plaudern,

auf kurze Zeit. Daß ſich, wie bei uns, viele Leute täglich ſtundenlang in Bier- und Weinſtuben zuſammendrängen, blos um zu trinken, ihre Abende dort hinbringen und ſpät erſt zu ihren Familien heimkehren, iſt, wie ich glaube, hier nicht Sitte. Die Familien bilden ſich mehr ihre kleinen Kreiſe, und im Sommer iſt es allgemein üblich die Sonntage aufs Land hinauszuziehen, im Grünen zu ſein, wie man in Kopenhagen ſagt. Früher war der Thiergarten der Sammelplatz für alle Stände, und ich habe in meinen Skizzen aus dem Norden den großen Jahrmarkt beſchrieben, der in den beiden letzten Sommermonaten dort ſtatt findet. Dies Thiergartenfeſt iſt aber neuerdings heruntergekommen, denn die Kultur die alle Welt beleckt, hat auch hier nicht ermangelt einem Theil der höheren Stände einzubilden, die Thiergartenluſt ſei zu gemein für ſie, ſie ſei für das ordinäre Volk gemacht, roh und abgeſchmackt. Man erfand raffinirtere Beluſtigungen, und hat nun dicht an einem der Thore der Stadt vor zwei Jahren einen großen Vergnügungsort unter dem Namen Tivoli angelegt, der wirklich alles enthält, was eine Hauptſtadt an Unterhaltung und Beluſtigung bieten kann. Hier findet man Theater, Concert, Kunſtreiter, Kaffe-

häuſer, Reſtaurationen, ruſſiſche Schaukeln, Rutſchbahnen, Muſikchöre, Drehorgeln, Kraftmeſſer, Illumination, Feuerwerke, einen Bazar u. ſ. w. Man findet alte Bäume in deren Schatten man ausruhen kann, findet hübſche Gartenanlagen und Lauben, kann ſogar eine Waſſerfahrt auf dem Feſtungsgraben machen, endlich iſt eine Inſel geſchickt benutzt zu einem beſonderen Kaffehauſe und Anlagen mit einer hübſchen Ausſicht auf das bunte glänzende Treiben des Ganzen. Dieſen großartigen Vergnügungsgarten verdankt Kopenhagen einem Literaten, dem Herrn Karſtenſen, einen ungemein talentvollen Mann um ſolche Aufgaben zu löſen. Der König ſchenkte den Platz dazu, eine Geſellſchaft von Actionären brachte die Geldmittel auf, und die Vergnügungsluſt der Kopenhagener that das Uebrige. Die Actien des Tivoli ſind, wie alle Actien, Gegenſtände der Speculation geworden. Man hat ſie auf ihren doppelten Nominalwerth getrieben, von dem ſie natürlich wieder herabſanken, als der erſte Reiz des Neuen vorüber war. Aber noch iſt Tivoli ein ſehr beſuchter Vergnügungsort für alle Stände, und da der Eintrittspreis nur ungefähr zwei Groſchen beträgt, wofür Concert und Feuerwerk gegeben wird, ſo ſtrömt hier auch das eigent-

liche Volk hin. Dies Tivoli iſt daher keineswegs ein Schauplatz blos der excluſiven Klaſſen.

Als ich an ſeinem letzten Eröffnungstage im Spätherbſte es diesmal beſuchte, war das Wetter ſtürmiſch und kalt, dennoch aber waren mehre tauſend Menſchen hier verſammelt, die bis ſpät Abends blieben, wo das Feuerwerk abgebrannt wurde, ja bis gegen Mitternacht, wo ein venetianiſcher Maskenzug das Feſt und die Saiſon beendete. Die Concertſäle, die Kaffehäuſer, die Reſtaurationen, Theater und Circus waren dicht gefüllt, und alle dieſe Säle, Tempel und Hallen, von Holz und Leinwand aufgebaut, bunt bemalt, leicht und luftig, aber zierlich und geſchmackvoll, zeigten ſich, wie der Garten ſelbſt, von zahlloſen farbigen Lampen und Ballons erleuchtet. Es hatte etwas Feenhaftes, dieſen glänzenden großen Raum, der dem Süden anzugehören ſchien, unter dem Druck des nordiſchen Himmels zu erblicken. Und dieſe wogende, ſchwarze Menſchenmaſſe mit ihrem Ernſt und ihrem Schweigen, wie paßte ſie zu dem angekündigten italieniſchen Feſte? Dieſe Stille hat wirklich etwas Eigenthümliches. Im Umgange mit Wenigen bemerkt man ſie nicht; man wird vertraut, das Geſpräch belebt ſich, man findet Herzlichkeit und Munterkeit, aber

bei ſolchen Verſammlungen tritt das Unheimliche des Nordens bezeichnend hervor, und ich begreife faſt, wie man uns geſchwätzig und lebhaft finden kann.

Daß aber dieſer nordiſche Ernſt nicht eben groſſen Einfluß auf die Moralität hat, beweiſen, beiläufig geſagt, die Geburtsregiſter. Die Zahl der unehelich gebornen Kinder iſt in Kopenhagen beinahe ſo groß, wie in Stockholm, und während in Seeland ſich das Verhältniß wie 10 zu 1 und in den Herzogthümern wie 11 zu 1 ſtellt, kommen hier auf 2 eheliche Geburten 1 uneheliche. In Berlin iſt das Verhältniß wie 6 zu 1. Man darf auf ſtatiſtiſche Zahlen allerdings keinen zu großen Werth legen, weil eigenthümliche Gewohnheiten, Sitten und beſondere Umſtände dieſe oft bedingen, aber auffallend iſt es doch, daß gerade die beiden nordiſchen Hauptſtädte ein ſo ungewöhnliches Mißverhältniß der ehelichen und unehelichen Geburten zeigen, was über die Umgangsverhältniſſe der unteren Klaſſen und ihr Moralitätsbewußtſein allerdings keine vortheilhaften Begriffe erweckt.

Der lange Winter und der häufige Genuß geiſtiger Getränke ſind zwei Uebel, die mächtig auf Sitte und Volkscharakter einwirken und zu manchen

böſen Folgen führen. Im Winter iſt der Inſelſtaat von allen Verbindungen mit den Nachbarn abgeſchnitten, Kopenhagen gänzlich leer von Fremden und Beſuchenden. Das muß auf den Wohlſtand, auf die Entwickelung der Induſtrie, auf Handel und Gewerbe, auf alle Lebensverhältniſſe und Thätigkeiten einen beſtimmenden und lähmenden Einfluß ausüben. Die Menſchen, beſchränkt auf ſich ſelbſt, ſuchen Geſelligkeit, Vergnügen und Luſt und ſind auf enge Grenzen gewieſen. Man kann hier, wie ein Schriftſteller ſagt, ſtundenlang über die geringfügigſten Kleinigkeiten ſprechen, und namentlich ſind die Damen ſtark darin. Das faſt einzige allgemeine Vergnügen iſt das Theater. Die Bühne bildet den Glanzpunkt aller Unterhaltung, ſie erweckt ein nationales Intereſſe, was allerdings ſehr lobenswerth iſt, aber jedenfalls auch überſchätzt werden kann. Es giebt in Kopenhagen mehre vortreffliche Schauſpieler und Schauſpielerinnen, unter denen Frau Heiberg, die Gattin des bekannten Dichters und Profeſſors, den bedeutendſten Platz einnimmt. Man rühmt es, daß die erſten Bühnenkünſtler nicht allein in allen Kreiſen hochgeachtet und ausgezeichnet werden, ſondern daß ſie auch durch Bildung und Kenntniſſe ſich auszeichnen,

einige von ihnen Offiziere waren, andere gelehrte Studien gemacht haben. Dazu kommt, daß eine bedeutsame dramatische Literatur mit diesem Bühnentalent der Dänen sich verbindet, das ihnen zugesprochen werden muß, denn auch die wandernden Truppen im Lande und in Norwegen sind fast ohne Ausnahme aus Dänen zusammengesetzt. Wie viel Oehlenschläger für die Bühne geleistet hat, wissen wir Alle, unter den Neuern sind Jegemann, Andersen und Herz auch bei uns bekannt geworden; der Lieblingsdichter des dänischen Volks ist und bleibt aber Holberg und selten wird ein Platz leer sein, wenn die Wochenstube, der politische Zinngießer, oder irgend ein anderes Lustspiel dieses berühmten Dichters gegeben wird. Aber es darf auch nicht einer der starken, beißenden Ausdrücke fortbleiben, an denen Holbergs Komik so reich ist; keine Aenderung beliebt werden, kein Witz fehlen und wäre er von der derbsten Art des vorigen Jahrhunderts. Den Holberg können die meisten Dänen auswendig, sobald daher irgend etwas bei der Darstellung eines seiner Stücke fehlt, erfolgt sofort ein entsetzlicher Lärm der Zuschauer so lange, bis das was man nach unserem Begriff vielleicht für eine Zote erklären könnte, wieder seine historische Rechts-

gültigkeit empfängt. Dieſer Zug mag mit zur Charakteriſtik der Dänen ſelbſt für ihre jetzigen Zuſtände dienen. Alles Nationale feſt umſchließend und mit Innigkeit daran hängend, liebt das Volk noch immer die handfeſten Späße ſeines Dichters und läßt ſich vom verfeinerten Geſchmack nichts davon entreißen, mag man das auch Rohheit nennen, und keuſche Ohren oder Augen ſich davon abwenden. Holberg gilt allen Dänen als der größte Dichter aller Zeiten und Völker, und wenigſtens iſt er gewiß Einer der vorzüglichſten, der für Dänemark von ungemein hoher Wichtigkeit geweſen iſt, denn er ſchuf die däniſche Luſtſpielbühne und gab ihr die die franzöſiſche Leichtigkeit und Beweglichkeit; dieſe originelle draſtiſche Kraft der Charaktere, welche man allein in der alt franzöſiſchen Komik wiederfindet. — Die patriotiſche Partei, welche jetzt das däniſche Nationalgefühl vor allen Dingen erheben will, muß natürlich das vaterländiſche Luſtſpiel und Holberg in ſeinen Kreis ziehen, aber gewiß ſieht ſie es nicht gern, daß auch ſehr viele Ueberſetzungen deutſcher Stücke auf die däniſche Bühne kommen; denn wenn wir auch kein eigentliches deutſches Luſtſpiel beſitzen, ſo haben wir doch auch außer

Leſſing, Schiller und Göthe eine ſo große Menge anſprechender dramatiſcher Erzeugniſſe, daß, trotz alles Sträubens, auch hierin die Dänen wieder zumeiſt von uns entnehmen und verarbeiten müſſen, was deutſches Talent ihnen zuführt. Mögen wir dagegen gern bekennen, daß ihre reiche Literatur auch uns ſo manches Schätzbare ſchon gegeben, und in welchem gerechten Anſehn nicht allein früher Holbergs Werke in Deutſchland ſtanden, ſondern wie noch jetzt Oehlenſchläger und Anderſen bei uns geſchätzt werden. Zu bewundern iſt es, daß bei der politiſchen Erregung im Lande und bei dem Drang nach Fortſchritt und Freiheit in Preſſe und Volk, die dramatiſche Literatur eben ſo wenig eine politiſche Richtung genommen hat, wie der Roman, die Novelle oder das Lied. In Deutſchland iſt dies, wie wir Alle wiſſen, längſt der Fall geweſen. Wie viele Dichter haben wir, die in Folge ihrer Lieder und Schriften entweder im Kerker büßten, oder ſich aus dem Vaterlande verbannten. Wie oft ſchon haben ſich im Roman und Novelle die politiſchen Zerwürfniſſe geſpiegelt, und nicht allein die Liberalen verſuchten damit ihre Gedanken und Meinungen, in Geſtalten und Charaktere verkörpert, unter das Volk zu bringen,

auch ihre Gegner wählten dieſe Form, den alten Steffens an der Spitze, der, unähnlich ſeinen ſtolzen freien Landsleuten in Norwegen, in Frömmelei und Beamtendemuth verkümmert war.

So haben es auch unſere jüngeren Dramatiker längſt als Hauptaufgabe erkannt, alle Conflikte in der Geſellſchaft, im Staate und in der Kirche, auf der Bühne dem Volke vorzuführen, und kaum giebt es ein neues Stück in welchem nicht wenigſtens einige Anſpielungen auf das was uns drückt, eingewebt wäre. In Dänemark ſcheint man noch nicht dahin gelangt zu ſein, und bei der Kleinheit des Landes, bei der einzigen großen Bühne, die das Volk hat, und welche obenein unter Leitung einer königlichen Intendanz ſteht, hat dies freilich auch mehr Schwierigkeiten, als bei uns, wo eine Reihe großer Bühnen und viele kleine der Dramatik ein ganz anderes Feld bieten, das bei aller Cenſur und Polizeiaufſicht doch vom böſen Unkraut nicht frei gehalten werden kann.

In Muſik und Malerei haben die Dänen bisher nicht viel geleiſtet, allein junge Talente regen ſich auch darin, und jedenfalls iſt es wahr, daß ein rüſtiges Streben ſich mit ihrem lebhaften Gefühl verbindet, das Vaterland groß und geehrt zu ſehen.

XIX. Kapitel.

Der Sundzoll. — Die Oſtſeeküſte. — Schluß. —

Zu einem Beſuche in Kopenhagen iſt uns Berlinern ſeit dem Jahre 1845 eine bequeme Gelegenheit gegeben; weil erſt ſeit dieſer Zeit eine directe gute Verbindung Kopenhagens mit Stettin durch Staatsconvention in's Leben getreten iſt. Bis dahin mußte, wer nach Kopenhagen wollte, erſt von Stralſund nach Yſtad in Schweden fahren, jetzt aber macht das däniſche Marinedampfboot, der Geiſer, den Weg geradeaus bis nach Stettin in 18 Stunden. Im Ganzen braucht man wenig mehr als 24 Stunden, um von Berlin nach Kopenhagen verſetzt zu ſein, wozu ich nochmals Jeden ermuntern will, als zu einem kleinen Sommerausflug, der ihn gewiß nicht gereuen wird. Daß die directe Verbindung nur durch ein Schiff unterhalten wird, das wöchentlich eine Reiſe macht, die obenein erſt jetzt eingerichtet wurde,

zeigt wie gering noch immer die Verbindungen der Oſtſeeländer unter ſich ſind. Allein dieſer Wechſelverkehr wird ſicher immer mehr wachſen; gefördert könnte er ohne Zweifel werden, wenn die Ueberfahrt billig und häufiger gemacht würde. Der Zug des Handels geht allerdings nicht nach Stettin, ſondern nach Kiel, und von dort nach Hamburg; dorthin fahren und reiſen auch die meiſten Dänen, wenn ſie nach Deutſchland wollen; würde jedoch der Preis der Ueberfahrt nach Stettin, der 10 Thaler beträgt, was für ungefähr 30 Meilen viel zu hoch iſt, auf die Hälfte ermäßigt, und ſtellte man von Seiten Preußens ein zweites Schiff für dieſe Fahrt an, ſo würde nicht allein die Zahl der Reiſenden ſich beträchtlich vermehren, und damit der materielle Gewinn größer ſein, ſondern auch der Staat, in anderer Weiſe, durch Bildung von Seeofficieren und Seeleuten, durch Schiff- und Maſchinenbau, durch Belebung gewerblicher Thätigkeit und Geſchicklichkeit weit mehr Vortheil erndten, als was er vielleicht, wenigſtens in den erſten Jahren, an Geld opfert.

Aber wir haben es bis jetzt nur in der Oſtſee zu dem kleinen Dampfer „Königin Eliſabeth" gebracht, der nach Yſtad fährt, und weder nach

Kopenhagen noch nach Stockholm oder Petersburg steuert ein preußisches Schiff, weil die fiscalischen Interessen noch immer zu sehr die nationalen überwiegen.

Wenn man warten will, bis sich die absolute Nothwendigkeit eines zweiten Schiffs nach Kopenhagen zeigt, so wird man freilich lange warten können. Man muß dazu anregen, die Nothwendigkeit voraussetzen, eine staatsmännische Speculation machen, welche andere Früchte im Sinne hat, als die gewöhnlichen ökonomischen, welche den kleinen Kaufmann reizen.

Der Geiser, das dänische Staatsschiff, ist ein vortrefflich eingerichtetes, schnelles und starkes Fahrzeug, von 160 Pferdekraft, das eine Anzahl Matrosen und zwei Officiere der Marine den ganzen Sommer über beschäftigt. Seine Maschinen sind englische Arbeit, aber das Schiff ist auf dem Holm gebaut und ausgerüstet. Warum kann man dies nicht auch bei uns, während bis jetzt die Seehandlung selbst ihre Flußdampfer auf Havel und Elbe, ganz und gar in England bauen und sich fertig zusenden läßt?

Es stürmte heftig, als ich nach einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen die Rückreise mit dem

Geiser machte, der sich lange Zeit vergebens bemühte, aus der Zollbrücke zu entkommen. Die Gewalt des Windes drückte das mächtige Schiff am Bollwerk fest, als aber endlich das Freie gewonnen war, ging es kühn ins Meer hinaus, während ein halbes Dutzend kleinerer Dampfschiffe, die nach den Inseln und nach Schweden hinüber fahren, für heut zu Haus blieben. Vor der Drei-Kronenbatterie und weit hinen in den Sund ankerten eine Menge Kauffahrer, besseres Wetter erwartend, um in die Ostsee einzulaufen; andere eilten mit gereften Segeln der Zollstätte in Helsingör zu, wo sie trotz des günstigen Windes den Anker fallen lassen müssen, um den Tribut zu zahlen, der hier von den Dänen allen Nationen abgepreßt wird, und dies ist die zweite große Anklage über schreiendes Unrecht, welche wir Deutsche gegen unsere Nachbarn erheben, denn vornehmlich uns zum Schimpf und Schaden besteht dieser Raubzoll, der ein schmähliches Denkmal der Gewaltthätigkeit und Willkür, ein Denkmal jener so oft gepriesenen schönen Zeit des Mittelalters ist, nach welchem unsere modernen Romantiker so oft seufzen und an deren Wiederkehr sie arbeiten. Aber, wie die Dänen von Schleswig-Holstein behaupten, daß es ihr

wohlerworbenes Eigenthum sei, so behaupten sie auch vom Sundzoll, dieser komme ihnen von Gott und Rechtswegen zu, sei ihnen verbürgt durch Pakte und Verträge auf ewige Zeiten und durch den Verlust Norwegens doppelt heilig verpfändet; als ob die fehlerhafte Politik ihrer Regierung und deren Verbindung mit dem Feind Europa's, mit Napoleon, und endlich das Loos der Waffen diese Verluste nicht hinreichend verschuldet und gerechtfertigt hätten.

So sind die Dänen aber. Eben so unmöglich es ist, sie von der Rechtslosigkeit ihrer Ansprüche auf die deutschen Herzogthümer zu überzeugen, ist auch jedes Wort in den Wind geredet, das den Sundzoll ansicht und dessen Weiterbestehen in Frage stellt. Es ist allerdings richtig, daß Dänemark einen jährlichen großen Gewinn von dem Sundzoll und den Beltzöllen zieht, der durchschnittlich auf 2 Millionen Thaler jetzt anzunehmen ist; überdies erhebt es hohe Leuchtsteuer und Bakengelder, Sporteln und Gefälle, endlich zieht Helsingör reichen Gewinn durch die Tausende von Schiffen, welche dort gezwungen ankern müssen, ehe sie abgefertigt werden, wie durch die belästigenden Einrichtungen der Zollerhebung selbst; allein wenn die Dänen sagen, diese

Sundzolleinnahme diene nur dazu, die Zinsen ihrer Staatsschuld zu entrichten, was sie nicht könnten und nicht würden, sobald diese Steuer wegfiele, so ist dies ein wahrhaft empörend leichtsinniges Gerede, das Niemanden täuschen kann und zu Dänemarks eigener Ehre nicht geglaubt werden darf. Die Schulden des Staates auf Kosten des Handels anderer Völker zu bezahlen, mag freilich das bequemste Mittel sein; wenn die ungerechte Last aber nicht mehr von diesen getragen sein will, wird man jedenfalls andere Wege einschlagen und um so eher an ein System der Sparsamkeit und passender Aenderungen denken müssen, den Gläubigern gerecht zu werden.

Ein Buch über den Sundzoll, das in Berlin im vorigen Jahr von Dr. Scherer erschien, hat in Dänemark viel Aufsehen erregt und hätte mehr noch in Deutschland bewirken müssen. Diese Schrift liefert die ausführlichsten Belege über den Zoll, welchen Schaden er über uns bringt, sowie über die Willkür, mit der die Dänen die Tarifsätze gesteigert und wie sie diese handhaben. — Hervorgegangen aus den ältesten Zeiten der Wikinger und Seeräuber, als ein Lösegeld der Kaufleute, oder als ein Ge-

leitsgeld, führt Herr Scherer die Verse der Frithjofssage:

„Wenn der Krämer sich naht, so beschütze sein Schiff, doch den Zoll dir der Schwache bezahl',
„Du bist König der See, er ist Sclav' des Gewinns, und sein Gold ist nicht mehr, als dein Stahl" —

als auf den Sundzoll deutend an.

Eine urkundliche Sundzollerhebung der Dänen kommt jedoch erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor, und so lange Dänemark auch Schonen und die schwedischen Küstenprovinzen besaß, strömte wenigstens der Meeresarm ganz von seinem Gebiet umflossen dahin. Hundertjährige Kämpfe führte die Hansa und nach ihr Schweden um die Zollfreiheit; bald mit Glück sich frei machend, bald wieder zur Nachgiebigkeit gezwungen, und nur durch die Schlauheit der dänischen Politik, die andere Völker, namentlich die Holländer ins Spiel zog, gelang es immer wieder den Sundzoll zu behaupten; denn in damaliger Zeit handelte es sich nicht bei diesen Kämpfen um eine allgemeine Befreiung, sondern Jeder sorgte für sich, und wenn die Hansa, oder Schweden, Dänemark erobert hätten, würden sie jedenfalls den Zoll ebenfalls erhoben und andere Völker weiter damit belastet haben.

Zuerſt war der Sundzoll nicht hoch, ein beſtimmter Tarif nicht vorhanden, ſondern eine gewiſſe Anzahl von Roſenobel wurde für jedes Fahrzeug ohne Unterſuchung ſeiner Ladung erlegt. Dann beſteuerte man Salz und Wein beſonders und nahm von den Waaren im Allgemeinen 1 Procent vom Werth. Chriſtian III. erhöhte den Zoll, ſeit 1548, und machte einen Unterſchied zwiſchen privilegirten und nicht priviligirten Völkern. Die ſechs wendiſchen Hanſeſtädte Lübeck, Hamburg, Roſtock, Stralſund, Wismar und Lüneburg hatten jedoch vollſtändige Zollfreiheit, bis zum Odenſeeiſchen Vertrag 1558, wo ſie von ihren alten Rechten manches aufgeben und mancherlei Güter verzollen mußten.

Dies war der Anfang einer Reihe von Beeinträchtigungen der deutſchen Handelsſtädte. Der Stadt Stettin und der pommerſchen Städte nahm ſich Schweden an, als ſie zu dieſem Reich gehörten. Ihre alten Freibriefe wurden in den verſchiedenen Friedensſchlüſſen kräftig geltend gemacht; allein Dänemark gab immer nur auf eine Zeitlang nach, wenn es beſiegt und hart bedrängt war. Sobald ſich irgend die Wetterwolken verzogen hatten, begann es ſeine Bedrückungen von neuem und dehnte ſie ſtets weiter aus, denn der Sundzoll

war ein Hauptquell für die Verschwendungen der dänischen Könige, er floß in ihre Chatoulle, und namentlich unter der Regierung Christians IV. wurde die Plage empörend willkürlich und hart, so daß sie eine Hauptursache des schwedischen Kriegs wurde, der die schmählichsten Niederlagen der Dänen herbeiführte. Auch die Holländer erschienen mit einer Flotte vor Kopenhagen und im Frieden zu Brömsebro, 13. August 1645, errang Schweden die völlige Zollfreiheit, Holland dagegen zu Christianopel einen Vertrag, der die Zölle wenigstens sehr ermäßigte. Seit dieser Zeit gingen auch für Dänemark die schwedischen Ufer des Sundes verloren; Halland, Bleckingen und Schonen mußte abgetreten werden, und so wurde der Sundzoll noch weit mehr, als bisher, ein bloßer Raubzoll, denn selbst das hoheitliche Herrschaftsrecht über einen sogenannten dänischen Kanal war nun nicht mehr zu behaupten.

Auf den Vertrag und Tarif von Christianopel begründeten aber die Dänen bald neue Willkürlichkeiten und drückende Zollsätze für alle Waaren, die darin nicht ausdrücklich genannt waren. So ließ auch Christian IV. plötzlich alle Leuchtfeuer und Seebaken fortnehmen, weil man im Vertrag die

Erhaltung derſelben nicht ausdrücklich zur Pflicht gemacht hatte, und nur nach Bewilligung einer neuen Abgabe wurden ſie wieder hergeſtellt. Nun folgten im Laufe der Zeit andere Verträge, mit Frankreich 1645, mit Großbrittanien 1670, immer aber diente der Vertrag und Tarif von Chriſtianopel dabei als Grundlage. Mit den Niederlanden ward 1701 ein abermaliger Traktat geſchloſſen, in welchem feſtgeſetzt wurde, daß die im Tarif von Chriſtianopel nicht genannten Waaren 1 Procent vom Werthe zahlen ſollten, den ſie am Urſprungsorte beſäßen.

Den Niederländern verſchuldet man die Einführung des Sundzolls in das europäiſche Staats- und Völkerrecht, denn auf die mit ihnen abgeſchloſſenen Verträge ſtützte Dänemark alle ſeine Forderungen. Im Jahr 1720 verlor Schweden die Zollfreiheit wieder und hat ſich durch den Vertrag von Jönköping 1809, wie im Frieden zu Kiel 1814 darin gefügt, den Zoll zu zahlen, daſſelbe haben auch alle andern europäiſchen Staaten gethan und der Wiener Congreß hat nichts darin geändert. Im Jahr 1818 am 17. Juni ſchloß Preußen einen Vertrag auf 20 Jahre, nach welchem die preußiſchen Schiffe denen der meiſt begünſtigten Nationen gleich-

gestellt, die Waaren nach dem Tarif von Ehristianopel behandelt, und von den darin nicht benannten 1 Procent vom Werth bezahlt werden sollte. In einer geheimen Declaration wurde für die beiden pommerschen Städte Kolberg und Kamin Sundfreiheit ausbedungen, wenn Schiff und Ladung Eigenthum der dort ansäßigen Kaufleute sei; aber sehr bald hatte Preußen über die Nichterfüllung des Vertrages zu klagen. Man brach die Artikel desselben zwar nicht gewaltsam, aber man deutete sie nach Belieben, und dies ist ein altes Kunststück, das in Helsingör immer angewandt worden ist. Der Tarif wurde nicht beachtet, man erhöhte ihn ganz willkürlich und schon im Jahre 1827 überreichte der Stettiner Handelsstand der preußischen Regierung eine Denkschrift, in welcher 106 Artikel angeführt waren, die zu hoch besteuert wurden. Die an Dänemark gestellten Beschwerden hatten keinen Erfolg, und um nichts besser ging es 1835, wo abermalige Reclamationen eintraten. Im Jahr 1838 lief der Tractat ab. Preußen sandte einen Kommissär nach Kopenhagen, um Unterhandlungen einzuleiten. Man kam überein stillschweigend den Vertrag von 1818 fortbestehen zu lassen, bis ein neuer Vertrag abgeschlossen sei, aber

dies war das beſte Mittel die Unterhandlungen endlos zu verlängern. Die billigſten Vorſtellungen wurden von Dänemark abgewieſen, die Bedrückungen und Willkührlichkeiten dagegen fortgeſetzt, bis man endlich erklärte, man werde ſich auf keine weiteren Verhandlungen eher einlaſſen, bis Preußen zugeſichert habe, das Recht Dänemarks zur Sundzollerhebung überhaupt anzuerkennen. Preußen ſchlug das ab, und weil nun die Sache ernſter wurde, nahm man zu einem andern Mittel ſeine Zuflucht. Der alte König von Dänemark, Friedrich VI. ſchrieb einen kläglichen Brief an den König Friedrich Wilhelm III., den er beweglich bat, ihm die letzten Augenblicke ſeines Lebens nicht zu verbittern, ſondern die peinliche Sache vorläufig ruhen zu laſſen.

Bei einem freien Volke und deſſen nationaler Regierung würde man ſchwerlich dieſe ſonderbare Bitte berückſichtigt haben, ein abſoluter Herrſcher durfte jedoch anders urtheilen. Die Verhandlungen ruhten wirklich, und es traten vertrauliche Mittheilungen ein, die ſich Jahre lang fortgeſetzt um den Vorſchlag drehten, den Zoll abzulöſen; aber man mußte ſich endlich überzeugen, daß man in Kopenhagen nur das alte Spiel trieb. Nach und nach wurde

man empfindlich und nahm eine ſtärkere Sprache an. Der Graf von Bülow, welcher ſeit 1842 in Kopenhagen unterhandelte, ſtellte das Begehren die Zollſätze vieler Artikel des Tarifs von Chriſtianopel überhaupt zu ermäßigen, (namentlich rohe Baumwolle, welche jetzt 4 Procent zahlt;) die nicht im Tarif benannten Artikel auf 1 Procent vom Werth feſtzuſtellen; endlich die übermäßigen Gebühren und vertragswidrigen Gebräuche der Zollerhebung zu beſeitigen. Zugleich ſollten die Anſprüche der pommerſchen Städte auf Zollfreiheit geltend gemacht werden.

Inzwiſchen hatten Schweden und Dänemark ebenfalls Unterhandlungen geführt und 1841 Verträge auf 10 Jahre geſchloſſen, welche manche Milderungen der höchſten Tarifſätze erwirkten, allein noch weit mehr zu wünſchen übrig ließen. Dänemark behauptete nun, daß es durch dieſe Verträge gebunden, nicht mehr thun könne, als was es gethan, weitere Modificationen des Sundzolls daher unzuläſſig wären. Die Verhandlungen wurden von Preußen im Frühjahr 1845 abgebrochen, und die preußiſche Allgemeine Zeitung brachte einen officiellen Artikel, deſſen kräftige feſte Sprache in ganz Deutſchland Freude und Anerkennung hervorrief. Mit dürren Worten wurde der däniſchen

Regierung hier ihr System der Täuschungen vorgehalten, auch ihr ohne Weiteres gesagt, daß man überzeugt sei, sie werde nie dem Rechte und einer aufgeklärten Politik Folge leisten, sondern einzig nur der Kraft zwingender äußerer Verhältnisse nachgeben, die man herbeizuführen wissen werde.

Dieser drohenden Sprache ist aber leider nicht die That gefolgt, und bei erneuten Unterhandlungen in Berlin, welche Graf Reventlow-Criminil leitete, hat sich Preußen dazu verstanden, einen Vertrag bis zum Jahre 1851 abzuschließen, der ihm nicht den geringsten Vortheil gewährt. Die angelegentlichen Bemühungen der Dänen, auf längere Zeit zu contrahiren, sind allerdings gescheitert, denn ersichtlich ist es Preußens Absicht, vereint mit England und Schweden, wenn nicht auch mit Beihülfe Rußlands und Amerika's, im Jahr 1851 eine durchgreifende Aenderung zu erwirken, weil man überzeugt ist, alleinstehend nichts erzielen zu können. Da jedoch der Vertrag keinen Vortheil brachte, so wäre es besser gewesen, ihn gar nicht zu schließen und der drohenden Sprache, die man geführt, wenigstens durch ein consequentes Verharren in zurückgezogener Stellung einige moralische Kraft zu bewahren.

Wäre Preußen und der Zollverein bis zur Nordsee vorgedrungen, schützte ein System von Differenzzöllen unseren Seehandel und gäbe mit der wachsenden Blüthe unsrer Marine dies uns mehr Mittel zu Repressalien, als wir sie jetzt besitzen, so würde Dänemark sich jedenfalls nachgiebiger zeigen. Nur zwingende äußere Umstände, wie die preußische Regierung ganz richtig sagt, wird die dänische Regierung bewegen können, eine aufgeklärte Politik zu befolgen, aber unter allen Umständen könnte keines überzeugender sein, als die bestimmte Erklärung, den schimpflichen Zoll nicht länger bezahlen wollen, natürlich aber müßte man dies mit den Waffen in der Hand nöthigenfalls unterstützen können.

Als im Jahre 1843 der Staatssecretär der Nordamerikanischen Freistaaten, Herr Upschur, im Repräsentantenhause sagte: „Dänemark erhebt bis auf diesen Tag ohne irgend einen Rechtstitel eine überaus sonderbare Abgabe von allen Waaren, die den Sund ein- und ausgehen, für den es nirgend ein Prinzip des Natur- oder Völkerrechts geltend machen kann, noch irgend einen Dienst leistet, ja nicht einmal den Anspruch besitzt, den die Macht geben kann. Groß und allgemein ist

die Unzufriedenheit, welche alle beim Oſtſeehandel betheiligten Nationen über dieſe demüthigende Kontribution empfinden. Ich erlaube mir hier anzuzeigen, daß für die vereinigten Staaten die Zeit gekommen iſt, wo ſie einen entſcheidenden Schritt thun können, unſeren Oſtſeehandel von dieſer Bedrückung zu befreien.“ da kam über Dänemark ein plötzliches Schrecken, — denn Nordamerika hat keinen Vertrag, aber es hat Kriegsſchiffe und Willenskraft, ſeine Drohungen wahr zu machen. Eine Zeit lang war man ſehr beſtürzt über das Gerücht, daß ein Linienſchiff und eine Fregatte beſtimmt ſeien eine Anzahl amerikaniſcher Schiffe unter Convoi durch den Sund zu führen, was vielleicht nur darum nicht wahr geworden iſt, weil der amerikaniſche Handel nach der Oſtſee nicht bedeutend genug iſt. Die kriegeriſche patriotiſche Partei in Kopenhagen erhob allerdings einen mörderiſchen Lärm, wies auf die Flotte im Holm und ſprach von den glühenden Kugeln der Kronburger Kanonen, allein dieſe Kanonen reichen nicht einmal bis auf die Mitte des Sundes und was die Flotte betrifft, ſo iſt ſie allerdings vorhanden, aber eine einzige Ausrüſtung würde die Kräfte des Staats erſchöpfen, und welche Erfolge könnte

man denn erwarten, wenn es einer großen Macht Ernſt wäre, dem Sundzoll ſich nicht länger zu fügen?! Ich bin überzeugt, daß wenn Preußen, ohne Flotte wie es iſt, mit ernſtlichem Willen den Vertrag gekündigt hätte, unſeren Handelsſchiffen kein großes Leid geſchehen ſein würde. — Man erzählte mir, daß der preußiſche Conſul dem Kommandanten des däniſchen Wachtſchiffes bei Helſingör einmal Aehnliches geſagt und gefragt habe, was er thun würde, wenn ein preußiſches Schiff unter ſeiner Flagge alsdann bei Heſingör vorüber ſegeln würde. Man erwiderte ihm, daß man es verſuchen ſolle um zu erfahren, wie die Inſtruktion laute; allein trotz dieſer ſtolzen Antwort würde man ſich wahrſcheinlich doch ſehr hüten, es in den Grund zu bohren. — Jetzt darf kein Schiff zu weit nach der ſchwediſchen Küſte abweichen, ohne mit blinden und wenn dies nichts fruchtet, mit ſcharfen Schüſſen an die Zollſtätte geholt zu werden. Die Kapitaine müſſen ans Land und ihre Papiere vorlegen, jedes Schiff muß ſeinen Commiſſionair haben, der den Zoll entrichtet und dafür gutſagt; allerlei widerrechtliche Gebühren und Abgaben werden für die Expedition bezahlt, hohe Proviſionen drücken den Handel, aus jedem Um-

ſtande ſucht man Vortheile zu ziehen, und ſo iſt dies ganze Zöllnerweſen am Sunde ein beſchämendes Bild gehäufter Uebel, die nur dadurch ſich erhalten, weil gegenſeitige Handelseiferſucht und politiſche Einflüſſe der Rechtsloſigkeit behülflich ſind. Hierin liegt die einzige Löſung der Frage, wie es möglich war, daß die mächtigſten Nationen der Erde ſich dem kleinen Könige am Sunde bis auf dieſen Tag tributpflichtig machen konnten, und eine Tyrannei ertragen, welche ſtets bedrückender, läſtiger und mit dem Rechtsgefühl der Zeit unvereinbarer wird. Aber die Politik der Fürſten und Cabinete, die das Wohl der Völker den Intereſſen ihrer Macht unterordnet, iſt eine Art Saturn, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, damit ſie nicht groß wachſen. Rußland, das nicht geringen Antheil an dem Oſtſeehandel hat, und deſſen Angehörige eben ſo wohl die Laſt der däniſchen Steuer tragen, iſt nicht allein bis jetzt völlig gleichgültig bei der Sundzollfrage geblieben, ſein Einfluß hat vielmehr den Beſtrebungen Preußens entgegengearbeitet, weil das kaiſerliche Haus ſeine politiſchen Combinationen um den Thron in Kopenhagen ſchlingt, und ſeine ſtets geöffnete eiſerne Hand ſich beuteluſtig gegen das ganze Becken der

Oſtſee ausſtreckt. Einen kaiſerlichen Schwiegerſohn in Dänemark herrſchen zu ſehen, dieſen Plan hat das Schickſal vernichtet, aber der König dieſer Inſeln und Halbinſeln iſt jedenfalls ein wichtiger Verbündeter. Was dann die alte Verwandtſchaft, dieſe Entſproſſenheit aus einem Stamm, noch ferner gebären wird, wenn der Czaar mit ſeinen Anſprüchen auf die Erbſchaft der Gottorfer, auf Kiel und den ganzen herzoglichen Antheil hervortritt, das iſt gefährlich drohend genug, um auch in Deutſchland verſtanden zu werden.

Der Sundzoll iſt aber auch ein wichtiges Mittel, die Entwicklung des deutſchen Handels und der deutſchen Seegeltung zu hemmen, die Handelsflotte der deutſchen Oſtſeeküſte zu verkümmern und den Handelsplätzen empfindlichen Schaden zuzufügen. Daß in den letzten Jahren die preußiſche Marine abgenommen hat, ſtatt ſich zu vermehren, iſt zum guten Theil eine Folge davon, zu der ſich freilich auch andere Uebel geſellen. Mit eiferſüchtigen Augen bewacht Rußland alle deutſchen Verhältniſſe, am meiſten aber die Vermehrung des deutſchen Handels auf der Oſtſee, und hierin findet auch England einen Widerhaken, der ſein eignes Fleiſch berührt und es nachſichtiger macht gegen die

Steuern am Sunde, als es seinen wahren Interessen nach sein sollte. Weizen und Bauholz, die beiden Hauptausfuhrartikel der Ostsee nach England, tragen einen Zoll bis 48 Stüver, allein England hat dagegen sich einen Vortheil ausbedungen, der offenbar für seine Spinnereien berechnet ist, denn der rohen Baumwolle ist durch einen Zollsatz von 4 Procent die Ostsee so gut wie verschlossen, und alle Einfuhr fast unmöglich gemacht. Dennoch ist in England die Stimmung des Handelsstandes durchaus gegen den Sundzoll, dessen Nachtheile man sehr wohl erkennt. Man beurtheilt den in Helsingör 1841 abgeschlossenen Vertrag ganz, wie er es verdient, als eine England unwürdige Nachgiebigkeit, doch die Politik des Cabinets ist gegen den Zollverein gerichtet, und welche Nachtheile könnten erwachsen, wenn die deutschen Schiffe der Ostsee, die jetzt zum allergrößten Theil nur von der Art sind, um nach England hinüber Getreide und Holz zu fahren, wenn diese, bei Sundzollfreiheit und unter Schutz einer Navigationsakte, sich zu Fahrzeugen umgestalteten, welche den Markt in Amerika aufsuchten und von dort selbst die Colonialwaaren holten, welche jetzt Englands Magazine aus zweiter Hand

nach Deutschland liefern. Kaum vierzig deutsche Ostseeschiffe steuern jetzt über die europäischen Meere hinaus, ihre Zahl würde sich jedoch verzehnfachen, und England kennt die natürlichen Vortheile der Ostsee, es kennt den Unternehmungsgeist der deutschen Kaufleute, die Tüchtigkeit der Matrosen, die Bildungsfähigkeit des Volks; es kennt auch das erwachende Nationalbewußtsein, den Drang, der uns wieder dem Meere zuführt, und das ehrgeizige Verlangen, unsere Stellung und unseren Antheil in der Reihe der weltherrschenden Völker einzunehmen. Dies ist der Grund, weßhalb es den Sundzoll duldet, allein es ist zu erwarten, daß es beim Ablauf des jetzigen Traktats, im Jahre 1851, mit Preußen gemeinsame Sache machen wird; denn die öffentliche Stimme in England, die so mächtig dort ist, wird ihm das Aufgeben einer eifersüchtigen Politik gebieten, die zu klein für Englands Größe, zu verletzend für das Nationalgefühl, zu gemeinschädlich für den eignen Handel und für sein Volk ist. Sobald in England eine solche Aenderung der Cabinetsansichten eintritt, ist es um den Sundzoll geschehen, und welche unter den handelstreibenden Nationen würde nicht in den Beifallsruf einstimmen? Geschieht dies

nicht, ſo hat Preußen ſelbſt das Mittel in der Hand, durch Differenzzölle auf alle däniſchen Schiffe in preußiſchen Häfen Dänemark zur Einſicht zu bringen. Dies Mittel hätte man freilich ſchon jetzt anwenden müſſen, denn man dürfte nur ernſtlich wollen, ſo wäre der Sundzoll unhaltbar. „Wäre England, Frankreich, ſelbſt Oeſterreich ſo ſchwer bedrängt durch dieſen Zoll, als die deutſche Oſtſeeküſte“, ſagt Scherer in ſeinem Buche, „ſie hätten längſt dieſen Weg eingeſchlagen! Und dieſe ſchwere aber gerechte Anklage findet leider allzuſehr ihre Beſtätigung einzig nur darum, weil man in Preußen die Freihandelstheorie anbetet, und ihr alle Gebote der Selbſterhaltung opfert. Wenn Dänemark einmal aus ſeinem Gewirr von Unrecht und Eigenliebe herausgetreten iſt, muß es der Stimme Raum geben, die ein Widerhall der allgemeinen Gerechtigkeitsforderung unſerer Zeit und Cultur iſt, welche Gewaltthat und Willkür immer entſchiedener verwirft. Aber Dänemark wird in anderer Weiſe auch von der Aufhebung dieſer drückenden Steuer Vortheile ziehen, die mit der Zeit ihm mehr erſetzen müſſen, als es verliert. Rechtmäßig kann es für Leuchtfeuer, Seebaken und Meerespolizei eine Abgabe erheben, welche mit

Billigkeit veranſchlagt, ihm durch die wachſende Handelsthätigkeit der Oſtſee eine reichliche Einnahme zuwendet. Schon der Vertrag von 1841, welcher die Einfuhr von Kaffe, Zucker, Baumwollenwaaren, Farbehölzern und einigen anderen Artikeln ein wenig erleichterte, hat eine ſteigende Vermehrung der Schiffe im Sunde bewirkt. Im Jahre 1815 zählte man 8815 Schiffe; 1830 deren 12,946; 1840 15,662; 1844 aber 17,332, und ganz ohne Zweifel würde ſich dieſe Zunahme noch bedeutend erhöhen, wenn der Sundzoll gänzlich fiele. Dann erſt erhält die Oſtſee ihre wahrhafte Bedeutſamkeit für den europäiſchen Norden. Dänemark hat jetzt ſchon durch ſeine Leuchtfeuer und Bakengelder einen Jahresgewinn von 150 bis 200,000 Thaler, weit höher noch muß es die Vortheile anſchlagen, welche es durch die Befreiung ſeiner eigenen Angehörigen vom Sundzolle zu ziehen vermag. Jetzt müſſen die Dänen ſowohl wie alle andere Nationen den Sundzoll entrichten, und Kopenhagens Handel leidet dadurch außerordentlich. Der Handelsſtand in Dänemark würde die Aufhebung des Sundzolls mit Freude vernehmen, und nur die, welche vorurtheilsvoll in jener Einnahme ein däniſches Nationalrecht erblicken, wollen

nichts von einem Aufgeben ſelbſt, nichts von einer Ablöſung wiſſen, zu der man ſich, ungeachtet der bitteren Vorwürfe der deutſchen Preſſe, von Seiten Preußens herbeiließ, obwohl nicht der geringſte Grund dazu vorhanden war, ſich zu ſolchen Opfern zur verſtehen. Hätte man den Willen und den Muth gehabt, zu handeln, ſtatt leere Drohungen auszuſtoßen, über welche man in Kopenhagen, wo man ſeine Leute kennt, noch jetzt ſich ergötzt, ſo würde den übermüthigen Herrn, die ſo ſtolz auf Deutſchland herabſehen, das Lachen bald vergangen ſein. Allein dazu gehört ein nationales Handels- und Staatsſyſtem, ein Aufgeben der Bevormundung, ein freies Entwickeln der Volkskraft und des Volkswillens, deſſen Macht eine ganz andere Achtung einflößt als die, welche der bloße Beamtenſtaat jemals in unſerer Zeit erringen kann. So wird der Sundzoll denn wohl unſere Nacken belaſten, bis entweder ein fremdes Volk uns davon erlöſ't, oder bis es in Deutſchland anders geworden iſt.

Der Sturm, welcher den Geiſer auf ſeiner Fahrt aus dem Hafen begleitet hatte, hielt an. Kämpfend mit Wogen und Wind kamen wir freilich nicht ſo ſchnell wie gewöhnlich vorwärts, aber die Leucht-

thürme an der ſchwediſchen Küſte, deren Feuerkränze auftauchten und an uns vorüberzogen, waren Wegemeſſer, welche uns deutlich zeigten, daß wir noch immer raſch genug uns fortbewegten. Die kleine Anzahl der Reiſenden ward inzwiſchen bald von der Seekrankheit decimirt und die meiſten kamen nicht eher wieder zum Vorſchein, bis das Schiff zwiſchen den Molen von Swinemünde im ruhigen Waſſer ſchwamm. Je weiter wir zwiſchen den Inſeln hinaus in die Oſtſee kamen, um ſo heftiger und fataler ward das Schwanken des Schiffs, das nach allen Seiten hin und hergeworfen, häufig von Wellen getroffen ward, die über ſeine Buge ſchlugen, und ihre Waſſerſchauer bis auf das Hinterdeck führten. Ein Dampfſchiff, das bald ſeine Rauchſäulen in ängſtlichen Tönen ausſtößt, bald mit einem Rade in der Luft arbeitet; das, ohne vom Segeldruck gehalten zu werden, ſich hier- und dorthin wiegt, während der Wind in ſeinen Ketten und Eiſenſtangen grauenhaft wimmert, iſt bei Sturmwetter ein ärgerer Aufenthalt, als ein Segelſchiff, das weit regelmäßiger ſich hebt und ſenkt und weit minder den unangenehmen Seitenbewegungen ausgeſetzt iſt. In der Nordſee, deren Wogen wie Berge von Metall aufſteigen,

weil eine tiefe mächtige Masse vom Winde gehoben wird, ist die Bewegung überhaupt minder unangenehm, wie in der Ostsee, deren kurze Welle die Schiffe in einer unausgesetzt fieberhaften Unruhe erhält. Es kömmt daher vor, daß alle Seeleute, welche die Stürme des Weltmeers ganz wohl bestanden, bei einem Ostseesturme krank werden, und diese Krankheit ist lächerlich, ekelhaft und doch so entsetzlich peinigend, daß für die Meisten jede Seereise ein Gegenstand des Schreckens und der furchtbarsten Qual wird. Gestorben sind wohl nur wenige daran, es sei denn, daß das entsetzliche Würgen Erstickungs- und Schlaganfälle herbeiführt; aber zu blutigen Erbrechungen kommen viele und unglücklicher Weise giebt es kein anderes Heilmittel, als das feste Land, oder die Alles überwindende Gewohnheit.

Der wilde Nordwestwind, welcher die Ostsee diesmal aufwühlte, war uns fast ganz entgegen, doch trotz seiner rauhen Heftigkeit und des nassen Decks zog ich es, wie alle die wenigen Gesunden, doch vor, so lange als möglich im Freien zu bleiben, als im unteren Schiffsraume eine Lagerstätte zu suchen, wo das Röcheln der Kranken die ganze lange Nacht nicht aufhörte. In der Mor-

genfrühe um 4 oder 5 Uhr ſollte der Geiſer Swinemünde erreichen; aber es war 3 Uhr Nachmittag, als wir endlich in die Obermündung einliefen, und die letzten der diesjährigen Badegäſte mitnahmen, welche den ganzen Tag über ängſtlich auf das ausbleibende Schiffe gewarten hatten.

Welch ein Unterſchied zwiſchen der drei Meilen breiten prächtige Elbmündung und dieſem ſchmalen Oderarme! Eine andere Naturbildung dieſer norddeutſchen Küſte bedingt ein anderes Stromſyſtem. In großen Seebecken, den Haffs, ſammeln ſich die niederſtrömenden Waſſer, und fließen von dort dem Meere zu durch Wieſengelände, die ſich kaum ein paar Fuß über ihrem Spiegel erheben, und zwar nicht regelmäßig, durch Ebbe und Fluth, wohl aber zur Frühjahrszeit anhaltenden Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind. Hier iſt nicht, wie bei der Elbe, ein grade und ſchnelllaufender Strom. Die Oder windet ſich durch ihr Delta in drei Armen, ſetzt überall ihre Sandmaſſen ab, welche ſie aus höheren Gegenden mitbringt und macht unausgeſetzte Baggerarbeit nöthig, um die Schifffahrt frei zu erhalten. Die Regierung hat außerordentlich viel gethan, um dieſe Hauptmündung der Oder, die Swine, zu verbeſſern. Die prächtigen Molen

mit ihrem Leuchtthurm koſten ungeheure Summen, das ewige Aufräumen durch mehrere Dampfbagger erfordert unausgeſetzte Ausgaben, dafür aber hat der Handel Stettins und die Schifffahrt auch bedeutend zugenommen und wiewohl unter ſo manchen drückenden Umſtänden langſam, hebt ſich doch auch die Dampf- und Küſtenſchifffahrt, zu deren Unterſtützung man mehr thun ſollte, als was jetzt dafür geſchieht. Das Eine muß mit dem Anderen gehen. Die Eiſenbahn nach Berlin bringt im Sommer jetzt weit mehr Bewohner des Binnenlandes in die Seebäder und zu Luſtfahrten nach Rügen, als früher; der ſtärkere Handelsverkehr macht eine Zahl von Dampfern zum Schleppen der Frachtſchiffe nöthig, die hier um ſo mehr Beſchäftigung finden müſſen, als anderswo, wenn ſie billig ſind, weil die Oder zu ſchmal iſt, um großen Schiffen das Hinauffahren nach Stettin ſo zu erleichtern, wie auf den Strömen der Nordſee. Hier iſt kein Raum zum Kreuzen, auch kömmt keine Fluth, welche den Schiffen ſtromaufwärts hülfe; aber die Dampfſchifffahrt liegt auf der Oder noch ſehr darnieder. Vier oder fünf ſchwache Dampfer ſind Alles, was man beſitzt. Eine regelmäßige Küſtenverbindung beſteht nur mit Stralſund; mit Col-

berg, Danzig und Königsberg gar keine. Die Ufer der Oſtſee ſind arm und öde; ein Privatmann kann aus ſpeculativen Unternehmungen keinerlei Vortheil hoffen, wohl aber der Staat, wenn er die Saat ausſtreut und deren Gedeihen überwacht.

Durch die anhaltenden Baggerarbeiten iſt es jetzt gelungen, daß Schiffe, welche bis 12 Fuß tief gehen, nach Stettin fahren können, ohne zu lichten; früher konnte keines, das über 7 Fuß ging, hinaufkommen und die Leichterarbeit machte viele Koſten, vertheuerte die Waaren und lähmte den Handel. Jetzt hat Stettin 220 eigene Schiffe, ein ſpeculativer Geiſt bewegt die Kaufmannſchaft, der die Hälfte der pommerſchen Nationalbank ſehr zu Statten kommt, da gerade Mangel an Kapital hier vieles hindert. Im Jahre 1844 liefen in Swinemünde ein: 1712 Schiffe von 118,654 Laſt; 1685 von 117,216 Laſten liefen aus. Stettin beſitzt ſomit ungefähr die Hälfte des Verkehrs, den Hamburg nach ein- und auslaufenden Schiffen und Laſtenvermeſſung zeigt, und ungefähr eben ſo viel, wie Bremen. Es iſt der größte deutſche Handelsplatz jetzt an der Oſtſee, und auch der regſamſte, und dieſe Regſamkeit verbunden mit ſeiner vortheilhaften Lage und Verbindung mit Berlin und Mittel-

deutſchland, hat nicht allein bewirkt, daß es Danzig überflügelte, ſondern wird in der Folge, bei größerem Schutz und vermehrter Freiheit, auch ſicher eine viel höhere Blüthe hervorrufen.

In der Nähe Stettins ankerte die große eiſerne Dampffregatte, der preußiſche Adler, welche auf Koſten der Regierung in England gebaut und zum Poſtdienſt zwiſchen Stettin und Petersburg beſtimmt war. Das Schiff hatte vor kurzem eine ſo unglückliche Probefahrt gemacht, daß es die Regierung zur Dispoſition der engliſchen Erbauer ſtellen mußte. Däniſche Seeoffiziere erzählten mir ſchon in Kopenhagen von dieſem untauglichen Fahrzeuge, das bei ſeinem ſchlechten Seegange ſo viel Waſſer über Bord erhalten und ſo langſam vorwärts gekommen war, daß der Geiſer vier oder fünf Stunden früher die Oder erreichte. Man wunderte ſich nicht über die Untauglichkeit des Adlers, den man für viel zu groß für die Oder erklärte, und dieſe Angabe fand ich hier beſtätigt durch die Bemerkungen eines unterrichteten Mannes von Fach. Ein Dampfſchiff von 350 Pferde Kraft muß einen größeren Tiefgang haben als 11 Fuß, dies iſt aber das Höchſte, was ein Schiff auf der Oder haben darf. Der Adler beſaß gute Maſchinen und war

ſchön eingerichtet, aber er war unten zu rund gebaut, gehorchte darum dem Steuer nicht, und lag zu flach. Die Dänen und praktiſche Männer behaupteten einſtimmig, daß überdies die Oſtſee ganz und gar nicht für eiſerne Dampfboote tauge, weil ſie zu viel Schlamm an die Schiffe ſetzte, welche jährlich auf Werft gebracht und gereinigt werden müßten, was bei eiſernen Schiffen nicht leicht ſei. Man rieth hin und her, was die preußiſche Regierung bewogen haben könnte ein ſo unpraktiſches Material zu wählen, und fand als einzigen Grund den, daß eiſerne Schiffe nicht ſo tief gehen wie hölzerne; aber als Laie konnte ich ihnen nicht Unrecht geben, wenn ſie behaupteten, daß Dampffregatten von ſolcher Größe, dennoch nie auf der Oder fahren könnten, wenn ſie nach allen Regeln der Schiffbaukunſt ausgeführt, ſchöne, ſtarke und ſchnelle Schiffe ſein ſollten. Auf der Weichſel mag dies paſſen, die Oder kann keine Dampfer über 200 Pferdekraft brauchen, und gerade dieſe ſind es auch, welche Preußen am beſten benutzen könnte. Würden mit 6 Schiffen von dieſer Größe die Verbindungen mit Rußland, Schweden, Dänemark und England unterhalten, ſo legte der Staat damit den Grund zu einer Dampfmarine, erzöge ſich Offiziere

und Matrosen, und wendete keine Kosten auf, die sich nicht reichlich belohnten.

Mitten im Abenddunkel kamen wir endlich nach Stettin. Die Schiffsglocke mußte unaufhörlich geläutet werden, um andere Schiffe und Boote zu warnen; es regnete heftig und Jedermann war begierig ans Land zu kommen. Der erste Mensch, den ich in Swinemünde am Ufer uns erwartend erblickt hatte, war ein Gensdarm gewesen, dann kamen Zollbeamten an Bord, ein Mann der Polizei revidirte die Pässe. Hier fiel kaum die Brücke, als eine ganze Schaar Zöllner aufs Schiff sprang, den Ausgang besetzte und nun die Durchsuchung der Kisten und Kasten begann. Mitten in Nacht und Regen auf dem überschwemmten Deck ohne Schutz vor dem Wetter, mußten die Koffer geöffnet werden, und ich wurde um so mehr kleinlaut über die Strenge dieser Visitation, da ich mehreren Dänen versichert hatte, man gehe in Preußen wenigstens so schonend wie möglich bei Ausübung des widerlichen Amtes um. Ich muß jedoch gestehen, daß ich in Kopenhagen ungleich größere Schonung gefunden habe, und konnte nun erst die Klagen begreifen, welche reisende Russen über die Durchwühlung ihrer Sachen in Stettin früher

ſchon gegen mich führten, indem ſie verſicherten, daß, wenn auch Schiffe von Petersburg nach Stettin künftig führen, dennoch die meiſten den Weg über Lübeck vorziehen würden, wo man keine Hand an ihre Koffer lege und keinerlei Zoll- und Paßplackerei ſie erwarte. Ich kann es den geärgerten Leuten nicht verdenken und wünſche nur, man möge endlich in der ganzen Welt dahin kommen, wo man in Lübeck und Hamburg iſt, und ſich wohl dabei befindet.

Am nächſten Tage fuhr ich mit der Eiſenbahn in vier Stunden nach Berlin, begleitet von mehreren Dänen, die Vormittags Berlin, Nachmittags Potsdam, am Abend das Opernhaus ſehen und die Lind darin ſingen hören, am nächſten Morgen aber nach Stettin und Mittags mit dem Geiſer nach Kopenhagen zurückkehren wollten. Das Alles kann man jetzt in 24 Stunden mit Hülfe der neuen Hebel der Menſchheit, mit Dampfſchiffen und Eiſenbahnen, in denen die Zukunft des Menſchengeſchlechts ruht, das immer von Neuem ſeinen Meſſias erwartet.